This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

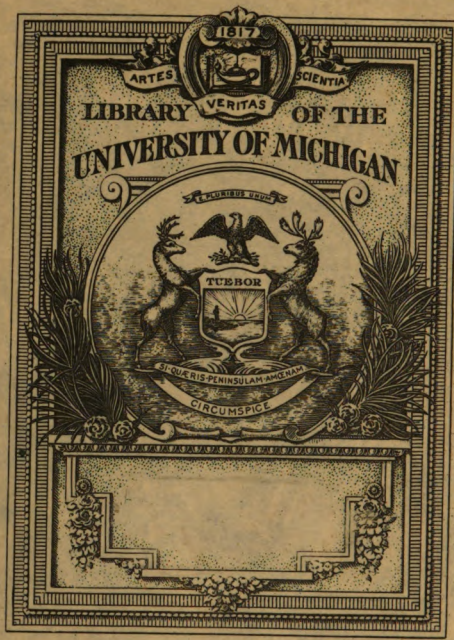
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

rge C. Schemm



THE GIFT OF
Dr. F. R. Schemm

Digitized by Google

838
S327m
1884

Menschliche Tragikomödie.

Neunter Band.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Neunter Band.

Vergänglichkeit! wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel münden alle Quellen ....
Lenau.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gift
Dr. F. R. Schemm
5-2-31

A.G.J. 6-18-31

Inhalt des neunten Bandes.

	Seite
Karoline von England	1
Ein deutscher Dichter	61
Der todte Millionenmann und die falsche Braut	102
Der Decemberschrecken	130

Digitized by Google

Digitized by Google

Karoline von England.

Charles to his people, Henry to his wife,
In him the double tyrant starts to life.
Byron, „Windsor poetics“.

1.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.“

Das wurde eines Tages, so um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gesagt. Der es sagte, war ein luftiger Franzos, irgendeiner jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laster von Paris an den deutschen Höfen theoretisch und praktisch lehrten und an welche die deutschen Fürsten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verschwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, sind der einzige Fremde unter uns.“ Der sich das sagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eine der trübseligsten Figuren deutscher Unglücksgeschichte. In der That, er war in seinem eigenen Schlosse, an seiner eigenen Tafel der einzige „Fremde“, d. h. der einzige Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein so ganz in der Franzoserei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte sich vonseiten eines französischen Schmarotzers eine so namenlose Frechheit bieten lassen. Die ganze Erniedrigung der deutschen Aristokratie im Dienste der französischen Mode ist in der angeführten Phrase ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunschweig erscheint überall als ein vollkommener Adept der französischen Bildung, wie sie zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit

Digitized by Google

der Pompadour und Dubarry durch den Marschall Richelieu typisch repräsentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jenen liberalen Tik, welcher ja in der Epoche des „erleuchteten" Despotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum sich erhebenden Dynasten fehlen durfte. Eben im Sinne dieses erleuchteten Despotismus hat er manches die materielle und geistige Kultur seines Ländchens Fördernde gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Hessen in Deutschland der zweitgrößte Händler mit Menschenfleisch. In den Jahren 1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunschweiger Seelen [1]).

1) Am schwunghaftesten wurde, wie jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutsche Fürsten während des amerikanisch-englischen Krieges betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben gestützt, im 6. Band seiner „Staatsanzeigen" die Rechnung gestellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verschacherte Landeskinder in die Beutel deutscher Fürsten fielen. Nämlich an:

Hessen-Kassel	2,600,000	Pfd.	Sterl.
Braunschweig	780,000	„	„
Hannover	448,000	„	„
Hanau	335,150	„	„
Anspach	305,400	„	„
Waldeck	122,670	„	„
Verschiedene	535,400	„	„
	5,126,620	Pfd. St.	od. 34,177,466 Thlr.

Kuriositätshalber will ich anmerken, daß dieser über alle maßen gräuliche und schmachvolle Menschenhandel in dem charakterlosen Rhetor Johannes von Müller einen Beschöniger gefunden hat. Als derselbe 1781 Professor in Kassel geworden war, apostrophirte er in seiner Antrittsrede die Zuhörer also: „Wenn ihr gierig forschet, wie die Hessen . . . jenseits des Weltmeeres bald glorreich gefallen bald ruhmvoll gesiegt — dann stammst du von den alten Katten; deine Adelsprobe ist, daß du ihnen gleichstehst." Mit vollem Rechte rief der Verfasser der 1797 als eine der Entgegnungen auf die göthe-schiller'schen Xenien erschienenen „Dornenstücke" empört aus:

„Wer kann es seh'n und hören, wie noch stets
Der Dienst- und Menschenhandel bei uns gilt
Und selbst ein Schweizer diese Schandthat frech
Mit Rednerfloskeln zu bedecken sucht?"

Digitized by Google

Aus dem siebenjährigen Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über seine wirkliche Befähigung ging und zum größten Theil in der persönlichen Vorliebe wurzelte, welche sein Ohm, der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Lösung einer großen militärischen Aufgabe berufen war, zeigte sich sofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußisch-österreichische Heer übernommen hatte. Er sah diesen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militärischen Spaziergang" an, glaubte überhaupt die französische Revolution mit den kleinen „Fineſſen" des preußischen Gamaschenknopf- und altfritzigen Zopfthums besiegen zu können und gelangte dann auch zu den bekannten schmählichen Resultaten, wie sie seiner Plan- und Energielosigkeit vollkommen entsprachen. Trotz dieser herben Erfahrung ließ man dem in seinen altfritzigen Einbildungen versteinerten Herzog auch 1806 die preußische Oberbefehlshaberschaft gegen Napoleon. Als dieser heranzog, war der alte Mann bekanntlich so rathlos, daß die Schlacht von Auerstädt und Jena verloren gewesen ist, bevor sie recht begonnen hatte. Eine der ersten von französischer Seite bei Auerstädt abgefeuerten Flintenkugeln schlug dem Herzog beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf dänisches Gebiet starb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottensee im Wahnsinn, im Elend [1]).

Ueberwiegend sinnlicher Natur, hatte der Fürst von frühauf bis zuletzt dem französischen Evangelium der Frivolität und Genußsucht nachgelebt. Kein Wunder daher,

1) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten seines Generalstabs und ohne sich irgendwie in feindlichem Gedränge zu befinden, von einem feindlichen Schützen so schrecklich verwundet wurde, erschien so ungewöhnlich und seltsam, daß man nicht ohne Grund die Vermuthung aufgestellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzos Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleons hatte, habe verrätherischer Weise den räthselhaften Schuß veranlasst.

Digitized by Google

daß der zügellose Sultanismus, welcher im 18. Jahrhundert die deutschen Fürstinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunschweig guter Ton war. Herzog Karl hatte sich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguste, der Schwester König Georgs des Dritten von England, vermählt. Die Prinzessin war nicht sehr hübsch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber sie brachte ihrem Gemahl einen Brautschatz von 80,000 Pfund und ein englisch-hannover'sches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geschlecht! Der älteste Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödsinnig und nur der jüngste, Friedrich Wilhelm, mehrte den alten Ruf des welfischen Hauses mittels seiner glorreichen i. J. 1809 von Sachsen bis zur Nordsee mitten durch französische Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittels seines noch glorreicheren Heldentodes bei Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguste und Karoline. Die Geschicke der letzteren werden wir erzählen; von der ersteren sagen wir nur, daß sie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen ersten König von Württemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schlosse Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, dessen Einzelnheiten noch nicht historisch festgestellt sind. Die Sage raunt, die Prinzessin habe denselben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robsart in Scotts „Kenilworth".

Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth ward geboren am 17. Mai 1768. Ihre Erziehung war so, wie sie bei der Geistesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Gespött ihrer Kinder gewesen ist, sein konnte. Herzog Karl glaubte seiner väterlichen Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er seine Tochter Karoline, wie ihre Geschwister, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im übrigen kümmerte er sich nicht um sie. Karoline war lebhaften Geistes und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, sondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte

Digitized by Google

sich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und gegen die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilsames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derselben wurde die Kleine zu nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufsetzte, eine um so eigenrichtigere, phantastischere Richtung nahmen diese Anlagen. So wurde sie, wie ihr gerechtester und mildester Beurtheiler treffend gesagt hat, eine „wilde Hummel". Man darf sogar weiter gehen und sagen, daß sie nicht allein zu einem Stück von einem „enfant terrible" aufwuchs, plauder- und zerstreuungssüchtig, fabulir- und lachlustig, sondern daß auch ihre Phantasie schon in Backfischjahren mit Anschauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichster Art gewesen sein mögen.

Denn es hatte unsere prinzessliche wilde Hummel ein paar Augen im Kopfe, die sehr schön, sehr groß, sehr kornblumenblau waren, aber auch sehr neugierig, sehr! und sich keineswegs immer sittsam gesenkt und abgewandt haben, wo sie es gesollt hätten. Diesen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrschende Hohlheit, Zerrüttung und Unsittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es ist wahr, das Maitressenwesen war ein förmlich und officiell anerkannter Bestandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß diese Schmach nicht nur auf die fürstlichen Männer, sondern auch auf die fürstlichen Frauen und Töchter jener Zeit in sehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vorstellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürstlichen Ehe musste sich die junge Karoline bilden, wenn sie auf das Gebaren dessen blickte, welcher für sie ein Muster und Beispiel hätte sein sollen! Herzog Karl hatte von einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reise als Favorit-Odaliske die reizende Contessa Branconi mitgebracht, mit

Digitized by Google

welcher später der anschmiegerliche Sankt Lavatus in seraphischen Schwärmereien sich erging. Die Nachfolgerin dieser italischen Kebse war ein Fräulein von Hartenfeld, welches im braunschweiger Schlosse residirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin selbst so zu sagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ sich von seinem intrikanten Adjutanten, dem Franzosen Montjoy, eine französische Komödiantin als Konkubine aufhängen und der einundsiebzigjährige Greis entblödete sich nicht, diese Buhldirne gemeinster Sorte im Feldzuge von 1806 mitzuschleppen. Ein glaubwürdiger Zeuge [1]) hat ausgesagt, es sei die allgemeine Ueberzeugung gewesen, daß die französische Beischläferin des Herzogs die Pläne und Entschließungen, d. h. die Rath- und Thatlosigkeit des preußischen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem sein mag, soviel ist gewiß, daß Karoline von Braunschweig in einem Hause aufwuchs, welches, wie mit wenigen, sehr wenigen Ausnahmen alle fürstlichen Häuser von damals, von der Pestluft der vornehmen Sittenlosigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber diesem Miasma zu bedeuten haben, daß man die Prinzessin mit einem Kreise von reifrocksteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenusses in die der Gottseligkeit sich hinüber gespielt hatten oder geschoben worden waren? Gar nichts oder nur Schlimmes. Denn die mürrische Zionswächterei, womit diese Duennen die junge Prinzessin langweilten und ärgerten, stachelte in ihr einen Widerspruchsgeist auf, der sich mitunter muthwillig genug äußerte. Missmuthig über den Zwiespalt, welcher zwischen den Eingebungen ihrer geschäftigen Phantasie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel sich Karoline darin, sich schlimmer darzustellen, als sie war, und ihrem natürlichen Hange zur Eulenspiegelei nachgebend

1) Graf Henckel von Donnersmark, „Erinnerungen aus meinem Leben" (1846), S. 42 fg.

Digitized by Google

setzte sie der engbrüstigen Konvenienz eine mehr absichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die sich der höfischen Anstandslehre zum Trotz etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todsünde in dieser Welt des Scheins und der Lüge ..... Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei so bestellter Denk- und Aeußerungsweise drüben in England ergehen, in diesem Urlande der Scheinheiligkeit und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, sehr schlimm!

Um so schlimmer, da Karoline ein Herz besaß, welches gesprochen hatte, bevor die Staatsraison es befahl. Bekanntlich sollen Prinzessinnen, wenn überhaupt, nur in diesem Falle lieben. Aber so ein kategorischer Imperativ der Unnatur hält eben nicht stand gegen die heißen Pulsschläge eines erwachten Mädchenherzens. Wissen wir nicht von einer sehr nahen Verwandten unserer Karoline, von einer deutschen Prinzessin, welche, zur Verlobung mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Korridore des Palastes lief, aufschreiend: „Meinen Trompeter lass' ich nicht!?" Ein hübscher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblasen, was beweis't, daß Kupido's Bogen unter andern Gestalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um aber in dem mythologischen Rokokobild zu bleiben, sagen wir, daß die junge Karoline besagten Bogen ebenfalls schwirren gehört und daß der von der Sehne geschnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es stets von Fremden wimmelte, und diese, wie wir sehen, dem Herzog ins Gesicht den Anspruch, die Einheimischen zu sein, erheben durften, lebte ein irischer Gentleman, der unter dem Fürsten im Felde gedient und sich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende persönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umständen leuchtender oder schmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerksamkeit pflegt

Digitized by Google

aber dem Manne, welchem sie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwischen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinsel und der Prinzessin Karoline Geständnisse der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauscht worden seien. Ein Urkundenbuch zu diesem historischen Roman, dessen Entwickelung die Staatsraison mit rauher Hand abschnitt, ist freilich meines Wissens nicht vorhanden; doch thut das seiner Glaubwürdigkeit im ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tausende von mehr oder weniger zarten wie von mehr oder weniger brutalen Thatsachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

2.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schlosse zu Braunschweig spielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalast König Georg der Dritte einen verhängnissvollen Einfall. Ein braver Herr, dieser dritte Georg, ein treuer Gatte und hausbackener Hausvater, daneben fürchterlich beschränkt an Geist, langsam von Begriffen, gegen alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindlich gesinnt[1]), von dem Bewusstsein

1) „He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!“
Found George the Third their first opponent.
Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want.“
Byron.

Digitized by Google

seines „droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht. Wie jedermann weiß, ist er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufsagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetische Lesart zu setzen: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt“ — da legte man ihm das Königshandwerk für immer und machte seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Diesen ging der Einfall an, welchen sein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, ist sehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. August 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor sich vermählt hatte — ist in einer sittenlosen Atmosphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachsen. Die zuchtlose Rohheit der Sitten, welche die Regierungszeit der beiden ersten George gekennzeichnet hatte, war wenigstens da und dort noch durch Episoden von ritterlicher, hochromantischer oder hochtragischer Natur unterbrochen worden[1]). Unter dem dritten Georg dagegen, dessen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig sich darstellten, als daß sie die englische Gesellschaft hätten beeinflussen können,

1) Die rührendste dieser Episoden ist meines Erachtens folgende. Nach Besiegung des großen jakobitischen Aufstandes von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawson processirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge schöne Braut, die Tochter einer angesehenen Familie. Die Braut bestand auf dem verzweifelten Entschlusse, die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzusehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete sie, wie Dawson, in Vollstreckung des barbarischen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeschnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und scheinbar ruhig sah sie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawsons in's Feuer warf, lehnte sie sich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verschied.

Digitized by Google

verband sich mit der althergebrachten Ausschweifung der britischen Nobility und Gentry die raffinirte Lüderlichkeit, wie sie in der Epoche Ludwigs des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreise Europa's sich verbreitet hatte. Inbetreff der Kolossalität der Verschwendung, Schwelgerei und Schamlosigkeit ließ sogar London die Hauptstadt Frankreichs hinter sich. Der Luxus und die Verachtung aller sittlichen Gesetze ging in den englischen Modekreisen bis zur Raserei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten londoner Kaffeehaus „Zum Kakaobaum" war es etwas Gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterling verloren. Eines Abends standen daselbst 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffscadett ein so eben von seinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in bronzestirniger Hintansetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahre 1778 der Bischof von Llandaff im Oberhause eine Zusatzbill zu den Ehegesetzen einbrachte, unterstützte er seinen Antrag mittels der statistischen Thatsache, daß seit der siebzehnjährigen Regierung Georgs des Dritten mehr Ehescheidungen vorgekommen seien als während der ganzen übrigen Dauer der englischen Geschichte. Um die Ehestandschronik der Peers und Peeressen Englands von damals zu charakterisiren, braucht man nur an den skandalösen Bigamie-Proceß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Elisabeth Chudleigh verschiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingston weltberüchtigt wurde. Eine der bedeutendsten Nebenbuhlerinnen dieser „Duchess of Scandal" war Mylady Worseley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Officier durchging. Als Sir Worseley einen Entschädigungsproceß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um diesen aus der Patsche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche aussagen sollten, daß sie alle mit ihr zu thun gehabt hätten. Siebenundzwanzig erschienen wirklich vor Gericht.

Digitized by Google

Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer derselben ausgesagt hatte, Sir Worseley hätte ihn eines Tages auf seinem Rücken auf die Zinne des Hauses getragen, um ihm Mylady im Bade zu zeigen. Der klägerische Ehemann erhielt bei so bewandten Umständen als Entschädigung einen — Schilling zugesprochen. An demselben Tage fand im Parlament eine wichtige Abstimmung statt, und als Sir Worseley, welcher zur ministeriellen Seite des Hauses gehörte, nicht auf seinem Platze erschien, rief der Premier Lord North, welchem man die Ursache dieses Nichterscheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleibe ich gewiß in der Minderheit."

So war die Gesellschaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantischem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen seinen angeborenen Durst nach Ungebundenheit und Vergnügen nur noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenso unzulängliche und verkehrte gewesen wie die seiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Fessel der Sitte abzuschütteln, und schon sehr frühzeitig eignete er sich eine empörend schamlose Gleichgiltigkeit für seinen persönlichen Ruf wie für das Staatsinteresse an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Mistreß Robinson, des jungen Prinzen Einführerin in die Mysterien des „high life" werden sollte. Unter den Auspicien dieser „Freundin" wurde schon der Jüngling ein vollendeter Wüstling, welchem weibliche Tugend und Würde nur Traum und Schaum waren. Die äffische Liebe, welche seine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin nichts bessern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte sich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „ersten Gentleman des Reiches", um den Gentleman par excellence, als welchen höfische Schmeichelei den Thronerben feierte.

Digitized by Google

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George“ war der erste Prinz aus der hannover'schen Dynastie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz seiner bodenlosen Nichtsnutzigkeit mittels der leutseligen Munterkeit seines Geistes und der Anmuth seines Gebarens seine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgestattet, als es jener populäre Ausschweifling gewesen. Schön, wenn auch mehr weibisch als männisch schön von Antlitz, stattlich und wohlgeformt von Gestalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geschickter Boxer, kurz ein „most fashionable sportsman“, besaß er viel natürlichen Verstand, einen feingebildeten Geschmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn fast unwiderstehlich machte, wenn er es sein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die strenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein skandalfroher Prinz und aus diesem ein skandalbehafteter König.

Es war so zu sagen Hausgesetz der hannover'schen Dynastie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfnisse lebten. Nun wohl, in Uebung dieser herkömmlichen Praxis schloß sich der Prinz von Wales der Opposition an und trat mit den genialisch begabten Wortführern derselben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genossenschaft. Man braucht nur Richard Brinsley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakterisiren, welcher damals in dem Kreise herrschte, welchem „Gentleman George“ vorsaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiastischem Gelärme. Aber während das Wesen des Prinzen in der geistreichen Witzschwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieser Vergnügungen aufging, waren dieselben für solche seiner damaligen Genossen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bakchanalien, aus deren trüben Dünsten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhmes sich aufraffte,

Digitized by Google

welcher dauern wird so lange es eine Geschichte und Literatur Englands gibt. Der politische Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt, als bis er sich im Besitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typisches Beispiel der sprichwörtlichen Falschheit und Herzlosigkeit haben, womit Fürsten Freundschaftsbande brechen, so kann der Prinz-Regent dieses Beispiel liefern. Viel länger als ein Whig ist Gentleman George ein liberaler Gesellschafter geblieben. Er blieb das wirklich sein Lebenlang und seine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder ist über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buche, worin er das Leben seines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der beregten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz sogleich zu Hofe und veranstaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Dinner", das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgast berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talents sich recht wohl bewusst und beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung." Wie bekannt, hüllte Scott damals seine Autorschaft des ein Jahr zuvor erschienenen „Waverley" in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein dessenungeachtet forderte an jenem Abende gegen Mitternacht zu der Prinz seine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers vom Waverley zu leeren."

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine häßliche Sache das entsprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollsaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeschäftigungen des Prinzen. Und noch bei weitem nicht die schlimmste. Denn er war wie als leidenschaftlicher und wenig gewissenhafter Spieler, so auch als zuchtloser, aller Scham und Scheu barer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die

Digitized by Google

öffentliche Meinung sich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu schlecht zu finden, wo es galt, seiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der ersten Blüthezeit seiner Gentlemanschaft, im Jahre 1783, war ihm beschieden, daß er sich in ein Netz verstrickte, welches ihm die bittersten Verlegenheiten bereitete. Er war einer irischen Dame begegnet, deren Anblick zum erstenmal eine Leidenschaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verschwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Mistreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und schon zum zweitenmal Witwe. Aber sie war nicht nur sehr schön, sondern auch keusch und spröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den stachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erschöpfung der gewöhnlichen Mittel, die tugendhafte Schöne zu besiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern seine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es scheint, hat dasselbe der damals zu London weilende Duc d'Orléans vorgeschlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelspiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Scene gesetzt und erfüllte seinen Zweck. Mistreß Fitzherbert ergab sich dem Prinzen von Wales, mit welchem sie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu sein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernst genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine ernste Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieser Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Konstatirung eines solchen Verhältnisses konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage stellen. Von seinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede gestellt, verleugnete der Prinz, falsch bis ins Mark, seine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhause ableugnen. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen

Digitized by Google

als eine Wahrheit. Man thut unrecht, die Fürsten ihrer Herzenshärte und Selbstsucht wegen zu verklagen. Wie könnten sie anders sein? Finden doch ihre niedrigsten Instinkte Hätscheler und Schmeichler, welche nicht anstehen, solche Gelüste für „noble Passionen" auszugeben. Warum die Despotie verwünschen, so lange bei ihrem Erscheinen die ungeheure Mehrzahl von Menschen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Mistreß Fitzherbert verschaffte dem Prinzen, was er früher nie genossen und später nie wieder genießen sollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieses Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, seine ohnehin schon missliche Finanzwirthschaft der unheilbarsten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der Gnade der Wucherer. Man sah Stücke seines Hausrathes im Leihhause und seine Schuldenlast dehnte sich in die Hunderttausende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es sich alles Ernstes um prinzliches Sein oder Nichtsein handelte, und diesen Augenblick ersah der zähe dritte Georg, um seinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunsch abzupressen. Der König hatte lange vergeblich gewünscht, den Prinzen standesmäßig verheiratet zu sehen, und hatte zu seiner Schnur die Tochter seiner Schwester, die Prinzessin Karoline von Braunschweig, auserwählt. Gentleman George sträubte sich zwar heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängnissen des Sohnes einen starken Strick, woran er den Widerstrebenden ins legitime Ehebett schleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Mistreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von seiner Schuldenlast seine Base Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunschweig.

Digitized by Google

3.

Die Prinzessin war zu dieser Zeit siebenundzwanzigjährig, also durchaus kein Backfischchen mehr, sondern, wie die Schweizer sagen würden, eine „Jumpfer von bestandenem Alter". Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Gesicht zwar fand er hübsch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike". Sie ihrerseits fand die englischen Herren der Heiratsgesandtschaft ebenfalls nicht nach ihrem Geschmack, und als eines Tages einer derselben, der Almosenier des Prinzen von Wales, sich erdreistete, die Prinzessin zu tadeln, weil sie statt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies sie diese pfäffische Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entschieden abgeneigt und das spricht sicher nicht zu ihren Ungunsten. So, wie Gentleman George war, musste er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfische Klatsch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzessin ein großes Fragezeichen gesetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels der That gegen die ihr angesonnene Heirat protestirt. Sie habe den abenteuerlichen Entschluß gefasst und ausgeführt, sich von dem obenerwähnten irischen Gentleman entführen zu lassen, sei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man sie bedeutete, nur um diesen Preis vermöge sie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweisen Inhalts dieser Novelle ist meines Wissens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, weswegen sie nur auf mythische Geltung Anspruch machen kann. Genug, die Prinzessin gab ihr Jawort, die Ehepakten wurden aufgesetzt und unterzeichnet und ein stattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunschweig herüber.

Die erste Figur in diesem Brautgefolge machte Mylady

Digitized by Google

Jersey, welche zur ersten Hofdame der künftigen Prinzessin von Wales ausersehen worden war. Eine unglückselige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft kynische Taktlosigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin" des Prinzen und es ist wohl einzig in seiner Art, daß der Bräutigam seine Maitresse zur Heimholung seiner Braut abschickte. Natürlich sah Mylady in der armen Karoline vom ersten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und die Folgen hiervon ergaben sich bald . . . Frances Twysden war die Tochter des Bischofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt" eingeführt, galt sie bald für das schönste Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte sie doch noch als mit Schwerleibigkeit behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für ungemein schön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Gestalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenspiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Bischofstochter umringten, wählte sie den George Villiers, Earl von Jersey, mit welchem sie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jersey war aber nicht allein eine sehr schöne, sondern auch eine sehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Skepter des Reiches der Mode, der Welt des High life von rechts-, d. h. von schönheits- und klugheitswegen ihr gebührte, zögerte sie nicht, desselben sich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolge, namentlich seitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter stand. Was sollte im „hochsittlichen", auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchsopfer verbrennenden England einer schönen und gescheiden Lady unmöglich sein, welche die „Freundin" des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl ist? Ihre Ladyship wusste wie alle Welt, „Männlein und Weiblein", so auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für sich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der exclusiven

Digitized by Google

und exclusivsten Gesellschaft zu mehren und zu festigen. Wie hätte unsere arme wilde Hummel von Braunschweig gegen so eine Ladyschaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin" von Gentleman George so vortrefflich mit den Pflichten der englischen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wusste, der Pflichten der Gräfin von Jersey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzessin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jersey hatte es zu passendem Gebrauch ad notam genommen, daß sich die Prinzessin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Captain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erste Todsünde gegen das steifleinene englische Dekorum! Zugegeben, daß die arme Karoline, nachdem sie einmal eingewilligt, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieses Dekorum, so wie es einmal war, zu berücksichtigen, so muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen gewesen wäre. Denn es kann, alles in allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzessin einen Fuß auf britischen Boden setzte, ein Komplott existirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der sie daselbst berufen war, unmöglich zu machen. In Wahrheit, diese unselige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor sie vollzogen wurde. Schon die erste Zusammenkunft des Brautpaars stellte das außer Frage. Mit frostiger Galanterie nahte sich der Prinz seiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anstand, welcher dem Gentleman George zu Gebote stand, die Knieende auf, drehte sich auf dem Absatze herum und ging eilends weg, der Beschämten jedenfalls kein günstigeres Bild von sich zurücklassend, als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Scene muß anwesende Kenner der englischen Geschichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstage des Jahres 1540 gespielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rochester seine Barut Anna von

Digitized by Google

Kleve. Er konnte es kaum über sich bringen, die ihm beim ersten Anblick schon Missfällige anständig zu begrüßen, und, schnell hinausgegangen, runzelte und fluchte er seine Höflinge an, schreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandrische Stute gebracht?“ Möglich, sehr möglich, daß sich Gentleman George nach der ersten Zusammenkunft mit seiner Verlobten nicht viel zarter ausgelassen hat als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Historisch sicher, weil durch Lord Malmesbury bezeugt, ist, daß der Prinz, nachdem er sich von seiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmanne sagte: „Mir ist übel; schaffen Sie mir ein Glas Branntwein“. Die Prinzessin, verblüfft durch sein Benehmen, sagte ihrerseits unkluger Weise: „Mein Gott, ist der Prinz immer so? Ich finde ihn sehr dick und keineswegs so schön wie sein Porträt.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und musste seinen Verlauf haben. Drei Tage später wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Prostitution verkehren. Der Prinz gab sich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geschäft“, zu welchem er sich hatte nöthigen lassen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längst gewohnt, unter allen Umständen Inspiration und Trost in der Flasche zu suchen, hielt er sich auch an diesem Tag fleißig an dieselbe und es ist Thatsache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimnisse der Brautnacht ist viel geklatscht worden. Es hieß, der Prinz sei nur unter heftigstem Sträuben der Prinzessin zur Ausübung seiner ehemännischen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geständniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Wassers auf den Berauschten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage der Hochzeit sei von feindseliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig

Digitized by Google

erhitzendes Mittel beigebracht worden, dessen Wirkung so heftig gewesen, daß der Prinz, als er das Ehebett bestiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren seiner Gattin entsetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß ist, daß kaum jemals eine fürstliche Ehe unter unglückseligeren Konstellationen vollzogen ward.

4.

„An den Höfen ist beständig ein heimlicher Krieg im Gange," hat eine eingeweihte Kennerin höfischer Zustände gesagt, Madame de Campan. Am englischen Hofe war dieser mit den Waffen der Intrike geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und seinem Anhang schon in den ersten Tagen seiner Ehe scham- und scheulos gegen seine Gattin geführt. Er ließ die Prinzessin bei jeder Gelegenheit recht geflissentlich merken, daß er Mylady Jersey für seine eigentliche Frau ansähe. Auch die nie ganz gelöst'te Verbindung mit Mistreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzessin lebte ziemlich einsam und verlassen in Carltonhouse. Zwar die Volksstimme war seit ihrer Ankunft in England ganz entschieden für sie, aber wann hat an Höfen die Volksstimme etwas gegolten? Nur der König blieb ein standhafter Beschützer seiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünscht hatte, daß ihr Sohn die Prinzessin Luise von Mecklenburg heiraten sollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht so theuer geworden ist, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzessin nicht dazu angethan, diese schwierigen und peinlichen Verhältnisse zum Bessern zu wenden. Auch ist sehr die Frage, ob dies überhaupt möglich gewesen. So, wie sie war, d. h. lebhaft, geradeheraus, unschmiegsam und taktlos, musste Karoline in dem bald ganz ärgerlich

Digitized by Google

entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geschmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jersey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenschaft als Hofdame der Prinzessin aufgedrungen, umgab dieselbe mit Spionen, ließ sie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Persönlichkeit und die Taktlosigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzessin von ihrem Gemahle, daß er die Gräfin entließe; auch beschwerte sie sich bei dem König. Dieser suchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigte ein Brief, welchen Karoline im December 1795 nach Deutschland schrieb und worin sie äußerte: „Elende und böse Gesinnungen umgeben mich und all mein Beginnen stellt man in ein falsches Licht. Die Gräfin ist noch immer hier. Ich hasse sie und weiß, daß sie ebenso gegen mich gesinnt ist. Mein Gemahl ist ganz für sie eingenommen und so mögen Sie leicht das Uebrige errathen."

Indessen schien eine günstige Wendung im Geschicke der Prinzessin sich vollziehen zu wollen, als sie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte sich seiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerksamkeit. Allein die Verstimmung war doch schon auf beiden Seiten zu groß, als daß sie noch hätte überwunden werden können. Das Missbehagen, welches die Gatten bei ihren Zusammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete sich denn schon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ seine Frau durch Lord Cholmondeley darüber sondiren. Die Prinzessin stellte zwei Bedingungen, erstens müsste ihr Gemahl das Verlangen der Trennung schriftlich gegen sie aussprechen, zweitens müsste diese Trennung eine unwiderrufliche sein. „Denn — sagte sie — ich will mich nicht zum zweitenmal der Staatsraison zum Opfer bringen lassen." Darauf schrieb der Prinz am 30. April zu Windsor an seine Frau einen Brief, welchen sie als Scheidungsbrief von Tisch und Bett

Digitized by Google

betrachten konnte und auch wirklich so betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derselben machte sich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo sie sagte: „Ich hätte es nicht für nöthig geachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derselbe nicht in Ausdrücken verfasst, die es zweifelhaft lassen könnten, ob dieses Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obschon Sie sehr gut wissen, daß das Verdienst desselben Ihnen allein zukommt.“ Edelsinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzessin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen stets theuer war. Darin, sowie in dem Bestreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzusetzen, will ich fürder meinen Beruf finden.“

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder seinen Lieblingssitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daselbst sein altes Lasterleben von neuem. Rasende Verschwendung, wildes Zechen, Spiel und Unzucht füllten seine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anstrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die französische Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens schwebte. Das Skandal der Lebensweise des Gentleman George war so arg, daß die Presse sein Brighton mit dem Kapri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhause das Gebaren des Thronerben den strengsten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, dessen Herz von Mühlsteinhärte und dessen Stirne von Eisen, half sich mit etlichen schlechten Witzen und lautem Lachen über diese öffentlichen Censuren hinweg. Er wusste, daß er trotz alledem in den Augen der englischen Aristokratie der feinste Gentleman der drei Königreiche bliebe, namentlich seitdem er aus den liberalen Kreisen der Fox und Sheridan mit Geräusch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis

Digitized by Google

zum Ende der napoleonischen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwasser hatten.

Die Prinzessin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erst 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouse zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater besucht. Männer, die zu den vorragendsten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäste. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Castlereagh gehaltenen Fesseln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen sollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhspiel, womit die arme muntere und unvorsichtige Verstoßene sich und ihre Gesellschaft zu Montaguehouse belustigte. Andere Hausfreunde der Prinzessin waren der Schiffscaptain Manby, der höchst fashionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmlose Beobachter war das Leben zu Montaguehouse harmlos genug. Die Prinzessin beschäftigte sich mit Musik und Malerei, mit Lektüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu sein, richtete sie ihr Leben nach ihrem Geschmacke ein, d. h. idyllisch und ungenirt. Für englische Augen freilich viel zu idyllisch und ungenirt, namentlich für solche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umständen mehr und anderes zu sehen, als wirklich zu sehen war, oder wenigstens dem daselbst Gesehenen die schlimmste Deutung zu geben. Wahr ist freilich, das Benehmen Karoline's übersprang oft mit gleichen Füßen die Schranken englischer Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie stockenglische Ladies das Gebaren der Prinzessin ansahen, beweisen die Aeußerungen der bekannten Lady Esther Stanhope, einer Nichte Pitts, in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten. Mylady skandalisirt sich hier darüber, daß die Prinzessin, bei welcher sie häufig zu Gaste gewesen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin" und daß

Digitized by Google

sie in einem ihrer Zimmer einen „chinesischen Automaten hatte, welcher die überraschendsten (indecenten) Bewegungen machte.“ Ferner sagt Mylady: „Die Prinzessin war so niedrig und gemein, daß sie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte.“ Sodann spricht sie von Liebesbriefen, welche die Prinzessin an den Captain Manby geschrieben, wenn dessen Schiff an der Küste vor Anker lag, und endlich gibt Mylady das auch nicht eben sehr nach englischer „Delicacy“ schmeckende Verdikt ab: „Die Prinzessin war eine gemeine, schamlose Person, ein verworfenes Geschöpf, geradezu eine Bettel (slut)“ . . .

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, sich mit solchen zu umgeben. Hierdurch ließ sie sich zu einem großen Missgriffe verleiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Austin. Wenn sie dabei, wie sie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, so erreichte sie das vielleicht. Aber sicher ist, daß die Adoption des Knaben, wennschon kaum zu bezweifeln, daß derselbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von seiner Mutter der Prinzessin überlassen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbsten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten sie aufmerksam, daß ihre Gegner sie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete sie halb trotzig halb scherzhaft — lasst sie das beweisen und ich will den Jungen zum Prinzen von Wales machen,“ — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten scheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von seiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man stellte nun der Prinzessin vor, daß die Bezüchtigung des Ehebruchs für sie leicht die Anklage auf ein Kapitalverbrechen nach sich ziehen könnte. Darauf sagte sie ernst und bitter: „Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Mistreß Fitzherbert“.

Das war ein Witzhieb, welcher sogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blut-

Digitized by Google

rünftige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm seine Frau nur gleichgiltig oder höchstens widerwärtig gewesen, jetzt begann er sie zu hassen mit dem zähesten, unerbittlichsten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig versumpften Gemüthes in sich koncentrirenden Haß. Er, der ausgeschämte, verworfene Ausschweifling, der intime Zechbruder des Wüstlings der Wüstlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der sich rühmte, „mehr Jungfernschaften zerstört zu haben als er Haare auf dem Kopfe habe," — er legte plötzlich die lebhafteste Besorgniß um die Tugend und den Ruf seiner verstoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Kapri, von der Balletspringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigst diese prinzliche Stimmung. Die taktlose Zuneigung, welche die Prinzessin dem Knaben Billy Austin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen durfte. Erst zischelte, dann flüsterte, dann schallte durch die londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrathe der Prinzessin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecherischer Umarmung erzeugten Kindes, als dessen Vater von den einen der Admiral Smith, von den andern der Captain Manby, von dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Bestimmtheit auftrat, und die Angeberin fand sich.

Zu Blackheath in der Nachbarschaft von Montaguehouse wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzessin hatte mit seiner Frau, Lady Charlotte Douglas, Bekanntschaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo sie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und seine Frau waren sehr häufige Gäste in Montaguehouse und es scheint, die Prinzessin habe sich mit gewohnter Unbesonnenheit in eine vertraute Freundschaft mit der Lady eingelassen. Ebenso unbesonnen brach sie den Umgang mit Mylady i. J. 1804 plötzlich ab und verbot derselben mittels eines Billets den Zutritt in Montaguehouse. Die Generalin, welche mit Lady Jersey in Verbindung getreten war, nahm ihre Rache: sie wurde

Digitized by Google

das Hauptrad in der Anklagemaschine, welche die Feinde der Prinzessin konstruirten und in Gang setzten. Die ärgerlichsten Einzelnheiten über den Lebenswandel der Prinzessin wurden Tag für Tag ausposaunt und das Geschrei wurde so arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatssache bekam. Der Prinz von Wales wollte sich den Anschein geben, als würde er gedrängt, eine Untersuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzöge von Sussex und von Kent, thaten ihm diesen Gefallen. Nun wandte sich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Untersuchung befehlen musste (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erskine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieser „delicate investigation". Die Kommission konstituirte sich in Downingstreet und dort erschien am 1. Juni genannten Jahrs Mylady Douglas vor den vier Lords. Die Deposition der Angeberin konnte nicht deutlicher und bestimmter sein, als sie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieses Protokoll bildete eins der Hauptstücke jener gegen die Prinzessin bis i. J. 1820 nach und nach zusammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack" oder „der grüne Beutel" berüchtigt geworden ist. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, so konnte an der Schuld der Prinzessin allerdings kein Zweifel sein. Die Frau Generalin gab nämlich unter anderem folgendes zum Protokoll: — „Im Mai oder Juni 1802 kam die Prinzessin eines Tages ganz allein zu mir und sagte, ich sollte einmal rathen, was ihr begegnet sei. Ich nannte verschiedenes, worauf sie mir endlich eröffnete, sie sei in interessanten Umständen und fühle das Kind sich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demselben Tag oder einige Tage vorher war, daß sie mir sagte, die Milch sei ihr, während sie bei Lady Willoughby frühstückte, in die Brüste getreten, so daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes sei, hat sie mir nicht gesagt, wohl aber, daß sie, falls die Sache

Digitized by Google

entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derselbe habe in diesem Jahre in Carltonhouse zwei Nächte bei ihr zugebracht."

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage zu verstärken, indem sie weiter sich verlauten ließ: — „Die Prinzessin hat mir gesagt, daß sie so oft als möglich einen Bettkameraden habe, was der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ihr Schlafzimmer sei dazu sehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe gelegen, die in den Park hinabführe. Wiederholt sagte sie zu mir: „„Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit Sir John begnügen."" Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geschlafen hätte und daß sie glaube, alle Männer schliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder andere."

Man muß gestehen, es war dies eine Anklage der Prinzessin auf Ehebruch und folglich auf Hochverrath in bester Form. Es fehlte nur die Erweisung derselben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Gesinde der Prinzessin, allein wenngleich stark zu vermuthen ist, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belastenden Aussagen bereit waren, so konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittels eines Spiegels gesehen, wie die Prinzessin den Captain Manby küsste; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith sehr vertraut neben der Prinzessin auf dem Sopha sitzen gesehen habe. Allein sämmtliche übrigen Diener und Dienerinnen der Prinzessin traten ganz entschieden als Entlastungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugnisse ward festgestellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Austin und seiner Frau Sophie sei.

Der ganze Anschlag fiel demnach ins Wasser. Die Prinzessin hatte den nachmaligen Minister Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon, welche beide in späterer Zeit ihre frühere Klientin schmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiständen gewählt und in der von diesen Herren

Digitized by Google

entworfenen Vertheidigungsschrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt. Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzessin über die Verhandlungen ein Buch verfasst, in welchem das ganze Verhältniß der Angeschuldigten zu ihrem Gemahl dargelegt war; allein da er Minister werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er sich, um dem Hof gefällig zu sein, bestimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlassen. Die vier Lords Untersuchungskommissäre erklärten sich von der Unschuld der Prinzessin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdikt, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzessinnen Staatsbesuche in Montague-house abstatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber diese Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter gegen sie hegten, nur noch intensiver. Während der peinlichen Untersuchung, welcher sie unterworfen worden, hatte sie auch den schrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle diese Erlebnisse sie stürzten, ward es ihr zu einem Troste, daß ihre verwittwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Trost konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem englischen Volk in Ungunst und Verachtung sank, die Volkssympathie für ihre Person sich erhöhte. Aber freilich, sie sollte nicht sterben, ohne erfahren zu haben, wie schwankend und veränderlich die Stimme der urtheilslosen Menge ist.

Im übrigen drängt sich jedem die Frage auf: War die Aussage der Lady Douglas wirklich durchaus falsch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zusammengehalten, sind wir der Ansicht, die Prinzessin könne sich gar wohl gegen Mylady mit Unbesonnenheiten und Phantastereien herausgelassen haben, welche dann die Frau Generalin als bare Münze in Umlauf setzte. Es gibt einen allerdings sehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie mir scheint,

Digitized by Google

das Wesen der Prinzessin zur Blindekuhspielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider ist derselbe unschreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

5.

Der erste Sturm war also abgeschlagen. Aber derartige Stürme hinterlassen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenspuren. Es war doch etwas an der armen Karoline hängen geblieben. Der König zwar hielt treu an seiner Schwiegertochter, aber sonst war und blieb sie bei Hofe verfemt, und was man mittels einen Keulenschlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt mittels Nadelstichen zu erreichen. Die Prinzessin konnte das schon etliche Monate nach dem Schlusse der Untersuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstages die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber niemand erschien und Karoline befand sich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieser ihr Beschützer i. J. 1810 völligem Wahnsinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz-Regent geworden war, mehrten sich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzessin in jeder Weise und ihre Stellung ward um so bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politischen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon schnöde verlassen, hatte sich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß sich auch diese Herren um die Person der Prinzessin wenig kümmerten, sondern sie nur als einen Hebel ihrer Politik schätzten, ist sicher; jedoch muß zugestanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache sein ganzes Genie als Politiker, Schriftsteller und Redner aufgeboten

Digitized by Google

hat. Bekanntlich begründete er eben hierdurch seinen Ruf und seine staatsmännische Geltung.

Die Nadelstiche prickelten unaufhörlich und drangen auch nicht selten tief in die Seele der Prinzessin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man suchte ihr Zusammenkommen mit derselben immer entschiedener zu erschweren und zuletzt ganz zu hindern. Das war mehr als Fleisch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte sich in einem würdig gehaltenen und meisterhaft geschriebenen, wahrscheinlich von Brougham verfassten oder wenigstens eingegebenen Schreiben beschwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf sich warten ließ, veröffentlichte die Prinzessin ihren Brief im Morning-Chronicle vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Besuche der Prinzessin bei ihrer Tochter müssten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden vonseiten der Regierung die Untersuchungsakten von 1806 ins Publikum gebracht. Auf diese Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzessin dadurch, daß sie das oben erwähnte famöse „Buch" von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häusern des Parlaments ward über die Sache hin- und hergestritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwischen dem Regenten von Großbritannien und seiner Frau war demnach im schönsten Zuge.

Es sieht halb einem Wunder gleich und spricht doch wieder sehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachsene Tochter Charlotte durch keinerlei Künste der Mutter sich abspenstig machen ließ. Das junge Mädchen, dessen Verstandes- und Charakterstärke die frohe Hoffnung erweckte, sie werde dereinst als Königin von England eine zweite Elisabeth sein, bezeigte den Feinden seiner Mutter offenste Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzessin, wie sie sagte, „zuwider wie Schöpsenfleisch". Was sie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umstand, daß sie Bedenken trug, seinen Einladungen nach Brighton zu entsprechen, weil der Aufent-

Digitized by Google

halt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig sein könnte". Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunschweig, zu Blackheath gestorben war, ertrotzte die Prinzessin Charlotte die Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbesuch machen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß die Prinzessin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröstend sich äußerte, ihrer unsäglichen Verbitterung Luft machte, indem sie ein Glas Wein über das Tafeltuch hinschüttend, sagte: „Eher wird dieser ausgegossene Wein wieder in die Flasche zurückfließen, als ich meine Gesinnung gegen die ändere, welche mich so schimpflich und niederträchtig verleumdet haben."

Die Königin Sophie und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Gesinnung gegen die Verstoßene bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Nachdem die Prinzessin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, sollte ihre feierliche Vorstellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte sie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter sich vorstellen lassen. Das schlug man ihr ab und so unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem ersten pariser Frieden der Besuch des Zars Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, schrieb die Königin Sophie Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für diese die Weisung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe sich fernzuhalten. Außer sich über diese Beschimpfung, wandte sich die Prinzessin klagend an das Parlament; allein dieses fand, obgleich in beiden Häusern warme Fürsprecher für Karoline auftraten, daß es nicht seines Amtes sei, in dieser „Frage der Etikette" zu interveniren. Zugleich votirte es jedoch bei diesem Anlaß der Prinzessin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon sie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr vonseiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein sehr bedeutendes geworden.

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte aber das Gefäß

Digitized by Google

zum überschäumen. Die Prinzessin hatte sich schon lange mit dem verhängnisvollen Gedanken getragen, nach dem Festlande zu reisen. Jetzt, nachdem man sie angesichts von ganz England und der fremden Monarchen recht ausdrücklich als eine Unwürdige und Verstoßene behandelt hatte, wollte sie nicht länger in einem Lande leben, dessen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. August 1814 schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivsohn Billy Austin, an Bord der Fregatte Jason zu Worthing ein, um über Hamburg zunächst nach Braunschweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich auf: er glaubte sich für immer von der verhassten Gattin erlöst und befreit. Aber er täuschte sich und sollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechische Tragiker gesprochen, als er sagte: „Das Unbezähmbarste ist das Weib". Zwei Jahre nach der Abreise der Prinzessin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überschäumenden Gefässe gesprochen und zwar nicht ohne Absicht. Denn, die Wahrheit zu sagen, die arme Karoline glich, sowie sie England verlassen hatte, nur allzu sehr einem Gefäß, welches lange am Feuer gestanden und dessen siedender Inhalt überwallt, sobald man den niederpressenden Deckel entfernt. Seltsam, diese Frau war jetzt sechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo sonst naturgemäßer Weise der Hochsommer der Leidenschaft bereits in den Herbst matronenhafter Resignation übergegangen ist. Hier war das nun keineswegs der Fall. Die Prinzessin schien jetzt erst recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die sie erfahren hatte, sich entschädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthaltes in Deutschland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurst eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klösterlichen Pension entronnen,

Digitized by Google

plötzlich völlig sich selbst überlassen ist und die Mittel besitzt, allen seinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzessin bedachte nicht, daß auch in der Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argusäugigen Haß überwacht würde. Es ist verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erste sperrte seine Gemahlin in ein hannover'sches Schloß ein und weßhalb sollte ich nicht das Gleiche thun?" Er dachte auch schon damals alles Ernstes an eine förmliche Scheidung von seiner Frau und war eifrigst bemüht, Beweise zu sammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gäbe. Zu diesem Zwecke ward, namentlich unter Vermittelung des bekannten hocharistokratischen hannover'schen Grafen Ernst Friedrich Herbert von Münster, welcher als dirigirender Minister des neugeschaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organisirt, welche die reisende Prinzessin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundschaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäschemysterien obenanstand.

Karoline war am 18. August 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunschweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein ruhmvoller Tod beschieden sein sollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantastische An- und Aufzug der Prinzessin und ihr tollustiges Benehmen fielen den guten Braunschweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher sah ihr englisches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die englischen Herren und Damen in ihrem Dienste, die beiden Ladies Lindsay und Forbes, sowie alle die Kammerherren und Stallmeister unter verschiedenen Vorwänden sich verloren. Am längsten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzessin aus, aber auch dieser verließ sie im folgenden Jahre. Ein mißliches Ding! Denn das Weggehen der Engländer warf schon an und für sich einen Schatten auf das Benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umstand, daß sie genöthigt war, sich mit lauter fremder

Digitized by Google

Dienerschaft zu umgeben, in jeder Weise zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie selbst kümmerte sich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, sie mag froh gewesen sein, von den „langen" und „langweiligen" englischen Gesichtern gänzlich sich befreit zu sehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängnißvoller Ort für die Prinzessin! Denn hier nahm sie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem östreichischen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienste. Die Gunst, in welche dieser Mensch binnen kurzer Zeit bei der Prinzessin kam, war in der That erstaunend. Sie machte ihn zu ihrem beständigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeister, verschaffte ihm verschiedene Orden und den sicilischen Baronstitel. Seine Schwester, die als Contessa Oldi bezeichnet wird, ernannte sie zu ihrer Hofdame; auch belud sie sich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des Wohlthuns doch wohl zu viel, sehr zu viel. Das ganze Gebaren der übelberathenen Prinzessin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte sie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüstete Pfui! der englischen Fashion und Delicacy herauszufordern. Man muß gestehen, sie hätte kaum mehr thun können, um sich als die darzustellen, für welche ihr Gemahl sie angesehen wissen wollte. Der Schein war ganz gegen sie. Dies ist historische Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verschuldung ging, das dürfte wohl geschichtlich nie zu erweisen sein.

Im November 1814 befand sich die Prinzessin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte sie der König Murat, dessen Abenteurerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehässigen Abmahnung vonseiten des englischen Gesandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Ostern 1815 war sie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, besuchte Venedig, bereis'te den Gotthard und die lombardischen Seen und kaufte am Comer See

Digitized by Google

die Villa d'Este, wo sie sich einen luxuriös-phantastischen Haushalt einrichtete. Im Spätherbste schiffte sie über Elba nach Sicilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konstantinopel, von wo sie nach Ephesus und Jerusalem ging. Im September 1816 kam sie wieder auf ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mailand eine Villa, welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzessin eine Fahrt durch's Tirol nach Süddeutschland, wo sie den Hof von Karlsruhe besuchte.

Hier lebte damals als preußischer Geschäftsträger, wie er in seinen Denkwürdigkeiten mit unendlicher Selbstgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Ense, ein sauber gebürsteter, diplomatisch stilisirter und korrekt gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen im Liberalismus zu machen suchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweise einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen sah den Signor Bartolomeo, dessen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und schrieb in seine Memorabilien: „Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tisch ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel und auf seinem Säbel die Porträts der murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter und wird als solcher auch dafür geehrt." Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreise der Prinzessin von Karlsruhe der hannover'sche Gesandte daselbst, Freiherr von Reden, auf Graf Münsters Veranlassung in dem Gasthofe, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforschungen habe anstellen lassen.

Digitized by Google

Nach Italien zurückgegangen, lebte sie daselbst bis zum Jahre 1820 abwechselnd in Rom, Pesaro und auf den Villen d'Este und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbste 1817 das tiefe, mit schwerer Demüthigung versetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müssen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November gestorben sei. Man hatte absichtlich unterlassen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu lassen, — den Tod dieser Tochter, welche freilich ein Jahr zuvor zum Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar („Denkwürdigkeiten", S. 60) das schreckliche Wort gesprochen hatte: „Meine Mutter war schlecht; aber sie wäre nicht so schlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter gewesen wäre." Bestürmt von Kummer und Entrüstung, wollte sie sofort nach England zurück. Wie es scheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher sie das Jahr zuvor in der Villa d'Este besucht hatte, sie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georgs des Dritten aufzuschieben. Kaum war demnach der alte wahnsinnige König am 29. Januar 1820 zu Windsor verschieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeister der Prinzessin, John Sikkard, mit dieser Botschaft an sie abschickte. Sofort schrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von rechtswegen, daß sie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entschlossen, zu zeigen, daß er sie nie und nimmermehr als seine königliche Gemahlin anerkennen wollte, befahl König Georg der Vierte dem Erzbischof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebete zu streichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchsten Würdenträger der gemästetsten und servilsten aller christlichen Kirchen ganz gut anstand. Als Gegendemonstration ging ein ungeheures Brausen und Schreien zu Gunsten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!" wurde das Stichwort und die Losung der Massen gegen den verhassten König, der ja schon als Prinz-Regent seit Jahren sich in den Straßen

Digitized by Google

von London nicht hatte sehen lassen dürfen, ohne ausgezischt und angegrunzt zu werden und ohne zu riskiren, daß seine Wagenfenster mit Steinen und er selbst mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war stärker als seine Furcht. Auf Veranstaltung seiner Minister gingen Brougham und der Alderman Wood der Prinzessin entgegen, welche auf ihrer Reise nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte sich mit seinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, seinen Orden, seinem Kammerherrnschlüssel, seinem Säbel und seiner wohlgefüllten Börse klüglich seitwärts geschlagen, nicht „in die Büsche" zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er seine „Memoiren" aufsetzen, drucken und der Ausgabe derselben sein Porträt und ein Facsimile seiner Handschrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweise, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunst, sondern auch leidlich in der Schreibkunst beschlagen wäre.

Inzwischen ließ das englische Ministerium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorschlagen. Sie sollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber dasselbe im Auslande verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und seine Minister hatten übersehen, daß sich eine muthvolle Frau nicht so leicht erkaufen lässt wie Parlamentsmitglieder. Zum äußersten entschlossen, verwarf Karoline den Vorschlag und erklärte, sie wollte Königin sein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete sie, mit Zurücklassung ihres ganzen italischen Gefolges, in Dover, dessen Kommandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach sie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

Digitized by Google

6.

An eben diesem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der seine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staate nach Westminister, um dem Parlament persönlich seine Zustimmung zu der ihm von demselben bewilligten Civilliste zu erkennen zu geben. Ueberall auf seinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die seine Karosse umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor persönlichen Beschimpfungen zu schützen. Die Flut der Volksstimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Minister hatten die bestimmtesten Verhaltungsbefehle und kamen denselben nach. Um die fünfte Abendstunde erschien Mylord Liverpool, der Premier, im Hause der Lords und brachte eine königliche Botschaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerksamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewisse, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Aktenstücke“ gesammelt seien.

In diesem Augenblicke, wo das Oberhaus diese Aktenstücke einer geheimen Kommission zur Prüfung zu überweisen beschloß, ertönten vom Westend her die Freudenschüsse und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daselbst bewillkommt wurde. Ein unermessliches Hurrah stieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen statt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadressen an sie herein und zum Gegensatze wurden den beiden leitenden Ministern, Liverpool und Castlereagh, die Fenster eingeworfen und konnte Carltonhouse, die Stadtwohnung des Königs, nur mühsam vor einem Angriff des „Mob“ geschützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon so ungeheure Anstrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung

Digitized by Google

und Erschöpfung naturgemäß hatten eintreten müssen. Der Steuerdruck war furchtbar, Industrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Massen hungerten. Der König und seine Minister, die Castlereagh und Liverpool, Gegenstände tiefster Erbitterung vonseiten des Volkes. Die vornehme Gesellschaft von totaler Sittenverderbniß durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerrissen. Der öffentlichen Verstimmung der Nation über das herrschende System geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugesellt. Und nun in dieses wüste Wirrsal, zur Vermehrung desselben, noch das beispiellose, weil mit schamlosester Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Procedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch seine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr Diary zu schreiben: „Man kann nur sagen, daß die Kloaken nach Unflat durchwühlt worden sein müssen, um einen bösen Feind, dem die Hochsinnigkeit des englischen Volkes verhasst war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieser Zeit im Besitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren gestattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die englische Sprache kein ausreichend schwarzes Eigenschaftswort besitzt.“ Allein Georg der Vierte wusste wohl, daß es vom Grunzen und Schreien des Volkes bis zu einer Revolution unermesslich weit sei, und da ihm seine Minister zu Willen waren, so beschloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, seinem Hasse Genüge zu thun, selbst auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefsten Wunden zu schlagen, welche dasselbe jemals empfangen. Das ist ja das Unglück der Könige, daß sie selten oder nie die rechten Werkzeuge, das Gute und Rechte zu thun, zu finden verstehen, stets aber bereitwillige, das Schlechte, Verkehrte und Verbrecherische in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweisen ihrer Popularität den Muth schöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, sich in Brandenbourghouse einrichtete, drang Lord

Digitized by Google

Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Untersuchung gegen sie durch eine geheime Kommission führen und abmachen zu lassen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Protest ein und bestand auf einem öffentlichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß sich der König doch scheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhause gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verlustig und ihre Ehe als aufgelöst zu erklären, „dieweil sie mit einem sicheren Bartolomeo Bergami in verbrecherischen Verhältnissen gelebt". Ihre Aufführung wurde in dem Vortrage von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, schändliche und lasterhafte" bezeichnet. Man hatte also das Parlament zum Richter der Königin bestellt und in Benützung eines im parlamentarischen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerst an das Haus der Lords gebracht, weil man in demselben einer Majorität sicher war. War die Bill erst von den Lords genehmigt, so hoffte man sie, gestützt auf dieses Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an schmählich und gewaltsam. Man verweigerte der angeklagten Königin die im gemeinen englischen Recht begründete „Rekrimination", man versagte ihr die Mittheilung der Liste von Zeugen, welche gegen sie auftreten sollten, und ebenso die Angabe der Orte, wo sie die Handlungen, der man sie beschuldigte, begangen haben sollte. Zum letztenmal wandte sie sich an die Person ihres Gemahls mittels eines Schreibens, in welchem man den Meisterstil Broughams unschwer erkennt. Der Brief schloß mit den Worten: „Die Giftschale und der Dolch des Meuchelmörders sind edlere Mittel, den Gegner zu verderben, als Meineide und bestochene Gerichte; sie sind weniger grausam, denn sie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte sichern können, ich würde ihn nicht gescheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter

Digitized by Google

vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab stürzen wollen, so werde ich mich Ihren Angriffen mit allen Kräften widersetzen, die mir Gott verleihen wird." Diese edle Beschwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli bestellte Kommission erklärt hatte, eine Untersuchung sei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moralische Gefühl des Landes", — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieses Gefühl zu fördern!) [1] — so setzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erste Lesung der Strafbill schon auf den 17. August anberaumt wurde, als hätte man es der Königin schlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlastungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belastungszeugen dagegen hatte man umsichtig gesorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entschluß, nach England zu kommen, zu erkennen gegeben, war die ganze Bande dieser Zeugen zusammengebracht, reichlich beköstigt und besoldet, sowie sorgsam instruirt worden.

Das Haus der Lords bot an dem Tage, wo die Königin vor ihren Richtern erscheinen sollte, einen imposanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die spanische Armada darstellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnstuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauses der Ministertisch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel". Der Lordkanzler Eldon führte auf seinem mit Scharlach überzogenen Wollsack den Vorsitz. Zunächst um ihn die „Rechtslords" in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demselben Kostüm an der Bar die Anwälte des Königs, der Attorney-General

1) Es charakterisirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Kommission nicht weniger als 4 Mitglieder des Kabinetts waren. Der grüne Beutel wurde also theilweise von denselben Leuten untersucht, die ihn angefüllt hatten.

Digitized by Google

Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Copley. Dreihundert und achtundsechzig Peers hatten auf den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachsitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke sah man die Mitglieder des Unterhauses sich drängen. Die ministeriellen Lords hatten durch die Westminster umwogenden Volksmassen gleichsam Spießruthen laufen müssen. Ihre Kutscher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!" zu rufen. Die Ankunft der Minister hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraschung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeschrei durchbrauf'te Pall Mall, als die Königin in ihrem sechsspännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton [1]). Auf ihrem ganzen Wege winkten und wehten ihr

---

1) Nicht etwa zu verwechseln mit einer andern, sehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitresse Nelsons den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daselbst zu den bekannten, seinen Ruhm so sehr bemakelnden Abscheulichkeiten verführte. „Diese Frau — erzählt Colletta in seiner klassischen Storia del reame di Napoli — eine geborene Emma Lyson, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in so dürftigen Verhältnissen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß sie in der Grafschaft Wales in England geboren ist. Als sie erwachsen war, zeichnete sie sich durch ihre Schönheit aus. Allein sich selbst überlassen, arm, umgeben von verdorbenen Sitten, führte sie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von sechszehn Jahren. Hierauf kam sie in den Besitz eines gewissen Graham, welcher sie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia sehen ließ. Hundert Künstler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, stellte sie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere stellten sie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In diese Schönheit verliebte sich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieser seine hohe Stelle und sein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um seinen Oheim, den dortigen englischen Gesandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterstützen und ihm zu erlauben, sie zu heiraten. Der alte Oheim,

Digitized by Google

die Frauen aus allen Fenstern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmassen, die ihren Wagen umdrängten, stiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin oder den Tod!“ Sie konnte nur langsam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat sie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben sich beim Eintritte der Königin, setzten sich dann wieder und stülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häusern des englischen Parlaments gentlemanlike war und ist.

Was für Gefühle die arme Karoline bestürmt haben mögen, als sie so vor dem stolzesten Senate der Erde dasaß? Dasaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolstern, aber doch immer auf einer Anklagebank, sie, die Matrone mit schon ergrautem Haar, angeschuldigt eines Gebarens, welches nur heißblütige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob sie sich zu dieser Stunde eingestand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angestanden,

voll Staunen über eine solche noch nie gesehene Schönheit, bewilligte dem Neffen einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heiratete sie i. J. 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wusste sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin Karoline von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolze einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und suchte die Frau des Gesandten mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin und oft theilte sie, eine für alle Arten von Wollust gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schlosses den Tisch, das Bad und das Bett mit ihr.“ — Nach dem Tode Nelsons, welchem sie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüste Lüderlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich starb sie in ziemlich ärmlichen Umständen i. J. 1815 zu Calais.

Digitized by Google

wie eine wilde Hummel durchs Leben zu surren? Wie aber Beschämung, Reue und Entrüstung wechselnd in ihrer Brust wogen und stürmen mochten, ein Trost war ihr sicher: sie wusste, daß der Segen der Oeffentlichkeit sie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und seine Minister das Schlimmste an ihr thun, sie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinettsjustiz gegen sie zu fällen, wie Georg der Erste gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheschnauben eines Königs bei weitem nicht aus, seine Frau im Geheimen von den nämlichen Schurken anklagen, verhören und verurtheilen zu lassen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geschehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuschließen. Dort saßen sie, seitwärts von der Barre, schnellfingrig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in standzusetzen, in diesem Proceß mit zu Gerichte zu sitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage schritt, sprachen nach einander die Lords Leicester, Carnarvon und Grey von verschiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem ersten Anwalt der Königin zugestanden, seine Einwendungen gegen die Rechtsgrundsätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe seiner in dieser Sache gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigestirn englischer Beredsamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zusammengesetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es sich hier darum handelte, ein noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegenheitsgesetz zu machen. Dies widerstreite allen englischen Rechtsprincipien und es sei folglich das ganze Verfahren ungesetzlich und unrechtmäßig. Mit schneidender Kühnheit fragte der Redner unter anderem die Minister: „Wie, ihr sagt, die Würde der Krone und die Würde der Nation seien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine

Digitized by Google

Frau aus der königlichen Familie sich eine ehebrecherische Aufführung zu schulden kommen ließ? Aber warum trat denn diese Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derselben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewiesenen und eingestandenen Ehebruch beging?" Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in seiner Eigenschaft als Peer unter den Richtern seiner Schwägerin mitsaß, mochte es ziemlich schwül werden bei dieser Frage, mit welcher niemand gemeint war als er. Oder doch noch jemand? Ohne Zweifel, denn es ist klar, daß Brougham den Sack schlug und den Esel meinte, d. h. seinen Zuhörern hinter dem skandalhaften Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit skandalhafteren des Königs zeigte . . .

An diesem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerst der zweite Anwalt der Königin Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit scharfer Dialektik an. Unter vielem Treffenden brachte er auch eine höchst glückliche Vergleichung vor, indem er sagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert schlagend an jene Scene einer allbekannten Komödie, wo jeder und jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die letzte mit Achselzucken und gleichsam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausspricht" [1]). Auf die Aufführung der Königin seit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach den Aussagen glaubwürdiger und parteiloser Personen der Prinzessin von Wales nie etwas Schlimmeres habe nachsagen können, als daß sie leichtsinnig („flirting") gewesen sei und einen Hang zur Gefallsucht habe.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwischen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. August beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möchte als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob sich der Premier Liverpool

1) Ich brauche kaum zu sagen, daß die meisterhafte Komödie „The school for scandal" (die Lästerschule) von Sheridan gemeint ist.

Digitized by Google

und die Lords beschlossen auf seinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Procedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieser und der nächsten Sitzung vom 21. August folgende Anklageakte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor euch die Gründe und Thatsachen auseinander zu setzen, auf welche die Anklage gegen die Königin sich stützt. Leider vermag ich hierbei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müssen; aber die Zeit des Schweigens ist vorbei und ich werde, wennschon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majestät enthaltend, das hier darlegen, was durch die bestimmtesten Aussagen der Zeugen zu beweisen ich mich im stande fühle.

„Wie bekannt, reiste die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober desselben Jahres kam sie in Mailand an, wo sie als Kurier einen gewissen Bartolomeo Bergami in ihre Dienste nahm, der damals gerade dienstlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino gewesen war. Es war in den ersten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als sie den Bergami in ihre Dienste nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an und folglich war damals Bergami höchstens drei Wochen im Dienste von Ihro Majestät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer so kurzen Zeit sich schon ein vertrautes Verhältniß zwischen einer Person von so hohem Range und einem Domestiken anknüpfen konnte! Und dennoch läßt es sich durch Zeugen beweisen, daß der ehebrecherische Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. November seinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin befohlen, daß der Knabe, William Austin, nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer schlafen sollte. Am Abend des 9. Novembers bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß diese bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinetts hatte sie ein anderes

Digitized by Google

Kabinett, welches mit dem ihrigen in direkter Verbindung stand, einrichten und ein Bett hineinsetzen lassen. Man glaubte, dieses Gemach sei für William Austin bestimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhnlich Ihro Majestät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erstaunen abgewiesen, verwunderte sich aber noch mehr, als sie am andern Morgen sah, wie das Bett der Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarste zeigte, daß es zwei Personen zum Lager gedient hatte.

„Dieser einzige Umstand würde schon vor einem Geschworenengericht den Ehebruch außer Zweifel stellen; allein es ist meine Pflicht, die weiteren Umstände dieses unsittlichen Lebenswandels in ein noch näheres Licht zu setzen. Obschon Bergami noch immer bei der Tafel die Dienste eines Domestiken verrichtete und auf der Reise die eines Kuriers, so bemerkten doch die andern Dienstleute sehr wohl die unschickliche Vertraulichkeit, welche zwischen ihm und der Prinzessin herrschte. Er frühstückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette und man sah sie verschiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hause befindlichen Terrasse sich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Feste, welches die Königin dem Murat und den Großen von Neapel gab, erschien sie unter verschiedenen, für eine ehrbare Frau unschicklichen Verkleidungen, und so oft sie diese wechselte, zog sie sich allein mit Bergami, ohne daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum Umkleiden bestimmte Kabinett zurück. Lassen sich aber solche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Voraussetzung eines ehebrecherischen Lebens?

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufstellen. Bergami wurde durch das Ausschlagen eines Pferdes verwundet und erhielt während seiner Krankheit die Erlaubniß, zu seiner Verpflegung einen seiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieser Mensch schlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wenn

Digitized by Google

schon alles zur Ruhe war, vorsichtig und leise über den Korridor nach Bergami's Stube hinschleichen. Er legte sein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami sich umarmten. (Bei dieser Anführung ließ sich durch die ganze Versammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Details, zu welchen ich gezwungen bin, von einer Art sind, daß ich in Gefahr komme, mir euren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Eure Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergessen, daß es meine Pflicht ist, klar, obschon mit möglichster Decenz, die Sachen, wie sie sind, darzulegen.

„Ihro Majestät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und setzte während dieser ganzen Zeit ihren ehebrecherischen Umgang mit Bergami fort. Mehrere englische Damen aus ihrem Gefolge verließen sie, selbst ohne vielleicht einmal zu wissen, wie weit die Unsittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erschien sie auf einer öffentlichen Maskerade im Theater San Carlo in einem so unanständigen Aufzuge, daß das Publikum sie beleidigte und sie sich gezwungen sah, sich wegzubegeben. Von Neapel reiste sie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Captain Peachell geführten Fregatte Klorinde stand Bergami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm soweit, daß man dieselbe sogleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami sie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, sich seinen häuslichen Diensten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Viktorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet sei. Durch Zeugen lässt sich beweisen, daß in Genua die Königin den Bergami stets in einem mit dem ihrigen in Verbindung stehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, so daß sie nur die Decke desselben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß sich

Digitized by Google

in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Personen darin übernachtet hatten. — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlassen; sie nahm jetzt als Gesellschaftsdame die Gräfin Oldi, die Schwester Bergami's zu sich, während dieser immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienstboten wussten nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schwester war. In Venedig, wohin sich die Königin begeben hatte, um ihre große Reise anzutreten, sah man sie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieser aber, noch immer nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten Bezeigen die Kette wieder von seinem Halse ab und hing sie der Prinzessin um, die sie hierauf ihm noch einmal um den Nacken schlang. Beweisen solche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In der Villa d'Ami bei Venedig schenkte die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seide. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hierbei bemerken, daß die Entartung der äußeren Seiten des Benehmens, welche die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung ist, schon sehr sichtbar im Betragen der Königin wurde. So spielte sie z. B. öfters mit ihren Dienstleuten Karten; doch fing sie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit zu verleihen, indem sie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem sie die Ueberfahrt nach Sicilien machte, spazierte sie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweise ihrer Zuneigung. In Palermo nahm sie ihn sogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Husarenuniform gekleidet. In Messina, wo sie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenseitigen Vertraulichkeiten fort. Hier sahen sie ihre Kammerfrauen im tiefsten Negligé aus Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie sie ihn mit

Digitized by Google

den zärtlichsten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund“ u. s. w. ansprach.

„Als Captain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin sich am 6. Januar einschiffte), sich weigerte, den Bergami mit an seinen Tisch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Ursache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle stand.“ Weit entfernt sich über diese Antwort zu entrüsten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin sich eine besondere Tafel besorgen, an welcher sie mit Bergami allein speiste. In Syrakus und in Catania sah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkissen tragend, auf welchem sie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verschaffte sie dem Bergami das Malteserkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin seine Aufmerksamkeit bezeigt hatte, wandte sich bald von ihr ab und ließ sie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Catania begab sich die Königin nach Augusta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als eine ehebrecherische Verbindung mit ihm kann man so ausgezeichnete Gunstbezeigungen sich erklären? Sie ließ sich in türkischem Kostüm malen und schenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den sie in gleicher Tracht hatte porträtiren lassen. Nun miethete sie eine Polacre und begann ihre Seereisen. Auf dem Schiffe ließ sie ihr Schlafkabinett so einrichten, daß, wenn sie sich in ihrem Bette befand, sie Bergami in dem seinen sehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr sehr häufig in das Kabinett der Königin, noch ehe diese sich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendsten Beweise von der Fortsetzung ihres ehebrecherischen Umganges mit Bergami gesammelt. Sie schlief daselbst niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Personen darin geschlafen hatten.

„Von Afrika begab sich Ihre Majestät nach Athen und

Digitized by Google

hielt sich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam sie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwischen der Prinzessin und Bergami herrschte, und des letzteren wenigen Respekt vor Ihrer Majestät hinreichend darthut. Ein englischer Schiffscaptain kam Ihrer Majestät seine Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzessin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niedersitzen, um sich mit ihm zu unterhalten. Bergami stand nach kurzer Zeit auf, um sich zu entfernen. Er ging, ohne sich von Ihrer Majestät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Officier ungemein auf, der mit Erstaunen sah, wie dieser Mensch Ihre Hoheit als seinesgleichen behandelte. Von Athen begab sich die Königin über Konstantinopel nach Ephesus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier speiste sie auch mit ihrem Kammerherrn und saß gewöhnlich auf einem kleinen Reisebette, Bergami aber neben demselben auf der Erde. Nach Tische blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von Ephesus reiste Ihre Majestät nach Aume in Syrien. Hier ergaben sich noch mehrere Beweise für den strafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majestät und setzte ein Bett hinein. Auf diesem lag die Königin, halbausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, saß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jerusalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche sie bereits dem Bergami hatte zukommen lassen, ihm den Orden des heiligen Grabes verschaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jerusalem" errichtete, den sie an mehrere ihrer Dienstleute verlieh und dessen Großmeister Bergami wurde. (Hier fing die ganze Versammlung an zu lachen.) So war er also Kammerherr, Malteserritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeister des Ordens der heiligen Karoline von Jeru-

Digitized by Google

salem und Baron della Franchini geworden! Von Jerusalem begab sich die Königin nach Jaffa. Da es sehr heiß war, so wollte Ihre Majestät nicht in der Kajüte schlafen und ließ sich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufschlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwischenwand bei dem von Bergami stand. So schliefen sie beide alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um frische Luft einzulassen; aber zuweilen ließ sie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demselben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war Bergami der Einzige, der sie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. August, als dem Namenstage Bergami's (sein Vorname ist bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Fest, so wie sie es schon das Jahr vorher an demselben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Gesundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles dieses läßt keinen Zweifel mehr über die ehebrecherische Verbindung der Königin mit Bergami übrig. Als sich die Königin nach der Villa d'Este begab, ernannte sie Bergami's Bruder zum Aufseher ihres Palastes. Seine Mutter nahm von dieser Zeit den Namen „Madame Livris" an. Während der Abwesenheit von Ihrer Majestät hatte man in Villa d'Este ein Theater erbaut. Auf demselben wurden späterhin Stück aufgeführt, in welchen Ihre Majestät selbst einige Rollen übernahmen, so wie Bergami, der die Liebhaber spielte. Ihre Majestät machte zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geschah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand sandte. Dieser, der in der Nacht oder wenigstens so früh des Morgens wiederkehrte, daß noch niemand aufgestanden war, glaubte es seiner Pflicht gemäß, sich sogleich zu Bergami begeben zu müssen. Er fand ihn indessen nicht in seinem Zimmer, sah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzessin kam. Da dieser Mensch noch nicht

Digitized by Google

lange in den Diensten Ihrer königlichen Hoheit stand, so hielt Bergami es für nöthig, sein Kommen aus dem Kabinette der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majestät schlief, habe geschrieen, und er sei desswegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter über diesen Vorfall zu sprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte sie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demselben den Namen „Villa Bergami" oder „La Barona". Hier wurden während des Karnevals 1817 die abscheulichsten Orgien gefeiert. Die lasterhaftesten Menschen des Ortes fanden sich hier ein und man konnte dieses Haus eher für ein Freudenmädchenhaus als für den Palast einer britischen Prinzessin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reise nach Tirol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geschäften nach Innspruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen bei sich im Zimmer schlafen. Bergami kam aber und begab sich sogleich ins Kabinett Ihrer Majestät, die nun alsobald der Kammerfrau befahl, sich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte sie in einem Gasthause in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12; durch Nr. 11 waren beide Gemächer miteinander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und sah mit Erstaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette saß und ihren Arm um seinen Nacken geschlungen hatte. Indem die erwähnte Person Bergami's Bett machte, fand sie in demselben ein Kleidungsstück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war."

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen seine Gemahlin erheben ließ! Mit Ueberwindung unseres Ekels haben wir sie vollständig hergesetzt, weil sie erstens eines der wundersamsten Aktenstücke zur Sittengeschichte des Königthums bildet und weil sie zweitens un-

Digitized by Google

vergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der englischen Scheinzüchtigkeit sei. Weiter wollen wir jedoch die „königliche Bordellkomödie", wie der Proceß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelheiten verfolgen, sondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Procedur währte volle fünf Monate und nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauses in Anspruch. Nach Verlesung der Anklageakte wurden die Belastungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italischer Lakaien, eine französische Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzessin gewesen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im ganzen 24 Subjekte. Als der erste dieser Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzessin gewesen war, vortrat, um gegen seine Gebieterin auszusagen, entfuhr der Königin beim Anblicke des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraschung und Entrüstung und erschüttert zog sie sich in das neben der Halle für sie bereitete Kabinett zurück. Sie hatte diesen Menschen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür hatte er sich dem Bruder Castlereaghs, Mylord Stewart, Gesandten in Wien, als Zeuge gegen seine Wohlthäterin verkauft. Es war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle schwamm, von den Menschen überhaupt nur noch als von „schlechten und niederträchtigen Kreaturen" sprach.

Die Verhöre der Belastungszeugen, in den schmutzigsten Details umherklaubend, wühlten erst recht die Grundsuppe des Aergernisses auf. Vom 17. August bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieser Zeugen. Am gravirendsten für die Königin lauteten die Aussagen des Majochi und der Waadtländerin Louise Dumont. Desshalb bot Brougham seinen ganzen Scharfsinn auf, um gerade diese beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange seiner Kreuzfragen zu fassen. Sie wandten und krümmten sich zum Erbarmen, und wenn nun der italische Schuft sein berüchtigt gewordenes „Non mi riccordo" und die welsche Schelmin das entsprechende „Je ne me rappelle pas" hervorstotterte, wider-

Digitized by Google

hallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis", welchen gerade diese beiden Personen erbringen sollten. Es wurde bald klar, daß ein solcher Beweis überhaupt nicht erbracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Lesung der Bill statthatte, hielt Brougham, von seinem Kollegen trefflich sekundirt, seine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er sich im Nothfalle Namens seiner Klientin eine Gegenklage gegen den König vorbehalte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichsten von allen, die jemals gehalten worden sind. Sie ward von solchen Hörern, welche sich des berühmten Begums-Speech erinnerten, die der geniale Sheridan im Processe des Warren Hastings gehalten hatte, unmittelbar neben diese gestellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords selbst, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civilisirten Welt. Aber noch hielten die Minister und ihre Anhänger aus. Als die Frage: Soll die Bill zum zweitenmale gelesen werden? gestellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber diese Mehrheit war so gering, daß selbst der Lordkanzler Eldon, im Herrendienst sonst nie skrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigstens die Scheidung aus der Bill fallen zu lassen, um das übrige zu retten. Aber die Partei der Königin im Oberhause drang auf Aufrechthaltung gerade dieser Bestimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieser Klippe scheitern. Was den Premier betrifft, so hatte diesen die von Brougham ausgesprochene Drohung der Königin, sobald die Sache an das Unterhaus gelangte, eine Gegenklage gegen den König anzustellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Castlereagh trieben ihn, auszuharren, und so ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwischen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlastungszeugen vor. Schon die Erscheinung derselben musste günstig wirken, denn es war eine Anzahl un-

Digitized by Google

zweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen sich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Aussagen lauteten des bestimmtesten zu Gunsten der Angeklagten und besonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushofmeisters Karoline's, des greisen Johann Jakob Sikkard, eines Deutschen von Geburt.

In den Debatten des Hauses kamen viele charakteristische Aeußerungen vor. Mylord Grosvenor z. B. sagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbischof von Canterbury gewesen, so hätte ich dem Könige lieber das Prayer-Book ins Gesicht geworfen als die Königin aus demselben gestrichen." Unter den gegen die Königin stimmenden Peers thaten sich die Herzoge von Newcastle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit, der andere durch den Blödsinn seines Votums hervor: jener äußerte, er gebe seine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfang, „obzwar er die Vertheidigung nicht gehört habe"; dieser sprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauses" — (die Tugend Georgs des Vierten und seiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Laster und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieser Tugend stimme er gegen die Königin." Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notorischer Schafskopf gewesen. Der Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberspion, dessen sich Graf Münster gegen die Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeschlichen wäre, aus dem Rufe derselben geworden sein?" Der Nestor des Hauses, der hochbetagte Lord Erskine, besiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte sagte er: „Der Proceß hat angehoben mit Bestechung, wurde fortgesetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren sollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grausamkeit sein."

Bei der dritten Lesung der Bill, am 10. November, kam die Entscheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck

Digitized by Google

des englischen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es“ die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade so viel als das Ministerium Mitglieder zählte. Jetzt versagte den Ministern das Herz. Es war so gewiß, wie $2 \times 2 = 4$ ist, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen sein würde. Lord Liverpool stand auf und beantragte aschgrauen Gesichtes und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Behandlung der Bill auf 6 Monate“, zu deutsch: die Regierung erklärte, daß sie den ganzen Proceß fallen ließe. Mylord Erskine beglückwünschte sich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieser „fluchwürdigen“ Sache das Recht, das Gesetz und die englische Verfassung gerettet sei. Mylord Grey zeichnete mittels der Brandmarke seiner rothglühenden Worte die Stirnen der Minister; aber nur eine derselben senkte sich darum schamvoll, die von George Canning, dem Blindekuhmitspieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er schied aus dem Kabinette, dessen Gebaren die Stimme der Nation so laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entscheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieselbe seiner Klientin zu bringen. Karoline stand starr wie eine Statue und ließ sich dann mechanisch von ihren Freunden hinunterführen. Als sie in den Wagen stieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmassen ein unbändiges Jubelgeschrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die so Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London festlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fensterscheiben, hinter welchen keine Lichter brannten.

Digitized by Google

7.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung musste es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein solcher wäre, welcher vieles, ja alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbestritten Königin, aber daß sie es nicht war, sollte sie bald genug innewerden. Während der Dauer des Processes hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche sie an den Tag legte, ihre wesentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung gesteigert. Wenn aber die Gefühle der Massen einmal zu solcher Exaltation gediehen sind, so folgt ein Rückschlag so sicher wie der Flut die Ebbe. So geschah es auch jetzt. Es war doch etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenschaften und des Parteikampfes, wie er während des Processes getobt, sich gelegt hatte, mussten sich selbst die entschiedensten Freunde Karoline's gestehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewissenhaften Kritik nicht bestehen konnte. Die Konsequenzen hiervon machten sich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürstin, wie der Proceß ihre Gesundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel" von ehemals, sie war nur noch eine unglückliche, stets in Thränen schwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte sie sich auf zu energischem, wenn auch nicht sehr taktvollem Thun; aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 sollte die Krönung des Königs stattfinden. Georg der Vierte strengte alle seine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geschmackes an, um diese Ceremonie zur prächtigsten zu machen, welche England jemals gesehen, und das gelang ihm vollständig. Von der Königin war bei den Vorbereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Ministern erklären, daß sie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derselben ebenfalls gekrönt sein wollte.

Digitized by Google

Man nahm von dieser Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorstehende Prachtentfaltung würde dem Volke keine Zeit lassen, mit der davon ausgeschlossenen Königin sich zu beschäftigen. Und so geschah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Festhalle von Westminster statt. Auch Karoline kam angefahren und versuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies sie zurück, weil sie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte sich für die Unglückliche. Wo waren denn die Tausende und Hunderttausende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, sie waren auch heute wieder da, aber sie gafften stumm und theilnahmelos.

Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli erkrankte sie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu sein, daß sie, als schon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichsten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften lassen!“ Sterbend verzieh sie ihren Feinden, setzte ihren Adoptivsohn Austin zum Haupterben ein und verordnete, daß man sie daheim in Braunschweig begraben sollte. So verschied sie am 7. August 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenkondukt, statt um die City herum mitten durch diese zu gehen, und noch bei der Einschiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denselben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! Die gemordete Königin!“ Georg der Vierte überlebte seine Frau fast noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menschenscheu geworden, im Kreise seiner männlichen und weiblichen Günstlinge meist in Windsor verbrachte. Seinen sonstigen Lebensgewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um

Digitized by Google

„den Tag über zu leben“. Am 26. August 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geschichte hat ihm sein Urtheil gesprochen, welches nicht anders als streng und verdammend lauten konnte. Milder hat sie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt sein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menschlicher Größe so bitterlich erfahren mußte. Ihre Verirrungen sind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben sie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer von Poesie. Eindringlich offenbart ihr Geschick das Unbeständige und Trügerische der öffentlichen Meinung. Fürstengunst, hat man mit Fug gesagt, sei ein zweischneidig Messer. Aber Volksgunst ist das bekannte lichtenberg'sche Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Digitized by Google

Ein deutscher Dichter.

Wer würfelte aus Löwenzähnen und
Aus Eselsohren ihn zusammen?
Herzog von Gothland, A. 8, Sc. 1.

1.

In der ersten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eisenbahnen, der Syllabi und der Mitrailleusen sah man in der Haupt- und Residenzstadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, sowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düsseldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Callot-Hoffmann entsprungen zu sein schien. Man hätte sie etwa für eine Spielart vom „Klein Zaches" halten können. Fragte man aber einen ehrsamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort ist nur im griechischen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer ist der Mann? so erhielt man in einem aus Respekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemischten Tone die Antwort: „Das ist unser Genie!" — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt ist, weil er Komödienbücher trauriger und lustiger Sorte verfertigt hat."

Der fragende Fremde mochte dann wohl sagen: Das ist der Dichter des Gothland, der Hohenstaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabschwankenden Erscheinung nachschauen.

Digitized by Google

Absonderlich genug war sie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geschnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Gestalt eine so schlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke sich versucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae".

Auf einem schmalen, schmächtigen Rumpfe mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unser Genie" einen Prachtkopf, wenigstens was Schädelbildung und Stirnewölbung betraf. Wie aber der Kopf durch seine Mächtigkeit im schreienden Mißverhältnisse zum schwächlichen Leibe stand, so war er auch so zu sagen mit sich selbst uneins. Auf der Zeusstirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnase und um den grobsinnlichen Mund her, dessen obere Lippe unschön über die untere herabhing, tummelten sich gemeine, und das starkzurückweichende, wie in dem ersten Entwickelungsansatz steckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontrast zu der wundervoll entwickelten oberen Gesichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt sich in Kleidung und Gebaren sehr lässig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er schleifte seine Füße gleichsam hinter sich drein. Verdrüßlichkeit lag auf seinem Gesichte wie eingeätzt. Auf seinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windschief eine Mütze, deren ursprüngliche Farbe ebenso gut grün als blau oder braun gewesen sein konnte. Die Brille hatte er von der Nasenwurzel auf die Stirne hinaufgeschoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenschirm herab, während er in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er sich zeitweise den rothen Backenbart abwischte. Im Gehen brummte er häufig vor sich hin und ein scharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Bestie, Zobel, Rhinozeros und dergleichen mehr verstehen [1]).

1) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Porträt sind hauptsächlich der verdienstlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter" von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler ist auch für

Digitized by Google

Diese mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten sich mitunter zu absonderlichen Zwiegesprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinschlurfenden auf der Straße stellten oder in eine am Wege gelegene Wirthschaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätschoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Hast du gestern den neuen Prediger gehört, Grabbe?“ — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine so schneidende Stimme, daß man sich damit rasiren könnte.“ — „Willst du heute Abend das Koncert besuchen? Fräulein X. wird singen.“ — „Ach, die! Das letztemal sang sie so süß, daß ihre Töne vor Süßigkeit stanken.“ — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polnischen Insurrektionskrieg schon gelesen?“ — „Nein, doch ließ ich mir sagen, bei der Erstürmung Warschau's durch die Russen seien auf beiden Seiten mitsammen zehn Millionen gefallen, die Läuse und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Gamaschen anhat?“ — „Grabbe, was sagst du denn zu den neuesten Debatten in der französischen Deputirtenkammer?“ — „Geht mir! Das Zeug! Die Juden haben aus ihrem Herrgott einen patriarchalisch-absoluten Herrscher gemacht. Wenn heutzutage wieder einer gemacht würde, müsste er sich sicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen lassen. Uebrigens, wie steht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, soviel ist gewiß.“

---

die biographischen Angaben im vorliegenden Aufsatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der ersten Ausgabe der „Hermannsschlacht“ (1838) vorgesetzt hat, ist vielfach ungenau und nur da ganz zuverlässig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalte des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben sich insbesondere Karl Gödeke („Grundriß z. Gesch. d. d. Dichtung“, III, 508 fg.), Rudolf Gottschall (Einleitung zu der von ihm besorgten Gesammtausgabe der grabbe'schen Werke, 2. Bde. Leipzig 1870) und Oskar Blumenthal („Die Gegenwart“, 1873, Nr. 1 fg.) verdient gemacht. Blumenthal lieferte auch die erste vollständige Ausgabe von Grabbe's Werken und Nachlaß, 4 Bde. 1874.

Digitized by Google

2.

Ein Mann, welcher so war und sprach, ist nicht dazu gemacht gewesen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber sind es, deren mehr oder weniger schöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel bestimmender herumwirthschaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit sind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, sondern nur die Leserinnen. Diese machen vorzugsweise den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novellisten. Die Frauen bringen einen Schriftsteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und ebenso verhängen sie Acht und Bann über solche Autoren, welche verschmähen, mit süßer Kastratenstimme um ihre Gönnerinnenschaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckst und kräht daher allezeit so, daß sein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben ist.

Die Wirksamkeit der Damenpropaganda zu Gunsten oder Ungunsten von Autoren hat jedoch eine scharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erst da an, wo die Region der Geister ersten Ranges aufhört. Jene Unsterblichen, von welchen Johann Georg Fischer schön gesagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten seine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne scheinen,
Ein Gott in seiner Einsamkeit" —

sie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Postamente gestellt. Sie stellen sich selbst hinauf kraft ihrer Souveränität von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden: wie alles übrige Gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im wechsellosen Scheine". Man sieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geisterkönige niederlegen; aber darauf beschränkt sich so ziemlich der Verkehr der Damen mit denselben.

Digitized by Google

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homerischen Gesänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakspeare's, Molière's und Göthe's wirklich gelesen haben, verstehen und lieben? **Kein** Dutzend. Geht doch mal in Deutschland umfragen, wie viele Frauen wissen, was Lessing für seine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen durchzulesen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zusammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsstatistik zu hängen ihr wohl unterlassen werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geschaffen sind, Mädchenwangen erglühen und Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leserinnen. Wie viele deutsche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichsten Liebestragödie, welche seit Shakspeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero"? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber wenige) — eine ausgesprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht so fast deßhalb, weil sie demselben sich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beschützen, zu begünstigen, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es sich einmal herabläßt, solche Bemutterung ebenfalls sich gefallen zu lassen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein dummer Streich ist z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeersyrupsüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter ersten, sondern nur zweiten Ranges, war seinem ganzen Wesen nach so angethan, daß er es weder als Mensch noch als Autor den Frauen rechtmachen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum ist er im großen Publikum so unbekannt geblieben, während Zeitgenossen von ihm, die er thurmhoch überragte, berühmt und vielgelesen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was sollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit sich erhoben, nirgends zu künstlerischer

Digitized by Google

Harmonie sich zusammengefasst hat? Aber die Wahrheit ist, daß sie nicht deßhalb nichts von ihm wissen wollten — haben sie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkosungen überschüttet — sondern vielmehr deßwegen, weil er es stolz verschmähte, sie anzusüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, ist er jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich ausgestattete Gesammtausgabe seiner Werke und beigesetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeschichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu werden. Er ist ja längst hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde.
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!"

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympischen Naturen, wie sie in Göthe und Schiller zur typischen Erscheinung gekommen sind. Göthe, durch die Gunst der Verhältnisse von Kindheit auf den Höhen des Daseins angenähert, hat von diesen herab seiner Nation und der Menschheit die Huld- und Gnadenfülle seines Genius ganz so gespendet wie „der uralte heilige Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säet". Schiller seinerseits, von Kindheit auf mitten in den schweren Kampf um das Dasein hineingestellt, sein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlöst und bis zu seiner Todesstunde nie aus der Geldnoth herausgekommen, ist dennoch als der echte Olympier, der er war, über den

Digitized by Google

Erdenschmutz hingeschritten ohne sich damit auch nur die Schuhsohlen zu verunreinigen, und so hat er ebenso sehr durch seinen Wandel als durch seine Werke herrlich heldisch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Mensch den Alp des Lebens zu tragen wisse [1]).

Das lippe-detmolder „Genie" Dietrich Christian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, sondern am 11. December von 1801 im detmolder Zuchthause, welchem sein Vater als „Zuchtmeister" vorstand. In späterer Zeit, als es mit dem Dichter schon scharf bergab ging, hat er einen schaudernden Rückblick auf die Stätte seiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immermann gesagt: „Ach, was sollte aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spaziren geführt zu haben." Wenn man diesen Stoßseufzer mit dem ganzen Trübsal von Grabbe's Lebenslauf zusammenhielt, so muß man unwillkürlich des göthe'schen Wortes gedenken: „Niemand glaube die ersten Eindrücke seiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater ist weiter nichts zu sagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeister, ein solider und sparsamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan gewesen ist. Die Mutter war eine Frau von starkem Knochengerüst und starkem Willen. Als Mädchen, eine Schönheit, hat sie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenschaftliche, Fahrige ihres Wesens und Gebarens, welches mitunter in Phantastik und Grillenhaftigkeit überschlug. Sonst eine tüchtige, Ordnung schaffende Hausfrau; bildungslos und geradeaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß sie ihren Sohn schon in seiner Kindheit zum Feuerwassertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, ist nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Witwe verübter Aufschnitt. Dagegen ist es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges

1) S. die weitere Ausführung in meinem Buch „Schiller und seine Zeit", Quartausgabe S. 203 fg., 2. Aufl. S. 160 fg.

Digitized by Google

Kind war, von frühauf zu nachsichtig behandelten und so ziemlich verhätschelten. Der Junge war die Freude und der Trost ihres Daseins. Als seine Fähigkeiten sich zu entwickeln begannen, schwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle sollte ein studirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamsterten ein kleines Vermögen zusammen, um dem Sohne das Studiren zu ermöglichen.

Das Studiren begann am detmolder Gymnasium und zwar unter guten Aussichten. Der Gymnasiast Grabbe fasste nicht nur rasch und leicht, sondern war auch sehr fleißig. Schon aber kündigte sich seine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, seinen Fleiß ängstlich zu verbergen, um sich den Anschein zu geben, als flöge ihm alles nur so an. Auch absonderlichste Einfälle, richtige Grabbeismen sprudelte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenschaftlich auf ihn hineinsprechenden Mitschüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächstens einen Ball abhalten". Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu setzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieses Modell vorschlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Esels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt."

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächst in der Form von deutschen Stilübungen, in welchen schon, wie in Grabbe's späterer Poesie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen stand. Als einmal in der Klasse als Aufsatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe seine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es ist ja, als läse man etwas von Calderon oder Shakspeare". Ein andermal benahm sich Grabbe einem seiner Lehrer gegenüber wirklich so zu sagen calderonisch oder shakspearisch, nämlich wie der Hauptmann Persius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Pistol im vierten und fünften Heinrich.

Digitized by Google

In den oberen Klassen des detmolder Gymnasiums hatte sich damals neben den Klassikern der Saufteufel eingenistet und unser Dietrich Christian that sich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnasiasten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geschehen. Eines Tages befand sich Grabbe mit mehreren seiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnasialprofessoren hereintrat. Zunächst allgemeine Verdatterung der unliebsam überraschten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann springt unser Dietrich Christian aus schuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteske Renommisterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieselben — hast nicht gesehen? — alle nacheinander vor den Augen des stupificirten Lehrers hinunterstürzt.

Das Hinunterstürzen von Spirituosen ist von da an leider eine grabbe'sche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben wie vor Zeiten beim Johann Christian Günther und wie in unseren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven" und des „Maëlstrom". Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu seinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es wäre das Hauptkennzeichen eines „Genie's", daß es Abends betrunken in der Gosse läge. Aber andere Zeiten, andere Musen. Nachdem die deutsche Literatur durch Klopstock reinlich und keusch, durch Wieland weltmännisch fein und durch Lessing vornehm im Hochsinne des Wortes gemacht worden, war es nicht mehr erlaubt, Gosse auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rumflasche und der Ruhmpokal seien ein und dasselbe Ding oder der richtige kastalische Quell sprudle aus dem Spundloch des Arrakfasses . . .

Ein wunderlicher Mischmasch von einem angehenden Poeten war unser Dietrich Christian, als er mit der Absicht, die Rechtswissenschaft zu studiren, zu Ostern von 1820 nach Leipzig abreis'te, wohin er den Embryo seines Trauer-

Digitized by Google

spielungeheuers „Herzog von Gothland“ mitnahm. Linkisch und hochfahrend, schüchtern und aufbrausend, verschlossen und überschäumend, weich und starrsinnig, phlegmatisch und quecksilbern: so stand er ein Sonderling schon in den Jünglingsschuhen; ein Pessimist, ohne zu wissen, warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder so ganz unfertig, so unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachlässig und sogar unsauber. Sein Wesen war Maßlosigkeit. Es hatte da doch von frühauf ein ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr seien als Worte, auf welche ein „Genie“ nicht zu achten brauche.

Eine solche Hand hatte sich freundlich gegen den jungen Grabbe ausgestreckt. Da war der detmolder Archivrath Klostermeier, welcher die Frage: „Wo schlug Hermann den Varus?“ mittels eines patriotisch-alterthümelnden Buches zu lösen suchte. Ein sehr unterrichteter Mann, angesehen, wohlwollend, dienstbereit. Auf unsern Dietrich Christian aufmerksam geworden, hatte er sich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civilisiren, so daß selbiger sich in anständiger Gesellschaft sehen lassen dürfte. Aber der junge Bär hatte diese Gönnerhand brummend zurückgewiesen und hatte sich durchaus nicht bewegen lassen, das archivräthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieser Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeschreckt haben, daß ihn dort sein Schicksal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte leicht bemerken können, daß seine Ungeschlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er wäre ein Genie, nur bestärkten. Hierdurch fühlte seine Eitelkeit sich so angenehm gekitzelt, daß er sich wohl hütete, an seinem Bärenfell herumlecken zu lassen. Einem „Genie“ stand es ja gar nicht an, sich wie andere „ordinäre“ junge Leute zu halten und zu gebaren. Es musste seine eigenen Wege gehen.

Digitized by Google

4.

Es ging denn seine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildnisse und über schwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüsten Sumpf geführt haben.

Mit der Juristerei befasste sich Grabbe im ersten Semester seines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernst. Dann aber nahm er es mit seinem Brotstudium nur noch sehr obenhin. Und so nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geschichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er stand übrigens ganz außerhalb der studentischen Kreise. Die Burschen-Romantik kam ihm läppisch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des „Komment" wollte er nichts wissen. Er tobte und tollte auf eigene Hand. Er renommirte, so zu sagen, nur für und vor sich selbst, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Gesundheit und guten Ruf losstürmte. Darüber verekelte er sich folgerichtig mehr und mehr an allem wissenschaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeschmackte Schrulle, zum Schauspieler geboren zu sein, was ihm der Professor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Diesem theilte Grabbe auch seinen ruck- und stoßweise dem Abschlusse entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Katheder ling und Hofrath wären ob diesem tragischen Ungethüm alle Haare zu Berge gestanden, so er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Ostern von 1822 ging Grabbe weiterstudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni sein dichterischer Erstling den letzten Federhieb erhielt. Es ist ein kolossales Ding, dieser Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine kolossale Fratze. Alle erfinnlichen Grassheiten sind hier mittels des Hohlspiegels einer kranken Phantasie ins Ungeheuerliche aufgeregt. Schillers Räuber erscheinen im Vergleich mit dieser Gräuelfastnacht als ein harmloses

Digitized by Google

Idyll. Im Gothland latscht und platscht der Weltschmerz wie ein Besoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr ist es, dann und wann zuckt über diese Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erschallt ein vernichtungsfroher Donnerschlag mit solcher Gewalt, als müsste er, „diese Klippe im Ocean der Welten", wie Grabbe unsere Erde nennt, zerbersten machen. So ein schütterndes Gewitter, bis zur höchsten Pracht und Wuth gesteigert, ist der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in seiner Art geleistet, was Schiller in der seinigen leistete, als er den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben später diese Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im übrigen ist der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel ist aberwitzig, die Motivirung kindisch, die Handlung ein Opiumrauschtraum, der Held nur ein tragischer Kasperle, welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Missgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Bestimmungen der dramatischen Kunst missachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit seiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rücksicht nahm. Nicht als ob sich die eine oder andere derselben, falls sie von einem einsichtigen Regisseur geschickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darstellung bringen ließe; aber das Schlimme war, daß der Dichter, indem er sich in der Anlage seiner Stücke einer über alle realen Verhältnisse des Theaters hinausstürmenden Maßlosigkeit überließ, überhaupt nie lernte, sich zu beschränken, zu zügeln, mit seinen poetischen Mitteln hauszuhalten und den meist in wilder Trübheit hervorstürzenden Strom seiner Einbildungskraft künstlerisch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts sind als lauter dialogisirte Monologe und zwar lauter grabbe'sche Monologe. Denn das hat er mit Byron gemein, daß alle seine Helden sich nur als Masken darstellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken . . .

Digitized by Google

Aus Berlin schrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden.“ Und wieder: „Mein Werk schafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müsste es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“ Man sieht, unser Dietrich Christian hatte sich das göthe'sche: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ — gesagt sein lassen. Er schickte auch eine Abschrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um sich dessen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich sein Lebelang ein Sybarit und Selbstsüchtling, welcher sich nie die Mühe gab, junge Streblinge zu fördern, wurde doch durch das absonderliche Ding von dramatischem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und spitzte sein Urtheil darüber zu dem Satze zu: „Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgestoßen und erschreckt.“ Das begreift sich. Aber, die Wahrheit zu sagen, ist in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatischen Gestalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poesie als in den Traganthpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiser Oktavianus herumdämmern. Das literarisch-polemische Lustspiel freilich, welches Grabbe während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin schrieb und später unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, ist nicht weniger anspruchsvoll als die literarischen Komödien Tiecks und ebenso unbedeutend wie diese. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß sie wähnen, ein paar schnurrige Einfälle reichten hin, ein Lustspiel daraus zu machen. Diese Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzsaft glücklich herausgepresst ist. Die also entsaftete Polemik wird zuletzt unbeschreiblich fad und flau und ist auch, wie die literarischen Jämmerlinge und Jämmerlichkeiten, gegen welche sie gerichtet war, längst gründlich verschollen. Tieck hatte übrigens in diesen Verschollenheiten

Digitized by Google

vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu sein, und als solchem ist ihm wenigstens da und dort eine Humoreske gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von seinen ehemännischen Missgeschicken im „Däumchen", Feinschmeckern von Lesern stets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsstücken oder auch mit leeren Weinflaschen um sich und ist mehr lärmend als lustig. Seine Ironie hat Bärentatzen und seine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyrische, Luftige dem Genius Grabbe's zu Gesichte stand, zeigt so recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatische Märchen „Aschenbrödel". Diese grabbe'schen Feen und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckischem. Es sind plumpe Dinger, welche frostige Witze machen und falsch singen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo sich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifestirt er sich als entschiedener Nichtlyriker[1]). Ein Lied ist ihm in seinem ganzen Leben nur

1) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechselgesänge heraus: —

Erste Fee. Fühlst du den Widerhall?
Was singt die Nachtigall?
Zweite Fee. Verstehst du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Brust.
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preis't der Liebe Schmerz und Lust."
Erste. Was will der Duft der Rose?
Zweite. Er ist der Rose Stimme
Und voll Gekose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erweckte st du!
Oh, Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Busen schamerröthend."

Digitized by Google

einmal gelungen: der Schlachtgesang der schottischen Hochländer im 5. Akt des „Napoleon", in welcher Dichtung sich ja auch die besten Auslassungen des grabbe'schen Humors finden. Dieser vermochte wohl dann und wann einen Witz hinzuschleudern, an welchem Gullivers Riesen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeschlacht, zu groteſk, um Schönes im Zusammenhange, um ein humoristisches Kunstwerk zu schaffen. Der erträglichste humoristische Versuch Grabbe's ist noch der tolle Operntext „Der Cid", natürlich nicht ernst gemeint, sondern eine gigantesk-spasshafte Verhöhnung der Operntextbücher [1]).

Einen dichterischen Wurf hat unser Dietrich Christian in Berlin gethan, der, so er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt sein bedeutendster gewesen wäre: den tragischen Wurf „Marius und Sulla". Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwischen Absicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meist ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu seinen Werken verhielten sich zu diesen selbst wie des Dichters majestätische Stirne zu seinem verkümmerten Kinn oder zu seinem unschönen Mund sich verhielt: — „disjecta membra poetae". In Wahrheit, man spürt in den grabbe'schen Dramen, wenig-

---

Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, oh Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht gräßlich.
Ich werde hier poussiren
Und werde reussiren.
Die da! welch' eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden,
Oh, wär' auch ich so leicht und so geschwind!

1) Gottschall hätte den „Cid" in die Sammlung der grabbe'schen Werke aufnehmen sollen. Er irrte, wenn er annahm (Einleitung, S. 34) die Handschrift sei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieselbe im 1. Bande seines Sammelbuches „Moderne Reliquien" (1845) abdrucken lassen. Die Blumenthal'sche Ausgabe bringt den „Cid" im 4. Bande.

Digitized by Google

stens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten sogar, der die großartigsten Anläufe zur Lösung höchster Probleme der tragischen Dichtung nicht nur unternimmt, sondern auch durchführen zu können scheint; aber überall vermisst man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungestümen Sonnenrosse der Phantasie maßvoll zügelnden Künstlerverstand. Grabbe's Muse war eine stolzgebaute Riesin, aber den Gürtel der Schönheit hat sie nie getragen.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla" so ausgeführt und vollendet worden, wie sie angelegt ist, sie würde in der deutschen Literatur dastehen als ihr echtestes historisches Trauerspiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch shakspeare'schen Geistes. Vollendet, müsste diese Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten sein. Ja, es hätte dieselben, der vorliegenden Skizzirung des Ganzen nach zu schließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geschlossenheit der Architektur sogar hinter sich gelassen. So, wie es ist, schließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach der Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter seinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterstral der Donner
Begrüßt das Volk sein Lächeln . . ."

Seltsam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla schaffend, nicht erfolglos strebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäsar wetteifernd zu ringen, schrieb er seine Abhandlung „Ueber die Shakspeareomanie", ein geistvolles Kuriosum, welches aber vor allem beweis't, daß er den englischen Dichter denn doch viel besser studirt hatte als hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem ersten der zweite, diesem der dritte u. s. w. bis zum hundertsten und tausendsten einer dem andern gedankenlos faul nachschwatzt. Neuerdings hat sich bekanntlich Rümelin das Verdienst erworben, mittels seiner „Shakspearestudien

Digitized by Google

eines Realisten" den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überschlagenden Shakspearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatisirten Shakspeareabgötterei gehörig den Text zu lesen. Nun wohl, lange vor dem Realisten hat Grabbe in seiner Abhandlung gegen diese zuerst von unsern impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller angegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne Shakspeare nicht alles Gold sei, sondern viel Messing mit unterlaufe. Im übrigen wurde selbstverständlich der wahren und wirklichen Größe Shakspeare's die gebührende Huldigung dargebracht und diese oder jene Seite solcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, so muß man sich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragischen Spiel „Nannette und Marie" kam — zu finden vermochte. Denn dieser Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchsten Grade, wechselnd nur zwischen der Aufregung der Orgie und der Erschlaffung des Katzenjammers, ein wüstes Stück „Genialität".

Der irrlichtelirende Dietrich Christian war Mitglied einer Bande von Poetastern, Kritikastern, Philosophastern und sonstigen Phantastern geworden, welche sich alle mögliche Mühe gab, ein schwächliches Nachspiel zum „Sturm und Drang" der Götz- und Wertherzeit in Scene zu setzen. Borch, Köchy, Gustorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieser Bande an, welche sich in Berlin aufthat, kurz nachdem der Kater-Murr- und Meister-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre gestorben war, die er sich mittels der in Gemeinschaft mit Ludwig Devrient ausgestochenen „Elixiren des Teufels" und mittels sonstigen Alkohols angetrunken hatte. Von diesen epigonischen Kraftgenies sind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der Verständigste in der Sippschaft, scheint in dieser ungefähr die

Digitized by Google

Rolle gespielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländischen Dichtergenossenschaft Heinrich Merck innehatte. Im übrigen hat sich zwischen diesen nachgedruckten „Titanen" kein dauerndes und festes Verhältniß gebildet. Wir sehen da nur eine flüchtig-gemeinsame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundschaften, wie das 18. Jahrhundert sie gestiftet hatte.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln, seinen kraftgenialen Lebenswandel fortzusetzen, zu Ende. Nachdem er verschiedene halbe und ganze Verzweifelungssprünge gemacht — der skurrilste war der bekannte, angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span" geschriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — musste von Berlin geschieden sein. Die Schauspielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung setzte. Tieck scheint für eine Weile an dem absonderlichen Menschenkinde aus dem teutoburger Walde ein ironisches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte sich die erwähnte Ratte beim leisesten Versuch einer Probe sofort als das, was sie war. Die Hoffnung, als Regisseur beim Theater angestellt zu werden, musste ebenfalls fehlschlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er seinen Wanderstab weitersetzen müsste. Er ging noch so zu sagen im Zickzack um das „verwünschte" Detmold herum, musste aber schließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunschweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen superlativischen Grabbeismus verübt. Er saß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und sich ihm sehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, sich zu ihm setzte und ein freundschaftlich Gespräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anschnaubend: „Gott, oh Gott! Lassen Sie mich doch zufrieden! Der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören."

Digitized by Google

5.

In abgerissenen Kleidern und mit abgerissenerem Gemüthe kehrte Grabbe in seine Vaterstadt zurück. Wie der Heimgekehrte gestimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Gesichte die stehende Antwort gab: „Ei sieh', ich meinte, du wärest schon längst gestorben." Im Sommer von 1824 bestand er das juristische Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigorosum gewesen sein mag, und begann als Advokat zu prakticiren, daß Gott erbarm'! Sonst hielt er sich möglichst abseits der Leute, sogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeisirte er freilich daselbst explosivisch genug. Machte sich z. B. eines Tages ein detmolder Magister des Langen und Breiten mit einer Schoppenstecherrede über Shakspeare mausig, als unser Dietrich Christian aus der Ecke, in welcher er gesessen, plötzlich lapidarisch hervorfuhr: „Sie und Shakspeare? Sie verstehen ja gar nichts vom Shakspeare!" Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreisenden berliner Studenten, dessen Bewunderungsphrasen ihn langweilen mochten, in die Wange gebissen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung."

Dem Dichten nicht nur, sondern auch der Theilnahme für literarische Dinge überhaupt schien er während der ersten Zeit nach seiner Heimkehr ganz entsagt zu haben. Langten Briefe von seinen berliner Kumpanen an, so warf er sie uneröffnet beiseite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe schon gänzlich ausvulkanisirt und nur eine todte Schlacke zurückgelassen. Dem war aber nicht so. Zwar hat er, nachdem es ihm misslungen, eine Gehilfenstelle beim Archiv zu erhalten — sein alter Gönner Klostermeier hatte ihn dazu vorgeschlagen — in völliger Hoffnungslosigkeit wiederholt in sein Tagebuch geschrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber."

Digitized by Google

Aus dieser trägen Verlorenheit riß ihn ein buchhändlerischer Einfall heraus. Einer seiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben und machte dem Dichter das Anerbieten, seine fertigen Manuskripte, insbesondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf diese erste günstige Wendung seines Geschickes mit einem Eifer ein, welcher zeigte, daß sein Pessimismus zu dieser Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu schweigen; wollen sich der Menge zeigen". Im Jahre 1827 erschienen dann die „Dramatischen Dichtungen von Grabbe", 2 Bände, welche den Gothland, den Torso Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, sowie den Aufsatz über den Shakspearewahnsinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen schrieen sogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland sei der deutschen Literatur ein „Meteor" von byron'scher Größe aufgegangen.

Unter sothanen Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie" und der Ruf desselben drang sogar bis zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genie's" seine Anerkennung zollen müsste, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons ernannt und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erkleclich lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amt-

Digitized by Google

stuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden [1]).

Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten. Sie können es nicht, weil das höchste wirkliche Glück, das dem Menschen beschieden, jener höchste Grad von Resignation ist, welcher schon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchstens noch eines traurigen Lächelns gränzenloser Verachtung würdigt. Diese Resignation ist es auch allein, welche jenen durch nichts zu erschütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Sisyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem absonderlichsten aller Auditeurs begann auch die Dichterader wieder zu pulsiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Faust" geschaffen, ein kühner und der Hauptsache nach auch gelungener Versuch, das Klagewort von Göthe's Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" originell zu glossiren. Grabbe verkörperte diese zwei Seelen in den Gestalten seines Don Juan und seines Faust. Jener ist der resolute südliche Genußmensch, dieser der dem warum des warum · nachgrübelnde nordische Träumer und so vertreten die beiden die zwei Seiten des Weltschmerzes: den rastlos vorwärts stürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblase. Als den genialsten Zug in dieser Dichtung hat man mit Recht *den* hervorgehoben, daß Donna Anna sich unverkennbar weit mehr zu dem liederlichen Realisten Don Juan als zu dem erhabenen Idealisten Faust hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünschungen der Donna gegen

1) Man lese z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzem Frack zwei Officieren den Diensteid abnahm.

Digitized by Google

den Wüstling das „Küsse mich noch einmal!“ deutlich genug heraushört. Es sind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieselbe zwar nicht entfernt dem göthe'schen Faust, aber doch dem byron'schen Manfred zur Seite stellen. Als Drama theilt es jedoch die schon berührten Grundgebrechen der grabbe'schen Dramatik. Es ist sogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum; denn daß schließlich Don Juan und Faust von einem und demselben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erscheinungsweise und ihre Sprechart decken sich nicht. Alle Charaktere des Stückes sind, scharf angesehen, nur Marionetten. Man sieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den soufflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblicke dieses Don Juan, dieses Faust, dieses als schwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man willkührlich an jene alten trockenen Holzschnittebilder denken, welchen Papierstreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem Munde hängen. Derselbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbst unter den Dichtern höchsten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künstlerisch zu bewältigen und die Träger metaphysischer Probleme zu plastischen, fest und voll zur sinnlichen Erscheinung kommenden Gestalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeschylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakspeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Faust und Mickiewicz im Todtenfest („Dziady“). Die vollendetsten aller dieser Schöpfungen sind zweifelsohne der spanische Hidalgo und der deutsche Mephisto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an seinem beabsichtigten Tragödiencyklus „Die Hohenstaufen“, mit welchem Stoffe sich gleichzeitig auch andere deutsche Dichter, insgesammt dazu angeregt durch Raumers Geschichtewerk, beschäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'schen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher damals in Rom

Digitized by Google

einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Cestius zustürmte, den er vorahnend in dem schönsten seiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat freilich nur zwei Stauferdramen fertiggebracht: „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich der Sechste“; aber die sind denn doch edles Korn, vollends verglichen mit der vielen Spreu in Raupachs Hohenstaufen. Unser Dietrich Christian verhält sich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpressetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baumwollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandson. Scenen wie die zwischen Heinrich dem Löwen und Mathildis im Barbarossa (A. 5, Sc. 2) und die zwischen Kaiser Heinrich und dem sterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechsten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echt dämonischer Sehergabe denken und darstellen. Hier entspricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Ausführung durchaus und vollkommen. Nirgends auch ist Grabbe so sehr Dramatiker wie in diesen beiden Stücken. Dieselben gehören unzertrennlich zusammen, sind eigentlich nur eins: im Barbarossa knotet sich die tragische Schuld, im Kaiser Heinrich vollzieht sich die Sühne. Der Schöpfer dieser beiden Dichtungen, in welchen sich ein edler Vaterlandsstolz hoch aufrichtet, sollte in Deutschland nie vergessen werden [1]).

---

1) Ein echtgermanischer Zug, die gemüthliche Fürsorge für die Thiere, wie die romanischen Nationen sie gar nicht kennen, springt uns aus nachstehendem Gespräche zwischen den beiden sächsischen Landsknechten Landolf und Wilhelm (im Barbarossa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Gesicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Lise aufgetrieben und sie knuspert darin, daß sich das Herz umkehrt vor Vergnügen. — W. Ja, es geht nichts über das Knuspern von so einem Pferde. Ohne das kann ich nicht schlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen ist leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Aber die Lise thut sich doch einmal gütlich!“ — — Von echt dichterischem Instinkte zeugte es, daß Grabbe einmal den stahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiser Heinrich unversehens in das Wort ausbrechen läßt: „Nichts doch edler als ein deutsches

Digitized by Google

Einer der eigenartigsten Vorzüge Grabbe's ist sein Vermögen, Massen dichterisch wirksam in Bewegung zu setzen. Von deutschen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher diese Kunst nach kleinerem Maßstab in der Bankettscene im Wallenstein, nach größtem in der Landsgemeindescene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Stauferdramen, noch mehr aber in seiner zunächst vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit so recht im Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechsten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage" zu dichten an. Aber dies Werk markirte keinen künstlerischen Vorschritt, im Vergleich mit dem zweiten Stauferdrama sogar einen entschiedenen Rückschritt. Es zerfährt und zerfasert sich zu einer dialogisirten historischen Novelle. Wie man dieses „Drama in 5 Aufzügen" aufführen sollte, ist rein undenkbar. Die Form ist demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anspruch der „Hundert Tage", ein Drama vorstellen zu wollen, Abstand, so haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intrikenspielen und Lager- und Schlachtscenen vor uns, welche zu

---

Herz!" Im Don Juan und Faust ist eine der schönsten Stellen die, wo der letztere vom deutschen Heimweh angefasst wird —

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deutscher wäre.
Oh, Deutschland! Vaterland! die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, kühn
Und jauchzend stürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutsche Adern rollen grad'
So stolz und kühn wie Deutschlands Ströme!"

Digitized by Google

den besten Schildereien gehören, die überhaupt existiren. Es sind Kabinettstücke vom höchsten Werthe darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Erbärmlichkeit des bourbonischen Schranzenthums und die der napoleonischen Landsknechtschaft gleich meisterlich zu ergötzlicher Anschauung gebracht ist. Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus. Damit verglichen, ist alles, was französische, italische und englische Poeten zur Kennzeichnung des großen Despoten und des napoleonischen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; selbst Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geschwollener Floskelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwissenheit sein zweifelloses Genie meist missbrauchend, um poetische Missgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom besten französischen Bombast verschwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorificirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraseologie seiner in den 30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher ansieht, so grinst einem aus denselben schon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!" — der Hugo, welcher es, wie ich anderwärts bemerkte, vollmäßig verdient hat, daß man mit Travestirung des bekannten shakspeare'schen Verses von

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend" —

von seinen angeblich patriotischen, in Wahrheit aber thorenbübischen Ausfällen gegen Deutschland sage:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd . . . .

Grabbe hat in der Manier seines „Napoleon" später noch zwei dialogisirte Historien geschrieben, den „Hannibal" und die „Hermannsschlacht". Von beiden Dichtungen lässt

Digitized by Google

sich dasselbe sagen, was von jener gesagt worden ist. Große historische Blicke, gewaltige poetische Würfe, markig-wuchtige psychologische Züge überall; aber kein Verstehen, kein Verstehenwollen der dramatisch-künstlerischen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben sind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thusnelda im Hermann: von sämmtlichen grabbe'schen Frauengestalten sind diese beiden am besten „herausgekommen". Freilich verlieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allfort lapidarisch zu charakterisiren und seine Personen so zu sagen nur noch Granit sprechen zu lassen, auch diesen beiden Gestalten etwas Steinernes. Beide sind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Ariosto's unliebsam erinnern. Nie war der arme Dietrich Christian im Stande, eine Frauengestalt zu schaffen, in welcher sich anmuthig-bescheidene Zartheit mit dem kräftigen Aufschwung idealer Gesinnung verbunden hätte, eine Frauengestalt, wie sie Wordsworth sich eine gedacht hat, als er die schöne Strophe schrieb:

„A violet by a mossy stone,
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky."

Der Verlockung zum Fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittagessens in Hermanns Hof oder die Beschreibung, wie die karthagischen Oligarchen ihre Häuser zu Mäusefallen für ihre Gegner einrichten, beweisen können. Auch im Kynischen ließ der Dichter immer zwangloser seinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsschlacht, wo „die Klopp" ihre Vaterschaftsklage gegen den „Katermeier" bei dem römischen Prätor anbringt, sieht auf's Haar einer schadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuschheit der deutschen Mädchen preis't. In der ursprünglichen Handschrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hannswurstkomödie bräuchlich waren. Die karthagischen Generale wollen Kriegsrath halten und während

Digitized by Google

sie hochweise berathen, geht Hannibal beiseite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erst mein Wasser abschlagen.“ Bevor er dann Italien verlässt, verrichtet er noch Unbeschreibliches und sagt: „Das ist mein Denkmal, welches ich hier hinterlasse“ ... Trotzdem hielt der Dichter als solcher stets an dem Axiom fest: „Groß sein heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen“ — und trug sich zur Zeit, wo er im Vollsaft seines Wollens und Könnens stand, mit den großartigsten tragischen Entwürfen. So beabsichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große“ und eine weitere „Jesus“ zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner seiner Zeitgenossen der Mann gewesen, solchen Problemen gerecht zu werden[1]). Dazu würde aber erforderlich gewesen sein, daß des Dichters Leben nicht selber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Mischmasch von tragischen Motiven und barocken Vorkommnissen, welches Wirrsal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuschwankte.

---

1) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für seine Art zu arbeiten, seine Werke auf Papierschnitzel zu schreiben, wie solche ihm gerade zur Hand oder wie er sie aus Aktenfascikeln oder Dienstbüchern herausriß. Auf einem solchen Schnitzel hat sich das folgende kleine Bruchstück von der beabsichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es ist die Welt mit all den brennenden
Gestirnen!
Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel ...
Alexander. Siehst du den Ost erröthen? Der
Ist meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du bist ein Schimmer
Von seiner glühenden Wange.

Digitized by Google

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unser Dietrich Christian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollste seine Heirat. Menschen von seinem Schlage gelingt sehr selten oder nie der „große Wurf". Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie sie eben auch sehr selten vorkommen. Wenn es besonders gutgeht, *eine* auf zehntausend. Lucie Klostermeier, welche zu heiraten Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntausenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß gewesen ist, mit dem Dietrich Christian zurechtzukommen. Eine gute Ehe ist Gleichmaß, ein fortwährendes gegenseitiges Zugestehen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hiervon jemals die Rede wäre. Daß dem so sein müsste, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blasseste Vorstellung. Beide waren jähe, maßlose Naturen und zur Steigerung der Unerquicklichkeit ihres Verhältnisses war das Weib die stärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waschlappen.

Grabbe war erst nach dem Tode des Archivraths Klostermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlassenen Tochter desselben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war sie eine hübsche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unsäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie ihrerseits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blaustrumpf war, fühlte sich geschmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar diese Hofmacherei meist in grabbe'sch-grotesken Formen vor sich ging. Die erste förmliche Werbung Grabbe's misslang jedoch. Das bureaukratische Blut der Frau Archivräthin empörte sich gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden sollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu sein, so erhielt dieser in aller Form einen Korb.

Digitized by Google

Der machte ihm freilich nicht viel zu schaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte gewesen. Jetzt aber verschoß er sich leidenschaftlich in ein sehr schönes Bürgermädchen, dem er von seiner Leidenschaft so lange und so heiß vorzuphantasiren wusste, daß die arme Henriette sich zuletzt einbildete, auch sie sei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 stattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in seinen Wandel und Frieden in sein Gemüth bringen. Diese Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette musste bald innewerden, daß weder Grabbe für sie, noch sie für Grabbe passte. Ihr solid bürgerlicher Sinn fühlte sich abgestoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher seinerseits mitunter dem, was er die Philisterei seiner Braut nannte, so recht mit Absicht vor den Kopf stieß. Was sollte z. B. ein schlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu sagen, wenn eines Tages, als sie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haseliren anfing und die Frage an sie that: „Hör' mal, was würdest du wohl thun, wenn ich jetzt ins Wasser spränge? Soll ich mal hineinspringen?" Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willst; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu springen. Und sie hütete sich wirklich. Sie gab dem Dichter sein Wort zurück, verließ ihre Vaterstadt und ließ sich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu schenken.

Nun geschah das Dümmste, Tollste: unser abermals bekorbter Dichter Christian kehrte zur Lucie Klostermeier zurück und diese nahm den von der geschieden Henriette Aufgegebenen wohlwollend auf. Er begann seine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier sich nicht einstellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade sich angealtjungfert fühlte und

Digitized by Google

in das Alter eingetreten war, wo man schlechterdings einen Mann erwischen muß, so man nicht sitzen bleiben will. Sie wollte nicht sitzen bleiben und im März von 1833 trat sie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatsache klar, daß der Bräutigam beim Herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!"

In Wahrheit, sie hatten es, er und sie. Diese Ehe war in der Hölle geschlossen und wurde binnen kurzem, binnen sehr kurzem eine richtige Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte schwer zu entscheiden sein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf besessen, als sie besaß, so müsste sie unbedingt als der weniger schuldige Theil bezeichnet werden. Sie hätte dann wohl auch verstanden, ihren Gatten davon abzuhalten, seine meiste Zeit in der Kneipe zu versitzen und sich nach und nach um den gesunden Menschenverstand, um die Arbeitskraft und Arbeitslust, sowie um die Achtung seiner Mitbürger zu trinken.

In der schönen polnischen Ballade vom Hexenmeister Twardowski springt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unversehens aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Christian schließlich physisch und moralisch, so zu sagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaschen und Rumgläsern, ohne welche der beklagenswerthe Mann schon Vormittags nicht mehr sein konnte.

Wie es mit seiner Ehe bestellt war, beleuchtet scharf und hässlich genug, was sein Lebensbeschreiber Ziegler bei einem Besuch im grabbe'schen Hause sah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hof eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichsten Grabbeismen verübte und welche er allen Besuchern zeigte. Auch Ziegler musste sie sehen. Grabbe stopfte zuerst der Eule ein übermäßig großes Stück Fleisch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und stieß sie zu der Eule in den Käfig, um, wie er sagte, die beiden Biester miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und

Digitized by Google

schrie der Ente zu: „Sag' ja!" Die geängstigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörst du? Das ist ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Bestie!" Und er schlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreischte bei diesem Anblick Grabbe seinem Besucher zu: „Gehen Sie geschwind zum Herrn Pastor! Er soll hier eine Kopulation vornehmen. Es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!" Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit schadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — sagte dieser — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben." Sie zierte sich: „Ach, lass' doch Grabbe!" konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — schrie er — du hast es ja doch gern!" Ziegler machte sich mit möglichst guter Manier davon. Von den zügellosen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in seiner Wohnung veranstaltete, in Gegenwart seiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beispiel zu geben. Er sagte nur: „Ja, es waren wunderbare Gesellschaften, die kaum in denen der emancipirten Frauen von der ausgelassensten Art ihr Gegenstück finden möchten." Natürlich wechselten diese Rauschstimmungen mit katzenjämmerlichen und in solchen warf dann der Dichter auf den nächsten besten Papierfetzen Versebriefchen an seine Frau, in welchen sich der Säuferwahnsinn anzumelden schien [1]).

Bald kam es zwischen Mann und Frau zu den widerwärtigsten Auftritten, insbesondere auch veranlasst durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rück-

1) Zum Beispiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es süße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —
Denkst Geld!
Mein Herz ist eine Welt,
Woraus es ist zu pressen;
Durch dich verdirbt das Essen."

Digitized by Google

sichtslos geübte und kundgegebene Fürsorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinsichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgsten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging sodann der seiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenlose Unordnung war allmälig in der Führung seiner Geschäfte eingerissen oder vielmehr war diese Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung sehr nachsichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unwesen zusah, so lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es schlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlassung mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat sich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet; so wunderlich mischten sich in diesem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen brannte. Gab ihm doch seine Frau deutlich genug zu verstehen, daß sie den wirklichen, nicht den abgesetzten Auditeur Grabbe geheiratet hätte und daß es eine grobe Täuschung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entschloß sich, dem „undankbaren" lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts bessere Sterne zu suchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er sie nicht in der eigenen Brust trug. Am 4. Oktober von 1834 setzte er sich in den Postwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'sch platzte er in die respektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Postwagen gestiegen, eilte er nach

Digitized by Google

der Wohnung eines ihm bekannten Professors, welcher gerade zahlreiche Gesellschaft bei sich sah. Ohne auf diese die geringste Rücksicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und sagte laut und lachend: „Ich komme so eben von der Post. Sie werden erstaunen, mich hier zu sehen. Ich habe Detmold verlassen. Mein Weib, mein böses Weib hat mir die Hölle so heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin."

Wer sich so in Frankfurt einführte, konnte sich in dieser Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufsperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeister von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinschleudern von Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Gesellen mochten es auch „ungeheuer genial" finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er sich eingemiethet hatte, ängstigte, indem er, wann sie auf sein Zimmer kam, um dasselbe aufzuräumen, die Thüre abschloß, zwei Pistolen auf den Tisch legte und die Erschrockene zwang, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und „mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosesten Fragen dazwischenwarf".

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu spielen in der Weise von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unser Dietrich Christian auch als Poet ein potenzirtes Gemische gewesen ist: — Titanismus und Barockheit, weltschmerztragisches Pathos und Kneipgeniestreichemacherei.

Eine gutmüthige Oestreicherseele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix" herausgab, nahm sich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum arbeiten und suchte ihn nach Kräften aus der Atmosphäre von Weindunst, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht stark genug und überhaupt war niemand mehr stark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß seine Gastrolle in der Main-

Digitized by Google

stadt ausgespielt sei. Die Schoppenstecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, sowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung seiner Hoffnung, eins oder das andere seiner Stücke die frankfurter Bühne beschreiten zu sehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu berathende Dichter auf den Einfall, sich nach Düsseldorf an Karl Immermann zu wenden, dessen persönliche Bekanntschaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieser Einfall dadurch sein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigst arbeitete, das düsseldorfer zu einer Musterbühne zu machen. Grabbe bildete sich ein, Immermann würde sich bestimmen lassen, unter anderen manchen theatralischen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'scher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düsseldorf abgehen und Immermann beantwortete denselben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegesuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menschen nicht zu und für einander passten, so waren es der preußisch-stramme, steifnackige, ordentliche, wohlgebürstete und wohlrasirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachsenfingisch-zerfahrene, schwabbelige, so zu sagen aus allen Nähten gegangene, schmierärmelige und stoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine Möglichkeit vorhanden, daß sich zwischen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herstellen und behaupten lassen. Freundschaften wie die zwischen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den seltensten Erscheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günstigsten Falle alle paarhundert Jahre einmal wieder. Immermann hatte aber neben anderen Grillen auch die pädagogische unter der Schädeldecke, wie sich denn in mehr als einem seiner Werke ein gewisser Schulmeisterton unangenehm macht. Auf der anderen Seite freilich haben wir gerade diesem pädagogischen Tik des

Digitized by Google

Schöpfers vom Merlin und vom Alexis jene klassische Karikatur des überstiegenen Schulmeisterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeisters Agesel im Münchhausen, neben dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth die am meisten realpoetische aller immermann'schen Gestalten.

Immermann, welcher selber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie erziehen zu können, und man muß sagen, daß er, nachdem sein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düsseldorf angelangt war, auf dieses Geschäft die redlichste Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und sorgte mit Rath und That für ihn. Auch suchte er den Dietrich Christian in dessen eigenen Augen wieder zu heben, indem er denselben in gute Gesellschaft, in wirklich gute Gesellschaft brachte. Namentlich dadurch, daß er seine Geliebte, die Gräfin Elise von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß sich wunderlich mitangesehen haben, wenn der Dietrich Christian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinstilisirte, theearomatische Unterhaltung dieses Kreises plötzlich einen seiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann sofort strafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorsam einen krummen Buckel machte und nur koboldisch in sich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte sich Immermann schmeicheln, daß sein erzieherisches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und sein Mentor schaffte für diese Dichtung sowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aschenbrödel einen nach deutschen Begriffen nicht allzu knauserigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte sich der Dietrich Christian verhältnißmäßig so befriedigt und behaglich, daß er mit Ernst und Eifer daran ging, seine Hermannsschlacht zu liefern.

Aber das alles konnte doch nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu lösen, und Grabbe war viel

Digitized by Google

zu alt, sich noch erziehen zu lassen. Es war zu spät, viel zu spät.

Die ersten Verstimmungen zwischen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann schlechterdings keine Anstalten machte, grabbe'sche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Versuchen hätte er das schon können, da er ja mit seinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Gesellschaftskreise seines Mentors. Hatte er sich doch in dieser Theeatmosphäre von Anfang an entsetzlich gelangweilt und sich Zwang anthun müssen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immermanns mochten auch wohl den Dietrich Christian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichter des Gothland, nur herkommen lassen, um ihn als Lobposaune für die Schnurrpfeiferei des immermann'schen Theaterregiments zu gebrauchen und zu missbrauchen. So etwas brauchte man einem Menschen, welcher allfort zwischen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herschwankte, nicht zweimal zu sagen. Er bethätigte seine Entrüstung zunächst dadurch, daß er seine Besuche bei Immermann und bei der Ahlefeldt einstellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinspelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, groteſk-witzige Schnurren über das immermann'sche Theater nach allen Richtungen hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das so übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieser Drohung kam es zwar nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch seinen letzten Halt, und sobald sich ihm dieser versagte, ging das Sinken und Versinken unaufhaltsam weiter.

Noch trug sich der verlorene Mann, über welchen sich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichterischen Absichten. Er wollte eine Komödie „Eulenspiegel" schaffen — („mein Eulenspiegel wird ein

Digitized by Google

tolles lustiges Thier", schrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte sich, die Person und Mission Jesu mit dem Nimbus höchster tragischer Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er seine Kneipgesellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Gespräch hineingeworfenen Grabbeismus ärgerte: „Jesus war doch auch nur ein Judenjunge". Natürlich blieb es, da die Versunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim Schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Asche und Schlacken zurückgelassen.

In Wahrheit, dieses Bild ist ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unserem Dietrich Christian. Lavaströme von Poesie waren aus seiner Seele in rothflammendem Flusse hervorgebrochen, aber nur, um sofort zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erstarren. Nie hat Grabbe es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen lyrischen Klang. Durchgängig fehlt in seinen Werken das „Ewig-Weibliche". Darum steigert sich in der grabbe'schen Dichtung die Freude zu bakchantischem Rasen, darum spritzt sich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft sich der Gedanke zu schroffepigrammatischer Kürze und Knappheit zusammen, darum verzerrt sich der Witz zu infernalischem Kynismus. Die Grazien sind ferngeblieben ....

Zuletzt hatte der Dichter in Düsseldorf nur noch ein verkommenes Musikgenie, Norbert Burgmüller, zum Gesellschafter. In der Weinstube zum Drachenfels verdämmerten und verduselten die beiden gleichverstimmten Seelen ihre Tage, stundenlang in hinbrütendem Schweigen einander gegenübersitzend. Als dann im Mai von 1836 der Musikus plötzlich starb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düsseldorf aushalten. Ein detmolder Freund schickte ihm auf sein Begehren Reisegeld. „Ich habe — schrieb der mit sich und der Welt Zerfallene — erst an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann." Daheim

Digitized by Google

angelangt, ging er nicht in das Haus seiner Frau, sondern nahm im Gasthause zur Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erscheinung muß ganz jammerfälig gewesen sein. Als ihn sein Biograph zum erstenmal wieder erblickte, mußte derselbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo ist dein Stolz?“

8.

Gerade der Stolz regte sich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt — es ist schmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenstand und Zielpunkt des detmolder Kneipenwitzes war, und wunderliche Blasen trieb dieser Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter seinen Bekannten in der Gaststube zur Stadt Frankfurt und hörte, stumm in sich zusammengesunken, einem Gespräche über Literatur zu. Einer sagte: „Seitdem der Göthe gestorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen“. — „Was Tieck!“ zischte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich steige mit jedem Tage und er sinkt. Was ist denn Tieck?“ Man lachte. Das Gespräch wandte sich auf Tiecks Tochter und von dieser auf Grabbe's Frau. „Du bist nur nicht energisch genug gegen sie aufgetreten, Grabbe“, hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich schon als Mann zeigen“. Worauf der Witzbold des Kreises: „Das ist's ja gerade, was sie verlangt“ — und allgemeines Lachen erscholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Gesellschaft in der Gaststube und unter all dem Gläserklingen, Würfelbecherschwingen und Liedersingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke saß, zum Vorlesen

Digitized by Google

seiner noch ungedruckten Hermannsschlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ sich verleiten, die Handschrift aus seinem Zimmer zu holen und die Vorlesung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauschter Menschen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, schrie einer der Zecher über den Tisch herüber: „Ach was! Lasst uns lieber trinken und hört auf mit Vorlesen! 's ist ja doch nur dummes Zeug." Ganz niedergedonnert steckte Grabbe sein Manuskript in die Brusttasche und saß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeschreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halberstickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt! Ich wollt', ich wäre todt!"

Er sollte es bald sein. Der zuverlässigste Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie besessen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflösung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, musste sich Grabbe entschließen, seine Frau aufzusuchen, um sich im Hause derselben einen Platz zum Sterben zu erbitten.

Das Sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böse Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Christian und der zänkische Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anstand soweit zu wahren trachtete, daß sie den sterbenden Mann nicht aus dem Hause weisen wollte. Eine hässlichste Falte in dieses Weibes Seele legte der Umstand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder selbst verpflegen noch leiden mochte, daß seine Mutter ihn pflegte. Diese musste ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter seinerseits anerkannte den Trost, welchen ihm die Anwesenheit seiner Mutter gewährte, dadurch, daß er ihr in seiner grotesken Weise zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

Digitized by Google

„Oh, um so länger du die reinen,
Menschlichen Gefühle niederringst,
Um so gewalt'ger richten sie hernach,
Wann ihre Stunde schlägt, sich wieder auf."

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags starb er. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab, unter ihrem plattdeutschen Liebkosungswort: „Muin leuve, leuve Christian!" verhauchte er seinen letzten Athem. Sie schloß ihm die Augen und badete die majestätische Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber saß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beschäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — sagte sie aufspringend und die Hände zusammenschlagend zu einem anwesenden Nachbar — topp, das ist gut, daß der Unhold todt ist! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Also endlich!" Am Abend darauf spielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröstliche Witwe von Ephesus ganz vortrefflich. Sie schmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein standhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreste des Dichters der Hohenstaufen und der Hermannsschlacht zu ihrer Ruhestätte ....

Alles zusammengenommen, dürfte das Richtige getroffen sein, wenn man sagt, daß in starkem Maße die Vaterlandslosigkeit das Verderben Grabbe's mitverschuldet habe. Merkt man doch sogar den Thaten der herrlichsten Helden des deutschen Geistes, den Schöpfungen von Lessing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß diese Helden nicht auf dem starken und gesunden Boden eines Nationalstaats, sondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel- und Kleinstaaterei erwachsen sind und gestanden haben. Wie ganz anders noch müsste der germanische Genius durch diese seine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt sein, so es ihnen gegönnt gewesen, ein großartiges Nationaldasein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Ge-

Digitized by Google

fühl des ungeheuren Missverhältnisses zwischen dem idealen Werth und der realen Bedeutung seines Volkes, zwischen dem Können und dem Gelten seiner Nation, kurz, der ganze damalige deutsche Jammer der Zerrissenheit und Staatslosigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Christian. Er trieb den Patriotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unseren Tagen nicht eben seltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedestal ihrer Eitelkeit und Großmannssucht zu machen wissen und welche es entsetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne sie machen kann, ja sogar sich beigehen lässt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbstgefälligkeit eingebildeter Großmannsschaft gar keine Rücksicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die eiteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Prosa gegen sie losziehen und ihren bittersten Feinden sich anschmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm schwer gefallen oder unmöglich gewesen sein, irgendeinen halbwegs praktischen Vorschlag zur Besserung der deutschen Zustände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken seiner Phantasterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und stolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig hervor, wie in dem schönsten von ihm gesprochenen Wort: —

„Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!"

Digitized by Google

Der todte Millionenmann

und

die falsche Braut.[1])

Ein zwar unglaublicher, aber doch aktenmäßiger Beitrag zur Volksmündigkeitsgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens.
Der verbesserte Schiller.

Gewiß, wir haben Grund, zu sagen, daß unser Jahrhundert etwas gearbeitet, etwas vor sich gebracht und das Kapital menschheitlichen Vorschritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hanns Dampf und Grethe Philanthropie in allen Gassen! In riesenhafter Progression zieht die Bildung immer weitere Kreise: die Jugend ist vor lauter Kultur schon mit achtzehn Jahren blasirt und Sonntags führen mit pariser Fräcken angethane Hausknechte

1) Diese Geschichte ist im ganzen wie im einzelnen so märchenhaft, daß sie manchem Leser als durchaus unglaublich vorkommen muß. Trotzdem ist sie Geschichte im strengsten Sinne, durchweg aktenmäßig bezeugt, wie sich jeder überzeugen kann, welcher den bezüglichen Kriminalaktenfascikel im züricher Archiv einsehen will. Ich habe mir nur erlaubt, die Namen der mithandelnden und mitleidenden Personen dieser unerhört traurigen Posse zu ändern, d. h. mit erfundenen zu vertauschen.

Digitized by Google

Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glanzlederhandschuhen stecken. Freiheit und Gleichheit sind auch keine himmelblauen Ideale mehr, sondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Nase der Polizei setzt der deutsche Bürger seinen braunröthlichen Garibaldihut keck auf's Ohr und in der alleinseligmachenden Glocke der Krinoline wallfahren Fürstinnen und Mägde einträchtiglich zum Hause des Herrn.

In diesem Stil und Ton mag etwa ein Pessimist grämeln und grollen. Wir anderen jedoch wiegen uns unterdessen behaglich in dem Schaukelstuhle moderner und modernster Errungenschaften. Schade nur, daß das harmonische Fortschrittsconzert dann und wann durch einen grellen Misston unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erschallt. Sollten wir aber dadurch unsere selbstzufriedene Stimmung beeinträchtigen lassen? Behüte! Abwechselung muß sein.

Ich hoffe in diesem Glauben auf die Nachsicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachstehendem einen der angedeuteten Misstöne verlauten lasse, indem ich eine Geschichte erzähle, welche auf die intellektuelle und sittliche Kultur unserer Zeit ein nicht gerade liebliches Streiflicht wirft. Es ist ein Stück Dorf- und Stadtgeschichte, von welcher ich in aller Bescheidenheit glaube, daß sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturhistorie der Gegenwart sei. Um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Geschichte (sie spielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande sich zutrug, welches seit ungefähr vierzig Jahren das umfassendste und bestorganisirte Volksschulwesen besitzt, das auf Erden existirt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die Thatsachen meiner Erzählung streng aktenmäßige, gerichtsaktenmäßige sind. Ich habe nicht ein Jota dazu oder davon gethan, dagegen aus Rücksichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Personen zu ändern.

Digitized by Google

1.

Zu Tannenbach, einem Dorfe in einem der nordöstlichen Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein „wohlbeleumdeter", arbeitsamer, sparsamer Mann, Besitzer eines kleinen „G'werbs", d. h. eines kleinen Bauerngütchens; daneben auch Instruktor bei der Infanterie oder „Dreckstampfer". Denn mit dem freilich etwas unreinlichen Terminus technikus „dreckstampfen" bezeichnete er selber die Ausübung seiner amtlichen Pflicht, angehende Enkel Winkelrieds oder, prosaisch zu sprechen, Milizrekruten marschiren und exerciren zu lehren. Ungeachtet dieser zeitweiligen Beschäftigung mit der edlen Kriegskunst hatte unser Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das specifische Organ des Glaubens so wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofräthe und Kirchenräthe von der strikten, strikteren und striktesten Observanz von rechtswegen eine unbändige Freude daran hätten haben sollen. Auch des Simplicius Ehefrau besaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen" Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir sehen werden, dem schrankenlosen Glaubenseifer ihres Eheherrn mitunter Opposition, — eine Opposition freilich, welche nicht etwa aus dem „heillosen, modernen Unglauben", sondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantischen Glaubensstärke entsprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch später noch bildete zu Tannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebtesten Gegenstand der Unterhaltungen am häuslichen Ofen der berühmte Herr Oberst Mildherz, ein großer, ein größter Mann, weil der reichste in der Eidgenossenschaft. Der Ruf dieses gewaltigen Fabrikherrn war gerade

Digitized by Google

nicht der feinste; aber es stand fest, daß er sich durch eine Energie sondergleichen zum „Millionenmann" emporgearbeitet hatte. Dies war sein so zu sagen officieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderlose bei seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etwa dreißig Millionen hinterlassen hat. Der Volksphantasie genügte indessen dieser immerhin leidliche Reichthum keineswegs, sondern sie liebte es, das Vermögen des Herrn Obersten in's Märchenhafte zu steigern. Eine auf die Volksphantasie spekulirende Betriebsamkeit stand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenschaften anzudichten, welche seinen wirklichen diametral entgegengesetzt waren. Endlich ist noch zu sagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn sich in seiner Weise zu erklären suchte. Der Herr Mildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel sein — im Besitze von „Alunen", die ihm „unmenschliches" Geld „legten".

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Alraunen des germanischen Zauberglaubens. Die Vorstellung von diesen „Heckemännchen" oder „Galgenmännlein" hat aber in den Gegenden, wo unsere Geschichte spielt, eine meines Wissens so eigenthümliche Gestalt angenommen, daß sie mir wohl erwähnenswerth zu sein scheint. Selbstverständlich ist so ein „Alun" nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun ist selbst ein Stück Teufel. Der Besitz von einem oder von mehreren Alunen hat also zur unumgänglichen Voraussetzung, daß der Besitzer seine Seele dem Teufel verschreiben musste. Nach der, wenn mir recht ist, am weitesten verbreiteten Ansicht wird der Alraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniawurzel bereitet, welche der menschlichen Gestalt ähnelt. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günstigen" Konstellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beschneidet ihre Ausschößlinge. Dann vergräbt man sie auf dem Kirchhof in dem Grab eines kürzlich verstorbenen Mannes und begießt sie einen

Digitized by Google

Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuse ertränkt hat. Die nach Verfluß dieser Zeit wieder ausgegrabene Wurzel ist der menschlichen Gestalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet sie hierauf in einem mit Eisenkraut geheizten Ofen und verwahrt sie in einem Stück Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Besitzer wird in jeder Weise an zeitlichem Wohlstand zunehmen.... Anders die Zubereitung der „Alunen" in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfrosch wird beim Vollmond gefangen und unter Anrufung des Teufels, mit Beihilfe eines „Larner" (Zauberer, Hexenmeister) und unter Ceremonien, deren wichtigste zu schmutzig ist, um beschrieben werden zu können, zum „Alun" gemacht. Das Gesicht des Frosches bekommt durch diese Weihung starke Aehnlichkeit mit einem menschlichen. Der Besitzer setzt den Alun in einem wohlverschlossenen Behälter unter ein Glasgefäß und hier „legt" das Zauberthier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alraun erblickt, hört dieser nicht nur auf Geld zu legen, sondern der Besitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewisser Bräuche schleunigst vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt bestimmt, von dem Bösen geholt werden will...

Lächle nicht mitleidig-ungläubig, theurer Leser. Was ich dir da erzählte, ist ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, ist ein Stück „Volksmündigkeit", von welcher du in Ständekammern und anderswo schon so viel vernommen hast. Ich fabulire dir nichts vor. Es sind kaum zwei Monate her, seit an dem Orte [1]), wo ich dieses schreibe, ein Ehescheidungbegehren statthatte, dessen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte, von ihrem Manne geschieden zu werden, weil derselbe einen der beschriebenen Frosch-Alunen hätte,

1) Winterthur, 1860.

Digitized by Google

welcher ihm täglich einen Fünffrankenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unversehens das Zauberthier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der „Froschteufel“ habe sie so „grüsli angelugt“, daß sie zum Tode erschrocken sei. Ihr Mann habe sie dieser Störung des Zaubers wegen gemisshandelt und böslich verlassen. Sie wolle von ihm geschieden sein, denn er habe sich „droben im Toggenburg“ einen „neuen Alun gemacht“ und sie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbstzeit von 1858 machte sich unser Jakob Simplicius eines Tages auf, um seine Schwester zu besuchen, welche in der Umgebung der Hauptstadt des Kantons an den Bauer Ezechiel Schäfli verheiratet war. Es kann nicht verschwiegen werden, daß das Ehepaar Schäfli, was seine geistigen Gaben und religiösen Vorstellungen betraf, in die Rubrik „Polizeiwidrige Dummheit“ einzureihen war. Im übrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wann ihre Habgier gehörig gekitzelt wurde.

Im Hause seines Schwagers traf der besuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wehwerte und grochzte“, das heißt sehr leidend sich anstellte und eine große Geschichte erzählte, daß sie lange im Kantonsspital erfolglos gelegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich sah die Leidende keineswegs kränklich aus; im Gegentheil, sie hatte energische Züge und war glatt und wohlgenährt, ja sogar korpulent. Aber warum hätte sie nicht wie Sir John Falstaff sagen oder wenigstens denken sollen: „Schmerzen und Sorgen blasen den Menschen auf“. Frau Schäfli theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Wehwernde und Grochzende sei eine Frau Sibylle

Digitized by Google

Gimmelig und vonseiten der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schäfli, „vertischgeldet". Weiter hat sich der gute Jakob bei dieser Gelegenheit um die interessante Kranke nicht interessirt.

Es wäre sehr gut für ihn gewesen, wenn auch er seinerseits derselben kein tieferes Interesse eingeflößt hätte. Allein wie immer es zugegangen sein mag, Frau Sibylle hatte scharfäugig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Instruktor wahrgenommen und sie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eine Menschenkennerin im allgemeinen und im besonderen eine Kennerin der Männer, deren sie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte sie sich nämlich zum drittenmal verheiratet mit dem Bonifaz Gimmelig, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen besaß, dasselbe aber lüderlich durchgebracht hatte und zur Zeit seiner Verehelichung mit Sibylle ein armer Teufel von Taglöhner war.

Die würdigen Eheleute hatten sich gegenseitig angeschwindelt, indem jedes vorgegeben, es besäße Geld. Als nach der Hochzeit dieser Schwindel zerrann, wurde die Ehe alsbald eine sehr unglückliche und statt, wie früher, einander etwas vorzulügen, trat an die Stelle der Vermögensdichtungen die Wirklichkeit gegenseitiger Zärtlichkeiten mittels Fingernägeln und Fäusten, bei welchen Bezeigungen der arme Tropf von Mann den kürzeren zog. Er war überhaupt nur der Sklave seines Weibes. Beide waren, — entschieden arbeitsscheu und genußsüchtig, — zur Zeit unserer Geschichte der Armenpflege der Gemeinde zur Last gefallen.

Allein Frau Gimmelig war nicht gewillt, mit dem sich zu begnügen, was ihr auf Kosten der Gemeinde im Hause des Ezechiel Schäfli gereicht wurde. Unter dem Vorwande einer räthselhaften Krankheit, aus welcher kein Arzt klug werden konnte, hatte sie sich manche Zubuße zu verschaffen gewusst, und als diese Quelle versiegen gegangen, sann ihr erfinderischer Geist auf die Eröffnung anderweitiger. Sie

Digitized by Google

wollte nicht nur leben, sondern flott leben. Und warum nicht? War sie doch erst achtunddreißig Jahre alt, eine nicht übel konservirte Frau mit noch sehr jugendlichen Neigungen und Leidenschaften. Wenn Shakspeare's Fähndrich Pistol zufolge die Welt eine Auster ist, warum sollte Frau Sibylle dieselbe nicht zu öffnen versuchen? Freilich besaß sie kein Schwert wie besagter Pistol, dagegen aber eine höchst zweckmäßig geschliffene Zunge.

Zunächst übte sie diese an ihren Kostgebern, bei welchen sie sich in bedeutenden Respekt zu setzen wusste. Insbesondere dadurch, daß sie dunkle Andeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zukunft, welche ihr noch bevorstände. In diesen Andeutungen spielte der Herr Oberst und Millionenmann Mildherz eine große Rolle. Sie habe, erzählte Frau Sibylle treuherzig, aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, welche den „fürnehmen" Namen Sophie führe. Nicht ohne Grund, denn Sophie hätte keinen geringeren Mann zum „Götti" (Pathen), als den Herrn Oberst Mildherz, welcher für das junge Mädchen, das auf seine Kosten beim Herrn Gemeindeammann Hintz in Bern erzogen würde, bereits 10,000 Gulden „in eine Kasse" gelegt habe. Weiter wurden mysteriöse Winke hingeworfen, aus welchen zu schließen war, das Verhältniß des Millionenmanns zu der jungen Sophie sei eigentlich noch ein viel innigeres. Natürlich musste sich die Gnade des Herrn Mildherz auch auf die Mutter des Mädchens erstrecken. Aber gewisser „Verumständigungen" halber konnte sich diese Gnade an ihr, der Frau Sibylle, „dermalen" nicht offenbaren. In der Zukunft jedoch, ja, da werde es sich schon zeigen, was sie eigentlich für einen Stand bei dem Millionenmann habe. Da werde sie auch „in der Lage sein", die Pflege und Freundschaft, der sie bei den Schäfli genieße, an diesen selbst und an ihren Verwandten „auf's schönste" zu vergelten. Nach diesen Präludien kamen Schlag auf Schlag bestimmte Versprechungen von bestimmten Geldsummen, prächtigen Kleidern, kostbaren Möbeln, Betten ꝛc.

Ezechiel Schäfli und seine Frau glaubten und waren selig, denn der Glaube macht ja bekanntlich selig. Als

Digitized by Google

Jakob Simplicius zur Fastnacht 1859 seine Schwester wieder besuchte, war diese der ihrer Familie bevorstehenden Herrlichkeiten voll und zählte dem Bruder an den Fingern her, was alles sie durch Vermittelung der liebwerthen Frau Sibylle von dem theuren Herrn Oberst zu erwarten hätten.

Jakob verwunderte sich höchlich, biß aber an, „gläubete" ebenfalls und ging heim, seiner Jakobäa von diesen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf sie ein „fürnehmes" Gefährt vor dem Hause stehen, worüber sie „erschrak". Man möchte sagen, über die arme Frau sei bei diesem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Dasein zerstörerisch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein schulmeisterlicher Logiker würde diese Ahnung in den Syllogismus auflösen: Die Landleute sind gewohnt, alles Herrenmäßige als etwas Bedrohliches mit Mißtrauen anzusehen; eine Kutsche sieht herrenmäßig aus, folglich schwante der Frau Jakobäa beim Anblicke der vor ihrem Hause haltenden Kutsche nichts Gutes. So wäre der Gemüthsvorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgerichte zur Sprache kam, psychologisch erklärt und wir können nun der Jakobäa in's Haus folgen, wo sie bei ihrem Jakob unerwartete Gäste fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schäfli nebst der liebenswürdigen Frau Sibylle Gimmelig, welche mitsammen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Absicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schäfli sprudelte nach Begrüßung der Schwägerin in heiligem Freudeneifer nur so

Digitized by Google

heraus, daß der Herr Oberst Mildherz willens sei, ihrem guten Bruder Jakob ein schönes Geschenk zu machen, und zwar solle dasselbe bestehen in einem hübschen „G'werb", der „wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse". Das war schon etwas. Indessen schien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzusehen. Es war doch gar zu wunderlich, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entferntester Beziehung stand, Knall und Fall ein so außerordentliches Geschenk erhalten sollte. Schön wär's freilich, „kaibisch schön", ja, ja . . . aber . . . „Was meinst, Frau?" Worauf Jakobäa kopfschüttelnd: „Ich glaub's nicht."

Die ungläubige Thomasin hatte jedoch zunächst keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie musste in die Küche, um für die Gäste „ebbis z'Imbiß" zu bereiten. Aber nachdem, homerisch zu reden, die Begierde nach Speise und Trank dann gestillt war, nahm Frau Sibylle Gimmelig die Tagesordnung wieder auf, indem sie den ehrenwerthen Instruktor sive Dreckstampfer frug, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefiele und feil sei. Der Herr Oberst Mildherz, ihrer Tochter . . . . ja, das dürfe sie jetzt noch nicht sagen . . . . kurzum, der Herr Oberst werde ohne weiteres mit besagten 15,000 Gulden herausrücken, dieweilen selbiger Oberst seine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher sie, die Sprecherin, so gut verpflegt werde. Sie sage nichts als die Wahrheit, die purste Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid", so thue sie.

Fiel dessenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pipperlipap und Bierestiel', 's ist neime nüd mit dem G'schenk und G'werb! Der Millionema ist ja der ärgst' Gythund (Geizhund) uff der Welt, der sich selber 's essen nit mag gonnen. Wie käm' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma so ein grüsli großes Geld z'schenke?"

Arme Jakobäa, deine parlamentarische Opposition hatte das gewöhnliche Schicksal aller parlamentarischen Oppositionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen

Digitized by Google

Lüge und die „germanische Tugend des Vertrauens“ aufkommen können?

Setzte nämlich Frau Gimmelig ihre sibyllinische Zunge in Bewegung, mindestens so süß wie Zucker und nicht viel langsamer als das hin- und herschießende Schifflein eines mechanischen Webstuhls, und wurde von dieser Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderstehlich, erbarmungslos. Da sei, eidli bym Eid, „nüd Ungerades“ an der Sache! Der Herr Oberst sei „persönlich“ geizig, ja freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen sei er auch „Präsident der Freimaurer und Wohlthäter“ und im Auftrage besagter Gesellschaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und dessen würdig sind“, zu vertheilen. Erst vor kurzem hätten die Freimaurer zu solchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher sonst als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli bym Eid! Was da so ein „Schlötterlig“ von 15,000 Gulden zu sagen habe? Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweise ablegen müsse man, insonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig sei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei solcher Beredsamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Fackel des Glaubens auf. Um so mehr, da Schwester und Schwager Schäfli die Orakelsprüche der Frau Sibylle vollkommen bestätigten und zwar mit einer Begeisterung, welche Jakobum überzeugten, die beiden müssten die ihnen in Aussicht gestellten „Geschenke“ bereits empfangen haben. Und warum sollte er diese Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu sagen! — die Schäfli selber überzeugt, die ihnen vonseiten der Frau Gimmelig gemachten Versprechungen seien bereits erfüllt. Angesichts dieser aktenmäßig feststehenden Thatsache dürften selbst die Jeremiasse der wiener und berliner Kirchenzeitungen zugeben, daß in Israel noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden sei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerstand gegen die Bestrickung ihres Mannes durch die „Schlangengosche“ —

Digitized by Google

wie sie Frau Gimmeligs beredsames Mundstück rücksichtslos-drastisch bezeichnete — noch nicht auf, aber sie wurde überstimmt. Dem Jakob ging der zu erwartende, „mindestens“ 15,000 Gulden werthe „G'werb“ wie ein Mühlrad im Kopf herum, dessen nie besonders gut bestellt gewesene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöst wurde. Frau Sibylle konnte unschwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollständig erreicht worden sei: das ausersehene Opfer hielt so lammfromm sein Fell zum scheeren hin. Warum sollte jene zögern die Scheere anzusetzen?

4.

In der That, sie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem ersten Besuch in Tannenbach kam sie abermalen angefahren und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hause und es steht zu vermuthen, daß sie der über die maßen zuthunlichen Besucherin nicht eben den freundlichsten Willkomm geboten habe. Aber soll sich ein fühlend Herz, das am wohlthun seine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von seinen hohen Zwecken abbringen lassen? Bewahre!

„Maul' du, wie du willst,“ dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Gebärden einen Brief aus der Tasche, welchen, sagte sie, der Herr Oberst Mildherz an der „Marktgasse“ der Hauptstadt an seinen guten Freund Jakob Simplicius geschrieben. Diese Epistel lautete nicht anders, als von einem Präsidenten der „Wohlthäter“ zu erwarten war. Der Herr Oberst kündigte Simplicio an, er „wollte für 70,000 Franken sorgen“, welche Simplicius demnächst erhalten werde. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Jakob „sein Glück nicht mit Füßen treten würde“. Als Moral der Fabel kam hintennach der erste Zwick mit der Scheere: Frau Gimmelig forderte von der Jakobäa

Digitized by Google

60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für sich, sondern für „höhere Zwecke". Frau Jakobäa erklärte rundweg, sie könnte sich auf so etwas nicht einlassen. Da kam aber der Jakob nach Hause und nun nahm die Sache eine günstigere Wendung. Die Siebenzigtausendfranken-Epistel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerdings gefiel ihm, daß er, statt Geld zu bekommen, vorderhand welches geben sollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, so ist alles nichts. Sie müssen dadurch dem Herrn Oberst beweisen, daß Sie freigebig sind. Wer das nicht ist, von dem zieht der Präsident der Freimaurer alsbald seine Hand ab." — „Aber wozu ist denn das Geld, was ich hergeben soll, bestimmt?" — „Das darf ich nicht sagen."

Mit diesem Bescheide begnügt sich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demselben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, sagt er so beiläufig etwas von einem ihm auszustellenden Schuldschein. Sie aber schnell und hochherab: „Das darf nicht sein, sonst ist alles umsonst! das Geld muß nur so „„sonst"" anvertraut sein und Sie dürfen von dem ganzen Handel keinem Menschen etwas sagen."

Sprach's, die „Schlangengosche", und verschwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ sie nur vier Tage verstreichen, bis sie wiederum in Tannenbach erschien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeschätzten Herrn" Simplicius ausgerüstet, worin der Herr Oberst für die empfangenen 100 Franken „ehrerbietigst" dankte, seinem freigebigen Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein „schönes Heimwesen" versprach — Simplicius sollte sich ein ihm zusagendes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptstadt aussuchen — schließlich jedoch abermalen 50 „Fränkli" oder „mehr" verlangte.

Wer konnte einem solchen „Präsidenten der Wohlthäter" etwas abschlagen? Jakobus gab die 50 Fränkli und fuhr mit der Frau Gimmelig nach der Stadt, um sich in der Nach-

Digitized by Google

barschaft derselben ein „Heimwesen" auszusuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz besonders gefiel „von wegen dem Baumgarten". Bei Gelegenheit dieser Auskundschaftung zeigte Frau Sibylle unserm Simplicius ein schönes Haus, welches, sagte sie, der Herr Oberst um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geschenkt hätte. Schwager und Schwester Schäfli, bei welchen Jakob einsprach, bestätigten eifrigst dieses und alles andere Mögliche und Unmögliche. Sie redeten Simplicio zu, er sollte nur Geld hergeben, so viel er auftreiben könnte: es werde ihm ja doch hundert- und hunderttausendfach ersetzt. Darauf gab der Glaubenseifrige an jenem Tage, soviel er noch bei sich hatte, nämlich 35 Franken, gab sie um so bereitwilliger, als Frau Gimmelig sich herabließ, ihm zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei. Der Herr Oberst Mildherz habe nämlich eine Tochter, für welche er große Zärtlichkeit hege. Diese liege dermalen schwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müsse das Geld eines „braven" Mannes verwendet werden, so eines Mannes vom Schlage Jakobi Simplicii, „ehrlich erworbenes Geld".

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle wiederum in Tannenbach, kläglich vorstellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt und es sei mit der Tochter des Herrn Oberst „nicht besser worden", weil „Frau Schäfli das Geld gesehen hat". Jakobus durfte natürlich nicht anstehen, der kranken Tochter seines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizuspringen, und übergab daher seiner Freundin Gimmelig 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte sie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach, du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es sei gewiß kein „gutes" Geld gewesen und müsse daher „anderes" geschafft werden. Diese Pille war aber gehörig überzuckert. Denn, sagte die süße Frau Gimmelig, der liebe Herr Oberst habe das bewusste Heimwesen in aller Stille schon für den wackern Jakob angekauft; aber dieser solle beileibe ja noch keine Silbe von der Sache verlauten lassen.

Digitized by Google

Gehorsam schwieg Simplicius und gab 250 Franken her, wofür ihm die Empfängerin vonseiten des Herrn Oberst noch gütigst mittheilte, dieser wünschte, daß Jakob sein Amt als Rekrutendriller aufgäbe, weil er ja doch „die Anstrengung nicht verleiden (ertragen) möge und das Dreckstampfen fürder auch gar nicht nöthig habe". Der gute Mann kam dem aus so zarter Rücksicht für seine Gesundheit geflossenen Wunsche getreulich nach, indem er bei der ersten Gelegenheit seinem Vorgesetzten technisch-drastisch erklärte, „er wolle keinen Dreck mehr stampfen" . . . .

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorschritt von Scene zu Scene so lächerlich absurd sich gestaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher sich durch eine so abgeschmackt plumpe Gaukelei betrügen ließ. Der Wohnsitz des Herrn Mildherz war kaum eine halbe Tagereise von dem unseres Simplicius entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzugehen, um von dem „Präsidenten der Wohlthäter" Aufschluß sich zu erbitten? Aber freilich, er stand so willenlos unter dem Einflusse der Betrügerin, daß er schlechterdings nicht wagte, ohne Wissen und Willen derselben irgend etwas zu sagen oder zu thun. Sie ihrerseits sorgte schon dafür, den Verstrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu lassen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tannenbach kam Frau Gimmelig wieder, that sehr ängstlich und sagte, der Herr Oberst selbst sei schwer erkrankt. Die Herstellung desselben erfordere „viel und lauter reines Geld", sowie einen „Vierling Zwetschgen, keine mehr und keine weniger". Jakob schaffte Zwetschgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwischenräumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und so weiter. Die sibyllinischen Forderungen wuchsen lawinenmäßig. Um aber den armen Simplicius bei guter Laune zu erhalten, variirte Frau Gimmelig ihr Thema mannigfach. Bald kündigte sie dem Jakob den Besuch seines Wohlthäters an, bald „böserte", bald „besserte" es wieder mit dem Millionenmann. In der ersten Hälfte

Digitized by Google

des Juli schrieb sie nach Tannenbach, so viele hundert Franken der Jakob schicke, so viele Jahre würde der Herr Oberst noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und schickte ihr die ganze Summe. Als Antwort schrieb sie: „Oh, welche Freude! Oh, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf schickte der unermüdliche Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe gestern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb sieben Uhr bin ich beim Herrn Oberst gewesen und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Alsbald hat der kranke Mann wieder reden gekonnt und hat gesagt: „Oh, du lieber Simplicius!“ und dabei sind ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in diesem unerhört dreisten Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberst Mildherz nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. Zu Anfang Augusts starb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, dessen Kunde mit Blitzesschnelle durch das Land ging. In das simplicische Haus zu Tannenbach muß sie so recht wie Blitz und Donner geschlagen haben.

Es kam aber alsbald Trost und Stärkung in Gestalt eines Sendschreibens der theuren Frau Gimmelig. Denn kaum hatte diese vernommen, daß der Herr Oberst hingegangen, „wo kein Licht mehr scheinet“, als sie sich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinsetzte und an Jakob Simplicius, Erdreckstampfer zu Tannenbach, also schrieb: „Oh, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen. Wenn Ihr aber noch etwas thun könnet, so wird er wieder lebendig! Es müssen aber wenigstens 600 Franken sein“. Frau Sibylle ließ es beim schreiben nicht bewenden, sie sandte noch die Frau Schäfli als Trostbötin nach Tannenbach, wo sich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberst sei todt, allweg; aber es sei nur ein Nervenschlag und der

Digitized by Google

Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geist sei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe und 3) weil er die Macht eines Apostels habe, wieder aufzustehn".

Und siehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Laff' dir, theurer Leser, darob nicht etwa den Verstand stillstehen. Es ist schon genug, daß er Jakobo stillgestanden, — ach, und wie!

Gläubete also, der arme Jakob, und that einen letzten Ruck, machte eine übermäßige Anstrengung, um den hohen Wohlthäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzurufen, und brachte erst die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zusammen und schickte die Gelder dahin, wohin er schon so viele geschickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Bescheinigung richtigen Empfangs zugleich die frohe Botschaft, daß am nächsten Montag „ihr Wohlthäter ihnen wieder werde geschenkt werden", und etliche Tage später die noch frohere, „der Herr Oberst sei wirklich wieder vom Todesschlaf erwacht; es bedürfte jedoch zu seiner völligen Wiederherstellung noch etzlichen Geldes".

Und siehe, Jakobus gläubete und mühte sich in seinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn sein Wille war stark, aber sein Kredit war futsch . . . Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Rast noch Ruhe mehr. Nach schlaflosen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Versuchen, Geld herbeizuschaffen. Sein Wahn hatte mälig die Gestalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er sich „schwer versündigte", wenn er den Herrn Oberst nicht rettete, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerseits durch die ewigen Forderungen der Frau Gimmelig, gequält andererseits durch die Unmöglichkeit, diese Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unabläßiger Seelenangst umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für sie schon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müssen, so wurde die Qual

Digitized by Google

ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß sie trotz des felsenfesten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Wesen der Frau Sibylle erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motive der Beängstigung. Ihr Mann sollte für das, was er gab, so unmenschlich viel Geld zurückerhalten? Konnte das „mit rechten Dingen" zugehen? Nein! Das Geld sollte von dem Herrn Oberst Mildherz kommen. Woher hatte dieser seinen ungeheuren Reichthum? Von den „Alunen", wie jedermann wusste. Also darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob sollte in das Teufelszeug hineingezogen werden? Er musste gewiß „etwas unterschreiben" oder, gerade herausgesagt, „seine Seele dem Teufel verschreiben", ja, ja! . . . Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit" — wir meinen die ehrlich-dummen — noch so fest hierauf beständen, wenn sie sich mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 spielte das aberwitzige Stück vom todten und wiedererstandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geschoren, es hatte sogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte sich von der Sibylle Gimmelig nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen lassen, eine Summe, die so weit über sein eigenes Vermögen ging, daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen hatte, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs kriminaliter zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblase platzen.

Digitized by Google

5.

Falls dem absoluten Blödsinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, so würde ich sagen, daß mit Vorstehendem die tragische Seite dieser Geschichte erledigt sei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komischen, die ich unsern stoffhungrigen Komödienschreibern hiermit zu geeigneter Berücksichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Gimmelig wohnte, seitdem die simplicischen Gelder flüssig geworden, nicht mehr bei den Schäfli, sondern zuerst in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde" derselben. Sie hatte sich auf großartigem Fuß eingerichtet und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, sie sei eine „Rennthierin". Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu sich genommen, aber er war nur ihr erster Bedienter, dessen sie sich bei ihren Schwindeleien als eines Schreibers bediente. Er musste ihr unbedingt zu Willen sein; denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „sonst hätte sie ihn verzehrt". Es waltete in diesem Weibe ein dämonischer Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu stiften; auch ein gewisser Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine zügellose Sinnlichkeit. Aus dieser entsprang, wie übrigens hier nicht weiter erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, krank zu sein. Ihr Mann musste fortwährend nach Aerzten rennen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, meinen Herrn Doktor Habakuk Hoffegut. Diesen behielt sie und machte ihn zum Helden eines Lustspiels, welches sie in Scene setzte, wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine sehr wohlhabende Frau sehen musste, erkor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie schilderte ihm ihre Vermögensumstände und erzählte ihm auch von ihrer Tochter Babette, welche beim Herrn Gemeindeammann Hintz in Bern erzogen werde. (Die zärtliche

Digitized by Google

Mutter hatte also vergessen, daß diese ihre Tochter früher Sophie hieß.) Der Herr Oberst Mildherz sei der Pathe des jungen Mädchens und habe demselben bereits kolossale Schenkungen gemacht, nicht weniger als 30,000,000 Franken. Als mein Herr Doktor Hoffegut — er war unlängst zu Basel gedoktert worden — über einen so millionärisch freigebigen Pathen die Augen sperrangelweit aufriß, kam zu seiner Vergewisserung hinter einem dünnen Schleier die uns schon bekannte Legende wieder zum Vorschein, daß nämlich der Millionenmann nicht allein der geistliche, sondern auch der leibliche Vater der schönen Babette sei.

Nun wohl, mein Herr Doktor gläubete an die Babette und ihre 30 Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der fürtreffliche junge Mann gegen das Heil des alleinseligmachenden Millionenglaubens unserer Zeit ketzerisch sich verhärten? Mit nichten, und gewiß um so weniger, als ihm ja dieses Heil immer lieblicher und lockender sich darstellte. Nämlich, die hochherzige Frau Sibylle ging nach den erwähnten Präludien mit der Eröffnung heraus, daß Dreißig-Millionen-Babettli sollte den jungen Arzt heiraten, zum Danke dafür, daß derselbe sie, die arme kranke Mutter, so geschickt und treufleißig behandelte.

Meinem jungen Herrn Medicinmann wurde bei der plötzlichen Eröffnung dieser Aussicht in das Zauberland einer märchenhaften „Fortune" etwas schwindelig. Hunderttausende, was sag' ich? Millionen von güldenen Napoleonen tanzten ihm „sinnverwirrend und herzbethörend" vor den Augen herum. Nachdem er sich wiederum einigermaßen gefasst und erkannt hatte, daß ihm alles Ernstes eine Dreißig-Millionen-Braut so zu sagen auf dem Teller präsentirt werde, griff er als praktischer Schweizer frisch zu. Immer frischer dann, als das Gold-Babettli aus freien Stücken von Bern her eine gar anmuthige Korrespondenz mit ihm eröffnete. Geschah das zu Anfang Septembers, wo unser praktischer Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger" und vermeldend, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor gesinnt sei von

Digitized by Google

wegen der fürtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn und wie sehnlich sie wünsche, diesen Dank ihm auch persönlich abzustatten, zu welchem Zwecke sie eine Zusammenkunft im Heinrichsbade bei Herisau vorschlug.

Wer vermöchte solcher Liebenswürdigkeit einer Dreißig-Millionen-Schönen zu widerstehen? Unter Vermittelung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, drückte unser junger Medicinmann seine wohlstilisirte Rührung aus über des Fräuleins reizendes Entgegenkommen, sowie die Versicherung, daß er im Heinrichsbade nicht fehlen würde. Fehlte auch wirklich nicht daselbst, reis'te in Gesellschaft der hochherzigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war das Gold-Babettli. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem statt der Schönen anlangenden Briefe, ihrem Götti Hintz seien 80,000 Franken gestohlen worden. Mein Herr Doktor begriff, daß einem oder einer eine solche „Familienangelegenheit" wohl die Reiselust vertreiben könne, und tröstete sich mit einer bezaubernden Epistel, welche er bei seiner Nachhausekunft vorfand und worin die Gülbene schrieb: „Theuerster Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falsch aus. Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie es darin glüht von wahrer Freundschaft, die an Liebe gränzt, so würden Sie nicht zweifeln. Nie hab' ich geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freund mich so quälen könnte." In der Inbrunst ihrer Gefühle vergaß die junge Briefschreiberin, daß sie eigentlich den „theuersten Herrn Doktor" noch gar nicht gesehen, und schrieb frischweg: „Wiedersehen sind meine süßesten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gesinnung. Ihre Babette Drollinger."

Die süße Babette! Welche reizende Zuvorkommenheit! Mein Herr Doktor Hoffegut ging herum wie eine bis zum Zerspringen geladene Armstrong-Kanone, berstend schier vor Zukunftsglückseligkeithochgefühlen. Nicht auszuhalten, so ein geladener Zustand! „Dichter lieben nicht zu schweigen", hat ein gewisser Göthe gemeint; aber Verliebte noch weniger und Glückliche am allerwenigsten. Mein der Arznei- und

Digitized by Google

Verheiratungskunst Beflissener hatte einen Herzensfreund. Wer wähnte nicht einen solchen zu haben, so lange man jung und dumm? Diesem Bruderherz oder Herzbruder schoß er die Hoffnungsladung seiner Seele ins Gesicht. „Hör' mal, du, im engsten Vertrauen." — „Natürlich, kannst dich drauf verlassen." — „Denk' dir, könnt' jetzt Eine haben mit 'ner Million." — „Was? Bist wohl letzköpfig!" — „Bewahre! Wenn ich der Tochter nur halb so gut gefalle wie der Alten, so ist das G'schäftli im Reinen."

Ein merkwürdig eitler und selbstgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er sagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten" in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die hochherzige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit Worten, sondern auch mit Werken, indem sie demselben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nach und nach Geschenke im Betrage von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer späteren Gelegenheit fragte der also Honorirte seinen Freund: „Was meinst, wie viele Millionen hat meine Braut?" — „Wie viele? Hm, ich will sagen drei." — „Lange nicht genug gerathen! Musst eine Null zu der Ziffer 3 hinzuthun." — „Herrschaft! Dreißig? Famos! Pompos! Pyramidalisch!" — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekommst du auch 100,000 Franken." Man sieht, unser glückseliger Millionen-Bräuterich war ein generöser Bursche. Schade, verteufelt schade, daß solche generöse Bursche in der Regel keine Millionäre sind. Sein Herzensfreund hielt ihn aber jedenfalls von Stund' an für einen „sehr gelungenen Kerl", wahrscheinlich sogar für einen großen Mann.

Digitized by Google

6.

Im September 1859 fuhr eines schönen Morgens unser Herr Doktor in Gesellschaft seiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eisenbahnwagen erster Klasse nach der Bundeshauptstadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das; denn er hatte zu dem Zwecke, den Reisezahlmeister zu machen, eine goldschwere Börse von seiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung seiner Hoffnungen entgegen. Die süße Babette hatte ihn zu einer Zusammenkunft in das Gasthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über diesem zweiten Zusammenkunftsprojekt ein eigener Unstern. Mein Herr Doktor Hoffegut wartet der Ersehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnsucht wird zum Fieber, seine Geduld ist zu Ende. Er dringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu verschaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botschaft zurück, der Herr Götti wolle Babette nicht aus dem Hause lassen, weil ein Herr Soundso aus Niflheim da sei, welcher Absichten auf das Mädchen habe und von dem Herrn Götti begünstigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteufelt quer!... Ich weiß nicht bestimmt, ob unser Kandidat des Millionarismus bei dieser passenden Gelegenheit sich daran erinnerte, daß ein sicherer Shakspeare mal gesagt hat:

„Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Märchen und Geschichten,
Bestätigt mir, daß treuer Liebe Weg
Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn" —

aber was ich bestimmt sagen kann, ist, daß die geneigte Leserin dieser Historie nicht den entferntesten Grund hat, für ihre Nerven bange zu sein. Unser Herr Doktor war viel zu gescheid, den Horribilikribrifax spielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragischen Wuthblicke, keine Herausfor-

Digitized by Google

derung, kein Degenschleifen, kein Pistolenladen. Eine „praktische“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist über derartigen romantischen Schnickschnack so ziemlich hinweg. Kurzum, unser vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler sein und hob sich von dannen, zu fahren gen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichster Bälde“ mit ihrer Tochter nachzukommen versprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gasthause zur Krone in Thun vor? Wer anders als die theure Frau Sibylle? Und zwar nicht allein, sondern — oh, du glückseliger Medicinmann! — in Gesellschaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem sonstigen Zubehör. Das Heil ist erschienen, die Sonne der Erfüllung ist aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette ist da!

Und siehe, er sah sie an und sie sah ihn an, und es war akkurat so, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in einen Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loderte! Man kann es anständiger Weise nicht in Prosa beschreiben, man muß Verse citiren:

„Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? Sag'!“
„Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt sich allerdings nicht, indessen sollen ältere Leute meinen, es sei doch nicht so ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Essig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tisch, damit unser Habakuk mit seiner Babette anklinge!

So geschah's auch und es war eine „gemüthliche“, fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich sagte der hoffnungsvolle Jüngling habe mit seiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollauf berechtigt, denn die Vereinigung dieser beiden jungen liebebedürftigen

Digitized by Google

Herzen bewerkstelligte sich, wie in unserer Zeit so vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unser Herr Doktor folgenden Tages mit seiner Erwählten eine Landpartie. „Da", — so gab er nachmals zu den Akten — „da wurden wir einig, denn sie hatte mich gern und ich sie. Es war alles bald abgemacht."

Doch noch nicht so ganz alles, du glücklicher Zukunftsmillionär!

Die niedli-nette Babette erklärt, sie müsste nach Spindelnheim, dem Wohnsitze des hochseligen Herrn Oberst Mildherz, und zwar „in Erbschaftsangelegenheiten", werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was", sagt Frau Sibylle, „es handelt sich ja nur um 15,000 Franken. Was willst du dich wegen des Bettels verinkommodiren!" Babette ist jedoch anderer Ansicht, und obwohl ihr Bräutigam sie ungern abreisen sieht, so erblickt er in ihrer Sorglichkeit doch eine weitere Bürgschaft seines Glückes. Mutter und Tochter reisen ab, nachdem bestimmt worden, daß mein Herr Doktor sie im Hôtel Ritschard in Interlaken erwarten sollte.

Dort erscheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, sagt sie, die Tochter „Geschäfte halber" noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt seine Sehnsucht unter den prächtigen Nußbäumen von Interlaken spazieren und isst im Kursale Gefrorenes, um seines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß sie — oh, die verhenkerte „Erbschaftsangelegenheit!" — sehr bald wieder abreisen.

Zum Troste des jungen Mannes bleibt seine Frau Schwiegermama bei ihm.

Im berner Oberland auf splendidem Fuße zu reisen kostet aber, wie wohlbekannt, nicht wenig Geld und demzufolge geschah es, daß die Reisekasse der Reisegesellschaft Sibylle und Habakuk — sie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieser Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Her-

Digitized by Google

stellung des aus dem Grabe wiedererstandenen Millionenmanns so nachdrucksam in Anspruch genommen wurde. Die Rückreise wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Aarau zurück, wo sie „Geschäfte hat", und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Heimatlandes sofort seine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was ist denn das? Der An- und Aufzug des jungen Mädchens sieht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Herr Doktor stutzt, fragt, drängt, inquirirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil sie eigentlich keine dreißig Millionen schwere Babette Drollinger, sondern eine arme Weißnähterin, Namens Kleophea Leichtfuß ... Sie hat sich von der Frau Sibylle Gimmelig gewinnen und abrichten lassen, deren Tochter vorzustellen und die Millionenbraut zu spielen.

Spiegelfechterei der Hölle! Aermster aller Zukunftsmillionäre, halte deinen Hut vor's Gesicht, damit wir in diesem schrecklichen Augenblicke deine Mimik nicht sehen.

Du gibst jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müsste denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wissenschaftlicher Bildung aus dem Schiffbruche so kolossaler Hoffnungen nichts, gar nichts zu retten wüsste.

In drohendem Tone wendet sich mein Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie bestellt ihn zu einer Zusammenkunft in Aarau. Dort sagen sich die beiden verschiedene umgekehrte Höflichkeiten und mein junger Medicinmann stellt schließlich Madame das Ultimatum: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entschädigung haben?" — Er: „Zehntausend Franken." — Sie: „Bah, schreien Sie doch nicht so wegen so eines Lumpengelds! Sie sollen den Bettel haben." Und großartig setzt sie sich hin und schreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Froh des Besitzes dieser kostbaren Urkunde,

Digitized by Google

eilt unser Gentleman heim und manifestirt, daß er ein fühlendes Herz in der Brust trage. Denn siehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollständig, sondern verlobt sich auf's neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, sobald er das Reisegeld, d. h. die bewussten 10,000 Franken, einkassirt haben werde.

In dieser unserer Welt, deren bedenkliche Unvollkommenheit, ja gänzliche Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer schon verschiedene Propheten, Heilande und Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieser unserer Welt, sag' ich, haben leider gerade die edelsten Aufschwünge und großmüthigsten Absichten häufig widerwärtigste Hindernisse zu befahren. Zwar führte unser weiland Leibarzt einer hochherzigen Frau Sibylle seine Exmillionen-Braut für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau und stellte sie der dortigen Gesellschaft als sein „liebes Fraueli" vor. Allein nach der Heimkehr von Baden schlug sein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Bestandlosigkeit alles Irdischen im allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeständigkeit im besonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weise vorzuwerfen pflegen, sondern rein nur aus nationalökonomischen Gründen. Die Schuldverschreibung der Frau Gimmelig konnte schlechterdings nicht realisirt werden, weil besagte Dame derweil von polizei- und gerichtswegen sehr ungalant behandelt, d. h. als Schwindlerin von Distinktion eingethürmt und angeklagt worden war. Dieses „untoward event" verleidete unserem Medicinmann seine Europamüdigkeit und zugleich seine arme Braut Kleophea, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idyllische Dasein im „fernen Westen" hatte fortsetzen wollen.

Ach und krach, das Ideal hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeschichte hob an. Als unser hoffnungsvollster aller Doktoren eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um vor demselben die Denkwürdigkeiten seiner

Digitized by Google

Erlebnisse als Leibarzt der Frau Sibylle und als Millionen-Bräutigam zu erzählen, stieg ihm das Blut so zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung bekam. Half aber nichts, er musste heran. Aermster aller Habakuke und Zukunftsmillionäre! Wir getrösten uns jedoch der Hoffnung, deine unbehagliche Situation als Rhapsode deiner Berner-Oberlands-Odyssee im Schwurgerichtssale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und beschaulich gewirkt haben.

Hiermit: exeunt omnes und zwar die „niedli-nette" Kleophea-Babette für vier Wochen an den Schatten, Herr Bonifaz Gimmelig für achtzehn Monate und die sinnreiche Frau Sibylle für zehn Jahre ins Zuchthaus.

Digitized by Google

Der Decemberschrecken.

O, my offence is rank, it smells to heaven.
Hamlet, III, 3.

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improvisirt und Frankreich dieses Impromptü sich gefallen lassen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption der Regierung des Bürgerkönigs", sondern vielmehr nur aus Ueberraschung und in der Angst des Augenblickes. Noblesse und Bourgeoisie schrieen: „Vive la république!" mit, auf daß nicht, wie sie fürchteten, geschrieen würde: „Vive le communisme!" und mit dem stillen Vorbehalte, die Retterin Republik, welche sie und ihre Besitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen schon zu verrathen. Ganz in demselben Geiste der „Honnêteté" sang die Hochwürdige Geistlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!" um schon am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!" (oder nach Umständen: „imperatorem!") einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwunderſam oder gar tadelnswerth finden. Wissende Männer jedoch finden es begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unsere Zeit

Digitized by Google

betrachtet und analysirt, muß erkennen, daß in derselben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, sondern nur noch rechnende Gesellschaft die zukömmlichste Regierungsform ein „aufgeklärter" Despotismus ist, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, sondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu scharf anzuziehen, d. h. nicht so scharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!" zu bekennen und zu verwirklichen.

Es ist eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter schmeckende Wahrheit, aber es ist eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden stets in der Minderheit sein, — wie die Vernunft, wie die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, sind und sein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geist und Begeisterung, Thatkraft und Opfermuth sind, über die Mehrheit davon und überwältigt und bestimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menschen den gemeinen Erdenkloß. Das sind dann die großen Vorschrittsepochen der Menschheit, die Befreiungsfesttage und Völkerfrühlinge, deren periodische Wiederkehr im Weltgeschichtekalender verzeichnet steht.

Die republikanische Improvisation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon desshalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen die Republik nur das rothe Gespenst von 1793. Hatte eine rastlose Geschichtefälschung es doch glücklich dahingebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflate des Mittelalters stecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtnisse der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geschichte der Besiegten geschrieben und damit Glauben gefunden. Sie hatten auch emsig und erfolgreich sich bemüht, die Thatsache vergessen zu machen, daß der roth-republikanische Schrecken von 1793 durch den weiß-royalistischen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar", welche sofort

Digitized by Google

nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgsten Blutmenschen, der lasterhaftesten Schufte, der schamlosesten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichsten Zweiächselern erlegen war, die Provinzen Frankreichs zu durchrasen begann, Kanibalismen, massenhafte Kanibalismen in Scene setzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen" Collots und die „Noyaden" Carriers an Grausen fast noch überboten. Ja, überboten, weil sie nicht wie die erwähnten fluchwürdigen Abscheulichkeiten im Fieberwahnsinn der Revolution, sondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation" begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Lustpartieen betrachtet und veranstaltet wurden. In Wahrheit, die thermidorische Reaktion von 1794 schlug, wie hier gelegentlich bemerkt sein mag, zu einer systematisch gegen die Republikaner organisirten und im gemeinsten Räuber- und Meuchelmörderstile durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich schandbar in Scene ging und in der Provence allein Tausende und wieder Tausende von Opfern schlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichsten Umständen. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royalisten das Sabriren, Guillotiniren und Füsiliren ihrer gefangenen und wehrlosen Gegner nicht, nein, sie unterwarfen dieselben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution selbst unerbittlich bestraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amnestirt und sogar mit „Bürgerkronen" geschmückt [1]) . . . .

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar

1) Ueber diese Thatsachen, für welche die auf amtliche Dokumente basirten Beweise beizubringen ich bereit bin — vgl. Bd. VIII, S. 91 fg. den Essay „Für Thron und Altar" — pflegen „korrekte" Historiker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geschichtsunterricht werden dieselben wohl gar nicht erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem System der Verleumdung und Verlästerung, welchem man die große

Digitized by Google

republikanische „Staatsmänner" improvisirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate später auch in Deutschland grassirten. Die Mitglieder der provisorischen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menschen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphilister" erfunden hat. Die schwache Minderheit bestand aus Anhängern der Socialdemokratie. Alle zusammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikanischen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenso zweifellos ist, daß sie ihre Unfähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwiesen haben. Die Aufgabe war freilich eine schwere, geradezu eine kolossale, und das erbarmungswerthe Schauspiel, eine Riesenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu sehen, stellte sich hier wieder einmal recht deutlich dar.

Die provisorische Regierung konnte auf zweierlei Weise versuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem sie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach außen wirken ließ oder aber den demokratischen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das eine noch das andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatorischen Macht bekleidet, weder den Muth, sich an die Spitze der europäischen Revolution zu stellen, noch den Verstand, in Frankreich selbst der Demokratie die Möglichkeit der Existenz zu sichern mittels Auflösung der stehenden Armee, mittels Decentralisirung der Verwaltung, mittels Vernichtung der bureaukratischen Hierarchie und mittels unerbittlicher Entfernung aller royalistischen Ränkeschmiede von wichtigen Posten. Nichts von alledem! Statt der revolutionären Lavaströme, welche die europäischen Macht-

---

Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz alledem und aller ihrer verdammlichen Missgriffe, Ausschreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menschheit, eine der größten Förderungen gewesen ist, welche dem Menschengeschlecht auf seiner dornenvollen Entwickelungsbahn zutheil geworden.

Digitized by Google

haber im ersten Februarschrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maskirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwasserrieselungen lamartine'scher Friedensmanifeste hervor und statt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer praktischen Staatsreform entschlossen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus seine närrischen Theorieen predigen und den Socialismus eben so unzulängliche als kostspielige Experimente machen.

Diese Predigten und Experimente brachten es der erschreckten Bourgeoisie — (es gibt bekanntlich für dieses französische Wort schlechterdings kein dessen Sinn vollständig umfassendes und erschöpfendes deutsches) — rasch zum Bewusstsein, welchen schnöden Undank sie begangen hatte, als sie ihren König Louis Philippe fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit so viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geschaffen hatte, wie sie vordem im Ancien Régime der Noblesse gegenüber dem dritten gesichert gewesen war. Die französische Bourgeoisie als solche hatte zweifelsohne schwer gesündigt, als sie sich durch den Anblick des jammersäligen Sesselkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Minister und Ministerseinwollende seit Jahren geführt, sowie durch das gelegentliche Aufbersten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem solchen Grade „sittlicher Entrüstung" hinaufsteigern ließ, daß sie nicht allein: „Vive la réforme!" rief, sondern sogar soweit sich vergaß, bei der Taufe des sehr illegitimen Kindes, welches Madame La France am 24. Februar so unerwartet zur Welt brachte, so zu sagen zu Gevatter zu stehen. Es ist aber nur gerecht anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoisie sich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugestehen, daß sie ihre reuevolle Sehnsucht, zu den Fleischtöpfen der Monarchie und des Friedenszustandes um jeden Preis zurückzukehren, auch thatsächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit sie behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalversammlung als Bundesgenossin des Klerus

Digitized by Google

sich umthat. Mit der Geistlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royalistischen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologischen" Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben sollte, musste es ein seltsames Schauspiel sein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete französische Nationalversammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine schwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikanische Verfassung zu machen. Diese Versammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit gesetzten deutschen Parlament kläglichen Andenkens, insofern die Mehrheit desselben in der bestimmten Absicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentarischen Bühne heftig zu gestikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerksamkeit eines vertrauensseligen Publikums von dem abzulenken, was inzwischen hinter den Kulissen vorging. In Paris durfte sich jedoch die reaktionäre Unverschämtheit nicht von vorneherein so breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieser Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geschichtef—inder Thiers elegant sich ausdrückte, „la vile multitude" noch in Waffen und auf Posten stand. Die Junischlacht war ja noch nicht geschlagen.

Sie wurde aber emsig vorbereitet, diese Schlacht, so recht vorbereitet vonseiten der Orléanisten, Legitimisten, Bonapartisten und sonstigen Jesuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalversammlung bestand. Diese Mehrheit fand einen wie eigens für sie gemachten Dupe in der Person des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Brust ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade so viel militärische Routine besaß, als zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe nöthig war. Es ist bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Insurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit kynischer Offenheit

Digitized by Google

gestand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen wollte“. Man provocirte den Aufstand, man zog ihn förmlich groß mittels List und Gewalt, mittels Polizeikünsten wie mittels brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbesondere das plötzliche und barsche Vorgehen gegen die unseligen „Nationalwerkstätten“, ein Vorgehen, welches so, wie die Umstände lagen, nichts anderes war als eine höhnisch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt ist auch, daß Cavaignac und seine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Insurgenten mit verschränkten Armen zusahen. Was kümmerte es diese Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tausende und wieder Tausende von Menschenleben hüben und drüben aufs Spiel gesetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verschwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geschichte der Besiegten schrieben, ist, daß die zwei beklagenswerthesten Episoden des furchtbaren Junikampfes nicht der insurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu setzen sind. Denn des Erzbischofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel eines Soldaten her und der General Bréa wurde höchst wahrscheinlich auf Anstiften eines notorischen bonapartistischen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Inscenesetzung des Junigräuels der Bonapartismus emsig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch ist, daß die unbedingte Gewalt, welche die Aufständischen mehrere Tage lang in verschiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub und Plünderung“ benützt, sondern daß das Eigenthum *streng* von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt ist endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals zuvor von Siegern gegen Besiegte so barbarisch gewüthet worden ist, wie von den Junisiegern gegen die Unterlegenen. Die haarsträubenden und massenhaften Grausamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen sich kühnlich mit allem messen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution derartiges aufzuweisen hatte.

Digitized by Google

Man muß jedoch, um gerecht zu sein, sagen, daß es nur die Grausamkeit der Angst gewesen ist — bekanntlich von allen Arten von Grausamkeit die erbarmungsloseste — welche die siegreiche Bourgeoisie also gegen das besiegte Proletariat wüthen machte. Wer sich der blassen Furcht und der aus derselben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombastischen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obskurer Kommunisten i. J. 1848 die „intelligenten und besitzenden Klassen" in Deutschland zu versetzen vermochte, der wird sich nicht verwundern, daß die pariser Bourgeoisie im Juni des genannten Jahres alles Ernstes den Leitern der royalistischen Reaktion glaubte, wenn diese im Stile der Klagelieder Jeremiä versicherten, der kommunistische Weltuntergang stände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich seit 1830 im Fache des socialistischen und kommunistischen Theoretisirens und Phrasenmachens geschehen war, konnte diesem großen Schreckmittel der Rückschrittler allerdings einen sehr kräftigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das siegreiche Volk in den Februartagen bewiesen, hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es seit dem Februar monatelang eine erdrückende Last von Hunger und Elend getragen hatte, jene Lüge entlarven sollen und die französischen Bourgeois überzeugen können, daß die Ouvriers keineswegs nur „auf Raub und Mord sinnende Barbaren" seien, „moderne Vandalen", welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten" und „die Gesellschaft in den Abgrund einer blutrasenden Anarchie" stürzen wollten; sondern eben nur arme, hungernde Menschen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoisie gerade das Nämliche forderten, was diese i. J. 1789 von den damals bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menschliche Existenz. Aber die Furcht schlägt blind zu und so schlug sie zu in der gräßlichen Juni schlacht und nach dem Siege, — schlug so zu, daß Männer von Herz kaum sich enthalten konnten, mit einzustimmen, wenn die massen-

Digitized by Google

haften Opfer des Junisiegs, welche ohne Proceß und Urtheil in den Gefängnissen, auf den Deportationsschiffen und in den Fiebersümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wurden, verathmend beteten: „Mag aus unsern Gebeinen dereinst uns erstehen ein Rächer!“ Und dieses Gebet zur Nemesis ist nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Gesellschaftsrettung“ durch die Bourgeoisie war ja abermals eine „Gesellschaftsrettung“ nöthig und zwar diesmal durch die Despotie und auf Kosten der Junisieger. Das ist eine große Wahrheit und eine ernste Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszusprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtseligkeit stehende Möpse wüthend sie ankläffen? . . .

Daß die Mehrheit der französischen Nationalversammlung schon im Hochsommer und Herbst von 1848 gern zur Restauration des Königthums verschritten wäre, ist unzweifelhaft gewiß. Allein die Royalisten lagen ja unter einander im bittersten Hader inbetreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte sein? Denn der Bonapartismus begann zu dieser Zeit mit dem Orléanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkurrenz zu treten. Sodann mussten Versuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieser Zeit auch desshalb noch als verfrühte erscheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der französischen Bourgeoisie in der That republikanisch gestimmt war und weil, was das wichtigste, der Diktator Cavaignac, den man nicht so kurzweg beseitigen konnte oder wollte, sich einbildete, ein Republikaner zu sein, und das Zeug zu haben — er, der Juni-schlächter! — einen „französischen Washington“ vorzustellen.

Ein französischer Washington? Schon in dieser Vorstellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, dessen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit gewesen ist. Cavaignac und seine Bastide, Goudchaux und übrigen Mitmittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob sie

Digitized by Google

eigens dazu bestellt gewesen wären. Im Innern der royalistischen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorschub leistend, hat Cavaignac nach außen überall gegen die Völker und für die Despoten Partei genommen, wie das gar nicht anders möglich war, da seine innere Politik die auswärtige bedingte und bestimmte. Der General, dessen Begabung zu seinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältnisse stand, nahm die ihm vonseiten der legitimistischen und orléanistischen Rückschrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuschung, daß sie das wollten, was er die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er sich in den Holzkopf gesetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm selber zu sprechen, der „Washington" dieser honetten Republik zu werden, so musste er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, sondern auch den Heiligen, d. h. der Geistlichkeit. Daher die Beeiferung der cavaignac'schen Kameradschaft, jene berüchtigte „römische Expedition" vorzubereiten, welche, später ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, sie selber auszuführen — in Rom das päpstliche Regiment restaurirte, das päpstliche Regiment, von welchem fromme Menschen im Hochsinne des Wortes, falls es solche gäbe, von rechtswegen sagen müssten, Gott habe es in seinem Zorne geschaffen und in seiner Weisheit geduldet, um ein abschreckendstes Exempel zu statuiren, wie die Völker nicht regiert werden sollten.

Inzwischen war die „honette" Republik verfassungsmäßig festgestellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuschwur auf die republikanische Verfassung aufgehoben, dieselben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit sie so eben nach Claremont an die Orléans oder nach Frohsdorf an Henry Hinkebein die Versicherungen ihrer „unwandelbaren" Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität" ihrer Interimsrepublik zu einer vollständigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präsidenten zu sichern, etwas vergessen: — die Tilgung des

Digitized by Google

allgemeinen Stimmrechts. Dieses spielte ihnen den höchst unerwarteten und fatalen Possen, anders zu wählen, als die Honettität wollte und wünschte. Eine große Anzahl von Bourgeois desertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß selbst gegen den blassen Schein von Republik und Demokratie. Auch sein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präsidentschaft, weil die Geistlichkeit von anderer, d. h. von bonapartistischer Seite her viel weiter gehende Zusicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, so hätten sie begreiflicher Weise im Nothfalle lieber für den Zaren Nikolaus gestimmt als für den Juni schlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er seit dem Jahre 1815 eifrigst gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenschaft gewesen, den selbstsüchtigsten und erbarmungslosesten aller Despoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu spielen? Hatten nicht Leute wie Chansonnier Béranger und Geschichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt, einen förmlichen Kultus des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im December von 1848 sagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Hasses Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaisers" wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. December 1848 erschien in der französischen Nationalversammlung ein Mann von unansehnlichem Wuchse, blassem Antlitz und verlebten Zügen, ausgestattet mit einer großen Papageischnabelnase, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz

Digitized by Google

jenes metallischen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menschen eigen zu sein pflegt, die entschlossen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre sich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorsitzende der Nationalversammlung, Marrast, den Präsidenten proklamirt hatte, sprach er demselben verfassungsgemäß diese Eidesformel vor: „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt." „Ich schwöre es!" betheuerte feierlich der Präsident. Worauf Marrast: „Wir nehmen Gott und Menschen zu Zeugen des geschworenen Eides!" Aber als genügte dieser dem neuen Präsidenten noch nicht, erbat er sich das Wort, bestieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit seinem ausländischen Accent" (avec son accent étranger) folgendes: — „Das Votum der Nation und der so eben von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet: ich werde sie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlands ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat." ... Augen- und Ohrenzeugen dieser Betheuerung ist es aufgefallen, daß der Betheuerer mit leiser und dumpfer Stimme sprach und daß Düsterniß sein Antlitz beschattete.

Wer war dieser Mann?

Ein Sohn der Hortense Fanny de Beauharnais, was unbestritten, und des gewesenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was sehr bestritten ist. Dieselben Menschen nämlich, welche in dem Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. December 1851 an den „Retter Europa's, der Gesellschaft und der Civilisation" verehrten, dieselben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen

Digitized by Google

huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch ins Gesicht bliesen, zischelten einander zur gleichen Zeit geschäftigst in die Ohren, daß der „große Mann" von rechtswegen oder wenigstens von naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländische Admiral dieses Namens sein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde existire oder doch existirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortense's gegen die ihm angesonnene Vaterschaft inbezug auf den dritten Sohn seiner Frau feierlichen Protest erhoben hätte. Die amtlich zurechtgemachte Historik weiß officiel nichts von dem erwähnten Protest, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn seiner Stieftochter förmlich und feierlich als seinen Neffen und als kaiserlichen Prinzen anerkannt habe. Diese Legitimitätserklärung vonseiten Napoleons des Ersten ist die Basis geworden, auf welcher Napoleon der Dritte seinen Kaiserthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieses Kaiserthrons, die Restauration des Empire war von Kindheit auf der Gedanke seiner Tage und der Traum seiner Nächte gewesen. Die Kaiserschaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die ersten Anläufe zur Verwirklichung dieser Idee fielen bekanntlich ganz knäbisch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Princip, ein unwandelbar fest gehaltenes Princip über alles und jedes zu triumphiren vermag, selbst über etwas, was wenigstens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichst ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt und Dank dem zur Restaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in seiner Kurzsichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne lustig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution sahen Republikaner, Orléanisten, Bourbonisten und Ultramontane mit gleicher

Digitized by Google

Ueberraschung, daß eine bonapartistische Partei vorhanden war, zahlreich, gut organisirt, rührig und entschlossen. Nach neun Monaten hatte diese Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monsieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erst Sieur de Persigny und dann von Napoleons Gnaden Herzog von Persigny, der Haupt-Seide „seines" Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in seiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präsidenten" in den Straßen von Paris flanirend, jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's nicht seit fünfzehn Jahren gesagt? Mein Prinz wird Kaiser und ich werde sein Minister!" Am 18. Mai desselben Jahres 1848 hatte derselbe Monsieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er sich den Wählern im Departement der Loire als Kandidaten zur Nationalversammlung empfahl, gesagt: „Ich bin und werde sein ein aufrichtiger und treuer Republikaner." . . .

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, schon so oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuschätzen und in dem Luftschiffe der Phrase über unbequeme Thatsachen hinwegzusegeln. Sie glaubten oder thaten so, als glaubten sie, daß ein Mann, welcher von der fixen Kaiseridee besessen war, durch einen „im Angesichte Gottes und des französischen Volkes" geschworenen Eid sich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte schlechterdings nur die „lächerliche Figur" vom Finkmattkasernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne sehen, und während die Royalisten in ihm ein gefügiges Werkzeug *ihrer* Pläne zu finden erwarteten, gingen die Republikaner soweit, den „Monsieur Verhuell" als einen „Narren" oder auch als einen „Idioten" zu bezeichnen. Wunderlicher Weise haben viele Demokraten diesen Idioten-Mythus auch *nach* der furchtbaren Niederlage, welche der angebliche Idiot der Demokratie beigebracht, immer noch festgehalten, nicht bedenkend, daß sie damit ihrer eigenen Partei das schneidendste Armuthszeugniß ausstellten.

Digitized by Google

Der Zufall der Geburt thut nicht gerade alles, doch aber vieles, das meiste für den Menschen. Hätte der Genius Göthe's statt unter dem behäbigen Dache eines frankfurter Rathsherrnhauses in der Schmutzhütte eines mecklenburger Tagelöhners Menschengestalt angenommen, die Welt würde keinen Faust und keine Iphigenie gesehen haben. Wäre der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden, so hätte er, statt nur ein lüderlicher Prinz zu werden, ein großer Mann werden können. Der Zufall hatte dem Sohne der Hortense Beauharnais den Namen Bonaparte neben die Wiege gelegt und dieser Name wurde das Talent, womit er wucherte. Er glaubte sich dazu prädestinirt, über *seinem* Haupte des „Onkels" untergegangenen Stern wieder aufgehen zu sehen, und dieser Schicksalsglaube erwies sich auch schicksalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlspruch: „*Der Erfolg rechtfertigt alles!*" sich eingeprägt hatte und standhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun sollen? Wer wollte denn bestreiten, daß in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist und der Hauptsache nach immer sein wird, der Erfolg in der That „alles" rechtfertigt? Der junge Louis, von seiner Mutter mit den ehr- und herrschsüchtigen Traditionen des Napoleonismus so recht großgenährt, hatte ja während seiner auf dem Arenenberg idyllisch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatsache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verschwörers und Gewaltthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, so lange der „Allesrechtfertiger", der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Im übrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes" in der Schweiz noch anderes, was sonst Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichst vom „gemeinen Dasein" abgesperrt, in der Dressur allerunterthänigster Hofmeister *nicht* lernen. Nämlich einen *sehenden* Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfnisse, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine selbstständige Thätig-

Digitized by Google

keit, ein wirkliches Arbeiten seines Geistes begann jedoch erst in der Gefängnißstille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen schriftstellerischen Versuch gemacht, den „napoleonischen Ideen" ein socialistisches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der socialistischen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf dessen Bitte in Ham besuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie." Blanc erzählt weiter, der Gefangene habe sich für das allgemeine Stimmrecht ausgesprochen, „à cause de ce qu'il en attendait," die Republik dagegen habe der Prinz für „unmöglich" erklärt. In diesem Sinne schrieb er am 24. Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der socialdemokratischen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich strebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge mich noch so hoch aufschwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß sich eine Republik in dieser Zeit angesichts des monarchischen Europa's und so vieler Parteien erhalten könnte." ... Die Hauptarbeit des Prinzen während seiner Gefangenschaft zu Ham war, wie stark zu vermuthen steht, das Studium von Machiavelli's „Principe", dessen Inhalt er sich vollständig zu eigen machte, — so sehr, daß nachmals der Staatsstreich vom 2. December nur eine höchst gelungene Uebersetzung der Quintessenz des „Buches vom Fürsten" in französische Wirklichkeit war; eine so gelungene Uebersetzung, daß der alte Meister- und Musterdiplomat in seiner Gruft in Santa Croce sich darüber von rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben musste. Was aber zur Vollendung der politischen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er sich nach seiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchstschule der Heuchelei ist, und im Verkehr mit der englischen Oligarchie-Kaste, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Adramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs so schön

Digitized by Google

zu verbinden und dieses höllische Konglomerat mit orthodoxchriftgläubigen Phrasen „fromm" zu überfalben versteht.

3.

Die Volksabstimmung vom 10. December 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte schon damals den Versuch machen konnte, vom rasch abgestandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiserbirne zu schütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politische und finanzielle Gründe. Erstens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalversammlung, durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenseitige Feindseligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollständig sich diskreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu lassen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsstreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präsident, welcher beim einheimischen Kapital keinen ausgiebigen Kredit hatte, musste sich erst von außen her die nöthigen Summen verschaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinst die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben ist, die Geschichte des Decemberputsches vollständig zu enthüllen, so dürfte es sich herausstellen, daß die Bewohner eines der damaligen drei Dutzende deutscher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu besagter „Gesellschaftsrettung" beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unternehmens nöthigen Gelder leihweise aus der Kasse eines deutschen Fürsten geflossen sein sollen. Was die „alten Parteien" betrifft, so lös'ten sie die ihnen vom Bonapartismus gestellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preis-

Digitized by Google

aufgabe" für sie gewesen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalversammlung, welches die übrigens handgreiflichen Absichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchschaute, zappelte sich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieselbe von der royalistischen Mehrheit zerstört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Diese Leute hatten gar keine Ahnung, für wen sie eigentlich arbeiteten. Glaubten sie doch in ihrer Verblendung und Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für ihre royalistisch-hierarchischen Verräthereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienst leicht zu beseitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich seinem ersten, aus der parlamentarischen Majorität genommenen Ministerium — einem Ministerium, in welchem in den Personen von Odilon Barrot, Faucher und Falloux die liberale Phraseologie, das malthusische Prozenthum und die freche Jesuiterei sich verkörperten — daß er die Minister der Republik durchaus nur als seine Kommis betrachtete. Im übrigen spielte er seine Rolle meisterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wusste das ganze Odium einer von Tag zu Tag entschiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuschaufeln und sich selber im Lichte eines verfassungsgetreuen Magistrats erscheinen zu lassen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei" gewesen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geschrieben hatte, daß er „lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge sich noch so hoch aufschwingen wollte". Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsstreichs wob, schrieb er, wohl wissend, daß die Welt betrogen sein will, mit der andern officielle Versicherungen seiner Treue gegen die Republik nieder. So in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 31. December 1849, wo er sagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Verfassung, welche ich beschworen habe, aufrecht erhalte (en maintenant la constitution que j'ai jurée)." So auch noch ausdrucksvoller in seiner Präsi-

Digitized by Google

deutschaftsbotschaft vom 12. November 1850, wo er sich also vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich alle, welche die Festigkeit unserer Zustände, wie sie durch die Verfassung gewährleistet ist, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme de grands coupables) ansehen würde. Die unabänderliche Regel meines politischen Verhaltens wird sein, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun und nichts als meine Pflicht. Es ist dermalen jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beschleunigte Revision unseres Staatsgrundgesetzes zu wünschen, und falls die Verfassung Mängel und Gefahren in sich schließen sollte, so habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalversammlung), ganz freie Hand, sie von diesen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich streng innerhalb der Schranken, welche die Konstitution mir vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées)."

Worte sind dem Menschen bekanntlich gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Indessen hieße es dem Prinzen unrecht thun, so man sagte, er hätte seine Gedanken verborgen. Schon der Stil, in welchem er im Palais Elysée seinen Hof hielt, musste jeden Sehenden, der sehen wollte, überzeugen, daß bei erster Gelegenheit der Kaiser-Schmetterling aus der Präsidenten-Puppe schlüpfen würde. Auch schrie ja eine mittels systematischer Bonaparteisirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateska in Kasernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!" und stiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrscher Frankreichs auserwählten Wiederhersteller des Stuhles Petri" von Tag zu Tag inbrünstiger zum Himmel empor. Die ihm vom Holzkopf Cavaignac hinterlassene Erbschaft der römischen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewusst. Indem er nach der Hinschlachtung der römischen Republik den Statthalter Christi durch Blutlachen und über Trümmer in

Digitized by Google

den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geistlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand seiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte sich zugleich bei dem Absolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdessen kam das Ende des Jahres 1851 näher und mit demselben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptschlages auszuholen. Wir sagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit". Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleonischen „Stern" über seinem Haupte glänzen gesehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlusstermin seiner Präsidentschaft, welche verfassungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Dasein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichste Aehnlichkeit um so mehr haben musste, als die Art und Weise, in welcher der Prinz die Führung der republikanischen Staatsoberhauptschaft verstanden, die Geldmittel desselben völlig erschöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräsidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer solchen Zukunft sich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche" Moral und demzufolge Skrupel und Gewissensbedenken gibt, schon von geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anschauungsweise muß das einräumen — zu Gunsten seines Vorhabens auch das vieldeutige Ding anführen, welches man „Staatsraison" zu nennen pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Besitz der Macht streitig machen wollten, auf diese Parlamentshannswurste und Tribünegrimassirer, auf diese saft- und kraftlosen Doktrinäre und „honetten" Republikaner-Nichtsthuer, auf diese mit Claremont oder mit Frohsdorf konspirirenden „Staatsmänner", endlich auf diese Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie sie alle hießen, von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia

Digitized by Google

gegen einen Beduinenstamm oder eine nächtliche Einäscherung eines Kabylenzeltlagers gelungen war, das Zeug und die Stimmung in sich fühlte, ein französischer Washington oder auch ein Monk oder gar ein zweiter „petit caporal“ zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte auf diesen Mischmasch von Unzulänglichkeit, Zweiächselei und Selbstüberschätzung hinsah, durfte er sich kecklich sagen, daß er mindestens ebenso berufen sei, Frankreich zu regieren, wie alle diese Leute, und daß, müßen bei der krassen Unkultur der Massen und bei der Feigheit, Angst, Selbstsucht und Verrätherei der besitzenden und gebildeten Klassen der Fortbestand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade so viel Recht habe, seine Restauration zu versuchen, wie der Bourbonismus und der Orléanismus. Mehr sogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabstimmung vom 10. December 1848 ansehen mag, das wird kein Mann von gesundem Menschenverstande bestreiten wollen, daß sie doch einen besseren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette, welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orléans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen“ musste das wüste Schauspiel des „Ruere in servitium“, welches die Franzosen wieder einmal aufführten, sehr betrübend sein. Die Augen von Geschichtekennern jedoch sind mit diesem Schauspiele so vertraut, daß sie es ganz in Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orléanismus, weil er den Grundsatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen“ — mit jener vollendeten Rücksichtslosigkeit, wozu die Respektabilität und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptsache war — mit vollendeter Rücksichtslosigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. December die Rede ist, sich erdreisten, von einem „Verbrechen“ zu reden? Unverschämte

Digitized by Google

„Ideologie!“ Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoralisches England voran, die „Gesellschaftsrettung“ mit Jubelschall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariser Decemberblutmesse „Le succès justifie tout“ eingestimmt? Was haben solcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten“ zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unseren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeisterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieser karthagischen Zeit Menschen, welche „unpraktisch“ genug sind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktischen“ idealen Güter der Menschheit zu leben und zu sterben. Das sind aber „Ideologen“, wie man sie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus so „praktischen“ Dingen wie Lug und Trug und Gewalt zusammengeschweißt werden müssen und, wenn siegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, sowie von einer hochwürdigen Klerisei, als Gesellschaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber besiegt, ebenso eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „respektabeln“ und „honetten“ Politik, so fügsam und schmiegsam sie sonst nach oben sein mögen, passen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erstens halten sie auf das Dekorum und zweitens lassen sie gern ihre Hände aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann also, welcher sich zum „Gesellschaftsretter“ berufen fühlt, wird schlechterdings genöthigt sein, seine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologischen“ sowohl, als der „honetten“ Kreise zu suchen. Er

Digitized by Google

wird sie suchen müssen in der Region jener „katilinarischen Existenzen", welche über alle „Katechismusskrupel" weit hinaus sind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett des Lebens tüchtig mitzuschmausen, aber auch bereit sind, Hals und Kragen — anderes haben sie in der Regel nicht zu verlieren — einzusetzen, um einen guten Platz an der Banketttafel zu erobern.

Solche Verschwörer, zwischen den Schuldthurm und besagte Banketttafel, zwischen das Schaffot und den Thron in die Mitte gestellt, werden, wenn sie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor nichts zurückbeben. Für sie gibt es kein Zurück, sondern nur ein Vorwärts. Sie wissen, daß zwischen Erfolg und Untergang kein Mittleres existirt, daß sie Sieger sein müssen, um nicht Verbrecher zu sein. Daher packen sie fest an mit ihren skrupellosen Händen, die ja lange schon gewohnt waren, in den Kloaken der Gesellschaft zu wühlen. Ja, mit Fäusten und Zähnen packen sie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze sagen sie zu derselben: —„Halt still! Es soll dir kein Leid geschehen. Wir wollen dich nur verspeisen, was man jetzo retten nennt." Aber so wunderlich, so widerspruchsvoll ist des Menschen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Busche hervor plötzlich auf den sorglosen Wanderer sich wirft, doch gewissermaßen imponirt. Denn dieses Imponirende haftet jedem entschlossenen Thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpest, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordschlag vom 2. December einen gewissen Respekt einflößte. Man war überall in der Welt der ewigen Schwätzer so müde, daß jeder Handelnde schon als solcher ein günstiges Vorurtheil erweckte.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'schen Staatsstreichkomplotts waren zuvörderst die Herren Persigny, von geburtswegen Fialin, und Morny, von geburtswegen Flahaut, maßen seine Mutter Hortense de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihn dem Grafen Flahaut, Ordonnanzofficier Napoleons des Ersten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monsieur de Morny war also ein Halbbruder

Digitized by Google

Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Kompagnons der Gesellschaftsrettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, sondern unter angenommenen Namen in der Geschichte erscheinen wollen, aus reiner Bescheidenheit vermuthlich, und solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigstens ein adeliges „de“ wie ein Feigenblatt der Verschämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigsten und vollständigsten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Bestimmtheit als der ursprüngliche Planzeichner des Staatsstreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, so hatte derselbe in seiner Eigenschaft als Präfekt von Toulouse seine Staatsstreichsrittersporen verdient, indem er daselbst eine „Verschwörung“ entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derselben verhaften ließ. Leider wusste ein ungeschickt-ehrlicher Staatsanwalt in die gesellschaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „Oh, seien Sie ganz ruhig,“ sagte Monsieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen sehr gewandten Polizeiagenten, welcher es schon zu machen wissen wird, daß man bei den Beschuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet.“ Der ungeschickte Staatsanwalt schlug beim Justizminister Lärm und das Ende vom Liede war die Absetzung des allzu amtseifrigen Präfekten. In tiefster Seele gekränkt, eilte Herr de Maupas in's Elysée, schüttete sein Herz aus und wurde vollkommen verstanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präsident den zu Toulouse verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählt man sich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es sind diese und ähnliche Historien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen vonseiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umstürzer aller heiligen Ordnungen“. Im übrigen können wir des etwas unreinlichen Geschäftes, die Charakterskizzen der Katilinarier vom December zu zeichnen, uns entschlagen. Hat doch der

Digitized by Google

alte Sallust diese Arbeit schon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptsache war selbstverständlich die Bonapartei-sirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieser Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unterofficiere und Soldaten der in und um Paris liegenden Regimenter war mittels Wein- und Cigarrenspenden, mittels geschickter Beschmeichelungen, sowie mittels lockender Wiederbelebung der napoleonischen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement sehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entscheidungsstunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker" nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfässern, so war die Gesellschaftsrettung von dieser Seite her gesichert. Aber man musste auch Generale und Stabsofficiere haben, damit nicht etwa die Truppen im entscheidenden Augenblick aus Respekt vor der Disciplin dem Einflusse der parlamentarischen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflô, Lamoricière u. s. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Aussicht; denn jeder derselben trug sich ja ebenfalls mit dem stolzen Gedanken, in seiner Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und sie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präsidenten nicht zu Werkzeugen desselben geeignet. Man wusste sich aber zu helfen. „Wie wär' es" — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär' es, wenn wir Generale machten?" Ein großer Gedanke! Monsieur Fleury, ein pariser Kaufmannssohn, welcher nach rascher Verschwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter" Kavallerieofficier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz schickte den „Brillanten" nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant" erfüllt ward. Dieser Auftrag ging dahin: Generale, Oberste und andere Stabsofficiere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der Hand auf Kredit, aber doch unter ganz bestimmten Zusicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Pensio-

Digitized by Google

nen u. ſ. w. Ein Monſieur P. Mayer, vom 2. December ſelbſt zum officiellen Hiſtoriographen des 2. Decembers beſtellt, hat das in ſeiner „Histoire du Deux Décembre“ mit ſo unnachahmlicher Grazie beſchrieben, daß man ihn ſchlechterdings ſelber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsſtreich — colonel) fut chargé d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; généraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entraînante parole peignait les dangers du pays, n'avaient besoin d'être convaincus. C'est ainsi que les cadets (d. h. die jüngeren der ſogenannten „afrikaniſchen“ Generale und Oberſten) devinrent les aînés“. Alſo wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt“, die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er ſchlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Eſpinaſſe, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Garbarens de Boiſſe, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levaſſeur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und keiner von allen dieſen „Ehrenmännern“ trug Bedenken, zum Umſturze der beſchworenen Verfaſſung, der geſetzmäßigen Zuſtände ſeines Vaterlandes ſich gebrauchen zu laſſen? Keiner! Die militäriſchen Hauptrollen im Geſellſchaftsrettungsſtück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminiſter, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris verſammelten Soldateska machte. Wie dieſe beiden, that ſich als beſonders brauchbar und „sympathique“ auch Canrobert hervor und es war billig, daß nachher alle Decembriſten zu Marſchällen von Frankreich avancirten. Dagegen iſt es eine ſchnöde Ungerechtigkeit geweſen, daß Eſpinaſſe, welcher doch wahrlich keinem der Decemberhelden an Eifer und Hingebung

Digitized by Google

nachstand und als ein wackerster Katilinarier sich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton“ erhielt.

„Man muß ein Ende machen!“ hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud gesagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demselben Palast von St. Cloud hielt in den ersten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathschlag mit Persigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie sein Brumaire in Scene gehen sollte. Man kam hierüber noch zu keinem bestimmten Entschluß und Beschluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminister Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptsächlich deßhalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, sondern erst etwas später — nämlich erst dann, als gewisse „Mißgriffe“, die ihm zu Orléansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Presse zur Sprache kamen — vollständig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staates sich berufen fühlte. Die Verschiebung des Staatsstreiches wurde übrigens der Sache des Prinzen höchst vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zusammengetretenen Nationalversammlung den wohlverdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derselben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatsächlich beseitigten allgemeinen Stimmrechts vorschlug. Noch mehr, er konnte der Mehrheit der Versammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angst vor dem bevorstehenden Staatsstreich, von welchem man als von einer selbstverständlichen Sache ganz offen sprach, der Niederträchtigkeit sich unterziehen, zu Gunsten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präsidenten eine Verfassungsrevision zu beantragen, um denselben von gewaltsamen Absichten abzubringen.

Digitized by Google

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieser Richtung fanden nach dem 17. November statt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentarischen Schwätzern und Intrikanten überhaupt nichts mehr wissen. Seine Anstalten zum großen Gesellschaftsrettungsputsch waren getroffen und er konnte gewiß sein, mit Hilfe seiner Katilinarier seine Absichten viel rascher und vollständiger zu erreichen als mit Hilfe der Orléanisten, Bourbonisten, Jesuiten und sonstigen „Honetten" der Nationalversammlung. Er wusste, daß Frankreich dieser Karikatur von Republik, welche die schlimmsten Eigenschaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität" zu sichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, satt und übersatt war. Er wusste, daß die Franzosen, deren überwiegende Mehrzahl, des Lesens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwissenheit vegetirte, nicht nur nicht sich selbst regieren könnten, sondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieses Volk, welches despotisch beherrscht, aber mit Geräusch, Glanz und Gloire repräsentirt sein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phrasen von den „großen Principien von 1789" die passendste Staatsform, d. h. Zwangsjacke sei, und so verschritt er getrost dazu, den „Rathschluß der Vorsehung" in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Decembers von 1851 hielten die „Burggrafen" (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's abenteuerlich verzwickten und verrückten Trauerschauerspiel die Chefs der royalistisch-jesuitischen Mehrheitskabalisten der Nationalversammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam selbstverständlich nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man sich müde geschwatzt hatte, nicht laut, aber doch still-

Digitized by Google

schweigend die Resolution stellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raison annehmen und uns bei seiner vorhabenden Gesellschaftsrettung ein bißchen mitagiren lassen wollte!“ Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte ist nicht nur entschlossen, euch nicht mitagiren zu lassen, sondern auch, euch so zu schurigeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Lust vergehen muß, euch späterhin mit ihm zu „ralliiren“. Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Lust dazu vergehen. Da ist z. B. eine Grundsäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geschurigelter Christ die Ruthe des Schuriglers küssen und erst später, als der 2. December seiner „guten Dienste“ schlechterdings nicht bedürfen wollte, zur Einsicht kommen, daß er seinen glühenden Lob- und Preispsalm auf den Decemberputsch doch etwas zu voreilig und zu frühzeitig angestimmt habe. Der edle Graf wird dann abermals einen gesinnungstüchtigen Purzelbaum schlagen und als Lobpsallirer der „Freiheit Englands“ sich aufthun. Ein napoleonisches Tribunal wird ihn darob in Strafe verfällen, aber Napoleon der Dritte wird dem armseligen Gaukler den wohlerworbenen Hohn anthun, ihn mittels eines vom 2. December datirten Dekretes zu begnadigen . . .

Zur selben Zeit, wo die Burggrafen in der Rue Poitiers schwatzten, überschüttete in der Oper der Herr de Morny, neben der Loge Cavaignacs sitzend, den General mit Artigkeiten, den General, der keine Ahnung hatte, von dem aber Morny wusste, daß derselbe am folgenden Morgen in einer Kerkerzelle für Räuber und Mörder zu Mazas sitzen würde. Sie spielten ihr Spiel gut, die Decemberspieler, das muß man sagen! Am besten von allen hat nach übereinstimmenden Zeugnissen Morny gespielt und das alte günstige Vorurtheil für „Kinder der Liebe“ vollkommen gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um Hals und Kragen, das Spiel um einen Einsatz, welcher Frankreich hieß und war, mit der scheinbar lässigen, aber in Wahrheit wohlbemessenen Eleganz eines Grandseigneur des Ancien Régime wie eine Whist-

Digitized by Google

partie arrangirt und durchgeführt und er würde im Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der Bühne verschwunden sein, wie Katilina vor Zeiten bei Pistoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritter vom Decemberorden, Fialin, sich nennend de Persigny, durfte sagen: „Wenn wir gehen, gehen wir nur in einem Feuerwerke von dannen“ [1]). Mit solchen Werkzeugen arbeitet in Ermangelung besserer die Weltgeschichte häufig genug; nie aber arbeitet sie mit Tiftlern, Düftlern und „Märzministern“.

Es war ein Montagsabend, nach der im Elysée eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“ des Prinz-Präsidenten. Die Säle strahlten von Lichtern, die Gesellschaft war sehr zahlreich und glänzend. Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder spielte wenigstens den unbefangenen Heiteren ganz gut. Von irgendeiner Veranstaltung, welche auf das Bevorstehen von Ungewöhnlichem hätte schließen lassen, keine Spur. Derweil man aber im Elysée plauderte, scherzte und lachte, war Palatin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieser denkwürdigen Decembernacht geschehen sollte, den „nervus rerum“ herbeischaffen sollte. Das Objekt dieser Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Geldrollen und Banknotenbündeln unser Ritter gerade so viel, nicht um ein Tüpfelchen weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris sich duckender Einbrecher und Räuber. Es soll auch, sagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und bestimmt die Galeerenstrafe gesetzt sein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannschaft unternehmen, als Brecheisen eine Kompagnie Chasseur de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einsacken und fortschleppen kann, so bekommt das Ding

1) Und so thaten sie oder vielmehr so wurde ihnen gethan. Fialins Prophezeihung ist zur Erfüllung gekommen: — in dem weltgeschichtlichen, unerhörten Feuerwerke „Sedan“ ist die Decemberbande von dannen gegangen worden.

Digitized by Google

denn doch einen ganz andern Anstrich und Namen. Es kann dann nicht mehr und nicht weniger sein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Gesellschaft. Es ist auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Persigny zum Ambassadeur Sr. Allerchristlichsten Majestät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchst tugendsame Königin Viktoria und eine höchst tugendstolze britische Oligarchie-Kaste, welche mitsammen es für sehr unsittlich und gottlos halten, wenn der Kristallpalast am Sonntage den arbeitenden Klassen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, sagen wir, besagte Königin und besagte Kaste irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. December höchst zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktischen" Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralkodex, dein Name ist Lüge! Du bist nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hilflosen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerseits hohnlachend zerreißen, wo sie es auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungestraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt alles"".

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Gesims eines Kamins im großen Empfangssal gelehnt, welcher voll von Gästen war, den Oberst Vieyra zu sich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalstabs der pariser Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel" — sagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne" — „sind Sie Ihres Gesichtes hinlänglich Meister, um demselben den Eindruck einer großen Ueberraschung nicht anmerken zu lassen?" — „Ich glaube wohl, mein Prinz." — „Desto besser." Und, also erzählt uns Monsieur Mayer, der Officielle, und mit einem noch lustigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui") fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan! . . . Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie sind ein fester Mann. Können Sie mir dafür stehen,

Digitized by Google

daß morgen früh der Generalmarsch nirgends geschlagen werden und keine Zusammenberufung der Nationalgarde statthaben wird?" — „Allerdings, falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie sich hierüber mit dem Kriegsminister und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den spanischen Gesandten, welcher sich näherte, beim Arme nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ sich mit denselben in ein heiteres Geplauder ein. Also die „bewaffnete Bourgeoisie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er sich anschickte, „Frankreich und die Christenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Officielle versichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoisie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Despotismus die Bourgeoisie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz seine Gäste und zog sich in sein Kabinett zurück. Bald aber erschien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" sei beschafft, d. h. die bewussten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden sich im Elysée. „Gut, beginnen Sie mit diesen Waffengattungen den Kampf!" Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will sagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er schon am Bette des Obersts Espinasse, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen sind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier sind 100,000 Francs in Banknoten, bald ebensoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalversammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quästoren derselben." Welcher Espinasse konnte wohl solcher Beredsamkeit widerstehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredsame Monsieur Fialin etwas später auf der Place de la Concorde sein Hunderttausendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerstand demselben nicht. Später hieß es, dem genannten General

Digitized by Google

sei auch ein Pferd, welches ihm während der Gesellschafts-rettungsschlacht erschossen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, so kam der goldtriefende Decemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quästoren der Nationalversammlung zum Schutze derselben bestellt war. Da stoben dem freigebigen Manne die Tausende und Hunderttausende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerspitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Gesellschaft nicht umsonst! Der gewandte Seelenkäufer und seine Kommis fanden in den Kasernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen sie aber doch — wunderbar zu sagen! — auf einen „Ideologen" in Uniform. In Wahrheit, da und dort stieß ein Sergeant, Lieutenant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garnison von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Christenheit" sich „entflammt". Das sind die Wunder der Disciplin und Subordination. Ah, wir haben es weit gebracht im Christenthum in diesen achtzehn Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung!

Im Kabinette des Prinzen trafen inzwischen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig", versichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutsame Rolle gespielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befestigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen". Der Herr Kriegsminister soll eine bare Million in seiner Tasche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für sich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzustellen. Dem Monsieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch sei es ihm durch seine Mitverschworenen, insbesondere durch den kühnen

Digitized by Google

Morny, wieder leidlich im Brustkasten befestigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, lässt sich aus den Folgen mit Bestimmtheit errathen: über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monsieur Fleury in dieser Nacht für Aufträge hatte und besorgte. Wahrscheinlich war derselbe in den Kasernen gesellschaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterließ Monsieur Mocquard, der Geheimschreiber des Prinzen, Memoiren, welche über die einzelnen Umstände der Vorbereitungen zur Decemberblutmesse befriedigendere Aufschlüsse geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß ist, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz diesem Officier seine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um sie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplotte war. Die zum voraus konsignirten Setzer und Drucker mussten sich sofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doisy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umstellte und von der Nachbarschaft abschloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne weiteres jeden niederzuschießen, der es versuchen sollte, das Haus zu verlassen oder auch nur einem Fenster sich zu nähern". Ein sehr deutlicher Befehl, dessen Deutlichkeit Monsieur Mayer der Officielle zu rühmen nicht unterlassen hat. Derselbe edle Historiograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeste des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Decembers Paris und Frankreich überrascht werden sollten, gedruckt wurden, nicht umhin, also seiner lyrischen Ekstase Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhme des menschlichen Gedankens war der erste Akt des 2. Decembers kein Kanonenschuß, sondern" — (sit venia verbo) — „ein Pressesschuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das trostvolle Präludium (prélude consolateur) hervor" — zu mehrbesagter Blutmesse nämlich. Es wird erzählt, aber in verschiedener, sogar in sich widersprechender und demnach wenig glaubwürdiger

Digitized by Google

Weise, daß im letzten Augenblicke, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verschworenen sich trennen und an's Werk gehen sollten, der Prinz oder nach anderer Version sein Halbbruder Morny (?) plötzlich schwankend geworden sei. Da habe aber der inzwischen im Elysée erschienene Fleury den Schwankenden beiseite genommen und, ein Pistol ziehend, demselben gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederschießen, so er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten sich die Gesellschaftsretter. Der Prinz ging ruhig schlafen, sagt man. Ob er wirklich „ruhig" schlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab sich ins Kriegsministerium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszustand zu setzen, welcher ja, wie männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten" unseres Jahrhunderts das Beste thun muß. Morny seinerseits machte sich mit einer Soldatenbande nach dem Ministerium des Inneren auf, um den Inhaber desselben auszutreiben und sich selber an dessen statt zum Minister zu improvisiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeisoldaten und etliche 40 Polizeikommissäre versammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verschwörung der Socialdemokraten, welche, mit Hilfe „fremder Flüchtlinge" zum Ausbruche kommen sollte, zu unterdrücken. Der 2. December kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verschwörer von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische" Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „socialdemokratische". Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreiches, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes" *mussten* wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verrathes sich hergeben sollten; aber *alle* er-

Digitized by Google

klärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflô, den Oberstlieutenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Nadaud. Alle diese „unverletzlichen" Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umständen, welche komisch gewesen sein würden, wenn sie nicht brutal gewesen wären. Unter den nach Mazas Geschleppten befand sich also auch Herr Thiers, und falls die Entrüstung darüber, daß der alte Mann daselbst der Gegenstand höhnischer Insulten vonseiten des Gefängnißpersonals war, irgendwie Raum hierfür ließe, so könnte man sich einer unwillkürlichen Anwandelung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe" dem geschichtef—indenden Vergötterer des „Onkels" Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Wesen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte ... Zugleich mit den Volksrepräsentanten wurden zuvörderst auch etliche siebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energischer Widerstand gegen den Staatsstreich zu erwarten war. Sie wurden sammt und sonders deportirt, ohne Proceß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Gesellschaftsrettung bekanntlich noch so viele, viele Opfer derselben getroffen hat. Allein das wenigstens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. December, als man ihm sagte: „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod" — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So versteh' ich sie auch (je l'entends bien ainsi)." Nein, wir wollen es nicht glauben, selbst auf die Gefahr hin, schwachherzige Ideologen und Optimisten gescholten zu werden.

Noch lag das Düster der Decembernacht auf der

Digitized by Google

schweigenden Hauptstadt Frankreichs, als um die sechste Morgenstunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort vom Mont-Valerien rollten. Zur selben Zeit bezog Forey den Quai d'Orsay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verstärkt war, die Umgebungen des Palais Elysée besetzte. Zur selben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermassen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und diese Papiermassen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuserwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

6.

„Im Namen des französischen Volkes.

Der Präsident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalversammlung ist aufgelöst.
2) Das allgemeine Stimmrecht ist wieder hergestellt.
3) Das französische Volk wird zwischen dem 14. und dem 21. December an seine Abstimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszustand ist im ganzen Umfange der 1. Militärdivision verhängt (d. h. über Paris und zehn benachbarte Departements).
5) Der Staatsrath ist aufgelöst.
6) Der Minister des Innern ist mit dem Vollzug dieser Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elysée, am 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Minister des Innern

De Morny."

Digitized by Google

Dieses lakonische Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Decembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunsten des Bonapartismus eskamotirt und konfiscirt worden sei. Das Staunen und die Ueberraschung waren nicht allzugroß über ein Ereigniß, welches Leute von gesundem Menschenverstand längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten. Nur solche, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten" zu halten, rieben sich höchst verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte also zu eigenen Gunsten gewagt, was die höchsten Spitzen der Bildungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägte sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistophelischem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebte. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehasst, hat auch in der blutigen Decemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das französische Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob sich der prinzliche Satiriker zur Zenithöhe souveräner Menschenverachtung. Denn wie unsäglich musste der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demselben den Fuß gewaltsam auf den Nacken setzte, den sarkastischen Hohn zuschleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkespinner und Verschwörer in der Nationalversammlung zum

Sturze der Republik ausgeheckt; vereiteln und seine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen." Und wie musste der eine Soldateska verachten, welcher an sie, nachdem er sie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, seid stolz auf eure Mission! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Gesetze zu verletzen, sondern um dem Grundgesetze des Landes Geltung zu verschaffen, der Nationalsouveränität, deren legitimer Repräsentant ich bin." Der Staat bin ich! sagte jener Louis Bourbon. Ich repräsentire den Willen der Nation! sagte dieser Louis Bonaparte. Und beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, desto lieber und leichter schluckt bekanntlich der Köhlerglaube sie hinunter. Aber wir vergessen, daß fünf Millionen und mehr französische Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und bestellt hatten. Louis Bonaparte legte sein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigstens eine große Anzahl seiner Wähler dasselbe verstanden wissen wollte; allein man muß billiger Weise in Rechnung bringen, daß, wie jedermann weiß, Dame Exegese eine Wachsnase besitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juristen, so auch unter denen von Politikern die absonderlichsten Formen und verwundersamsten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Decembermänner, von vornherein nicht nur entschlossen, sondern auch unbedingt darauf angewiesen, alles an alles zu setzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerstand niederzuschmettern, mit kaltblütigster Umsicht getroffen und setzten dieselben mit einer Energie in Vollzug, welche sich schlechterdings nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaden: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Gesellschaft, was alles sich zusammenfasste in dem Stichwort: Unbeschränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präsident und dann Kaiser heißen soll. Der unvergleichliche Officielle, Monsieur P. Mayer, welcher,

Digitized by Google

Jude von Geburt, Deutscher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in seiner hofhistoriographischen Person den deutschen Bedienten mit dem französischen Mouchard so schön vereinigt, er hat die Philosophie der Gesellschaftsretterei in wahrhaft lapidarischer Sprache also geoffenbart: — „Wollte man sich nicht einer schmählichen Niederlage bloßstellen, so musste man nicht nur zuvorkommen, sondern auch schrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, sondern man schlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, sondern stürzt sich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, so war es! „Man muß den Royalisten Furcht einjagen!" sagte der Septemberschrecken von 1792. „Man muß den Royalisten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Parisern und Pariserinnen, man muß aller Welt Angst einjagen!" sagte der Decemberschrecken von 1851. Und also geschah es. Lasst unsere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgestellt ist, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln" zerbrechen und den Inhalt rechts und links verstreuen, lasst hübsche Dirnen im Marketenderinnenaufzuge Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfestorgie der „Rettung Frankreichs und der Christenheit" anheben. Wir wollen schrecken, beben vor nichts zurück und sind auf alles gefasst, selbst auf äußerste Nothfälle.

In Wahrheit, das waren sie, und es ist daher wohl mehr als eine „böswillige" Sage, daß der Kriegsminister De Saint-Arnaud einen schriftlichen Befehl in der Tasche gehabt habe, die verhafteten Officiere und Volksvertreter, so es nöthig, erschießen zu lassen, sodann im Nothfalle mit den Truppen auf das Palais Elysée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts sich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieses Aeußerste, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutte der Hauptstadt aufzupflanzen, erwies sich

Digitized by Google

nicht als nöthig. Denn der Widerstand, welchen die Gesellschaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derselbe zunächst von der Nationalversammlung aus, welche sich so unceremoniös an die Luft gesetzt sah. Sie machte nun aber die unliebsame Erfahrung, welche schon so unzählige male gemacht worden ist, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatsache. Die Herren Dupin und Daru, Präsident und Vicepräsident des Parlements, sahen sich, als sie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Versuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarstes und beliebtestes Geschäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Protest zu erlassen, mittels des Arguments gefällter Bajonnette barsch zurückgewiesen. Herr Dupin, welcher sich nachmals, sobald es die „Honettität" erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsstreichsprinzen hergab, sagte zu den Säbelschleppern: „Das Recht ist für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen." Etwas später fanden sich 220 Mitglieder von der Mehrheit der Nationalversammlung in der Mairie des 10. Arrondissement in der Rue Grenelle zusammen und thaten große Thaten in Worten. Unter dem Vorsitze von Benoit d'Azy beschlossen diese „Honetten", daß der Präsident der Republik abgesetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweisen, ferner die 10. Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt sei. Etwas Hochkomisches hatte es, daß die Ergebnisse dieser zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geschworenen Bourbonisten Berryer, den berühmtesten Chef des legitimistischen Royalismus, zum Fenster hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Historia ist doch ein witziges Weib! Nachdem aber der erfolglose Schwatz — denn niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erschienen zwei Polizeikommissäre mit hinlänglich vielen Soldaten, fassten die Versammlung, als dieselbe sich nicht

Digitized by Google

freiwillig zerstreuen wollte, ab und führten sie nach der Kaserne am Quai d'Orsay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerensträflingen bestimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geschafft wurden. Ueberhaupt that der Decemberschrecken mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängnisse in Paris, die Kasematten der Forts ringsher füllten sich mit Massen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Gesammtzahl der Verhafteten ging in die tausende. Denn wie der Septemberschrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig" angesehen hatte, so betrachtete der Decemberschrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im massenhaften Einthürmen — immerfort, versteht sich, zur Ehre der Gesellschaftsrettung.

Aber diese sollte sich noch viel drastischer manifestiren! Es galt ja, zu „schrecken". Der Bonapartismus wollte sich so recht mit „Eclat" inthronisiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel sein Auferstehungsfest begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu solchem Vorgehen einen leidlichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gasse geworfenen Nationalversammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten" im Juni von 1848 das Volk niedergekartätscht und im Mai von 1850 seines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn diese Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder nichts. Wie, für orleanistische Tribünecharlatane à la Thiers, für bourbonistische Deklamatoren à la Berryer, für Pröze à la Faucher, für Jesuiten à la Falloux sollte das Volk sich schlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigstens nicht in Masse. Im Gegentheil, das in den Massen vorherrschende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten" Gaukler,

Digitized by Google

Ränkespinner und Verräther ein noch viel „honetterer“ gekommen. Auch verfehlte der schlaue Paragraph im Staatsstreichsdekrete, kraft dessen das allgemeine Stimmrecht wieder hergestellt wurde, seine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieser schwer verwundet — wie Esquiros und Schoelcher „aux armes!“ riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, schon am 2. December einzelne Scharen gegen die Gesellschaftsrettung in's Feld, will sagen auf Barrikaden zu stellen. Am folgenden Tage gewann es sogar den Anschein, als wollte der Widerstand großartige Verhältnisse annehmen. Man schlug sich in den Vorstädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blousenleute spottlächelnd sagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackstiefeln“, d. h. die Massen betheiligten sich nicht. Außerdem hatten die Gesellschaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Bestie im Soldaten zur wildesten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigersprünge.

Am 4. December war der Widerstand in den genannten Quartieren schon im Verathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verspüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geschreckt“ worden. Daher sollte der Gesellschaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran sei, sie zu „retten“, und wollte der Decemberschrecken schlechterdings in seiner ganzen Macht und Pracht sich sehen lassen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards“ nannte. Der weinselige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zufolge, wie sie in der Atmosphäre vor Staatsstreichen ungreifbar flattern, eine in Paris

Digitized by Google

lebende vornehme Russin eine Schäferstunde als Siegespreis für diese Heldenthat ausgesetzt haben soll, besorgten heroisch dieses Schreckgeschäft. Tausende und wieder tausende von Neugierigen, waffenlos, fragend, schwatzend, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelsignale und Trompetenstöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgendeine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie sagt Monsieur P. Mayer der Officielle? „In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, *man schlägt zu.*"

Ja, man schlug zu. Die Boulevards entlang zwischen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin ras'te das Gemetzel am fürchterlichsten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenlosen, von Greisen, von Frauen, von Kindern noch am Abend so hoch, daß Vorübergehende durchwaden mussten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht" standen. Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie. „Tödtet, was ihr vor euch findet!" schrieen Officiere, denen die Goldstücke, um welche sie sich verkauft hatten, in den Taschen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Beduinen!" schrieen ihrerseits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätschen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffenlosen jedes Alters und Geschlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuser ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, ist bislang nicht möglich gewesen; denn der Decemberschrecken schlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es seien im Ganzen nur 350 Personen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein hunderte und wieder hunderte von Menschenleben gekostet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proskriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Verbannungen.

Also wurden die Religion und die Moral, das Eigenthum und die Familie, also ward die Gesellschaft gerettet

Digitized by Google

und Louis Bonaparte zum unumschränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, ist legitim!“ hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, ist vernünftig!“ hat das große Katheberlicht Hegel gesagt. Der Staatsstreich vom 2. December war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus ist eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich ist er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie mancher wähnt den Feind zersplittert,
Indeß die Nemesis umwittert
Sein Siegeszelt“ —

und darum mochte da und dort ein einsamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolge, — habe Seine Hoheit der Despotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denselben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, sein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwandte, aus dieser schon den nahenden Donnerschritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, diese Einsamen sind nur „Ideologen“, „Principienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich nichts zu schaffen hat. Diese, die Realpolitik, welche die Thatsache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeschichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, sie hat die Decembristen nicht allein absolvirt, sondern auch beatisirt und glorificirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit zweierlei. Erstens, daß Napoleon der Dritte in den achtzehn Jahren, binnen welcher er Frankreich beherrschte, den Beweis geliefert habe, daß es noch keiner so gut wie er verstanden, über Franzosen zu herrschen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar kostbares Element in dem Gährungsproceß unserer Zeit gewesen. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1850 Europa sicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie sie dem Sturze Napoleons des Ersten gefolgt war, zurückgesunken. Der

Digitized by Google

Decembermann hat die Völker wacherhalten, hat insbesondere auch das deutsche vor völligem Wiedereinduseln bewahrt.

Der Historiker von wirklichem Beruf also, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menschen, sie begreifen unschwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleonischen Kaiserthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anstehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Diese Sünden zu strafen und mittels solcher Vergeltung, wenn auch unbewusst und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu schaffen, das war des zweiten Empire Bestimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte zarische Knute, welche die ... (ihr wisst schon!) ... in ihres angestammten Nichts durchbohrendem Gefühle so lange mit brünstiger Andacht geküsst hatten, zerbrochen und wie er den luciferisch hoch- und übermüthigen britischen Leoparden dahingebracht hat, als sein wohldressirter Pudel sich zu gebaren, so wird man schon zugeben müssen, daß der Neffe des Onkels denkende Menschen von der unheilvollen Bestrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderstehlichen russischen Macht und von der unübertrefflichen englischen Staatsverwaltung glücklich erlöst habe. Und wer könnte im Ernste bestreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es gewesen, welcher der armen schönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß sie sich der kroatischen Nothzucht und der bourbonischen Folterung erwehren konnte und sogar Muth, Kraft und Entschluß zu sammeln vermag, die gräuliche Riesenwanze, so auf den sieben Hügeln stinkt, eines Tages zu zerquetschen.

„Doch" — so hör' ich einwerfen, — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleonische Wesen widerspricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutsche sie verstehen und besitzen" ... Oh, Himmel, die specifisch deutsche Sittlichkeit! Geht doch, es ist ja nichts dahinter als Selbsttäuschung und Phrase. Die wirklichen und wahrhaften

Digitized by Google

Kardinaltugenden unseres Volkes: — der idealistische Hang und Drang, die unverwüstliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitslust — sie mögen und sollen gepriesen werden, so lange eine deutsche Zunge sich rührt und eine deutsche Hand die Feder führt. Aber das Gedale von und das Geprale mit einer sittlichen Quintessenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutschen verliehen worden sei, ist eitel Katheder-dünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenstatistik von Europa an und merkt euch daraus etwa die eine Thatsache, daß Deutschland die ruchlosesten Giftmischerinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet sich mit Ekel und Entrüstung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beschmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutschen Wesen darzubringen jetzt in Deutschland Mode geworden ist und unserem Volke die Binde unseliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleistern möchte. Freilich, es ist nicht allein der Könige, sondern auch der Völker Unglück, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem soll der rechte Patriot nimmer ermüden, seinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbstgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartschwieligen Arbeitshänden und der edlen Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr seid keineswegs vor andern civilisirten Völkern mit „Sittlichkeit" begnadet, und was auch schlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorschmeicheln mögen, bis zu dieser Stunde ist eine herbe Wahrheit das herbe Wort Göthe's: „Die Deutschen sind als Individuen meist respektabel, als Volk miserabel".

Ach, und wie miserabel! Wo blieb denn so oft unser Nationalgewissen? Wo der vielbesungene „Männerstolz vor Königsthronen"? Es steht uns fürwahr gut an, über die französische „Unsittlichkeit" zu schelten, welche den Staatsstreich vom December geduldet und das Wiederkommen

Digitized by Google

des Napoleonismus zugelassen habe, ja wohl! Wo ist denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutsche „Sittlichkeit" nicht geduldet und zugelassen, wo eine stupide Hintansetzung unserer handgreiflichsten Interessen, eine schnöde Misshandlung unserer heiligsten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unserer theuersten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutsche mit der ganzen Gelassenheit des Stumpfsinns zugesehen, als nach der missglückten deutschen Viertelsrevolution von 1848 die Vertheidiger der sonnenklaren Rechte der Nation, hunderte, tausende schlechtester wahrlich nicht, sondern bester Söhne unseres Landes — die „besten" Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren" standen daneben, mit schlechtverhaltener Freude sich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäusern zu schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fisches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick solcher „Sittlichkeit" nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren Glauben an den unhemmbaren Vorschritt der Menschheit und demnach auch ihres Volkes unwankbar, sie werden beim Rückschauen auf das, was alles die „sittlichen" Deutschen nur seit dem Beginn unseres Jahrhunderts über sich ergehen ließen, ungestraft, ungerächt und ungesühnt über sich ergehen ließen, in finsteren Stunden angewidert und entmuthigt das Haupt sinken lassen oder aber zornvoll miteinstimmen in des sterbenden Talbot Verzweiflungsschrei: —

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen musst?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!"

Digitized by Google

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Zehnter Band.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Menſchliche Tragikomödie.

Geſammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Geſammtausgabe dritte, durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Zehnter Band.

Dies iſt die heilige Wahrheit von der Entſtehung des Leidens: der Durſt nach Werden, der Durſt nach Sein, der Durſt nach Lüſten, der Durſt nach Macht.

Buddha.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Trauerſpiel in Mexiko.

Δράσαντι παθεῖν —
Aeschylos.

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Von Miramar bis Veracruz.

Am 14. April von 1864 waren vom Frühmorgen an der Landweg und der Seeweg, welche von Triest nach dem Schlosse Miramar führen, durch Wagen und Boote ganz ungewöhnlich belebt. Es galt ein Lebewohl zu sagen und zu empfangen. Der Erzherzog Maximilian von Oestreich, welcher jetzt Kaiser von Mexiko hieß, wollte heute mit seiner Frau Charlotte auf der östreichischen Fregatte Novara nach Amerika sich einschiffen, nachdem er fünf Tage zuvor in Gegenwart seines Bruders, des Kaisers Franz Josef, seinen agnatischen Rechten auf den Thron von Oestreich feierlich entsagt hatte, — sehr ungern freilich und nach mancherlei Verzögerung.

Die Morgensonne lag golden und warm auf dem Blau der Adria, die Gestade standen in Blüthenpracht. Ein Reisetag voll glücklicher Vorbedeutungen also. Wie trügerisch sie waren, hat wohl keiner der Herren und keine der Damen geahnt, welche in den Sälen von Miramar der Abschiedsgala anwohnten, und wohl auch niemand unter der wimmelnden Menge, welche neugierig die Zugänge des Schlosses umdrängte.

An der Spitze einer gemeinderäthlichen Abordnung erschien der Bürgermeister von Triest und übergab eine mit 10,000 Unterschriften versehene Abschiedsadresse. Adressenhumbug gehört nun einmal in die zweite Hälfte des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts zu jeder kleinen oder großen Haupt- und Staatsaktion. Möglich jedoch immerhin, wahrscheinlich sogar, daß diese triefter Adresse aufrichtiger und ernster gemeint war als die, welche am 10. April eine mexikanische Abordnung, deren Sprecher Señor Gutierrez de Estrada gewesen, dem Erzherzog überbracht hatte, zum Beweise, daß selbst der kolossalste Schwindel in der Brusttasche eines schwarzen Frackes bequem platzhabe. Denn diese Adresse enthielt ja nichts Kleineres als die angebliche, noch dazu „begeisterte" Volksabstimmung, kraft deren Maximilian zum Kaiser von Mexiko berufen wurde.

Der Erzherzog brach in Thränen aus über die Ansprache, womit der Bürgermeister die Uebergabe der Abschiedsadresse begleitete, und der ganze Auftritt war ein so rührender, daß, wie eine mitdabeigewesene Dame, die Gräfin Paula Kollonitz [1]), uns versichert, „beinahe kein Auge trocken blieb". Das einzige nichttrügerische Omen dieses Apriltags.

Nur mit Mühe konnte sodann das erzherzogliche Paar durch den menschenwimmelnden Hof und die Treppe zum Landungsplatze hinabgelangen. Es wurde auf diesem Gange mit Segenswortен, mit Glückwünschen und mit einem Blumenregen förmlich überschüttet. Endlich gelang es, das von einem rothen Sammetbaldachin überspannte Boot zu besteigen, welches den Erzherzog und seine Gemahlin an Bord der Novara brachte, die mit anderen Kriegsschiffen, worunter die französische Fregatte Themis, in großem Flaggenschmucke draußen lag. Die Einschiffung ging vor sich, die Musikbanden der Schiffe spielten, ihre Breitseiten donnerten, vom Ufer her scholl langnachhallender Evvivaruf. Die vorhin genannte Dame aber will in dem Augenblick, als Maximilians Fuß „die alte liebgewohnte heimatliche Erde" verließ, in innerster Seele empfunden haben: „Wer weiß, ob er sie jemals wieder betreten wird?"

1) „Eine Reise nach Mexiko i. J. 1864."

Digitized by Google

Die Novara setzte sich in Gang, gefolgt von der Themis, welche den Schattenkaiser von Napoleons des Dritten Gnaden eskortiren sollte, — ach, ja wohl „eskortiren!“ Sie gab ja dem Werkzeug und Opfer napoleonischer Politik die Eskorte zu einem blutigen Grabe.

Bei klarem Wetter und gutem Winde wurde das adriatische Meer durchschifft und die Südspitze Italiens umfahren. Am 18. April liefen die beiden Fregatten Civita Vecchia an. Das erzherzogliche Paar ging mit seinem Reisegefolge an's Land, um einen Abstecher nach Rom zu machen. Aus persönlichen und politischen Gründen. Angeborene und anerzogene Devotion ließ den Erzherzog den Segen des Papstes zu seinem Unternehmen begehren und dann gab er sich auch der Täuschung hin, dieser Segen würde seiner Goldschaumkrone in den Augen der Mexikaner einen ganz besonderen Nimbus verleihen.

Wir wissen nicht, ob sich dem Schattenkaiser die ganze Wucht, womit die französische Oberherrlichkeit vom Anfang bis zum Ende auf dem von ihm unternommenen Abenteuer lastete, etwa schon bei der Landung in Civita Vecchia fühlbar gemacht habe. Wohl aber wissen wir, daß Menschen mit sehenden Augen und hörenden Ohren im Reisegefolge den widerwärtigen Druck dieser Wucht schon bei dieser Gelegenheit sehr verspürten. So die Gräfin Kollonitz, welche von der Landungsscene sagt: „Von den Schiffen und Forts donnerten die Geschütze auf sinnverwirrende Art, und als wir das Land erreichten, bliesen und trommelten die Päpstlichen und die Franzosen um die Wette. Letztere proklamirten das „Par la grâce de l'empereur des Français“ auf alle mögliche lärmende und auffallende Weise; ihre Truppen bildeten Spaliere, ihre Säbel und Bajonnette grüßten uns, ihre Wagen nahmen uns auf, ihre Arme geleiteten uns; es war ein Lärmen und Drängen, ein Schießen und Schreien, ein Klirren und Stampfen, ein Blinken und Winken, um den Verstand zu verlieren.“ Gut wenigstens, daß die arme Dame die grotesk-unflätigen Witze nicht hörte oder nicht verstand, welche der rothhosige Wachtstubenesprit bei dieser

Digitized by Google

Gelegenheit über die neuen Argonauten vom ersten bis zum letzten losließ.

In Rom hatten der Erzherzog und seine Frau während eines zweitägigen Aufenthalts allerhand kirchliche und weltliche Ceremonien durchzumachen. Pius der Neunte arbeitete damals mit seinen Vertrauten an jenen Wunderwerken von „Encyklika" und „Syllabus", welche, neun Monate später proklamirt, im civilisirten Europa kein geringeres Aufsehen und Erstaunen erregten, als wie wenn ein Hunderttausend Don Quijotes in voller Mittelaltergala und mit Mambrinushelmen auf den Narrenschädeln plötzlich in unsern Erdtheil eingeritten wären. Von dieser sinnreichen Arbeit müssigte sich der Pontifex Maximus so viele Zeit ab, um dem erzherzoglichen Paare allerhöchsteigenhändig die Abendmahlshostie und dem Gefolge seinen Fuß zum Kusse zu reichen. Er that sogar noch mehr, nämlich eine Ansprache an den „par la grâce de l'empereur des Français" gekaiserten Prinzen und dessen Gemahlin, worin er beiden „im Namen des Herrn das Glück der ihnen anvertrauten katholischen Völker" empfahl, beifügend: „Die Rechte derselben sind groß und man muß ihnen genügen; aber größer und heiliger noch sind die Rechte der Kirche". Das wollte sagen: Vergesst nicht, dem mexikanischen Klerus die Güter und Reichthümer zurückzuerstatten, welche die dreimal vermaledeiten Liberalen demselben genommen haben; das ist die Hauptsache! Freilich, dies hieß geradezu Unmögliches fordern; allein der Statthalter Gottes auf Erden hat doch wohl das Privilegium, Unmögliches (unbefleckte Empfängnisse, Unfehlbarkeiten u. dgl. m.) für möglich und umgekehrt Mögliches (z. B. eine etwas weniger bestialische Regierung des jetzo verflossenen Kirchenstaats) für unmöglich zu erklären. Handelt es sich darum, der Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit mit stupider Encyklika-Faust ins Gesicht zu schlagen, oh, da ist die Kurie sofort mit einem „Volumus", handelt es sich aber darum, der Unvernunft und Barbarei auch nur den kleinsten Abbruch zu thun, da ist sie eben so schnell mit ihrem „Non possumus" bei der Hand. Sie

Digitized by Google

muß so reden und thun, sie kann gar nicht anders. Das Papstthum, eine Schöpfung einer finstern und ruchlosen Zeit, ist gegenüber der Vernunft, der Wissenschaft und Humanität ein versteinertes Non possumus. Nur ein so gedankenloser Phantast, wie Pius der Neunte beim Beginne seines Pontifikats einer gewesen ist, mochte sich eine Weile der Täuschung hingeben, aus diesem Petrefakt einen die Bedürfnisse der Gegenwart stillenden Quell herausschlagen zu können.

Ob Maximilian dem Papste irgendeine auf Zurückerstattung der säkularisirten geistlichen Güter in Mexiko abzielende Zusage gemacht habe oder nicht, ist streitig. Die Frage dürfte jedoch im verneinenden Sinne zu beantworten sein, wenn man erwägt, daß der Prinz zu jener Zeit eine Politik sich vorgesetzt hatte, welche geeignet wäre, in seinem Schattenkaiserreich die „liberalen" Elemente von der Republik ab und zum Imperialismus herüber zu ziehen. Gewiß jedoch ist, daß, wenn der Papst zum Abschiede dem Prinzen seinen Segen gegeben hat, so zu sagen pränumerando als Gegenleistung für die Wiederherstellung des Kirchenvermögens, dieser Segen nicht sehr anschlug. Ueberhaupt stellte es sich bald als ein handgreiflicher Irrthum heraus, wenn man einer Einwirkung der päpstlichen Autorität auf die Mexikaner, Priester und Laien gleichviel, große Bedeutung zugeschrieben hatte. Der Katholicismus der indianischen Stammbevölkerung ist noch heute das alte, nur flüchtig-christlich überpinselte Aztekenthum, während die spanisch-kreolische Einwohnerschaft, soweit sie inbetreff der Religion nicht gänzlicher Gleichgiltigkeit verfallen ist, ihrem religiösen Bedürfnisse mittels Erfüllung der kirchlichen Ceremonienpflichten vollständig genuggethan zu haben glaubt. Von einem Papalismus im Sinne der Ultramontanen in Europa kann daher da drüben in Anahuak gar keine Rede sein. Nicht einmal bei der Klerisei. Diese gehört auf allen ihren Rangstufen unbestritten zu den bildungslosesten, zuchtlosesten und habgierigsten Pfaffheiten, welche jemals das Antlitz der Erde durch ihr Dasein besudelten. Trotzdem

Digitized by Google

oder vielmehr gerade deßhalb war es ihr im Laufe der Zeit gelungen, ein ungeheures „Kirchengut" in ihren bodenlosen Pfaffensack einzuhamstern, — ein Kirchengut, dessen Werth auf 900 bis 1000 Millionen Francs geschätzt werden muß. Die mexikanische Klerisei, die sich des bekannten guten Kirchenmagens in hohem Grade erfreute, verdaute ohne Beschwerde den Ertrag dieser „apostolischen Armuth". Jedoch nahm das Verdauungsgeschäft so viele Zeit in Anspruch, daß sich die Hochwürdige um anderes nur wenig oder auch gar nicht bekümmern konnte. Auch um den Papst nicht, wie denn Se. Heiligkeit für die mexikanischen Prälaten nur sehr zeitweilig existirte, wann eben diese Existenz gerade in ihren Kram passte. Dies geschah, als im Jahre 1859 die rechtmäßige Regierung der Republik Mexiko die Einziehung sämmtlicher Güter der „todten Hand" in gesetzlicher Weise verkündigte und durchzuführen begann, damit dieser unermessliche Schatz, statt wie bisher einer unwissenden, hartherzigen und sittenlosen Kaste zu dienen, dem ganzen Lande zu gute kommen sollte. Dieses Attentat der „ketzerischen Liberalen" machte natürlich die mexikanischen Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte aus trägen Genüsslingen im Handumdrehen zu eifrigen Soldaten der streitenden Kirche und als solche erinnerten sie sich denn auch wieder einmal ihres Generalissimus in Rom, welcher von ihnen bestürmt wurde, alle Furien des Vatikans gegen die neueste Rotte Korah loszulassen, d. h. gegen die Regierung des Präsidenten Juarez . . .

Am Abend des 20. April schiffte sich der mit dem päpstlichen Segen ausgestattete Erzherzog wieder in Civita Vecchia ein und vier Tage darauf hielten die Novara und die Themis im Hafen von Gibraltar Rast. Beim Einfahren in denselben erblickte man vom Verdecke der östreichischen Fregatte ein großes Fahrzeug, welches, aus dem atlantischen Ocean kommend, ohne Maste und Takelwerk, ohne Kanonen und Boote, langsam und traurig durch die Meerenge sich schleppte. Es war das italische Kriegsschiff „Il galantuomo", welches durch Stürme mehrere Monate lang auf dem atlan-

Digitized by Google

tischen Meere umhergeworfen und kläglich zugerichtet worden war. Gewiß ist es dem Erzherzog und seiner Frau nicht entfernt in den Sinn gekommen, in dem entmasteten, halbzerstörten Schiffsrumpf ein Vorzeichen zu sehen. Und doch sollte das gebrechliche, obzwar fröhlich bewimpelte Fahrzeug der Illusion, auf welchem sie sich nach Atlantis eingeschifft hatten, von den Stürmen, die da drüben ihrer warteten, bis auf die letzte Planke zerstört werden.

Am 29. April hatte das kleine Geschwader Madeira in Sicht und die Reisegesellschaft stattete der Insel einen kurzen Besuch ab. Nach der Abfahrt von Madeira trat an Bord der Novara Kohlenmangel ein und damit die „für das östreichische Gefühl bittere Nothwendigkeit", sich von der französischen Fregatte, deren „selbstbewusste Superiorität schwer zu ertragen war", ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Wie wunderlich doch die Menschen sind! Ueber das kleine Aergerniß, daß die Novara von der Themis sich schleppen lassen musste, ärgerten sich der Prinz und seine Begleiter und Begleiterinnen weiblich; über das große Aergerniß, daß ein Erzherzog von Oestreich am Schleppseile bonaparte'scher Politik als willenloses Werkzeug in ein zugleich thörichtes und frevelhaftes Abenteuer sich hineinziehen ließ, schwindelten sie alle sich hinweg. Freilich, Prinzen sind nicht verpflichtet, mehr Logik im Leibe zu haben als andere Menschen; im Gegentheil!

Maximilian hatte zudem während seiner Seereise kaum Muße zu logischen Uebungen. Denn er war, in seine Kajüte zurückgezogen, um und über damit beschäftigt, für sein Kaiserreich, wie er sich dasselbe nach den Schilderungen der am französischen und päpstlichen Hofe sollicitirenden und intrikirenden mexikanischen Glücksritter und Gesellschaftsretterbanditen vorstellte, eine ganze Masse von Gesetzen und Verordnungen zu redigiren, welche ebenso gut oder ebenso schlecht auf Wolkenkuckuksheim wie auf Mexiko gepasst hätten. Während er diese Kaiserarbeit that, war seine Gemahlin

Digitized by Google

Charlotte nicht weniger emsig beschäftigt, in die Kaiserinrolle sich hineinzustudiren, und zwar dadurch, daß sie eine sehr ausführliche Hof- und Palastordnung entwarf.

Der Prinz und die Prinzessin, diese armen „Emperadores" von Bonaparte's, d. h. von Verhuells Gnaden, gingen ihrer Kaiserschaft entgegen, wie Kinder dem Weihnachtstisch entgegeneilen. Verheißungsvoll und lockend schimmert fernher der phantastisch geschmückte Christbaum, aber plötzlich tritt hinter demselben ein ruthenbewaffneter „Butzemann", ein grimmiger Knecht Ruprecht hervor.

Einen ziemlich deutlichen Vorgeschmack tropischer Herrlichkeiten erfuhren die Reisenden während eines mehrtägigen Aufenthalts auf der Insel Martinique. Die farbige Bevölkerung kam ihnen doch sehr farbig vor, farbig bis zum — Riechen. Als die Neger und Negerinnen zu Ehren des erzherzoglichen Paares ihre scheußäligen Tänze aufführten und dazu gorillamäßig brüllten: „Vive l'empereur! Vive la fleur embaumée!" fanden es die Reisebegleiterinnen der bebalsamten Blume, d. h. der Erzherzogin, gerathen, ihre, wie Gräfin Kollonitz bezeugt, „auf das empfindlichste beleidigten" Augen, Ohren und Nasen zu verschließen und zu verstopfen. Göthe's Ottilie hätte hier erst recht begriffen, was für ein großes Wort sie mit ihrem: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen —" gelassen ausgesprochen habe.

Am 25. Mai durchfuhr die Novara die Meerenge zwischen dem Kap San Antonio auf Kuba und dem Vorgebirge Katoche, in welches die Nordspitze von Yukatan ausläuft. Der Busen von Mexiko wurde binnen drei Tagen glücklich durchsegelt. Aber der herrliche Schneeriese, der Pik von Orizaba, der Sternberg („Citlatepetl") der Azteken leuchtete den Reisenden nicht vom Lande her entgegen. Er war, wie das ganze Land bis zum Meere herab, in Wolken gehüllt. Ein trauriger Anblick, nicht tröstlicher gemacht durch das Auftauchen des Gelbfiebernestes Veracruz aus seinen Sanddünen und Sümpfen. Am Nachmittage des 28. Mai ging die Novara beim Fort San Juan d'Ulloa

Digitized by Google

vor Anker. Der „Emperador" war im Begriffe sein Reich zu betreten und sein Volk kennen zu lernen.

Welches Reich? Was für ein Volk?

2.

Anahuak und Mexiko.

Die Entdeckung der großen Halbinsel Yukatan durch Hernandez de Kordoba i. J. 1517 vermittelte die Auffindung des Reiches der Azteken, des Landes Anahuak oder Mexiko durch Juan de Grijalva i. J. 1518. Damit war ein Seherwort des unglücklichen Kolon in Erfüllung gegangen, welcher in seinen letzten Lebenstagen so bitterlich es beklagt hatte, daß ihm nicht vergönnt gewesen sei, die Meere im Westen von Kuba zu untersuchen, wohinzu reiche Länder liegen müssten.

Schon der Anblick der Küsten von Yukatan hatte die Spanier mit Staunen erfüllt: denn hier trat ihnen überall die Thatsache einer Kultur vor Augen, welche den politischen und socialen Zuständen, die sie bislang in der Neuen Welt getroffen hatten, bei weitem überlegen war. Grijalva, welcher an verschiedenen Stellen des mexikanischen Meerbusens landete, überall mit steigender Verwunderung die unverkennbaren Zeichen vom Vorhandensein eines civilisirten und mächtigen Staatswesens wahrnahm und von seinem Tauschhandelsverkehr mit den Küstenbewohnern eine stattliche Ausbeute an kunstvollem Goldgeschmeide und Edelsteinen davontrug, — Grijalva war ohne Zweifel der erste Europäer, welcher seinen Fuß auf den Boden von Anahuak gesetzt und den Verkehr mit den Azteken eröffnet hat. Am 19. Juni von 1518 begab sich der kühne Spanier an's Land, nahezu bei der Stelle, wo nachmals Veracruz angelegt wurde, entfaltete das Banner Kastiliens und ergriff unter den

Digitized by Google

üblichen Bräuchen, wozu auch die Lesung einer Messe gehörte, Besitz von einem Reiche, dessen Ausdehnung er nicht entfernt ahnte und welchem er den Namen „Nueva España“ (Neuspanien) gab. Er ahnte auch nicht, daß sein und seiner Gefährten ganzes Gebaren durch aztekische Stenographen mittels Bilderschrift zu Papier gebracht und diese Depesche mittels einer wohleingerichteten Schnellläuferpost weit landeinwärts befördert wurde, nach Tenochtitlan, der im Hochthale von Anahuak prächtig gelegenen Hauptstadt des aztekischen Staatenbundes, den Moktheuzoma der Zweite beherrschte, in spanisch-wohllautenderer Korrumpirung Montezuma genannt, ein Monarch, welchem die Spanier, nachdem sie mit seiner Macht bekannt geworden, mit Fug den Titel „Emperador“ gegeben haben. Hätte der stupide Fanatismus christlicher Pfaffen, dem Vorgange des ersten Erzbischofs von Mexiko, Don Juan de Zummarraga, folgend, nach der spanischen Eroberung nicht ganze „Berghaufen“ von Rollen und Bänden aus Baumwolle-, Seide- und Aloebastpapier, welche die aztekische Literatur enthielten, dem Feuer überliefert, so würden wir vielleicht eine authentische Schilderung der Eindrücke und Empfindungen besitzen, die den Aztekenkaiser überkamen, als ihm von der Küste her die verhängnißvolle Meldung gebracht wurde von der Erscheinung der „weißgesichtigen, bärtigen Fremdlinge, welche auf Schiffen mit Flügeln das Meer befuhren, zu Lande auf vierfüßigen Schlangen ritten und in ihren Händen Blitz und Donner trugen“. Zu jener Stunde verdüsterte der Schatten, welchen kommende Ereignisse vor sich her zu werfen pflegen („coming events cast their shadow before“), die Hallen der Hofburg von Tenochtitlan und unter den über die finstere Miene ihres Gebieters erschrockenen Kriegern, Priestern und Höflingen ging ein Geraune um von dem geheimnißvollen, weißgesichtigen, vollbärtigen Gotte Quetzalkoatl, welcher in grauer Vorzeit unter den Azteken als Kulturmessias aufgetreten, dann aber auf dem atlantischen Meere gen Osten gefahren war und die Verheißung zurückgelassen hatte, daß er eines Tages mit seiner Nachkommenschaft

Digitized by Google

zurückkehren und sein Reich Anahuak wieder in Besitz nehmen würde.

Dieser unter den bis zur wildesten Grausamkeit, aber auch bis zur opferfreudigsten Hingebung religiös gestimmten und gesinnten Azteken heimische Quetzalkoatl-Mythus erklärt das Wunder der Eroberung Mexiko's durch die Spanier zwar nicht ganz, aber doch zu einem guten Theile. Andere Erklärungsgründe sind die kriegerische Genialität, die frevelhafte Skrupellosigkeit und todverachtende Entschlossenheit des Kortez, sowie seine in allen Wassern der schlauesten und gewissenlosesten Politik gewaschene Diplomatie, mittels welcher er Hunderttausende von Indianern, insbesondere die Harste der tapfern Tlaskalaner, unter sein Banner und gegen den herrschenden Stamm der Azteken in die Waffen brachte. Das Reich Montezuma's hatte übrigens keineswegs den Umfang des nachmaligen Vicekönigreichs Neuspanien oder gar der späteren Föderativrepublik Mexiko. Den Untersuchungen des alten Clavigero in seiner „Storia antica del Messico" zufolge, deren Resultate auch Prescott in seiner berühmten „History of the conquest of Mexico" (I, 2) angenommen hat, reichte die Herrschaft der Azteken allerdings vom atlantischen Meere bis zur Südsee, beschränkte sich jedoch an jenem auf das Gebiet zwischen dem 18. und 21. und an dieser auf den Landstrich zwischen dem 14. und dem 19. Breitegrad. Indessen steht fest, daß die Herrscher von Anahuak, insbesondere in den letzten Zeiten ihres Reiches, den Einfluß ihrer Poltik und die Macht ihrer Waffen gelegentlich weit über die Gränzen des Landes hinaustrugen.

Am Charfreitag (21. April) 1519 landete Hernando Kortez mit seiner Abenteurerbande gerade da, wo jetzt Veracruz steht. Don Diego Velasquez, der Statthalter von Kuba, hatte den tapfern Kapitän, der früher ein großer Taugenichts gewesen war, mit dem Geschäfte der Eroberung von Anahuak betraut. Denn die Spanier spekulirten zu jener Zeit in Landfindungen und machten in Eroberungen, wie man heutzutage in Papieren spekulirt und in Kolonial- oder

Digitized by Google

Manufakturwaaren macht. Die Krone Spanien hatte bei diesen Spekulationen und Machenschaften nur die Rolle eines Kommanditärs inne, dem ein gewisser Antheil vom Reingewinnste zukam. Die Eroberung von Peru durch Pizarro war bekanntlich geradezu ein Aktienunternehmen, mit welchem die spanische Kolonialregierung gar nichts zu thun hatte. Es war eine Zeit der fabelhaftesten Abenteuer. Spanische Schweinehirten, abgebrannte Studenten, angehende oder schon angegangene Räuber, kurz, lauter Leute, welche im Begriffe waren, im schönen Spanien zu verhungern oder gehenkt zu werden, stahlen sich in die Neue Welt hinüber und bildeten dort das „Heldengesindel" der „Konquistadoren", welches märchenhafte Strapazen durchmachte, aber auch märchenhafte Erfolge erzielte und, ein Räuberthum höchsten Stils organisirend, den Silberthron Montezuma's in Tenochtitlan umstürzte und den Goldtempel der Sonne zu Kuzko ausleerte, — ein Räuberthum, welches das Kühnste vollbrachte, was Menschen vielleicht je gewagt, aber den höchsten Aufschwung menschlicher Kraft auf die gemeinsten Instinkte basirte und fromme Wuth, brennenden Golddurst und viehische Grausamkeit zu jenem scheußlichen Ganzen zusammenballte, welches den Namen Spanier zur Verwünschung Amerika's gemacht hat.

Kortez zog es vor, statt den Kommis des Großhändlers Velasquez darzustellen das Geschäft der Eroberung Mexiko's auf eigene Rechnung zu machen. Dieser eiserne Mann, in welchem der spanische Nationalcharakter von damals in wahrhaft diabolischer Potenzirung zur Ausprägung kam, ist vielleicht der genialste, verwegenste und glänzendste Industrieritter gewesen, den es jemals gegeben hat. Er war auch so glücklich, in seiner Bande wenn nicht einen Homer, so doch einen Herodot seiner Thaten zu haben, den ehrlichen Bernal Diaz del Kastillo, welcher die Eroberung von Mexiko als „Miteroberer" so treuherzig-ausführlich erzählt hat („Historia verdadera de la conquista de la Nueva España, escrita por el capitan B. D. d. C., uno de los conquistadores", 1632).

Digitized by Google

Am 16. August von 1519 trat Kortez von Cempoalla, der Hauptstadt der Totonaken, aus mit seinem kleinen Heerhaufen — (15 Reiter, 400 Mann Fußvolk mit 7 Feldschlangen und 2500 indianische Krieger und Lastträger) — den Marsch nach der Hochebene von Anahuak an. Ihr Weg führte die Spanier zunächst durch das heiße Küstenland, die „tierra caliente", durch die üppige Tropengegend, die Heimat der Vanille, des Kakao und der Kochenille, durch das Land, wo Blüthen und Früchte und Früchte und Blüthen das ganze Jahr hindurch ununterbrochen einander folgen, wo die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert ist, wo in den Hainen farbenherrliche Vögel schwärmen und Insekten, deren mit Schmelz bedeckte Flügel in den Stralen der „Wendekreissonne wie Juwelen funkeln", allwo aber auch dieselbe Glutsonne, welche alle diese exotischen Pflanzen- und Thierweltwunder ins Leben ruft, die schreckliche Pestilenz des gelben Fiebers („vomito") ausbrütet, damit ja das Gleichgewicht von Güte und Grausamkeit, welches die Natur kennzeichnet, nicht gestört werde.

Aus dem heißen Tieflande stiegen die Spanier die nach Osten gekehrte Abdachung der Kordilleras hinan, empor zur „tierra templada", in die erfrischende Region der immergrünen Eichenwälder. Zur Rechten dunkelte die Sierra Madre mit ihrem Piniengürtel vor ihnen auf, gen Süden zu hob der majestätische Orizaba seinen firnschneebemantelten Leib aus der Andeskette heraus und sein Felsenhaupt mit der schimmernden Eiskrone himmelan. Ostwärts, schon weit hinter ihnen, blaute fernher der mexikanische Golf. Höher und immer höher hinauf wand sich der beschwerliche Pfad, längs der Seitenwände des ungeheuren Viereckberges (aztek. Nauhkampatepetl, span. Cofre de Perote), hinauf aus der gemäßigten Zone in die kalte („tierra fria"). Dann gelangten sie durch den Paß der Sierra del Agua in das offene, längs des Kammes der Kordilleren hingedehnte Tafelland mit italischem Klima. Die ganze Marschroute des „Konquistador", wie Kortez par excellence seinen Landsleuten schon damals hieß und noch

Digitized by Google

jetzt heißt, war so ziemlich dieselbe, welche in unseren Tagen von Veracruz nach der Hauptstadt des Landes hinaufführt, jedoch mit Ausschluß der beträchtlichen Abbeugung gen Süden nach Puebla. Wie bekannt, wurde der Weitermarsch des Eroberers aufgehalten durch die diplomatischen Verhandlungen und kriegerischen Kämpfe mit dem auf seinem Wege liegenden Freistaate Tlaskala, welche Verhandlungen und Kämpfe der spanische Feldhauptmann zu einem für sein Unternehmen so unberechenbar vortheilhaften, weil die Allianz der tapfern und treuen Tlaskalaner ihm sichernden Frieden zu wenden wusste.

Von Tlaskala ging der Weitermarsch auf Cholula, den großen Wallfahrtsort Anahuaks. Die Stadt soll den Angaben des Eroberers zufolge zu jener Zeit 20,000 Häuser innerhalb und ebenso viele außerhalb ihrer Mauern enthalten haben. Hier war jenes riesigste Bauwerk der Neuen Welt, jene Pyramide aufgethürmt, auf deren abgestumpfter Plattform der dem Quetzalkoatl geweihte Tempel (aztek. „Teokalli") stand. Alexander von Humboldt hat zu Anfang unseres Jahrhunderts diese kolossale, aus Steinen, Ziegeln und Thon erbaute Spitzsäule gemessen und gefunden, daß ihre senkrechte Höhe 177, die Basislänge einer ihrer vier Seiten 1423 Fuß betrug, daß ihre Grundfläche einen Bodenraum von 44 und ihre abgestumpfte Spitze einen Raum von 1 Morgen einnahm. Die Cholulaner waren eine rechte Wallfahrtortsbevölkerung, d. h. demoralisirt durch und durch. Der ursprünglich milde Kult des Kulturmessias Quetzalkoatl hatte allmälig die bluttriefenden Formen des aztekischen Glaubens angenommen, so zwar, daß auf dem Hauptaltar zu Cholula jährlich an 6000 Menschenopfer dargebracht wurden. Und dieser Gräuel geschah an einer Stelle, von welcher aus dem Menschenauge sich die prachtvollste Schau, die ihm werden kann, darbot und darbietet. Gegen Osten hin markirt der Citlatepetl-Koloß die Gränze des Gesichtskreises, gen Westen der Porphyrfelsenwall, welchen die Natur um das Hochthal von Anahuak gezogen, und wie zwei riesige, alle Bergspitzen Europa's an Höhe hinter

Digitized by Google

sich lassende Wächter stehen da rechts und links der Popokatepetl (der „rauchende Berg“) und die Iztaccihuatl (die „weiße Frau“). Wie damals die Spanier, so lassen auch heute noch alle Reisenden von der Höhe der Pyramidenruine herab ihre Blicke mit Entzücken über die herrliche Ebene von Puebla hinschweifen.

Sei es, um die angeblich beabsichtigte Verrätherei der Cholulaner zu bestrafen, sei es, um einen „gesellschaftrettenden“ Schrecken à la September von 1792 oder à la December von 1851 einzuflößen und den „rothen Heiden“ ein für allemal zu zeigen, wie die „weißen Götter“ dreinzuwettern wüssten, der Konquistador richtete unter den Bewohnern von Cholula ein schreckliches Blutbad an, welches die beabsichtigte Wirkung that. Ein Zittern lief durch ganz Anahuak.

Unter dem Einflusse dieses vor ihnen hergehenden Schreckens brachen die Spanier von Cholula nach Tenochtitlan auf. Ihr Weg führte sie zwischen den beiden vorhin genannten Bergriesen hindurch und es charakterisirt die unbändige spanische Abenteurerlust von damals, daß der Hauptmann Diego Ordaz mit neun seiner Landsleute so zu sagen im Vorübergehen die Besteigung des 17,852 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Popokatepetl unternahm, welcher zu jener Zeit noch in voller vulkanischer Thätigkeit sich befand. Die Waghälse drangen auch wirklich durch Wald und Gestein, Schnee und Eis, Lava und Asche bis in die Nähe des Kraters hinauf, nebenbei wohl auch in der Absicht, den Eingeborenen zu zeigen, daß den „weißen Göttern“ die kühnsten Unternehmungen nur Zeitvertreibe seien. Zwei Jahre später erstieg auf des Eroberers Befehl Francisco Montano die Spitze des rauchenden Berges mit vier Begleitern und diese ließen den Kühnen zu wiederholten malen in einem Korb in den Krater hinab, woraus er Schwefel zur Pulverbereitung heraufholte.

Nach einem beschwerlichen Marsche durch die Sierra eröffnete sich den Spaniern plötzlich der Niederblick auf das porphyrwallumgürtete Thal von Tenochtitlan oder Mexiko.

Digitized by Google

Wie ein lachendes Rundgemälde lag es mit seiner Wälder- und Wasserfülle mit seinen schimmernden Blumengärten und schattigen Hügeln, mit seinen sorgfältig bebauten Mais- und Magueyfeldern, mit seinen Cedern-, Eichen- und Maulbeerhainen vor den Augen der Staunenden, die Ufer der fünf Seen, welche es in seinem Schoße barg und deren Wassermasse bedeutend größer war als heute, von Städten und Dörfern wimmelnd, inmitten des See's von Tezkuko aber, durch vier Dammstraßen mit dem festen Lande verbunden und von schwimmenden Gärten umgeben, das „aztekische Venedig", die kaiserliche Stadt Tenochtitlan mit ihren weißglänzenden Mauern und ihren hochgethürmten Tempelpyramiden, das alles überragt von dem auf hohem Porphyrfelsberge gelegenen Sommerschloß Montezuma's, Chapultepek, beschattet von riesigen Cypressen. Was haben diese tausendjährigen Stämme nicht alles mitangesehen! Die Einwanderung der Tolteken, dann die der Azteken in das Hochthal von Anahuak, die spanische Invasion und die Vertreibung der Spanier, das triumphirende Flattern des Sternenbanners der Union und das Wehen der französischen Trikolore. In dem Schatten dieser Baumpyramiden hat der hochsinnige Guatemozin seinen Schwur gethan, sein Vaterland bis auf's äußerste gegen die räuberischen Bleichgesichter zu vertheidigen; in dem Schatten dieser Wipfel hat Kortez mit seiner braunschönen Marina gekos't, hat Sealsfield seinen „Virey" entworfen, hat Maximilian von Oestreich Labung gesucht nach vergeblichen Tagewerken.

Montezuma hatte umsonst die ganze Schlauheit aztekischer Diplomatie aufgeboten, um die „weißen Götter" von seiner Residenz fernzuhalten. Seitdem er erfahren, wie sie in Cholula gewüthet hatten, machte er keinen ernstlichen Versuch mehr, diese Heimsuchung abzuwenden, sondern ergab sich darein mit jenem der indianischen Rasse eigenen Stoicismus und sandte seinen Neffen, den Vasallenkönig von Tezkuko, den schrecklichen Fremdlingen, welche derweil bis zur Stadt Ajotzino am See Chalko vorgerückt waren, zur Begrüßung entgegen. Beim Weitermarsche von da nach Iztapalapan,

Digitized by Google

wo Kortez vor dem Einzug in Tenochtitlan zum letztenmal nächtigte, stieg die Verwunderung der Spanier über das, was sie ringsher sahen, immer höher, wie der ehrliche Bernal Diaz erzählt (p. II, c. 9).

„Als wir auf die breite Heerstraße von Iztapalapan gelangten, fiel uns die Menge von Städten und Dörfern in die Augen, welche mitten in die Seen gebaut waren, die noch größere Zahl von bedeutenden Ortschaften an den Ufern und die schöne schnurgerade Straße, welche nach Mexiko führte. Wir sprachen unter einander, daß hier alles den Zauberpalästen in dem Ritterbuche vom Amadis gliche: so hoch und stolz und herrlich stiegen die Thürme, die Tempel und die Häuser der Stadt mitten aus dem Wasser empor."

Am folgenden Tage (8. November 1519) zogen die Spanier in die Hauptstadt ein. „Als uns — schreibt Bernal — alle die bewundernswerthe Herrlichkeit derselben ins Auge fiel, wussten wir gar nicht, was wir sagen sollten, und wir zweifelten fast, ob auch alles, was wir vor uns sahen, wahr und wirklich sei." Auch während der folgenden Tage hielt dieses Starren und Staunen an, als die spanischen Gäste des aztekischen Herrschers den ungeheuer weitläufigen Palast desselben, die Straßen, Gärten und Marktplätze, die wohlgeregelte Polizei, die Gewerbethätigkeit und den Handelsverkehr der Stadt beaugenscheinigten. Aber auf der Plattform des großen Reichs-Teokalli, beim Anblick der Statue des Schutz- und Trutzgottes der Azteken, des Huitzilopotchli, der blutbespritzten Tempelwände, des furchtbaren Jaspisblockes, auf welchem die Menschenopfer ausgestreckt wurden, damit ihnen der Oberpriester mit einem Steinmesser die Brust öffnete und das noch schlagende Herz herausrisse, um es dem Gotte vor die Füße zu werfen, da standen selbst diesen eisernen Gesellen vor Grauen die Haare zu Berge. Sie dachten gewiß nicht entfernt daran, daß der gräuliche Götze, vor welchem zuckende Menschenherzen als Opfer dampften, nur eine andere Form der Gottheit sei, welcher zum Wohlgefallen bei ihnen daheim in Spanien die Menschenopfer

Digitized by Google

der „Glaubensakte" (Autos de fé) verbrannt wurden; wohl aber mochte manchen von ihnen die schreckliche Ahnung durchschaudern, daß eine Stunde kommen könnte, wo er selber auf dem Opferstein Huitzilopotchli's ausgestreckt sein würde.

Diese Stunde kam in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1520, in der „traurigen Nacht", als Kortez nach der Gefangennahme und dem Tode des unglücklichen Montezuma vor einer allgemeinen und energischen Insurrektion der Azteken einstweilen sein Banner streichen und seinen kleinen Harst in entsetzlich bedrängter Flucht aus Tenochtitlan hinwegführen musste. Niemals hat sich des Eroberers heldische Kraft, niemals der spanische Muth herrlicher bewährt als in den fürchterlichen Bedrängnissen der „noche triste". Und die weißen „Teules", Götter oder Teufel, wie sie von den Azteken genannt wurden, kehrten wieder. Schon am 31. December von 1520 konnte der unerschütterliche Konquistador an der Spitze von nahezu 600 Spaniern, worunter 40 Reiter, und von 100,000 verbündeten Indianern wiederum von Tlaskala her in das Hochthal von Mexiko einmarschiren und in der Stadt Tezkuko sein Hauptquartier aufschlagen, um zu der berühmten Belagerung von Tenochtitlan zu verschreiten, deren Katastrophe man an Furchtbarkeit treffend mit der von Jerusalems Eroberung durch Titus verglichen hat. Die zur Verzweifelung getriebenen Azteken wichen nur einem Feinde, der noch schrecklicher war als die „Teules", dem Hunger; ja, nicht einmal diesem. Sie fochten bis zuletzt und ließen sich lieber massenhaft hinschlachten, als daß sie die Gnade des Siegers anflehen wollten. Am 13. August von 1521 fiel der heroische Guatemozin, der letzte Aztekenkaiser, in die Hände der Spanier und damit war der Widerstand der verhungerten Bewohner Tenochtitlans zu Ende. Die Stadt war nur noch ein Trümmerhaufe. Von ihren Bewohnern waren während der Belagerung nach der höchsten Schätzung 240,000, nach der niedrigsten 120,000 umgekommen. Dem elenden Reste, zwischen 30 und 70,000, Weiber und Kinder ungerechnet, wurde gestattet,

Digitized by Google

die mit Leichnamen besäeten und von denselben verpesteten Ruinen des aztekischen Venedigs zu verlassen.

Kortez, später von Kaiser Karl dem Fünften zum Marques del Valle Oaxaka ernannt, vollendete die Unterwerfung des Landes bis zur Südsee hinüber und bis gen Centralamerika hinab. Der grausamen Kolonialpolitik der Spanier gemäß wurden die gesammten Eingeborenen zu Sklaven der Eroberer gemacht. Diese mittels des Systems der „Repartimientos", d. h. mittels der Schenkung von Land und Leuten an die spanischen Eindringlinge bewerkstelligte Verknechtung der Indianer ist bis zu dieser Stunde noch nicht völlig gebrochen und aufgehoben, indem die sogenannte Peons-Wirthschaft die Masse der Eingeborenen noch immer als Leibeigene der Weißen erscheinen lässt, obgleich die Abkömmlinge der ursprünglichen Herren des Bodens durch die Verfassung der Republik Mexiko den Nachkommen ihrer Besieger und Eroberer theoretisch-rechtlich vollkommen gleichgestellt sind. Es muß aber gesagt werden, daß das spanische Joch, wie schwer auch immer es auf Anahuak gelastet hat, hier dennoch nicht die vernichtenden Wirkungen that wie anderwärts. Die indianische Bevölkerung wurde zwar decimirt, aber doch nicht ausgerottet. In ihren Dörfern zusammengedrängt und unter ihren eigenen Obrigkeiten lebend, hat sie ihren spanischen Herren gegenüber einen passiven Widerstand von unbesieglicher Zähigkeit entwickelt. Und nicht nur das. Mit der Befreiung des Landes von den Spaniern trat das indianische Element immer bedeutsamer wieder in den Vordergrund, so sehr, daß, wie jedermann weiß, in der neueren und neuesten Geschichte Mexiko's Indianer vorragende Rollen innehatten und innehaben. Dies beweist, daß die Abkömmlinge der alten Kulturvölker des nordamerikanischen Kontinents, die Nachkommen der Tolteken und Azteken, denn doch in ganz anderem Grade kulturfähig waren und noch sind als ihre Rassegenossen.

Im Jahre 1524 war genau an der Stelle, wo das zerstörte Tenochtitlan gestanden, das neue Mexiko, die Hauptstadt von Neuspanien, schon so ziemlich fertig gebaut.

Digitized by Google

Da, wo der Palast Montezuma's sich erhoben hatte, dehnte sich jetzt die schöne „Plaza major" hin, von welcher als dem Mittelpunkte der Stadt die Hauptstraßen ausliefen, und zwar nach den verschiedenen durch den See führenden Dammwegen hin. Da, wo der kolossale Teokalli des Huitzilopotchli in die Lüfte geragt, erhob jetzt die dem heiligen Franciskus geweihte Kathedralkirche ihre prächtigen Steinmassen. Im ehemaligen Parke der aztekischen Kaiser wurde ein stattliches Franciskanerkloster erbaut und gerade gegenüber ein Palast für Kortez, welcher später der Sitz der Vicekönige geworden ist.

Kortez selbst ist bekanntlich von dem spanischen Hofe schließlich mit kaum minder schnödem Undanke belohnt worden, als dem Kolon zutheil geworden war; doch hatte er besser für sich zu sorgen verstanden als dieser. Nach des Konquistadors Entfernung von der Regierung Neuspaniens nahm die spanische Kolonialpolitik mit ihrer ganzen Brutalität daselbst ihren Anfang, — ein System, innerhalb dessen Stupidität, Habsucht und Grausamkeit um die Palme der Infamie stritten, — ein System, welches wie die spanischen Kolonien so auch das Mutterland selber zu Grunde gerichtet hat. Selbstverständlich thaten sich die glaubenseinigen und glaubenseifrigen Spanier auf die „Bekehrung" der Eingeborenen viel zu gute, ein Werk echtspanischer Frömmigkeit. Da, wo die Blutaltäre des aztekischen Obergottes geraucht hatten, rauchten jetzt die Scheiterhaufen der christlichen Inquisition. In religiöser Beziehung also kamen die Eingebornen nicht aus dem gewohnten Geleise. Ihre frommen Heidenpfaffen gaben fromme Christenpriester ab und fuhren fort —

„Zu glauben, daß den Himmel *sie* verdienten,
Wenn *andern* sie die Erd' zur Hölle machten."

Gerade 300 Jahre währte in Mexiko die spanische Tyrannei, der alles Leid und Wehe, welches das Land auch *nach* Erlangung seiner Selbstständigkeit erlitten hat, unbedenklich auf Rechnung geschrieben werden muß. Es sieht sogar einem lieben hellen Wunder gleich, daß die Mexikaner

Digitized by Google

nach dieser dreihundertjährigen systematischen Demoralisirung und Depravirung überhaupt noch die moralische Kraft hatten, das Joch ihrer Tyrannen zu zerbrechen. Zweifelsohne ist hierbei ein Hauptfaktor gewesen die stupide spanische Regierungsregel, nur in Spanien geborene Spanier für voll und ämterfähig anzusehen, die spanischen Kreolen („criollos") aber, d. h. die Abkömmlinge spanischer Kolonisten, auch wenn dieselben von reinweißer und reinspanischer Abkunft waren, als eine Kaste zu betrachten, welche zwar über den Kasten der Indianer, der Neger, Mulatten, Mestizen und Zambos stand, jedoch zu der bevorrechteten Klasse der Vollblutspanier („gachupinos") gerade so sich verhielt wie die Indianer und die Farbigen zu den Kreolen. Diese, schwergereizt und rachedurstig, wie sie waren, haben denn auch in Verbindung mit den grausam mißhandelten Indianern der spanischen Herrschaft ein Ende gemacht.

Vom Jahre 1810 an waren verschiedene Empörungen gegen diese Herrschaft in den weiten Gebieten von Neuspanien zum Ausbruche gekommen, aber in Strömen von Blut erstickt worden. Merkwürdiger Weise ist es, wie jedermann weiß, ein Pfarrer von indianischer Abkunft gewesen, Miguel Hidalgo, welcher den ersten Aufruhrschrei („grito de Dolores") gegen die Spanier ausstieß und die Fahne der Empörung erhob (September 1810), was leicht erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß diese armen Teufel von Dorfgeistlichen allen Druck und Uebermuth der in üppigen Pfründen müssig und zuchtlos schwelgenden spanischen Prälaten auszuhalten hatten.

Die Rebellion von 1820 führte die Katastrophe des spanischen Regiments herbei. Der 63. Virey von Neuspanien, Don Juan O'Donoju, war der letzte. Der Abfall des Obersten Don Agostino Iturbide von der Regierung entschied die Sache. In dem ersten, am 24. Februar von 1822 zusammengetretenen Generalkongreß des mexikanischen Volkes hatte der Republikanismus eine überwiegende Stimmenmehrheit. Allein die Armee zwang, von der Geistlichkeit unterstützt, die Versammlung, den Iturbide zum Kaiser

Digitized by Google

von Mexiko zu wählen und als Emperador Agostino der Erste zu proklamiren. Der improvisirte Kaiser war aber eigentlich ein ganz ordinärer Korporal und vermochte sich demnach in dem ruhelosen Wirbel der alsbald anhebenden Parteikämpfe nicht zu halten. Er musste schon im März von 1823 abdanken und das Land verlassen. Darauf entwarf ein konstituirender Kongreß eine der nordamerikanischen nachgebildete freistaatliche Verfassung für die aus 19 Staaten, 1 Föderalgebiete und 5 Territorien bestehende Föderativrepublik Mexiko. Diese Verfassung trat am 4. Oktober von 1824 in Kraft. Sie hatte aber nicht die geschichtliche Unterlage und demnach auch nicht den Geist, sondern eben nur die Form der Verfassung der Union, und schon die spanisch-stupide Bestimmung, daß der Katholicismus die bevorrechtete Staatsreligion sein sollte, machte eine gedeihliche Entwicklung der neuen Republik fraglich, wenn nicht unmöglich. Mexiko hätte nach Erlangung seiner Unabhängigkeit eines erleuchteten Despoten bedurft, welcher mit dem Genie, mit der Vaterlandsliebe und der Pflichttreue Cromwells die eiserne Hand Napoleons vereinigte. Statt dessen fand er nur eine Reihe von Intrikanten, deren Mehrzahl auf der allerunterſten Sprosse der sittlichen Leiter stand.

Ein schöneres, reicheres, günstiger gelegenes Gebiet als das der neuen Republik Mexiko kann gar nicht gedacht werden. Der Flächenraum desselben ist nie genau bestimmt worden und die Angaben schwanken zwischen 32,000 und 40,000 Geviertmeilen. Jedenfalls ist Mexiko, zwischen dem 15. und 32. Grade nördlicher Breite gelegen und im Osten durch den mexikanischen Golf, im Westen durch die Südsee, im Norden durch die Union und im Süden durch Guatemala begränzt, mehr denn dreimal so groß wie Frankreich. Im Jahre 1857 ergab eine freilich nicht ganz genaue und verlässliche Zählung eine Bevölkerung von 8,287,413 Seelen, worunter etwa 2,200,000 Kreolen, d. h. im Lande geborene Weiße. Städte, Flecken und Dörfer (ciudades, villas y pueblos) wurden damals 5128 gezählt.

Digitized by Google

Der beste und glänzendste Schilderer der transatlantischen Welt, Karl Postel, hinter dessen Charles-Sealsfield-Maske nach seinem Tode ein Deutscher zum Vorschein kam, hat Mexiko unlange nach der Abwerfung des spanischen Joches (1828) bereis't und Land und Leute mit Meisterschaft photographirt. Das von ihm damals entworfene Bild muß in seinen Hauptzügen noch heute als treu und treffend anerkannt werden. „Noch ist — sagt er — alles Chaos, Zerstörung, Verworrenheit und moralischer Schutt. Alles, was bestanden, ist über den Haufen geworfen, vernichtet, zerbrochen oder kümmerlich zusammengefügt, um beim ersten Windstoße wieder über den Haufen geworfen zu werden. Denn nicht blos eine dreihundertjährige Regierung, auch die gesellschaftliche Form, die sie begründet, ist zerbrochen; der Glaube, die Religion, alles ist gebrochen; alles nennt sich frei und alles steht sich feindselig gegenüber. Millionen von Indianern, dem Buchstaben des Gesetzes nach frei, in der That aber die Sklaven jedermanns; ein Adel, der seine Titel verloren, aber seine Majorate beibehalten hat und auf diesen der unumschränkte Gebieter seiner sogenannten Mitbürger ist; eine herrschende Kirche ohne Hirten; eine Religion, welche die Dreieinigkeit lehrt, und ein Volk, welches an keinen Gott oder an die Götzen der alten Azteken glaubt; der wüthendste Fanatismus und der ekelhafteste Atheismus; eine nationale Repräsentation und Scharen militärischer Diktatoren und Tyrannen, von denen es sich der geringste zur Schande rechnen würde, den gegebenen Gesetzen zu gehorchen. Mit einem Worte, die zügelloseste Freiheit, die, phantastisch wild aufgeschossen noch gar viele Phasen durchzumachen haben wird, ehe sie sich zur gesetzlichen Freiheit gestaltet. Sie wird sich aber gestalten; denn die Elemente des Guten sind auch hier zahlreich und kräftig, obwohl der Sauerteig der verdorbensten Civilisation, die je ein Land vergiftet hat, tief eingedrungen ist und lange und schmerzliche Krankheiten verursachen wird."

Unser Gewährsmann hat vergessen, unter den Elementen des Guten, die er andeutete, zwei namhaft zu machen,

Digitized by Google

welche wohl die besten sind und am meisten Hoffnung erwecken. Das ist die glühende Vaterlandsliebe, welche allen gebildeteren Mexikanern, die sittlich ganz verkommenen und verlorenen ausgenommen, zu eigen; das andere ist die Züchtigkeit der mexikanischen Frauen aus den höheren Klassen. Wo die Männer ihr Land und die Frauen ihre Ehre lieben, da ist auch die Möglichkeit eines gesunden und freien Staatslebens vorhanden.

3.

Anarchie.

Zunächst freilich — und dieses zunächst währte an 40 Jahre — quoll und quirlte, brodelte und sprudelte das Chaos wild und wüst über- und untereinander. Auch war die mexikanische Anarchie weit davon entfernt, eine „gemüthliche" zu sein. Im Gegentheil, sie war die Ungemüthlichkeit im Superlativ. Man füsilirte und wurde da füsilirt nur so im Schick und Handumdrehen. Die Partei-Justiz oder Nichtjustiz war so prompt, daß das Hinrichten nicht selten dem Richten voranging. Das Stand- und Schandrecht wurde von diesen Raubrittern in Zarapes, Mangas und Sombreros zu einer Virtuosität ausgebildet, daß die Geschichte der Republik Mexiko lange, lange nur ein merkwürdig aufrichtiges und außerordentlich expeditives Praktikum über den welthistorischen Gesetzesparagraphen „Wehe den Besiegten!" gewesen ist.

Zum ersten Präsidenten war nach Konstituirung des Freistaates der General Vittoria gewählt worden. Noch vor dem Amtsantritt desselben hatte den weiland Kaiser Agostino den Ersten ein blutiges Schicksal ereilt. Iturbide, über die Stimmung in Mexiko schlecht unterrichtet, landete, aus England kommend, am 13. Juli von 1824 bei Soto la

Digitized by Google

Maria im Staate Tamaulipas. Man weiß noch heute nicht genau und vielleicht wusste der unfähige Mensch es selber nicht ganz genau, ob er kam, um den Kaiserschaftsversuch zu wiederholen, oder nur, um seinem Heimweh genugzuthun. Er war aber inzwischen vom Generalkongresse geächtet worden, wurde demzufolge gefasst, nach Padilla geschleppt, gestandrichtet und sofort erschossen. So starb denn der erste weiße Kaiser von Mexiko eines so gewaltsamen Todes, wie der letzte rothe Kaiser, der wahrhaft erlauchte Guatemozin, gestorben war, welchen ja Kortez zur Fastenzeit von 1525 auf dem Marsche nach Honduras an den Ast eines Ceibabaumes am Wege hatte aufknüpfen lassen. Ein ungesundes Land für Emperadores, dieses Mexiko.

Das wilde Parteiwirrsal, welches die junge Republik durchtobte, entsprang zuvörderst aus der Streitfrage, wie weit die souveränen Rechte der Einzelstaaten zu Gunsten der Bundesgewalt zu beschränken wären. Die hierüber weit auseinander gehenden Ansichten brachten die Bildung von zwei großen Parteien zuwege und diese Parteien, die der Föderalisten und die der Centralisten, bekämpften sich mit Panther-Wuth. Die Centralisten setzten, die Mehrzahl der Leute von Bildung in ihren Reihen zählend, i. J. 1828 die Wahl des Generals Pedraza zum Präsidenten durch, aber derselbe musste bald dem General Guerrero, einem Mestizen, weichen, welchen die Föderalisten erhoben. Die Popularität Guerrero's hielt aber nur bis zum folgenden Jahre vor, wo er abtreten und die Staatsleitung dem Vicepräsidenten Bustamente überlassen musste. Diesen verjagte der General Santa-Anna, der schlimmste aller schlimmen Dämonen seines Landes, zu Ende des Jahres 1832, um die Gewalt Pedraza's scheinbar wiederherzustellen. Schon im Juni von 1833 machte er diesem Schein ein Ende, indem er sich von dem terrorisirten Kongresse selber zum Präsidenten wählen ließ. Zwei Jahre später proklamirte er die offene Säbelbrutalität als höchstes Gesetz, jagte den Kongreß auseinander und misregierte als Diktator. Wieder

Digitized by Google

ein Jahr darauf ging seine Herrlichkeit auch bachab. Der Staat Texas hatte sich von Mexiko losgerissen, d. h. die in Texas angesiedelten Angelsachsen hatten die Unabhängigkeit des herrlichen Landes erklärt, um dasselbe zu einem Gliede der Vereinigten Staaten zu machen. Santa-Anna zog gegen die Rebellen zu Felde, verlor aber in der Schlacht am San Jacinto Sieg und Freiheit (April 1836). Im nächsten Jahre kam wieder Bustamente als Präsident obenauf und mit ihm der Centralismus. Die Verfassung wurde ganz in diesem Sinne umgestaltet und demzufolge die Föderativrepublik Mexiko in eine Einheitsrepublik verwandelt, in welcher die bisherigen souveränen Einzelnstaaten zu bloßen Provinzen herabsanken. Eine derselben, eine größte und schönste, Kalifornien, riß sich zu dieser Zeit, dem Beispiele Texas folgend, ebenfalls von Mexiko los, um die Union zu vergrößern. Etwas später lös'te auch Yukatan sein von jeher sehr lose und locker gewesenes Verhältniß zu Mexiko, welches vergebens die Wiedereroberung von Texas versuchte und i. J. 1838 auch in eine Art Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, weil es den im Lande niedergelassenen Franzosen nicht gestatten wollte, Kleinhandel zu treiben.

Im März von 1839 stellten die Föderalisten den inzwischen aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Santa-Anna als Gegenpräsidenten auf, allein Bustamente erwies sich vorderhand noch als der Stärkere, welcher im Juli von 1840 auch die Rebellion des Generals Urrea zu besiegen oder vielmehr zu beschwichtigen wusste. Aber im Oktober des folgenden Jahres rebellirte Santa-Anna mit Glück und diktatorisirte in gewohnter Weise zwei Jahre lang, bis zum 4. Oktober von 1843, wo eine Revolte ihn stürzte. Aber zu Anfang des nächsten Jahres war der Unvermeidliche doch schon wieder Präsident, um im Herbst des nächsten Jahres abermals gestürzt zu werden und den General Paredes zum Nachfolger zu erhalten. Paredes blieb aber nur 36 Tage lang Staatsoberhaupt. Denn schon am 7. December von 1844 wurde er vom Präsidentenstuhl herabgeschmissen und der General Herrera auf denselben erhoben.

Digitized by Google

Herrera seinerseits musste im Januar von 1846 abermals dem Paredes weichen und dieser im August desselben Jahres wieder einmal dem Santa-Anna. Man meint beim Anblick dieser dampfgeschwinden Erhebungen und Stürze, Wiedererhebungen und Wiederstürze der göthe'sche Vers:

„Einer dieser Lumpenhunde
Ward vom andern abgethan" —

müsste eigens für Mexiko gemacht worden sein.

Santa-Anna stellte die Föderativverfassung wieder her und führte den derweil mit den Vereinigten Staaten um Texas willen ausgebrochenen Krieg so gut es eben gehen wollte. Daß die Yankees den „lausigen Schwarzbärten", wie sie die Mexikaner verachtungsvoll betitelten, vollständig den Meister zeigten, ist selbstverständlich. Am 9. März 1847 landete die vom General Scott befehligte Armee der Union bei Veracruz, am 13. September nahm sie die Hauptstadt Mexiko mit stürmender Hand. Das Gebaren der amerikanischen Sieger, welche Festigkeit mit Milde zu paaren wussten, flößte den Besiegten so große Achtung ein, daß eine starke Partei dem General Scott die Präsidentschaft der Republik Mexiko anbot, ja sogar mit der Einfügung des ganzen Landes in die Union sich einverstanden erklärte. Brother Jonathan war aber viel zu klug, um eine Annexirung von ganz Mexiko schon jetzt zeitgemäß, praktisch und räthlich zu finden, und begnügte sich, einstweilen Texas, Kalifornien und Neu-Mexiko, unermessliche Länderstrecken, mittels des Friedensschlusses von Guadalupe-Hidalgo einzuheimsen (März 1848). Diese Demüthigung fiel so schwer auf Santa-Anna zurück, daß er die Präsidentschaft niederlegen und aus dem Lande fliehen musste.

Sein Nachfolger Herrera behauptete sich nur mühsam gegen Paredes und andere Bewerber um die Präsidentschaft und unter diesen ewigen Zänkereien und Stänkereien wuchs die Anarchie zu einer solchen Unerträglichkeit an, daß viele Leute an der Möglichkeit einer Republik Mexiko ganz verzweifelten und das Heil in der Errichtung eines Thrones sahen, auf welchen irgendein europäischer Prinz berufen

Digitized by Google

werden sollte. Es kann gar nicht bestritten werden, daß sich in den Reihen dieser monarchischen Partei neben sehr schmutzigem Menschenspülicht Männer von aufrichtigem Patriotismus und reinem Wollen vorfanden; allein ebenso wenig, daß die Royalisten ihre Sache von vornherein bemakelten und verdarben, indem sie sich mit der kraß egoistischen und bodenlos unsittlichen Pfaffenpartei verbanden. Den Monarchisten gegenüber standen die Republikaner, an Zahl jenen weit überlegen und, wenn auch in die Fraktionen der Liberal-Konservativen und der Radikal-Demokraten gespalten, zur Aufrechthaltung der Republik einig und entschlossen. Die radikal-demokratische Partei bekannte sich zu dem Princip, insbesondere dadurch eine gründliche und entschiedene Besserung der politischen und socialen Zustände des Landes anzustreben, daß den jeden Vorschritt zum Guten hemmenden Anmaßungen und Vorrechten des Militärs und des Klerus ein Ende und das ungeheuere Vermögen des letzteren zur Tilgung der Staatsschulden, zur Einrichtung von Schulen und gemeinnützigen Anstalten aller Art nutzbar gemacht werden sollte. Die Parteischattirungen haben sich später noch vielfach verschoben und die Benennungen der Fraktionen haben wiederholt gewechselt. So nahmen z. B. die beiden republikanischen Fraktionen zeitweilig die Namen der Moderados und der Puros an. Im Großen und Ganzen gestaltete sich aber die Sache allmälig so, daß die Vorwärtser die Gesammtbezeichnung der Liberalen erhielten und Liberalismus identisch war mit Republikanismus und daß die Rückwärtser unter dem Parteinamen der Konservativen mehr und mehr sammt und sonders unter der pfäffisch-monarchischen Fahne sich zusammenthaten.

Im Jahre 1851 machten die Liberalen den General Arista zum Präsidenten; aber der Mann war einsichtig und bescheiden genug, zu erkennen, daß es weit über seine Kräfte ginge, den mexikanischen Staatswagen aus dem bodenlosen Schlamm der Unordnung und Finanznoth herauszukutschiren. Er dankte daher schon zu Anfang des Jahres 1852 ab und nun war die Hilfelosigkeit aller Parteien so kläglich

Digitized by Google

und schmählich groß, daß sie sich zu dem Verzweiflungsstreiche vereinigten, den ewigen Santa-Anna aus der Verbannung zurückzurufen und abermals mit diktatorischer Gewalt zu bekleiden (April 1853). Zwei Jahre darauf erlag dieser Mensch, welcher unter andern schönen Eigenschaften auch die besaß, der größte Dieb seines Landes zu sein, einer gegen ihn gerichteten Schilderhebung, welche der rothhäutige oder vielmehr gescheckthäutige Wütherich Juan Alvarez versuchte, ein Indianerhäuptling, welcher seit langer Zeit die Provinz Guerrero nominell als Gouverneur, faktisch als unumschränkter Tyrann beherrscht hatte und dieselbe bis zu seinem Tode beherrschte. Dieser „Panther des Südens" zog gegen die Hauptstadt herauf, die Puros erklärten sich für ihn, Santa-Anna nahm wieder einmal Reißaus und der gescheckthäutige Barbar hielt nach vorhergegangener Wahlkomödie am 15. November von 1855 als Präsident seinen Einzug in Mexiko, worauf die Puros die durch Santa-Anna ins Land gerufenen Jesuiten aus demselben verjagten und dem Klerus und dem Militär das Privilegium einer besonderen Gerichtsbarkeit entzogen.

Allein der „Panther des Südens" hielt es nicht lange auf dem Präsidentenstuhl aus. Die Stadt langweilte ihn und er sehnte sich in die Wildnisse und Urwälder von Guerrero, Michoakan und Oaxaka heim. Dorthin kehrte er im December von 1855 zurück, nachdem er den gewesenen Oberzöllner von Akapulko, Ignacio Kommonfort, zu seinem Nachfolger bestellt hatte. Die Präsidentschaft Kommonforts fand im Lande nur eine theilweise und schuldige Anerkennung, doch hielt sich der Oberzöllner gegen verschiedene Revolten und berief im Juni von 1856 einen Generalkongreß, welcher ein neues Grundgesetz entwerfen sollte. Maßen in dieser Versammlung die Liberalen obenauf waren, wurde endlich ein ernstlicher Versuch gemacht, mit der sehr bedürftigen Staatshand in den unermesslich weiten und dicht vollgestopften Pfaffensack hineinzugreifen. Dies geschah mittels des berühmten Dekrets vom 6. Juni, welches sämmtlichen Korporationen verbot, Grundeigenthum zu besitzen.

Digitized by Google

Der Werth der Kirchengüter sollte kapitalisirt und der Zinsenertrag an die Geistlichkeit ausgefolgt werden. Daraufhin natürlich wüthendes Bonzengegrunze und furchtbares Religionsgefahrspektakel. Die Priester verschworen sich von da an förmlich zur Vernichtung der Republik, organisirten an allen Ecken und Enden „Gritos" und gewannen in der Armee eine nicht kleine Zahl von Parteigängern, unter denen sich der junge Oberst Miguel Miramon sowohl durch Befähigung als durch scheusälige Grausamkeit hervorthat. Er war an Meineidigkeit und Raubgier dem Santa-Anna und an Brutalität dem „Panther des Südens" ganz und gar ebenbürtig, dieser edle Religionsretter.

Der Kongreß verkündigte am 5. Februar von 1857 das neue, im demokratischen Geiste gehaltene Grundgesetz, welches auch den Grundsatz der religiösen Duldung enthielt. Kommonfort ist dann für eine neue Amtsdauer zum Präsidenten gewählt worden und wusste seine und der neuen Verfassung Gegner noch eine Weile im Schach zu halten, sowie auch widerwärtige diplomatische Verwickelungen mit England und Spanien, in die man gerathen war, nothdürftig auszugleichen. Bevor jedoch das Jahr zu Ende, erhob ein Werkzeug der Pfaffenpartei, der General Zuluaga, an der Spitze seiner Brigade die Aufruhrfahne. Nun ließen die Liberalen den verbrauchten Kommonfort, welcher zuletzt auch mit den Rückwärtsern geliebäugelt hatte, fallen und erwählten zum Präsidenten der Republik den bisherigen Obmann des Obertribunals, den aus Oaxaka stammenden Vollblutindianer Benito Juarez, einen Mann von Intelligenz, wissenschaftlicher Bildung, Redlichkeit und Charakterfestigkeit, also eine wahre Perle in diesem mexikanischen Korruptionsschmutzmeer. Die Klerikalen stellten in der Person Zuluaga's einen Gegenpräsidenten auf. Es war aber ein bedeutsamer Zukunftswink, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihren Gesandten nicht bei Zuluaga, sondern bei Juarez beglaubigte. Der Präsident der Klerikalen musste übrigens bald dem Miramon weichen, der an seine Stelle trat.

Zwischen den beiden großen Parteien entbrannte jetzt

Digitized by Google

der offene Bürgerkrieg, in dessen Leitung Juarez schon jene Unerschütterlichkeit entwickelte, die er später in einem noch viel gefährlicheren und bedeutungsvolleren Kampfe bewähren sollte. Aufseiten der Rückwärtser hat sich neben Miramon insbesondere der General Leonardo Marquez berufen gemacht durch Tapferkeit, Bigoterie und Gefühllosigkeit. Er war es, der das Erschießen der Gefangenen in großem Stile zuerst in Uebung brachte, während Miramon seine Talente jetzt mehr nach der Seite des Raubens als des Mordens ausbildete. Neben den fünf großen Zwangsanleihen, welche er während seiner Afterpräsidentschaft dem Lande, soweit er über dasselbe verfügen konnte, abpresste, hat er auch zu verschiedenenmalen große Barsummen, welche den englischen Staatsgläubigern gehörten und zur Ausfolgung an dieselben im Hotel des englischen Gesandten aufbewahrt wurden, gewaltsam gestohlen. Von seinem allerunsaubersten Geldgeschäfte später.

Der so eben erwähnte durch Miramon an britischem Eigenthum verübte Diebstahl war nur *eine* der völkerrechtswidrigen Handlungen und Gewaltthätigkeiten, welche während des Bürgerkrieges von beiden Parteien, aber doch, wie unzweifelhaft erwiesen ist, ganz entschieden vorwiegend von der klerikalen, gegen die in Mexiko ansässigen Fremden und ihr Eigenthum verübt wurden und jene misslichen Konflikte mit europäischen Mächten herbeiführten, die zur gemeinsamen spanisch-englisch-französischen Invasion in Mexiko Veranlassung gaben. Diese Unternehmung ist dann bekanntlich das Vorspiel des bonapartisch-maximilianischen Kaiserschwindels geworden. Es steht aber unbestreitbar fest, daß dieser Schwindel schon *vor* der gemeinschaftlichen Expedition nach Mexiko in Paris und in Rom ausgeheckt und aufgepäppelt worden ist.

Derweil war der Bürgerkrieg zur vollständigen Niederlage der Rückwärtser ausgeschlagen. Im December von 1860 stahl sich Miramon, die Taschen mit gestohlenem Gelde vollgestopft, aus dem Lande und nach Europa hinüber. Am Weihnachtstage zogen die Liberalen als Sieger in die

Digitized by Google

Hauptstadt ein. Zu Neujahr verlegte dann der Präsident Juarez den Regierungssitz von Veracruz nach Mexiko, wurde vom Generalkongreß in seiner Würde bestätigt und auch von dem diplomatischen Korps als Staatsoberhaupt anerkannt. Sofort machte die Regierung Ernst mit der Verfassung von 1857 und mit der Einziehung der Kirchengüter. Die Mehrzahl der Klöster wurde aufgehoben, die Civilehe eingeführt und der Erzbischof von Mexiko, La Bastida, musste mit noch vier andern Bischöfen, weil sie sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, in die Verbannung wandern. Auch der päpstliche Nuntius und der spanische Gesandte Pacheko wurden als offenkundige und unverschämte Parteigänger der Klerikalen aus dem Lande gewiesen. Diese und andere Maßregeln und Verfügungen waren theils unbedingt löblich, theils wenigstens vom mexikanischen Standpunkt aus zu rechtfertigen. Allein die in Folge des Bürgerkrieges, welcher alle Verhältnisse nach innen und nach außen zerrüttet hatte, eingetretene öffentliche und privatliche Geldnoth ließ nun die Regierung des Juarez einen Missgriff thun, welcher den Feinden Mexiko's einen willkommenen Vorwand zum Einschreiten gab. Dieser Missgriff war das Dekret vom 17. Juli 1861, welches alle Verbindlichkeiten gegen das Ausland auf die Dauer von zwei Jahren suspendirte.

Frankreich, Spanien und England gaben auf dieses Dekret die Konvention vom 31. Oktober zur Antwort, kraft welcher Uebereinkunft die drei Mächte zu einem gemeinsamen Handeln sich verbanden, das den wirklichen (oder auch nur vorgeblichen) Ansprüchen ihrer Angehörigen an die mexikanische Staatskasse oder an mexikanische Privaten Genugthuung verschaffen sollte, — Ansprüchen, welche angeblich die Gesammtsumme von 116 Millionen Pesos (1 Peso = 1 Dollar, also 5 Frcs. 35 Cts.) erreichten.

Der große Sturm gegen die Existenz der Republik Mexiko war also im Anzuge. Durfte man von dem Staatsoberhaupt erwarten, daß es diesem Sturme die Stirne bieten würde?

Digitized by Google

4.

Benito Juarez.

Die nüchterne Anschauung und Untersuchung vermag in dem Indianer aus dem Stamme der Zapoteken, welcher in verhängnissvoller Zeit an die Spitze der Republik Mexiko gerufen wurde, keinen außerordentlichen Mann zu erkennen, d. h. nicht einen jener Träger des Genius, welche einer Zeit und Welt das Gepräge ihres Geistes und Willens aufdrücken oder wenigstens aufzudrücken scheinen, da sie ja im Grunde doch auch nur die höchste Ausprägung der Stimmung und Tendenz ihrer Zeit sind. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist ja überhaupt keine Periode der Genialitäten und man muß schon zufrieden sein, wenn Menschen und Dinge nicht gar so weit unter das Niveau der Mittelmäßigkeit hinabsinken. Möglich auch, daß ein Mann von Genius seine Stelle weniger gut ausgefüllt hätte als der nichtgeniale, hausbackenverständige, praktisch anfassende Zapoteke, der mit seinem schlichten Verstand Eigenschaften verband, welche unter Umständen weit mehr werth sind als Genie: nämlich eine in Mexiko unberechenbar hochanzuschlagende Rechtlichkeit und Grundsätzlichkeit, ferner eine Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe, welche jede Probe bestanden haben. Hunderte von genialen Wetterfahnen, Windbeuteln und Feiglingen wären da schmählich unterlegen, wo Benito Juarez gesiegt hat.

Er war in einem Weiler Namens San Pedro in der Sierra de Oaxaka geboren und hat in seinen Knaben- und Jünglingsjahren alle Mühsale und Kümmernisse der Armuth durchringen müssen, um sich die Möglichkeit der Bildung zu eröffnen. Für tüchtige Naturen ist so ein Ringen bekanntlich ein Stahlbad, worin sich der Charakter kräftigt, während untüchtige darin ertrinken. Benito studirte die Rechtswissenschaft und wurde nach beendigtem Studium Lehrer derselben am Kollegium der Stadt Oaxaka, welche

Digitized by Google

seit der Erringung der Unabhängigkeit des Landes stets eine Hauptburg des Republikanismus gewesen ist. Juarez selber war von Jugend auf ein in der Wolle gefärbter Republikaner. Neben seinem Lehramte betrieb er auch die Advokatur, deren Handhabung ihm weitum den Ruf eines makellos ehrlichen und redlichen Mannes verschaffte. Auf diesen Ruf gründete sich seine Erwählung zum Gouverneur des Staates Oaxaka und nie wurde, selbst dem Zeugnisse der Feinde des Mannes zufolge, dieses Amt besser verwaltet. Die große Achtung, die er sich zu erwerben wusste, wird auch bestätigt durch den Umstand, daß ihm eine jener alten Kreolenfamilien, welche sonst die Beimischung von indianischem Blute streng und stolz vermeiden, die Familie Mazo, ihre Tochter Margarita zur Frau gab.

Was Juarez als Gouverneur von Oaxaka durch Besserung der Rechtspflege, Hebung der Finanzen, Abstellung von Missbräuchen des Beamtenschlendrians, Förderung des Gewerbefleißes, Schaffung und Mehrung der Verkehrsmittel für seine heimische Provinz that, trug seinen Ruf über die Gränzen derselben hinaus, so daß die liberale Partei Mexiko's in ihm bald einen ihrer geehrtesten, ja geradezu ihren verlässlichsten Führer anerkannte. Durch unmittelbare Volkswahl, wie die Verfassung sie vorschrieb, ist er zur Zeit, als die Präsidentschaft dem Kommonfort zufiel, zum Vorsitzer des höchsten Nationalgerichtshofes bestellt worden. Kommonfort ernannte ihn sodann zum Justizminister, als welcher er den staatsstreichlerischen Gelüsten und Anläufen des Präsidenten entschieden und nachdrucksam entgegentrat, als Rechtsmann, einsichtiger Patriot und redlicher Staatsdiener stetsfort den Satz behauptend, daß Mexiko aus dem unseligen Wirrwarr ewiger Umwälzungen endlich einmal herausgerissen, von der Anarchie erlöst und auf die Bahn gesetzmäßiger Freiheit gebracht werden müsse.

Nach Kommonforts Fall erst provisorischer, dann (seit 1862) definitiver Präsident der Republik, hat der zapotekische Indianer mit dieser höchsten Würde die, wie es scheinen musste, geradezu unerträgliche Bürde eines Krieges über-

Digitized by Google

kommen und übernommen, welcher über das Sein oder Nichtsein des Landes entscheiden sollte, den Krieg gegen die Armeen und Flotten Frankreichs, den Krieg auch zugleich gegen die mit den fremden Eindringlingen landesverrätherisch verbündete Pfaffen- und Rückwärtser-Partei.

Eine ungeheuere Aufgabe! Der Zapoteke hat sie gelöst; nicht allein, aber doch als erster Vormann. Als solcher und als echter und rechter Principmann auf dem Felsgrund seiner unerschütterlichen Ueberzeugung stehend, hat er sich von dem Lug- und Trugspiel des Kaiserschwindels keinen Augenblick blenden oder täuschen lassen, hat auch im äußersten Missgeschicke die Hoffnung, daß das gute Recht Mexiko's, dessen gesetzmäßiger Stabhalter er war, schließlich doch zu Ehren kommen und die republikanische Losung „Libertad y Independencia" triumphiren werde.

Dieser Triumph der guten Sache über ein ruchloses Attentat ist zu einem guten Theile der Triumph des schlichten Indianers aus der Sierra de Oaxaka gewesen, welcher mit der richtigen Einsicht in die Lage der Bedürfnisse seines Landes, mit der unwankbaren Entschlossenheit und zähen Ausdauer, welche ihn als Staatsoberhaupt kennzeichneten, in seinem persönlichen Auftreten und Gebahren ruhige Würde, lebhaftes und feines Gefühl und eine außerordentliche Sanftmuth und Milde zu paaren wusste.

Alles in allem: — Benito Juarez ist die bedeutendste geschichtliche Gestalt, welche innerhalb des Kreises europäischer Civilisation bislang aus der indianischen Rasse hervorgegangen.

5.

Jecker und Kompagnie.

Wenn ein wissender Mann es einmal aufgegeben hat, Menschen und Dinge durch die Idealbrille zu betrachten, so

Digitized by Google

gibt es für ihn nichts Belustigenderes, als die Mund und Augen aufsperrende Verwunderung, womit ein naives Publikum vor der Weltgeschichtebühne sitzt und sich weismachen lässt, die aufgebauschte und aufgedonnerte Madame Histoire, welche da droben auf Moniteur-Kothurnen herumstelzt, sei die wirkliche und wahrhaftige Jungfrau Historia.

Verschafft euch Zutritt hinter den Kulissen, ihr lieben Leute! Da werdet ihr sehen, wie man die gemeine Gassendirne von Lorette zur genannten Madame herausstaffirt, um Gimpel damit zu fangen und sie zur Subskription auf „mexikanische Anleihen" zu verführen.

In Paris hat man ja bekanntlich die theatralische „Mache" von jeher aus dem Fundamente verstanden. Die Haupt- und Staatsaktion, betitelt „Mexikanische Expedition" ist aber nicht nur mit dieser gewohnten Geschicklichkeit arrangirt und incenisirt worden, sondern auch mit einem gewissen diabolisch-kynischen Hohn, als wäre es darauf angelegt, einmal so recht deutlich zu machen, was alles die dummen Teufel von Völkern sich bieten lassen.

Wie haben sich nicht die guten Franzosen mit dem Humbug: „La grande nation marschirt stets an der Spitze der Civilisation" — humbugsiren und nasführen lassen! So sehr, daß die größere Hälfte der „großen Nation" vor lauter an der Spitze der Civilisation Marschiren keine Zeit hatte, lesen und schreiben zu lernen und die fenster-, licht- und luftlosen Schweinekober, welchen noch jetzt Hunderttausende von bäuerlichen Behausungen in Frankreich auf's Haar gleichen, in Menschenwohnungen umzuwandeln. Der „Neffe des Onkels" hat die Kitzelung der äffischen Eitelkeit der Franzosen bekanntlich zu einem Haupthilfemittel seiner Despotie gemacht. In der Krim, in Italien, in China, in Kochinchina, überall ward an der Spitze der Civilisation marschirt, derweil man daheim Frankreich anderweitig glücklich machte.

Am theuersten ist das „an der Spitze der Civilisation Marschiren" in Mexiko den Franzosen zu stehen gekommen. Die Tausende und wieder Tausende von armen Soldaten, die Hunderte und wieder Hunderte von Millionen, welche

Digitized by Google

die mexikanische Expedition gekostet hat, wer hat sie genau gezählt? Eine klare Rechnung wird vielleicht nie gestellt werden oder gestellt werden können. Aber was thut das? Frankreich ist ja, wie jedermann weiß, zu jeder Zeit und unter allen Umständen „reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen", und jedes Volk hat bekanntlich die Regierung, welche es verdient.

Es ist sehr ergötzlich, die Schwulstoden und Bombasthymnen, welche der kaiserliche Moniteur und die gesammte bonaparte'sche Presse über die Motive der Expedition nach Mexiko angestimmt haben, mit der nachstehenden Geschichte zusammenzuhalten.

Während seiner Gegenpräsidentschaft hatte der General Miramon mit einem gewissen Jecker, Schweizer von Geburt und später (1862) als Franzose naturalisirt, ein Geldgeschäft gemacht. Der Jecker streckte dem General die Summe von 7,452,140 Francs vor; davon aber nur 3,094,640 Fr. in barem Gelde, die größere Hälfte in Werth-, beziehungsweise Unwerthpapieren. Hierfür erhielt Herr Jecker von dem Afterpräsidenten auf die Staatskasse der Republik Mexiko lautende Schuldbriefe im Betrag von — 15 Millionen Pesos (75 Millionen Francs in runder Summe). Diese gesammten Schuldverschreibungen — so setzte am 15. Juli von 1862 Lord Montagu im englischen Unterhause auseinander — verkaufte Jecker an den damaligen französischen Gesandten in Mexiko und dieser an andere Leute, bis sie zuletzt in den Händen des Herrn de Morny, des Halbbruders Napoleons des Dritten von mütterlicher Seite, sich befunden hätten. Lord Montagu deutete sogar sehr merkbar an, daß noch höher stehende Personen als Morny an dieser Jeckerei mitbetheiligt gewesen seien. Wie dem gewesen sein mag, genug, die französische Regierung verlangte von Mexiko die Rückzahlung des jeckerischen Anleihens und zwar im Betrage von 15 Millionen Pesos [1]). Der Präsident Juarez erklärte,

1) Depesche Sir Ch. Wyke's, englischen Gesandten in Mexiko, vom 19. Januar 1862 an den Grafen Russel. — Schreiben des

Digitized by Google

daß, obgleich der ganze Handel ungesetzlich gewesen, die Republik um des Friedens willen bereit sei, die vom Jecker dem Miramon wirklich geliehene Summe anzuerkennen und zu erstatten, nicht aber die 15, d. h. 75 Schwindelmillionen.

Grafen Russel vom 3. März 1862 an den Grafen Cowley, englischen Gesandten in Paris. — Depesche Cowley's vom 5. März 1862 an Russel. — Graf Keratry, welcher sich um die Geschichte der mexikanischen Expedition schon früher die bedeutendsten Verdienste erwarb, hat dieselben noch vermehrt durch seine lichtvolle, gründliche, aktenmäßige Abhandlung „La créance Jecker, les indemnités françaises et les emprunts mexicains," gedruckt in den beiden Novemberheften der „Revue contemporaine" von 1867. Nach dem Falle des Banditen-Empire vom December 1851 wurde unter vielen andern zur Illustrirung desselben dienenden Dokumenten in den Tuilerien auch ein vom 8. Dezember 1869 datirter und an den Kabinettschef Napoleons des Dritten, M. Conti, gerichteter Brief des Schwindlers J. B. Jecker aufgefunden und in den „Papiers et Correspondance de la famille impériale" (Paris 1871), t. I, p. 1, veröffentlicht. Dieser Brief, welcher das Einverständniß Jeckers mit Morny zum Zwecke einer infamen Geldschneiderei vollkommen bestätigte und überhaupt darthat, daß die Genesis der mexikanischen Expedition die schmutzigste von der Welt war, mußte den Apologeten des maximilianischen Kaiserschwindels sehr ungelegen kommen. Diese Apologeten (W. v. Montlong, Prinz Salm, Dr. S. Basch, Fr. v. Hellwald) haben in ihren bezüglichen Schriften zur Aufklärung dieses Kaiserschwindels viel Verdankenswerthes beigebracht, aber ein rücksichtsloses Hinstellen der Wahrheit, daß es blanke Narrheit war, auf so bodenlos schmutziger Basis etwas Ehrliches, Ehrenhaftes und Dauerndes erbauen zu wollen, sucht man bei ihnen vergebens. Als ich meinen Essay zum erstenmal bekannt machte (Februar 1868), stand das verhuell'sche Banditen-Empire scheinbar noch im Vollglanze seiner Herrlichkeit und war also die Anbetung Napoleons des Dritten ein Glaubenssatz aller schlecht- und knechtschaffenen Skribenten Europa's. Ganz in der Ordnung also, daß mein „Trauerspiel in Mexiko" für alle Hofpublicisten — es waren auch schweizerische darunter — zu einem erschrecklichen Aergerniße wurde. Seither wird sich der Zorn dieser Herren wohl etwas abgekühlt haben: der Bovist, vor welchen sie krochen und räucherten, ist ja ab und todt. Mir aber gereicht es zur Genugthuung, daß meine Auffassung und Darstellung des mexikanischen Abenteuers schon i. J. 1868 die richtige war, so zwar, daß alle seitdem erschienenen Beiträge zur Geschichte dieses Abenteuers nicht eine einzige bedeutsame Aenderung meines Textes nöthig gemacht haben.

Digitized by Google

Damit wäre aber den Leuten, welche dieses allerliebste Geschäft unternommen hatten, natürlich nicht gedient gewesen. Sie verlangten den Betrag ihrer „Bons“ und Frankreich musste schließlich auch diese „Gloire“ bezahlen. Denn die Inhaber der miramon'schen Schuldbriefe sind in Folge der mexikanischen Expedition befriedigt worden und haben sich also in diesem Falle Schwindelmillionen in wirkliche verwandelt, was bekanntlich nicht so häufig zu geschehen pflegt wie das Umgekehrte.

Im Februar von 1863 kam die Jeckerei im Corps législatif zur Sprache. Diese Versammlung war nämlich seit 1857, wo 5 Republikaner in dieselbe gewählt worden, nicht mehr eine so ganz „stumme“, wie es im Interesse des Bonapartismus zu wünschen gewesen wäre. Die kleine republikanische Opposition griff den ganzen Riesenhumbug des mexikanischen Unternehmens entschieden an und Jules Favre beleuchtete insbesondere das jeckerische Geschäft. Er äußerte, mit den Waffen Frankreichs habe man die 75 Millionen zurückgefordert, während man doch wissen musste und zweifelsohne wusste, daß alle die Schuldverschreibungen, welche dieser Forderung zu Grunde lägen, auf ein schmähliches Wuchergeschäft basirt und zum vierten Theil ihres Nominalwerthes aufgekauft seien und zwar, wohlverstanden! noch bevor der Jecker als Franzose naturalisirt worden sei. Trotzdem habe man denselben als ein französisches Opfer mexikanischer Anarchie und Treulosigkeit hingestellt und seine Sache ohne weiteres zur Sache Frankreichs gemacht. Die Herren von der Regierung würden ja wohl wissen, warum. Die Erwiderung des „Sprechministers“ Billault, eines Renegaten mit einer Stirne von Bronze, fiel ganz kläglich aus. Er schwatzte von der Leichtfertigkeit und Lebhaftigkeit der französischen Einbildungskraft, welche gar zu gerne an „skandalöse Insinuationen“ glaube, und sagte, es würde ihm leicht sein, das Gegentheil von allem zu beweisen, was Favre vorgebracht habe; allein er hütete sich wohl, diesen Beweis auch nur von ferne zu versuchen. Favre hatte eben einfach die Wahrheit gesagt.

Digitized by Google

Der finanzielle Theil des mexikanischen Handels entsprach überhaupt dem Charakter des Ganzen. Lug und Trug von A bis Z. Jedermann weiß, welche Mittel aufgeboten wurden, um die Franzosen zur Betheiligung an den „mexikanischen“ Anleihen zu bewegen, die in Mexiko selbst nicht den geringsten Anklang gefunden haben. Was es mit dem angeblichen „Imperialismus“ der Mexikaner auf sich hatte, erhellte schreiend aus der Thatsache, daß von den Obligationen dieses zur Begründung der Monarchie in Mexiko kontrahirten Anlehens nicht eine einzige im Lande selber untergebracht werden konnte. Sogar von den mexikanischen Mitgliedern des Kaiserschwindelkomplotts hat nicht ein einziges sich herbeigelassen, auf die Anleihe zu subskribiren. Diese Herren wussten eben besser als die armen unwissenden Philister von kleinen Rentiers in Frankreich, welche Hoffnungen auf mexikanisches Kaiserthum zu setzen wären. Im übrigen sind von den 500 Millionen der sogenannten mexikanischen Anleihe nicht mehr als etliche 40 zur Zeit des Kaisertraums in die Staatskasse Mexiko's und 8 in die Tasche des Prinzen selbst geflossen, welcher, wie eine Depesche des nordamerikanischen Staatssekretärs Seward unhöflich sich ausdrückte „vorgab, Kaiser von Mexiko zu sein“.

6.

Das Komplott.

Vom Jahre 1830 an hatten sich alle Plattköpfe und Schablonenpolitiker der Täuschung und Hoffnung hingegeben, der zweischlächtige Balg Konstitutionalismus müsste zu einem Riesen aufwachsen, welcher nach rechtshin dem Absolutismus und nach linkshin dem Demokratismus die Stange halten und mit dieser so zu sagen Balancirstange das tausendjährige Reich der richtigen Mitte und Mittelmäßigkeit herbeiwinken

Digitized by Google

würde. Der Balg hat aber diesen Erwartungen seiner Säugammen und Wärterinnen, der französischen Doktrinäre und der deutschen Professoren, sehr schlecht entsprochen. Er ist nur zu einem „Wasserkopf“ und „Kilkropf“ ausgewachsen, zu einem armen Ding von „Fex“ oder „Löhl“, welcher mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in größeren und kleineren Schaubuden, so man „Kammern“ nennt, Grimassen schneiden und Kapriolen machen darf, damit das Völker-Publikum was zum Gaffen habe.

Das vielverschrieene und vielverfluchte Jahr 1849 verdient bei näherem Zusehen die ihm widerfahrene schlechte Behandlung gar nicht; denn es war ja wohl unstreitig der Wendepunkt, von wo ab die Faxen und Flausen des konstitutionellen Fex mehr und mehr in ihrem wahren Wesen erkannt und nach ihrem wirklichen Werthe taxirt wurden. Es ist auch ein schätzenswerthes Verdienst der mit dem Jahre 1849 obenauf gekommenen Rückwärtserei, daß sie den kläglichen Grimassirer, Gestikulirer und Deklamirer recht brutal geschurigelt hat. Das trug zur allmälig anhebenden Klärung der politischen Anschauungen sehr viel bei, indem es allen, die überhaupt zu sehen vermochten und sehen wollten, deutlich zeigte, daß die Riesenhaftigkeit des mehrgenannten Balges Wind und Dunst und die vielbesungene Balancirstange nur ein ordinärer Stock sei, zu weiter nichts tauglich, als bei Gelegenheit seinen eigenen Träger damit durchzubläuen.

Seither ist der Principienkampf auf die einfache Formel zurückgeführt: Entweder Absolutismus oder Demokratismus. Was zwischen diesen beiden Polen mitten inne liegt, ist nur werth, von denselben zerquetscht zu werden, und wird es auch.

Der Decembermann von 1851 hat das klar erkannt, und da er als „Neffe des Onkels“ selbstverständlich Absolutist sein wollte, so fand er, daß sein „Stern“ ihm die Mission zugewiesen habe, dem absolutistischen Princip den Sieg über das demokratische zu verschaffen. Nicht etwa nur in Frankreich, nein, in ganz Europa, und nicht nur in

Digitized by Google

Europa, sondern, wo möglich, auch in Amerika. Bei Erfüllung einer derartigen weltgeschichtlichen Mission sind aber, wie kaum gesagt zu werden braucht, die Bedenken und Skrupel der kleinbürgerlichen Moral durchaus unzulässig. Was ist überhaupt die Moral? Ein relativer Begriff, ein blankes Ding, welches eben nur deßhalb stets so blank aussieht, weil es in der Welt von jeher sehr wenig gebraucht wurde. Ueberdies hat die „Staatsraison" bekanntlich zu allen Zeiten den Satz geheiligt und bethätigt, daß der „Popanz der Sittlichkeit" nur für die „Roture" und für die „Canaille" da sei. Sich von demselben verunbequemen oder gar schrecken zu lassen, zeigt klärlich eine „inferiore" Natur an. Die „superioren" stehen über dem Gesetze. Natürlich braucht in „Thronreden", „Rundschreiben", „offenen Briefen" und dergleichen Schaustücken für den gaffenden Pöbel mehr von dieser Thatsache nicht gerade die Rede zu sein. Die Welt will ja die Wahrheit nicht wissen, warum sie also damit behelligen?

Der schlaue Rechner, welcher aus dem verwickelten Rechenexempel der Februarrevolution so viele Millionen Stimmen zu seinen Gunsten herauszurechnen gewusst hatte, fing unmittelbar nach dem italienischen Feldzug von 1859 an, das mexikanische Rechenexempel zu „studiren". Es that sich ja da drüben im Lande Montezuma's ein so einladend weites Gebiet auf, allwo die französische Gloire ihren Rosinante nach Herzenslust herumtummeln konnte, um ob solcher Tummelei zu vergessen, wo und, ach, wie daheim die Schuhe sie drückten. Als dann vollends der mit 1860 ausbrechende Rebellenkrieg der südstaatlichen Sklavenbarone gegen die Union ganz neue und ungeheuer günstige Ziffern in das mexikanische Rechenexempel hineinstellte, da wurde die Beschäftigung damit eine sehr eifrige, eine fast leidenschaftliche. Wie vor Zeiten Katharina die Zweite von ihrem „polnischen Projekt" und von ihrem „türkischen Projekt" gesprochen hatte, so sprach Napoleon der Dritte jetzt von seiner „großen Idee", welche Mexiko hieß. Das Ding sah freilich sehr abenteuerlich aus, aber nur um so reizender, wenigstens

Digitized by Google

für den „Abenteurer von Bologna, Straßburg und Boulogne", über dessen „Abenteuerlichkeit" man so viel gelacht hatte, bis er zuletzt die Lacher auslachen konnte und mit Cayennepfeffer überstreuen, daß ihnen die Augen überliefen.

Zu Anfang des Jahres 1861 waren in Paris die mexikanischen Emigranten, der weiland Afterpräsident Miramon, der Erzbischof La Bastida — bei jedem weltgeschichtlichen Lug- und Trugspiel ist herkömmlicher Weise ein Pfaffe als Hauptmantscher thätig — der General Almonte (seine indianische Mutter hatte ihn dem Pfarrer Morales auf einem Berge, al monte, geboren, daher der Name), und die Herren Hidalgo, Lopez und Gutierrez de Estrada mit brennendem Eifer am Werke, den Ballon des Kaiserschwindels zusammenzuplätzen und mit dem blauen Lügendunst zu füllen, die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung von Mexiko wäre monarchisch gesinnt und mit Sehnsucht der Aufrichtung eines Throns gewärtig. Im gleichen Sinne wie in den Tuilerien wurde auch im Vatikan gemunkelt und gemantscht. An letzterem Orte insbesondere zu dem Zwecke, im Feuer pfäffischer Intrike die geistlichen Blitze zu glühen, womit der Papst — so log man ihm vor — die nicht genug zu vermaledeienden Liberalen, Ketzer und Freimaurer da drüben in Mexiko zermalmen müsste und würde. Der liebe Pius versprach von Herzen alle seine freie Zeit, welche die schwere Arbeit am „Syllabus" und die Heiligsprechungen von ketzerschmorenden Arbuessen ihm übrig ließen, auf das große Werk der Wiederaufrichtung von Thron und Altar in Anahuak zu verwenden.

Die französische Regierung, in welcher „spanische Sympathieen obenauf waren (dans le sein duquel prévalaient des sympathies espagnoles)", ließ, vorerst noch im Geheimen, der wühlenden, lügenden, ränkelnden mexikanischen Emigration ihre Ermuthigung, Unterstützung und Förderung angedeihen. Sie und der Papst brachten die mexikanischen Verschwörer und Vaterlandsverräther auch mit dem Erzherzoge Maximilian und seiner Frau in persönliche Beziehungen.

Digitized by Google

Aber was hatte es doch mit den am französischen Hofe vorherrschenden „spanischen Sympathieen“ für eine Bewandtniß? Je nun, das war „durch die Blume“ gesprochen, wie man eben in dem glücklichen Frankreich des zweiten Empire nicht selten zu sprechen sich veranlasst sah. Die Sache ist diese, daß eine Dame von spanischer Herkunft in den Tuilerien einen sehr breiten Raum einnahm, welchen sie ja wohl schon als Erfinderin der Krinoline ansprechen durfte und musste. Diese Dame hat von Anfang an alle ihre zehn niedlichen Finger in dem mexikanischen Handel gehabt und die Expedition nach dorthinüber als einen Kreuzzug zu Ehren des alleinseligmachenden Glaubens nach Kräften gefördert. Zu diesen „spanischen Sympathieen“ kamen die Machenschaften von Jecker und Kompagnie. 75 Millionen sind selbst in unserer Zeit des Milliardenschwindels keine zu verachtende Bagatelle. Die Theilhaber am Geschäfte der Jecker wollten ihr „Benefice“ haben.

Bei dem „weitausschauenden und fernhintreffenden“ Blick, welchen man Napoleon dem Dritten nachrühmte, stand mit Bestimmtheit zu erwarten, daß der Kaiser, sowie er die mexikanische Frage zu „studiren“ angefangen hatte, darin eine hochwillkommene Aufforderung sah, dem Winken seines Sternes zu folgen und seine Mission, die Demokratie mit der Wurzel auszurotten, in Erfüllung zu bringen. Im Vorschritte des nordamerikanischen Bürgerkrieges reifte seine „große Idee“ mehr und mehr zu fester Entschließung heran. Die Rebellion der Sklavenjunker gegen die große Republik jenseits des Oceans musste nothwendigerweise seine Sympathie im höchsten Grade erregen, wie sie auch die herzliche Theilnahme und Parteinahme der englischen Hierarchie und Aristokratie und aller festländischen Pfaffen und Junker erregte. Wie die englischen Hochkirchler, Oligarchen und Spekulanten in schamlosester Weise die Sache der rebellischen Sklavenzüchter unterstützten, ist bekannt. Napoleon der Dritte fasste und behandelte aber die Sache in viel größerem Stil. Er kombinirte die südwestliche Empörung gegen die Union mit dem mexikanischen Handel und zog aus den Prämissen

Digitized by Google

dieser Thatsachen die Schlussfolgerung, daß hier eine herrliche Gelegenheit gegeben sei, den Gedanken der Demokratie da, wo er in der modernen Zeit zuerst zu einer großartigen Wirklichkeit geworden war und wo er seinen festesten Rückhalt hatte, mit einem geschickt geführten Stoße tödtlich in's Herz zu treffen.

Sehr begreiflich, daß diese Idee dem Kaiser der Franzosen so groß erschien, daß er sie, wie schon gemeldet, seine „große" par excellence nannte.

In Wahrheit, das Ding war verführerisch, sehr verführerisch. In Amerika festen Fuß fassen, den Franzosen eine neue tüchtige Dosis von Gloire-Opiat eingeben, in Mexiko einen Thron aufrichten und auf demselben vorderhand einen Vasallen Frankreichs installiren, von Mexiko aus den ohne Zweifel siegreichen südstaatlichen Rebellen die Hand reichen, mit ihrer Hilfe die Union sprengen, die einzelnen Theile derselben monarchisiren und zu einer Reihe französischer Lehnsstaaten gestalten, dadurch die Nichtigkeit der Demokratie ad oculos demonstriren und also den Cäsarismus auch jenseits des Weltmeers triumphiren machen — welch' ein Traum! Schade nur, daß solche Herrscherträume den Völkern so unermesslich viel Schweiß, Blut und Thränen kosten. Aber wer wird auch die Weltgeschichte von so kleinbürgerlich-sentimentalem Standpunkte aus ansehen? Wozu wären die Völker überhaupt da, wenn sie die Träume ihrer Herren nicht bezahlen sollten und wollten?

Träumen und Träume verwirklichen ist jedoch zweierlei, sehr zweierlei.

Zuvörderst freilich blinkte und winkte der Stern des Bonapartismus sehr hoffnungs- und verheißungsvoll. Das Komplott gegen Mexiko, von allerhöchsten, allerschönsten und allerheiligsten Händen gehätschelt, gefüttert und in Gang gesetzt, marschirte prächtig. Die ersten, in's Jahr 1860 zurückreichenden Anspinnungen mit dem Erzherzog Maximilian wurden im Laufe des Jahres 1861 schon zu festeren Fäden gedreht. Kuriere dampften, Telegramme

Digitized by Google

flogen zwischen Paris, Wien, Rom und dem hoch auf der Punta Griguana gelegenen Miramar hin und her.

Zu Ende des letztgenannten Jahres, also gerade zur Zeit, wo die kraft des Vertrags vom 31. Oktober zwischen Frankreich, Spanien und England beschlossene Schuldforderungsexpedition nach Mexiko zur Ausführung kommen sollte, gab der Erzherzog eine vorläufige Erklärung ab, daß er die Kaiserkrone von Mexiko, welche ihm Gutierrez de Estrada im Namen seiner Mitverschworenen, d. h. im Auftrage Napoleons des Dritten angeboten hatte, annähme; aber nur „unter der Bedingung, daß Frankreich und England ihn mit ihrer moralischen und materiellen Garantie zu Lande und zu Wasser unterstützten".

Dieses in spanischer Sprache geschriebene und an Gutierrez de Estrada gerichtete Aktenstück wurde, ohne allen Zweifel mit Vorwissen und Bewilligung des französischen Hofes, von Paris aus nach Mexiko geschickt und zwar an einen ehemaligen Minister Santa-Anna's, Don Aguilar, welcher in engster Verbindung mit dem General Marquez schon seit zehn Monaten daran gearbeitet hatte, dem Komplott auch in Mexiko auf die Beine zu helfen und, wie Marquez am 18. Januar von 1861 seinen Mitverschworenen geschrieben hatte, „die politische, sociale und militärische Reaktion zu organisiren".

Die französische Regierung hielt das Komplott und den aus demselben resultirenden eigentlichen Zweck der vorbereiteten Expedition nach Mexiko vor der englischen geheim, bis der Umstand, daß Maximilian auch den moralischen und materiellen Schutz Englands zur Bedingung seines Eingehens auf den Kaiserschwindel machte, Napoleon und seinen Minister Thouvenel nöthigte, in London wenigstens einige unbestimmte Andeutungen über das, was im Werke wäre, geben zu lassen. Allein das englische Ministerium machte schon zu diesen unbestimmten Andeutungen eine so üble Miene, daß man es in Paris bereute, auch nur soweit sich herausgelassen zu haben. Der englische Gesandte am französischen Hofe, Lord Cowley, schrieb am 2. Mai 1862

Digitized by Google

an den Chef des auswärtigen Amtes, Earl Russel, er habe den Minister Thouvenel mehrmals dieser Sache wegen interpellirt und derselbe habe ihm die kategorische Versicherung gegeben: „Es wird dem mexikanischen Volke keine Regierung aufgedrungen werden (aucun gouvernement ne sera imposé au peuple mexicain)“. Lord Cowley gab sich aber damit noch nicht zufrieden. Es war ihm ein Geraune von der Kaiserschaftskandidatur des Erzherzogs Maximilian zu Ohren gekommen und er richtete an Monsieur Thouvenel die Frage, ob hierüber etwa zwischen Frankreich und Oestreich unterhandelt würde. Der Minister Napoleons verneinte das mit Bestimmtheit und erklärte, nur Mexikaner hätten Unterhandlungen mit dem Erzherzog angeknüpft.

Bei jedem Schritte, den man in diesem Trugspiele vorwärts thut, stolpert man über officielle Lügen.

7.

Die Krone gemacht und gebracht.

England war misstrauisch geworden und ging den Vertrag vom 31. Oktober nur mit Vorbehalten ein, wünschte auch, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ja ebenfalls Forderungen in und an Mexiko hatten, zum Beitritt eingeladen würden. Diese Einladung erging dann wirklich, wurde aber in Washington abgelehnt und in seinen vom 4. December 1861 datirten Ablehnungsschreiben betonte es Seward, daß zwar die Union den drei verbündeten Mächten das Recht, Mexiko zu bekriegen, um den Beschwerden ihrer Angehörigen Abhilfe zu verschaffen, nicht bestreiten wollte, jedoch mit Bestimmtheit erwartete, daß den Mexikanern, gegen welche als gegen ein benachbartes und republikanisch regiertes Volk die Vereinigten Staaten freundschaftliche Gesinnungen hegten, inbetreff der Form ihrer Staatsverfassung durchaus kein Zwang angethan werde.

Digitized by Google

Das war ein erstes, entferntes, aber doch verständliches Drohmurren des Brother Jonathan. In London und sogar in Madrid verstand man dieses Drohmurren gar wohl, während man sich in Paris hochmüthig den Anschein gab, es gar nicht zu hören, und im Stillen dabei dachte: Wartet nur, vermaledeite Yankees, unsere lieben Freunde, die Sklavenbarone der Südstaaten, werden euch den Kopf schon zurechtsetzen!

Da man mit der Wahrheit bekanntlich nicht sehr weit kommt in dieser Welt, so that Frankreich so, als wäre es von ganzem Herzen damit einverstanden, daß auf Englands Betreiben in den Oktobervertrag die ausdrückliche Erklärung aufgenommen wurde, die „kontrahirenden Mächte würden in keiner Weise in Mexiko eine Gebietserwerbung oder sonst irgend einen besonderen Vortheil suchen, noch auch auf die inneren Angelegenheiten des Landes einen Einfluß ausüben wollen, welcher das mexikanische Volk in der freien Wahl seiner Verfassung und Regierung irgendwie beschränkte".

Zu Anfang des Jahres 1862 waren die Geschwader der drei verbündeten Mächte auf der Rhede von Veracruz vereinigt und war die Stadt selber, nachdem die Mexikaner dieselbe geräumt hatten, in den Händen ihrer an's Land gesetzten Truppen. Die Engländer hatten, wie um von vorneherein gegen eine Expedition weiter landeinwärts zu protestiren, nur Marinesoldaten gelandet. Die Spanier waren in der Stärke von 7000 Mann ans Land gegangen. Die Franzosen zunächst nur mit 3000 Mann, welche aber durch Nachschübe so verstärkt wurden, daß ihre Verbündeten dadurch stutzig gemacht und zu dem Argwohn veranlasst wurden, Napoleon der Dritte müsste neben dem gemeinsamen Unternehmen noch seine besonderen Zwecke verfolgen. Das hieß die Wahrheit errathen, die Wahrheit, welche ein wissender Mann, ein französischer Soldat, der Graf Kératry, also formulirt hat: „La défense de nos nationaux, le désir de venger les outrages subis par eux, outrages dont il faut en justice accuser plûtot tout le Mexique que

Digitized by Google

Juarez, tout cela n'était qu'un prétexte relégué d'avance au second plan de l'entreprise. Mais on l'invoquait pour débarquer des troupes sur le territoire de la république et y prendre pied, jusqu'au jour où le gouvernement français pourrait inaugurer librement sa politique dans le Nouveau-Monde."

Auf die halberrathenen Geheimpläne der Franzosen blickten übrigens die Spanier fast noch mit größerem Argwohn als die Engländer, was sich leicht aus der Thatsache erklärt, daß auch sie, die Spanier, Absichten verfolgten, welche mit dem officiellen Programm der Expedition keineswegs im Einklange standen. Am Hofe zu Madrid träumte man nämlich ebenfalls, wenn auch nicht ganz so ausschweifendkühn wie am Hofe zu Paris. Ja, man träumte dort von der Möglichkeit, die spanische Herrschaft in Mexiko wieder herzustellen, und insbesondere hatte der an die Spitze des spanischen Expeditionskorps gestellte General Prim diesen spanischen Hoftraum genährt in der sehr lebhaften Hoffnung, es könnte bei dieser Gelegenheit für ihn selber ein mexikanisches Vicekönigthum, ja vielleicht sogar ein unabhängiges mexikanisches Königthum mit abfallen. Als aber der Herr Graf von Reus herausgewittert hatte, womit die Franzosen umgingen, sah er ein, daß die Halb- oder Ganzkrone Mexiko's für ihn doch zu hoch hinge, und bestimmte dann in seinem Aerger den madrider Hof, die spanische Expedition schleunig zurückzuziehen.

Zunächst gaben die Engländer und die Spanier ihren Verbündeten deutlich zu merken, daß sie die erwähnte Klausel im Oktobervertrag eingehalten wissen wollten, indem sie darauf bestanden und es durchsetzten, daß dem weiland Afterpräsidenten Miramon und seinem Mitgesellen, dem Pater Miranda, die Landung in Veracruz untersagt wurde. Die Miramon, Miranda, Almonte, Bastida und Mitkomplottirer mussten also vorerst noch zuwarten, bis die französische Politik mehr und mehr sich entschleierte. Dann aber durfte diese Rotte von Dunklern, Dieben, Mördern und Verräthern ins Land zurückkehren, um unter dem Schutze der Fahne

Digitized by Google

des kaiserlichen Frankreichs alle Gräuel des Bürgerkrieges wieder in Gang zu bringen.

Zunächst und bevor es soweit kam, wurde den Franzosen der Vorwand entzogen, welcher sie angeblich nach Mexiko geführt hatte. Denn die mexikanische Regierung that ihre Bereitwilligkeit dar, den gegründeten Beschwerden und Forderungen der Verbündeten gerecht zu werden.

Der General Prim, als nomineller Oberbefehlshaber der gesammten Expedition, hatte mit Doblada, dem Minister des Präsidenten Juarez, am 19. Februar eine Zusammenkunft in dem zwischen Veracruz und Orizaba gelegenen Dorfe La Soledad. Hier wurde die Präliminarkonvention von La Soledad vereinbart. Dieselbe bestimmte, daß am 15. April in Orizaba Konferenzen über die streitigen Punkte zwischen Kommissären der Verbündeten und Bevollmächtigten des Präsidenten Juarez eröffnet werden sollten. Während der Dauer dieser Verhandlungen sollte es den Truppen der Alliirten, um aus der ungesunden „Tierra caliente", wo sie vom Vomito decimirt wurden, wegzukommen, gestattet sein, Orizaba, Kordoba und Tehuakan zu besetzen. Juarez ratificirte diese Konvention, der Graf Reus, der englische Kommodore Dunlop und der französische Admiral Jurien de la Gravière — er war nicht mit in dem Geheimnisse seiner Regierung — thaten ebenso. Doblada erhielt vom mexikanischen Kongresse unbedingte Vollmacht, mit den Verbündeten zu unterhandeln, und seine Abmachungen sollten nur der Sanktion des Präsidenten bedürfen.

Daraufhin setzten sich die Franzosen nach Tehuakan, die Spanier nach Kordoba und Orizaba in Marsch, die wenigen Engländer aber, welche an's Land gesetzt worden, schifften sich schon jetzt wieder ein.

Der Weg einer friedlichen Ausgleichung schien also betreten; allein bald wurde es klar, wer diesen Weg nicht gehen wollte. Schon am 9. April kam es in Orizaba zwischen den Kommissären der drei Mächte zu Erörterungen, welche die schlechtgenähte Allianz aus den Nähten gehen machten. Der französische Kommissär, Monsieur Dubois

Digitized by Google

de Saligny, ein intimer Freund Almonte's und durch diesen in engster Verbindung mit der mexikanischen Pfaffenpartei, erklärte im Namen seines Kaisers, die Konvention von La Soledad sei unverträglich mit der Würde Frankreichs; ferner, die französische Regierung wolle nicht mehr mit dem Präsidenten Juarez unterhandeln, und endlich, der Marsch der Truppen nach der Hauptstadt sei unerläßlich zum Schutze der französischen Interessen.

Bedurfte diese vonseiten des vertrauten Trägers der Politik Napoleons des Dritten abgegebene Erklärung noch einer Illustration, so ward eine solche in wenigen Tagen geliefert, indem Almonte in Orizaba erschien, unter dem Schutze des Herrn Dubois de Saligny als „Präsident" der Republik Mexiko sich proklamirte und eine „Regierung" organisirte.

Die Engländer und Spanier merkten jetzt, wie sehr sie gehumbugsirt worden waren, und machten, daß sie aus Mexiko hinauskamen. Der geäffte Prim, dem der Kaiser der Franzosen allerlei chimärische Hoffnungen vorgegaukelt haben sollte, konnte sich nicht enthalten, seinem Verdruß in einem Briefe an Napoleon dadurch Luft zu machen, daß er ihm sagte, die Hoffnungen und Absichten desselben in Beziehung auf Mexiko seien auch nur Chimären. Denn er schrieb: „Die höheren Klassen und konservativen Interessen, auf die man sich etwa stützen könnte, üben hier auf die Massen keinen Einfluß mehr aus. Vierzig Jahre republikanischer Regierung, die trotz der Anarchie und der aus derselben hervorgegangenen Uebel zurückgelegt sind, haben auf diesem Boden demokratisch-republikanische Sitten und Gewöhnungen bis in die Sprache hinein ausschließlich festwurzeln lassen. Die Mexikaner werden darum keinen von Frankreich ihnen aufgezwungenen Monarchen annehmen." Eine ähnliche Anschauung hatte während seines Aufenthalts in Mexiko der englische Kommodore Dunlop gewonnen. Er berichtete an seine Regierung: „Ich bin der Ueberzeugung, daß von allen Parteien hier zu Lande einzig und allein die klerikale der Monarchie zugeneigt ist und zwar durchweg nur deßhalb,

Digitized by Google

weil die Monarchie ihr als das einzige Mittel erscheint, wieder Einfluß zu gewinnen. Zur klerikalen Partei gehört alles im Lande, was bigot und fanatisch ist; sie ist rückwärtsig in der Politik und stemmt sich gegen den Geist der Zeit; endlich ist sie der Mehrheit des Volkes verhasst, maßen diese Mehrheit einer freisinnigen Politik huldigt." Graf Russel hat die Summe seiner in Mexiko eingeholten Erkundigungen im Oberhause so gezogen: „In den großen Städten gibt es unter den reicheren Klassen etliche Personen, welche für die Monarchie gestimmt sind; die Mittelklassen jedoch hängen der Republik fest an."

Am 2. Mai verließen die letzten Spanier Veracruz. Die letzten Engländer waren schon früher weg. Die Franzosen blieben demnach allein zurück und konnten, ihrer Verbündeten entledigt, jetzt wieder einmal nach Herzensluft „an der Spitze der Civilisation marschiren".

Diesen Civilisationsmarsch in seinen kriegsgeschichtlichen Einzelheiten zu verfolgen, ist weder Aufgabe noch Absicht des vorliegenden Essay, dessen Verfasser die breite und wohlgefällige Behandlung der Kriegsgeschichte überhaupt als eine Barbarei verabscheut. Für seinen Zweck reicht es aus, die entscheidenden Akte auf dem Kriegstheater anzudeuten . . . .

Napoleon der Dritte hatte die Konvention von La Soledad verworfen, weil er keinen Frieden mit der Republik Mexiko wollte, sondern den Krieg. Er fühlte sich ja doppelt gebunden: erstens an seine „große" Idee und zweitens durch die Abmachungen mit dem Erzherzoge Maximilian. Während aber, wie wir sahen, jenseits des Oceans schon im April von 1862 zu Orizaba die französische Politik ihre bis dahin vorgesteckte Maske abthat, wurde diese in Europa noch immer beibehalten. Noch im Sommer des genannten Jahres mussten die Minister Billault und Rouher im Corps législatif die bestimmten Versicherungen abgeben, nur die Schirmung der französischen Interessen habe die Eröffnung des Krieges gegen Juarez hervorgerufen und von Gründung einer Monarchie in Mexiko, sowie von einer

Digitized by Google

Kandidatur Maximilians sei gar keine Rede. Billault fügte noch mit Betonung hinzu, „man werde es den Mexikanern durchaus überlassen, die Form ihrer Regierung zu bestimmen.“ Wozu wären denn die Lügen da, als um gelogen zu werden?

Aber Napoleon der Dritte hatte in dem mexikanischen Rechenexempel von Anfang an eine kleine Ziffer übersehen oder missachtet, welche bald als eine große sich herausstellte: den schlichten Zapoteken, der auf dem Präsidentenstuhle von Mexiko saß. Wem konnte es auch einfallen, so einem „Kerl von Rothhaut“ irgendwelche Bedeutung beizulegen? Wer konnte sich träumen lassen, daß dieser Mensch es wagen würde, Sr. kaiserlichen Majestät von Frankreich, vor welcher die europäische Gesellschaft bis zu ihren höchsten Spitzen hinauf seit Jahren wie Rohr vor dem Winde sich beugte, zu widerstehen, zu widerstehen bis auf's äußerste, allen Gefahren trotzend, alle Lockungen verachtend?

In Wahrheit, Benito Juarez hat in einer Zeit, welche in niederträchtiger Erfolganbetung alle vorhergegangenen überholte, ein großes Beispiel gegeben. Er hat gezeigt, was ein redlicher Mann schon dadurch zu bedeuten habe und zu leisten vermöge, daß er unwankbar den Schaft der Princip- und Rechtsfahne festhält, ob nun diese Fahne siegreich vorwärts getragen oder, geschlagen, unter tausend Fluchtnöthen vor den Griffen der Feinde gerettet werde.

Juarez durchschaute ohne Zweifel von Anfang an den wahren Sinn und die wirkliche Absicht der französischen Expedition nach Mexiko. Er errieth, was die Machenschaften der Almonte, Hidalgo, Gutierrez, La Bastida und Mitverräther in Paris und Rom bezweckten. Alle die Menschen waren ja sehr „fromm“ und konnte man also folgerichtig des Schlimmsten von ihnen gewärtig sein. Der Zapoteke ließ sich durch keine officielle und officiöse Lüge irremachen. Er wusste, was Mexiko von dem Decembermanne zu erwarten habe: — die Vernichtung der Republik und die Errichtung eines französischen Vasallenthrons auf den Trümmern derselben. Er aber fasste den Entschluß, unter

Digitized by Google

allen Umständen seine Pflicht und Schuldigkeit als oberster Hüter der Republik zu thun, und so that er.

Auch anderwärts ließ man sich durch die der französischen Expedition nach Mexiko vorangestellten Vorwände über den eigentlichen Zweck derselben nicht täuschen: — im Weißen Hause zu Washington. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß Abraham Linkoln und seine Minister inmitten der Bedrängnisse des großen Bürgerkrieges dennoch sorgliche und theilnahmevolle Blicke nach Mexiko hinüberrichteten. Sie fühlten, sie wussten ja, daß dort die Republik im Princip bedroht sei. Sie waren auch entschlossen, die Errichtung einer Monarchie in Mexiko nie und nimmer anzuerkennen; aber sie mussten vorderhand ihrer Zeit harren. Ueberzeugt, diese würde kommen, beschränkten sie sich auch jetzt schon keineswegs auf sympathisches Zusehen. Beweis hierfür, daß der „alte Abe" an Juarez schrieb: „Wir befinden uns nicht in offenem Kriege mit Frankreich; aber rechnen Sie auf Geld, auf Geschütze und auf Freiwillige, deren Absendung wir begünstigen werden." Und er hielt Wort; denn der arme Abraham Linkoln gehörte eben auch zu den altfränkisch-ehrlichen Leuten, welche nicht „realpolitisch" genug sind, um zu begreifen, daß die Worte nur da sind, um Lug- und Trugstricke daraus zu drehen.

Ungeachtet dieser Unterstützung vonseiten der Union — welche Unterstützung noch dazu erst dann ausgiebiger wurde, als die Sache der südstaatlichen Sklavenbarone allmälig dem Untergange sich zuneigte — war die Aufgabe des Präsidenten von Mexiko eine so ungeheure, daß sie wohl auch einen wackern und muthigen Mann an ihrer Durchführung verzweifeln machen konnte. Denn es bestand ja diese Aufgabe in nichts Geringerem als der Macht Frankreichs und zugleich der mit dieser Macht verbündeten einheimischen Pfaffen- und Rückwärtserpartei zu widerstehen und zwar zu widerstehen an der Spitze eines Staatswesens, welches so eben nur erst versucht hatte, aus dem Elend einer vierzigjährigen Anarchie heraus den ersten Schritt auf den festen Boden einer zeitgemäßen Verfassung und einer aufgeklärten und

Digitized by Google

redlichen Verwaltung zu thun. Juarez verzweifelte nicht, wie denn ein Principmann nie zu verzweifeln braucht; denn er kann wohl untergehen, aber nie entehrt werden. Und das Glück hatte der standhafte Präsident, Mitpatrioten und Mitstreiter zu finden, die mit ihm unerschütterlich aushielten in dem großen Kampfe für die Freiheit und Selbstständigkeit ihres Landes. In erster Linie stand da neben Juarez der General Porfirio Diaz, ein Indianer wie er, ein Gentleman von hoher kriegerischer Begabung, kühnster Tapferkeit und glühendster Vaterlandsliebe, ein Mann, auf welchen in jeder Beziehung das Eigenschaftswort „ritterlich" anzuwenden wäre, so es nicht durch schnöden Missbrauch längst seine ursprünglich-edle Bedeutung ganz verloren hätte.

Während Juarez und seine Generäle, unter welchen in den Anfängen des Krieges Zaragoza die vortretende Rolle innehatte, die Mittel des Widerstandes rüsteten, befahl der Kaiser der Franzosen, beträchtliche Verstärkungen nach Mexiko zu senden, und ernannte den General Forey, einen der „Helden" des 2. Decembers, zum Oberbefehlshaber des mexikanischen Unternehmens. An diesen schrieb er unterm 3. Juli 1862 im Schlosse Fontainebleau jenen, unstreitig zum großen Verdrusse seines Verfassers bekannt und berüchtigt gewordenen Brief, welcher, im schroffsten Gegensatze zu den Erklärungen der kaiserlichen Regierung in den Kammern, in officiellen Aktenstücken und in der Presse, die eigentlichen mexikanischen Absichten des Schreibers darlegte, obzwar auch jetzt noch unter der bekannten bonaparte'schen Verschleierung. Die entscheidende Stelle des Briefes ist diese: — „Wenn in Mexiko eine dauerhafte Regierung unter dem Beistande Frankreichs hergestellt ist, so werden wir jenseits des Oceans der lateinischen Rasse ihre Kraft und ihren Glanz zurückgegeben haben (si un gouvernement stable s'y (en Mexique) continue avec l'assistance de la France, nous aurons rendu à la race latine, de l'autre côté de l'océan, sa force et son prestige)."

Aus dem Bonaparte'schen ins Deutsche übersetzt lautet

Digitized by Google

das so: Wir wollen jenseits des Oceans der germanischen (angelsächsischen) Rasse die romanische gegenüberstellen, dem germanischen Princip der Selbstbestimmung der Individuen und der Selbstregierung der Völker das romanische Princip des Despotismus, dem amerikanischen Republikanismus den europäischen Cäsarismus, der Union-Demokratie eine mexikanische Monarchie, welche mit französischer Hilfe und im Bunde mit den südstaatlichen Sklavenzüchtern das Weitere besorgen wird ... Da hieß es eben auch wieder einmal:

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen ..."

Charakteristisch, sehr charakteristisch ist auch im oben mitgetheilten Dokumente der Gebrauch des Wortes „prestige", was bekanntlich eigentlich Blendwerk bedeutet. Es ist, wie jedermann weiß, eines der Leib- und Lieblingsworte des Imperialismus gewesen; im übrigen eine der windbeuteligsten Windbeuteleien, welche jemals auf- und ausgewindbeutelt worden sind, aber gerade darum so recht gemacht, einem äffisch-eiteln Franzosenthum als Leitseil durch die Nase gezogen zu werden. Der Kaiser kannte seine Franzosen gründlich. Er wusste, daß sich mit Tiraden, wie „Le prestige de la France" — „Marcher à la tête de la civilisation" — „Déployer le pavillon français" — mexikanische Anleihen populär machen und alle Angriffe auf das mexikanische Unternehmen leicht pariren ließen — vorderhand. Was er aber lange nicht so gründlich kannte, das war Mexiko und waren die Mexikaner, die er nach den jämmerlichen Exemplaren, welche an seinem Hofe gemunkelt und gemantscht hatten, beurtheilte, sowie nach den ganz falschen, auf gründlicher Unkenntniß beruhenden Berichten des Monsieur Dubois de Saligny, der seinem Gebieter vorgaukelte, die Franzosen würden auf ihrem Marsche nach der Hauptstadt von Mexiko überall als „Befreier" (libérateurs) mit Triumphbogen und Lobgesängen empfangen werden.

Aus diesem „Prestige" erklärt es sich, warum Napoleon der Dritte mit so unzureichenden Mitteln an die

Digitized by Google

Zerstörung der Republik jenseits des Meeres gegangen ist und warum er namentlich gegenüber dem nordamerikanischen Bürgerkrieg eine Politik schwächlicher Halbheit befolgte. Er hatte die südstaatliche Rebellion im Geheimen ermuthigt, er hatte sie sogar offen als kriegführende Macht anerkannt und behandelt und dadurch natürlich den ingrimmigen Groll der Union herausgefordert. Aber in wunderlicher Verblendung ging er nicht weiter, während er doch, um sein mexikanisches Unternehmen triumphiren zu machen, den südstaatlichen Rebellen ohne Zaudern eine hilfreiche Hand reichen und ihre Sache zu der seinigen machen musste . . . . .

Derweil war drüben in Mexiko nach dem Bruche der Konvention von La Soledad der französische Faustrechtskrieg gegen die Republik eröffnet worden, am 27. April 1862 von Orizaba aus. Bezeichnend genug geschah es mit einem abermaligen Wortbruche; denn der genannten Konvention gemäß hatten die Franzosen sich verpflichtet, falls die eingeleiteten Unterhandlungen sich zerschlügen, von Orizaba hinter die Linie des Chiquihuite zurückzugehen. Aber was hatte in dieser ganzen Angelegenheit ein Wortbruch mehr oder weniger zu sagen? Nichts. Oder doch etwas? Man darf diese Frage wohl dahin bejahen, daß die Wortbrüchigkeit, welche die Franzosen beim Beginne des Krieges wiederholt sich zu schulden kommen ließen, eine der Ursachen der feindseligen Stimmung gegen sie gewesen ist, welche bald der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes sich bemächtigte.

Die Mexikaner waren auch gar kein so verächtlicher Feind, wie der französische Uebermuth sich eingebildet hatte. Durch die erst neuerlich mit so leichter oder gar keiner Mühe in China eingeholte Gloire aufgeblasen, glaubte man auch in Mexiko mit etlichen Brigaden alles machen zu können. Die Mexikaner waren aber denn doch keine Chinesen. Das erste Vordringen der Franzosen auf Puebla im Mai 1862 misslang völlig. Sie wurden mit blutigen Köpfen nach Orizaba zurückgejagt, wo sie sich in ihren Verschanzungen nur unter großen Mühsalen und Ent-

Digitized by Google

behrungen bis zur Ankunft ihrer auf dem Ocean schwimmenden Verstärkungen hielten. Diese machten eigentlich eine neue Armee aus, welche 30,000 Mann zählte, so daß, spätere beträchtliche Nachschübe eingerechnet, die Gesammtstreitmacht der Franzosen in Mexiko auf 40 und 50,000 Mann Kerntruppen gebracht war und auf dieser Stärke erhalten wurde. Hierzu kamen noch die einheimischen Guerillasbanden, welche von den Klerikalen organisirt und den Franzosen zur Verfügung gestellt wurden. Dieser Feindesmacht waren die Streitmittel der Republik nicht gewachsen, welche zudem gerade jetzt noch ihren vorerst besten General, Zaragoza, durch den Tod verlor. Allein ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit machten die Franzosen auch jetzt nur langsame Vorschritte, und als sie endlich die Hauptstadt erobert und, wie sie wähnten, das ganze Land in ihrer Gewalt hatten, da ward sofort offenbar, daß dies nur eine optische Täuschung war. Sie hatten das Land nicht und mussten bald innewerden, daß sie einen Kabinettskrieg begonnen hatten, aber einen Volkskrieg bestehen mussten und zwar unter allen den Beschwerden und Nachtheilen, welche schon die klimatischen Verhältnisse Mexiko's mit sich brachten. Das Machtgebot der Eindringlinge, die trotz der kolossalen Summen, welche die Bewohner Frankreichs für diesen neuen Gloire-Lappen zu bezahlen hatten, eben auch den Krieg durch den Krieg ernähren ließen und schon dadurch heftigste Erbitterung veranlassten, reichte nicht über den Umkreis der gerade von ihnen besetzten Städte und Ortschaften hinaus und galt auch innerhalb des Umkreises derselben gerade nur so lange, als sie da waren. Ihre Kolonnen haben sich mit gewohnter Tapferkeit überallhin, bis in die entferntesten Gegenden des Landes hinein und hinaus Bahn gebrochen; aber das war doch nur wie das Herumwühlen einer Hand in einem Sandhaufen. Hinter den feindlichen Kolonnen sammelten sich die Widerstandskräfte immer wieder von neuem und jeder französische Sieg ward für jeden echten Mexikaner ein weiterer Hassstachel gegen die übermüthigen Fremdlinge, welche sein Heimatland wie Räuber

Digitized by Google

angefallen hatten und in deren Gefolge und Geleite die Almonte, Miramon, La Bastida und die ganze Bande der Verräther und Pfaffenknechte nach Mexiko zurückgekehrt waren, um ihre unheilvolle Thätigkeit wieder zu beginnen.

Es ist eine Thatsache, die gar nicht bestritten werden kann und auch von keiner beachtenswerthen Seite her bestritten worden ist: — der Kern des mexikanischen Volkes hielt jetzt, wie später während des Kaiserschwindels, fest an der Republik und an dem recht- und gesetzmäßigen Staatsoberhaupte Juarez; gerade so fest, wie der Präsident seinerseits an seiner Pflicht hielt. Mit den Franzosen haben nur Lumpe und Schufte gemeinsame Sache gemacht, vornehmstes und niedrigstes Gesindel und Gezieser; von dem Kaiserschwindel dagegen ließen sich, wenigstens zeitweilig, auch manche ehrliche Leute in Mexiko bethören, manche ehrliche Leute aus den wohlhabenden und gebildeteren Klassen, während die in den Gemüthern der indianischen Bevölkerung nachdämmernde alte Sage vom weißgesichtigen Messias Quetzalkoatl diesem Schwindel bei den Massen einen gewissen Nimbus gab und eine gewisse Popularität verschaffte; freilich auch nur sporadisch und vorübergehend.

Das alles konnte anders nach Europa herüber *scheinen*, so lange die Franzosen mit ihren überlegenen Streitkräften dem nationalen Willen Schweigen und scheinbare Ergebung in die vollendeten Thatsachen auferlegten. Daß es aber so *war*, wie so eben angegeben worden, haben die Ereignisse nach dem Abzuge der Franzosen ganz unwiderlegbar erwiesen.

Zu Ende Septembers von 1862 stieg der General Forey zu Veracruz ans Land, um sich, wie die herkömmliche Phrase lautet, in Mexiko „den Marschallsstab zu holen", mit welchem ja, wie bekannt, die Herren vom December 1851, soweit sie Soldaten, der Reihe nach beschenkt worden sind. „Dem Verdienste seine Kronen" oder Stöcke! Es vergingen aber noch Monate, bevor die Franzosen ihre Operationen gegen Puebla wieder aufzunehmen vermochten. Erst im März von 1863 gingen sie in drei Kolonnen von

Digitized by Google

Jalapa und Orizaba aus gegen die genannte Stadt vor, wo die mexikanische Hauptmacht unter dem Kommando des Generals Ortega Stellung hatte. Bei Berennung, Belagerung und Erstürmung dieses Platzes verfuhr Forey so langsam, zögernd und umständlich, daß man ihm allgemein nachsagte, er habe die Gewinnung desselben noch viel schwieriger erscheinen lassen wollen, als sie wirklich war, um den Firniß seines Marschallstockes, den er dafür erhielt, glänzender zu machen. Am 18. Mai kapitulirte Ortega und fiel Puebla sammt 12,000 mexikanischen Kriegsgefangenen in die Hände der Franzosen. Nach diesem Schlage konnte ein ernstlicher Versuch, die Hauptstadt zu vertheidigen, gar nicht gemacht werden. Am 31. Mai verließ Juarez dieselbe mit allem, was er an Heerkräften noch zusammenhalten konnte, und wandte sich nach San Luis de Potosi, welche Stadt er, am 16. Juni daselbst eingetroffen, zum obersten Regierungssitze machte. Ueberall auf seinem Wege ließ er energische Manifeste ausgehen, in welchen er alle Veranstaltungen, Einrichtungen und Ernennungen, alle Staatsakte der französischen Eindringlinge und ihrer landesverrätherischen Schützlinge und Parteigänger zum voraus für unrechtmäßig, für ungesetzlich, für straffällig, für null und nichtig erklärte, sowie auch für seine Person gelobte, bis zu seinem letzten Athemzuge die Freiheit und Selbstständigkeit des Landes zu vertheidigen. Er war so wenig gebeugt und entmuthigt, daß er mit ruhiger Bestimmtheit seine triumphirende Rückkehr in die Hauptstadt voraussagte. Er ist kein falscher Prophet gewesen.

Am 6. Juni wurde Mexiko von den Franzosen unter General Bazaine besetzt. Am 10. hielt Forey seinen Einzug, zwischen dem Verräther Almonte und dem Monsieur Dubois de Saligny reitend. Die Rolle, welche dieser Kommissär Napoleons des Dritten in dem mexikanischen Handel spielte, erinnert mutatis mutandis auffallend an die bekanntlich sehr missduftende, welche der französische Gesandte Bois-le-Comte in den schweizerischen Sonderbundswirren von 1846—47 gespielt hat, im Auftrage seines Meisters Guizot,

Digitized by Google

welcher dann später freilich den dummen Teufel schnöde verleugnete.

In das eigene Wesen äffisch-eitel verliebt, von ihrer, der liebenswürdigsten Schwerenöther von der Welt Unwiderstehlichkeit gegenüber von Mann und Weib durchaus überzeugt, dabei hinsichtlich alles Nichtfranzösischen, hinsichtlich der Fühl- und Denkweise, der Bildungsstufe, der Sitten und der geschichtlichen Erinnerungen anderer Völker ganz unglaublich unwissend, so sind die Franzosen in der Kunst, fremde Nationen zu kennen, zu werthen und zweckmäßig zu behandeln, allzeit elende Stümper gewesen. Ganz in der Ordnung demnach, wenn sie sich inbetreff der Mexikaner gewaltig verrechneten. Und auch inbetreff der Mexikanerinnen verrechneten sie sich so sehr, daß ihre Officiere bald zu der komischen Klage Veranlassung fanden, in diesem „verwünschten Lande könne man sich ja gar nicht um der Frauen willen ruiniren". Bei ihrem Einzug in die Hauptstadt mit etlichem Halloh begrüßt, schlossen sie daraus, daß die gesammte Bevölkerung „Befreier" und „Retter" in ihnen sähe, während jener Empfangschwindel ihnen doch nur von ihren in Mexiko niedergelassenen Landsleuten mit der den Franzosen in solchen Veranstaltungen eigenen Geschicklichkeit bereitet worden war. Um die Sympathie der Bevölkerung noch mehr anzufeuern, veranstalteten sie sodann abwechselnd Ballfeste und pompose Processionen. Letztere sollten zur Beschmeichelung des Klerus dienen, wie es ja bekanntlich zum System des Neu-Bonapartismus gehörte, die Pfafferei und die Pfaffen zu hätscheln, auf daß die Volksverdummung in erwünschter Blüthe erhalten bliebe. Monsier Dubois de Saligny, der französische Prokonsul in Mexiko, hätte, um seine und seines kaiserlichen Gebieters Frömmigkeit zu erweisen, gar zu gern auch den Verkauf der geistlichen Güter rückgängig gemacht und der lieben „todten Hand" ihren ungeheueren Reichthum zurückgegeben; aber das ließ sich leider nicht bewerkstelligen und durfte zum Anfang nicht einmal versucht werden, um nicht alle die zahlreichen Käufer von eingezogenen Kirchengütern sofort zu erklärten Feinden des zu errichtenden Kaiserthums zu machen.

Digitized by Google

Denn damit wurde jetzt vorgegangen und eine schamlosere Komödie ist kaum jemals gespielt worden. Der Marschall Forey hatte nicht mehr viel damit zu thun, indem er kurz nach seinem Einzug in Mexiko heimberufen und in der Oberbefehlshaberstelle durch den General Bazaine ersetzt ward. Oberregisseur der Kaisermacherei-Komödie war Monsieur de Saligny, seine Haupthandlanger dabei sind die mexikanischen Generale Almonte und Marquez sammt dem Exminister Aguilar gewesen. Es wurde vonseiten dieser Leute und ihrer Helfershelfer zum voraus ungescheut ausposaunt, daß der Erzherzog Maximilian von Oestreich Kaiser von Mexiko werden würde und zwar als erklärter Kandidat der klerikalen Partei. Monsieur de Saligny „designirte" sodann 35 Stück „Notable", welche eine „Junta superior" bildeten. Diese 35 Stück „Notable" sollten sich 215 weitere Mitglieder zugesellen und diese Notabelnversammlung sollte „unter dem Schutze der französischen Fahne ruhig und in Frieden berathen", welche Regierungsform Mexiko annehmen wollte. Man versuchte, um der Posse einen ernsthaften Anstrich zu geben, auch Liberale und Republikaner für diese angebliche Notabelnversammlung zu weibeln und zu werben; aber vergeblich, wie denn überhaupt neben Pfaffen und Pfäfflingen die Franzosen in Mexiko nur etlichen vornehmen und geringen Pöbel, echte „Canaille", für sich und ihre Machenschaften zu gewinnen wussten. Diese Spottgeburt von Notabelnversammlung, aus welcher sich aber sogar notorische Klerikale bald wieder beiseite geschlichen hatten, beschloß auf einen Kommissionsbericht Aguilars hin, es sei die Republik Mexiko hiermit in eine Monarchie umgewandelt, diese Monarchie solle ein Kaiserthum sein und die Kaiserkrone ohne Zögern durch eine zu entsendende Abordnung dem Erzherzog Maximilian angetragen werden.

Und diese klägliche, unter dem Schutz und Schirm der französischen Trikolore abgehaspelte Schnurre wagte man eine „einstimmige und feierliche Abstimmung der Repräsentanten des mexikanischen Volkes zu Gunsten der Monarchie und des Kaisers Maximilian" zu nennen!

Digitized by Google

Die „Notabelnversammlung", d. h. Monsieur de Saligny, ernannte dann bis zum Eintreffen des Kaisers eine provisorische Regentschaft, zusammengesetzt aus den Generalen Almonte und Salas und aus dem Erzbischof La Bastida. Dieser, ein Priester hochmüthigster Sorte, fand aber seine beiden Kollegen bald nicht bigot und reaktionär genug und die Franzosen des frommen zweiten Empire noch lange nicht so fromm, wie er sie wünschte. Er überwarf sich mit Almonte — Salas war eine Null — und mit dem General Bazaine. Er behauptete, die „heilige Kirche erleide jetzo dieselben Angriffe und Beeinträchtigungen wie unter der Regierung des Juarez, ja noch erbittertere", und wühlte und intrikirte so heftig, benahm sich so unverschämt, daß der französische Obergeneral sich genöthigt sah, ihn aus der provisorischen Regierung zu entfernen. Der Räuber und Jeckeranleihenmacher Miramon kam Ende Juli's nach der Hauptstadt, billigte alles Geschehene und wurde dafür zum Obergeneral des zu errichtenden Nationalheeres ernannt. Ueber diesen Oberbefehlshaber hat sich aber während der Dauer des Kaiserschwindels aufseiten der Kaiserlichen der General Mejia, von indianischer Abkunft, an Tüchtigkeit und Ruf weit hinweggehoben. Zugleich mit Forey verließ in den ersten Tagen des Oktobers Monsieur de Saligny Mexiko und wurde zeitweilig durch Herrn von Montholon ersetzt. Bazaine, der ein kluger Mann war, erkannte die Nothwendigkeit, den Käufern von Kirchengütern beruhigende Versicherungen zu geben, und versetzte dadurch die gesammte Prälatur und Bonzenschaft in nicht geringe Wuth, welche nicht beschwichtigt wurde durch den Anblick des protestantischen Gottesdienstes, welchen der General für die Protestanten unter seinen Soldaten durch ihren Feldprediger öffentlich halten ließ. So that sich eine Kluft der Entfremdung und Erbitterung zwischen den Franzosen und der mexikanischen Priesterpartei auf, welche letztere jetzt alle ihre Hoffnungen auf den Kaiser Maximilian setzte.

Die Abordnung, welche die kaiserliche Goldschaumkrone nach Miramar bringen sollte, bestand aus dem Pater Mi-

Digitized by Google

randa, dem Señor Aguilar und sieben anderen Herren. Sie ging am 16. August in Veracruz zu Schiffe. In Paris schlossen sich Gutierrez de Estrada und Hidalgo ihr an. Am 3. Oktober hatten diese Kronebringer, deren Sprecher Gutierrez de Estrada war — einer der schwächsten Schwachköpfe des Jahrhunderts — Audienz zu Miramar.

Der Erzherzog biß aber noch nicht fest und entschieden auf den lockenden Köder. Schon die unüberwindliche Kälte, welche das englische Kabinett dem Kaiserschwindelprojekt fortwährend entgegenstellte, hatte ihn stutzig und bedenklich gemacht; denn er scheint denn doch ein richtiges Vorgefühl über die Natur der Verlässlichkeit einer Bürgschaft gehabt zu haben, welche einzig und allein von dem „Neffen des Onkels" übernommen wurde. Auch der totale Unwerth der Berathung, Abstimmung und Beschlussfassung der angeblichen Notabelnversammlung musste sich ihm aufdringen. Hatte sich ja doch sogar der napoleonische Minister Drouyn de Lhuys nicht entbrechen können, am 17. August 1863 an den französischen Oberbefehlshaber in Mexiko zu schreiben: „Wir werden die Stimmen der Notabelnversammlung blos als ein vorläufiges Zeichen der Stimmung des Landes ansehen dürfen". Maximilian nahm also am 3. Oktober die dargebotene Krone nur mit dem Vorbehalt an, daß, wie er sich ausdrückte, „die Errichtung des Thrones von einem Plebiscit der ganzen Nation abhängig gemacht würde".

Ob er keine deutliche oder gar keine Vorstellung gehabt, wie der Bonapartismus es verstehe, dergleichen „Plebiscite" zuwegezubringen, mag dahingestellt bleiben. Genug, die Franzosen unternahmen einen Feldzug ins Innere von Mexiko, welcher den Zweck hatte, „die Stimmen der Städte im Innern zu sammeln (à recueillir les suffrages des villes de l'interieur)", und der Erzherzog gab sich mit dieser Abstimmung zufrieden [1]). Daß er sie als eine reine

1) Wie dieselbe beschaffen war, hat insbesondere W. von Montlong, Kabinettsofficier des „Kaisers" Maximilian, in seinen „Enthüllungen über die Ereignisse in Mexiko" (1868) nachgewiesen, so daß die angebliche Volksabstimmung zu Gunsten des maximilianischen

Digitized by Google

Formalität, sich selbst aber bereits als Kaiser betrachtete, erhellt daraus, daß er den Winter über eifrig jene Unterhandlungen mit Napoleon dem Dritten pflegte, welche dann zwischen den beiden zum Abschlusse des Vertrags von Miramar führten. Diesem zufolge sollten von der unter Förderung vonseiten der französischen Regierung aufzubringenden mexikanischen Anleihe von zunächst 300 Millionen 105 der französischen Staatskasse als Ersatz für geleistete oder noch zu leistende Vorschüsse zufließen; auch sollten die Kosten der französischen Expedition durch die mexikanische Staatskasse und zwar in 14 Jahresraten von je 25 Millionen vergütet und außerdem die Ansprüche französischer Unterthanen an den mexikanischen Staatsschatz geprüft und nach Billigkeit befriedigt werden. (Freut euch des Lebens, Jecker und Kompagnie!) Die französische Armee in Mexiko sollte in möglichster Bälde auf den Betrag von 25,000 Mann herabgemindert werden, einschließlich einer 9000 Mann starken „Fremdenlegion", welche nach Abzug aller übrigen französischen Soldaten noch 6 Jahre lang in Mexiko zurückbleiben müsste. Vom 1. Juli 1864 an sollte die mexikanische Staatskasse für den Sold aller Truppen, auch der französischen, aufkommen. Der Sinn dieses Vertrags war demnach: der Erzherzog Maximilian soll unter dem Namen eines Kaisers in Mexiko für Napoleon den Dritten den Präfekten machen dürfen, gerade so lange er Geld genug aufbringen kann, um die französische Besetzung des Landes zu bezahlen .... Der Kaiser von Oestreich hat seinerseits die Werbung eines aus Oestreichern bestehenden Freiwilligenkorps in der Stärke von 6000 Mann für das Kaiserreich Mexiko gestattet und gefördert. Ebenso der König

Kaiserthums in den Augen eines jeden, der überhaupt sehen wollte oder will, als eine der infamsten französisch-officiellen Lügen, die jemals gelogen worden sind, erscheinen musste und muß. Die Einzelnheiten dieser „Volksabstimmung" sind bei Montlong nachzulesen, besonders S. 8 fg., wo die brutalen Großthaten, welche der französische General Jeanningros als Stimmensammler verübte, in die verdiente Beleuchtung gerückt sind.

Digitized by Google

der Belgier, und zwar zum großen Verdrusse derselben, die Bildung einer belgischen Freischar.

Am 10. April von 1864 stellte sich Don Gutierrez de Estrada zu Miramar als Sprecher der wiederum dort erschienenen mexikanischen Deputation abermals in Positur und bot dem Erzherzoge noch einmal die Kaiserkrone an, feierlich versichernd, die gewünschte Volksabstimmung hätte das gewünschte Resultat gehabt, das „mexikanische Volk hätte mit enthusiastischer Zustimmung die von der Notabelnversammlung getroffene Wahl Sr. Majestät des Emperador Maximiliano I. sanktionirt". Auf diese französisch gegebene Versicherung hin gab Maximilian seinerseits die spanische, daß er, nun die von ihm gestellte Bedingung erfüllt sei, die Krone Mexiko's annehme. Im weiteren erblickte der Prinz eine providentielle Fügung darin, daß die mexikanische Nation einen Nachkömmling jenes fünften Karls, in dessen Reichen die Sonne nie unterging und unter dessen Regierung Mexiko zum erstenmal an das Haus Habsburg gekommen war, zu ihrem Kaiser erwählt habe. Sodann gab er die Erklärung ab, er werde, sobald die Herstellung der Ordnung gesichert sei, in Mexiko eine liberale Konstitution einführen, welche der Ordnung die Freiheit zugesellen sollte. Nachdem sodann von beiden Seiten hinlänglich viel Pathos und auch etzliche Rührung verbraucht worden war, wie der gute Ton bei solchen Anlässen verlangt, schwur Maximilian I. auf das Evangelienbuch, „sein Volk glücklich zu machen", und leistete ihm dagegen Señor Gutierrez de Estrada den Unterthaneneid „im Namen Mexiko's".

Es ging bei dieser Staatsaktion ganz ernsthaft her und hat, soviel bekannt, niemand gelacht. Der Mensch ist eben eine „ernsthafte Bestie".

Digitized by Google

8.

„Los Emperadores".

War der Schwur des Prinzen, Mexiko „glücklich zu machen", aufrichtig und ehrlich geschworen?

Ja!

War die Sachlage so, daß Aussicht zur Erfüllung dieses Schwures vorhanden?

Nein!

War der Erzherzog der Mann dazu, unter allen Umständen zu leisten, was er versprochen hatte?

Abermals nein!

Der Prinz wurde am 6. Juli 1832 geboren, als der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Prinzessin Sophie von Baiern, ein hübscher, wenn auch etwas zarter Junge, der sich zu einem stattlichen Jüngling entwickelte. Blond, blauäugig, etwas wächsern von Hautfarbe, schlank und feingegliedert, von ungezwungener Haltung, feinem Anstand und zierlicher Bewegung, so war die Erscheinung des Prinzen eine sehr gewinnende. Seine Persönlichkeit, von einem vortretenden Zuge von Weichheit und Schwärmerei durchzogen, hat überall und bis zuletzt große Anziehungskraft auf die Menschen geübt. Niemals freilich hat dieser Persönlichkeit der Zauber beherrschender Kraft innegewohnt, sondern nur die Sympathieerregung, welche der reingesinnten, traulich sich erschließenden und der Anlehnung bedürftigen Weichheit eigen zu sein pflegt. Statt Weichheit könnte man fast Weiblichkeit sagen; denn in Wahrheit, es geschieht mit gutem Grund, wenn man den Prinzen zuweilen scherzend eine „verkleidete englische Miß mit angeleimten blonden Backenbärten" hieß. Das weibliche Element im besten Sinne des Wortes hat in seiner psychischen Organisation das männliche weit überwogen. Daher die äußerst rege Empfänglichkeit und Anempfindungsfähigkeit des Erzherzogs, daher sein lebhaftes Schönheitsgefühl, sein feiner Frohsinn, seine dichterische Stimmung und Anschauungs-

Digitized by Google

weise, sowie die Leichtigkeit und Zierlichkeit des Ausdrucks in gebundener und ungebundener Rede; daher aber auch eine gewisse Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Eitelkeit, daher die Abwendung von der Strenge logischen Denkens und die Hingabe an Gefühlsschwelgerei und Phantastik.

Nachdem der Prinz das beklagenswerthe Opfer einer ruchlosen Politik geworden war, hat man seine literarischen Versuche, Reiseskizzen, Aphorismen und Gedichte, in einer stattlichen Bändereihe unter dem Titel „Aus meinem Leben" der Oeffentlichkeit übergeben (1867). Ein theures Vermächtniß für die Freunde des Unglücklichen, keine Frage; aber vergrößern konnte die Bekanntmachung dieser Stilübungen denselben nicht. Dagegen gewähren sie allerdings willkommene Einblicke in das Wesen des Erzherzogs.

Er stellt sich in diesen Aufzeichnungen als ein ganzer Lothringer-Habsburger dar, obzwar er sich nur als letzteren fühlt. Das Lothringische in seiner Abstammung, wie es sich so höchst verschiedenartig in den zwei Figuren Josefs II. und Franz II. ausgeprägt hatte, war gar nicht nach dem Geschmacke des Prinzen. Josef musste ihm, dem Erzromantiker, als Aufklärer und Antiromantiker zuwider sein und ebenso der Großvater Franz als die fleischgewordene Prosa. Der Erzherzog bekannte gern und frei seine Vorliebe für das Mittelalter. „Ich leugne es nicht, ich liebe die alte Zeit. Nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegenkollerte; nein, die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turnieren Rittersinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und den Bären jagte und zwar in freien Forsten. Diese starke Zeit hat starke Kinder erzeugt" (A. m. L. II., 71). Sieht das nicht einer Reminiscenz aus dem „Hasper a Spada" auf's Haar ähnlich? Der Prinz hatte also die alte dumme Lüge vom Mittelalter, wie sie ihm sein Präceptor vorgeleiert, für bare Münze

Digitized by Google

genommen. Ganz in der Ordnung demnach, daß er für mittelalterliche Barbareien aller Art schwärmte, wie z. B. für das spanische Stiergefecht. „Durch den Lauf der Jahrhunderte prägte es sich immer mehr der Sitte des Volkes ein und selbst der verderbliche Einfluß der Aufklärer, dieser reißenden Wölfe im Schafspelze, dieser von Menschenliebe singenden Hyänen, konnte dieses Fest nicht ausrotten, wie es ihnen mit so vielem Alterthümlichen gelang" (A. m. L. II., 73). Leider bekanntlich auch mit der „heiligen" Inquisition, so daß der im Jahre 1851 in Spanien reisende Prinz nicht mehr das „ritterliche" Vergnügen haben konnte, neben der Hinschlachtung von Stieren auch noch die Verbrennung von Juden und Ketzern mit anzusehen.

Seine kindisch-zornige Auslassung gegen die Aufklärer lässt deutlich die kirchliche Zwangsjacke sehen, in welche die ganze Erziehung des Erzherzogs eingeschnürt war. Daher der starke Akcent, welchen er überall auf seine Katholicität gelegt hat. Bei seinem Besuche in der Kathedrale von Sevilla, wo neben andern heiligen Knochen auch die des heiligen Ferdinand gezeigt werden, erregte es ihm eine angenehme Empfindung, daß der genannte Heilige, bekanntlich ein allerhöchsteigenhändiger Juden- und Ketzerbrenner, „ihm als Hauptvertreter an Gottes Thron von der Kirche bestellt sei" (A. m. L. II., 27). Wunderlich kontrastirt dann mit diesen hispanischen Anschauungen und Ueberzeugungen die Anwandelung, sein deutsches Nationalbewusstsein herauszukehren. Der arme Prinz ist eben nie zu einer Gedankenklärung gelangt, welche ihm gezeigt hätte, was für unermessliches Unheil die hispanische Habsburgerei über Deutschland gebracht hat.

Mitunter scheint sich aber doch unwillkürlich eine moderne Ader in ihm geregt zu haben. So, wenn er den Satz niederschrieb: „Eine Regierung, die nicht die Stimme der Regierten hören will und kann, ist faul und geht ihrem raschen Untergange entgegen". Allein solche Regungen waren nicht von Dauer und konnten es nicht sein, weil

Digitized by Google

ihnen die Grundlage einer wirklichen Einsicht in das Wesen und Wollen des 19. Jahrhunderts fehlte. Die romantische Dämmerung verdrängte sofort wieder die prosaische Tageshelle. Nur in dieser Dämmerung oder „mondbeglänzten Zaubernacht" fühlte der Prinz sich behaglich. Schade, daß sein Behagen gestört wurde durch einen unruhig hin und her tastenden Thatendrang, welcher, weil die Thatkraft dem phantastischen Wünschen durchaus nicht entsprach, auch wieder mehr einem weiblichen Gelüsten als einem mannhaften Wollen entsprang. Der Erzherzog hat sich über das Maß seiner Talente und seiner Kraft offenbar einer großen Selbsttäuschung hingegeben, und als er den Vers machte:

„Klein ist, nur zu wollen,
Was man eben kann;
Was er will, zu können,
Macht den großen Mann" —

hat er sicherlich sich eingebildet, daß er ein solcher sei, welcher könnte, was er wollte.

Es ist begreiflich und sehr verzeihlich, daß die leicht erregbare Phantasie des Prinzen an der Vorstellung sich entzündete, den Thron Montezuma's wieder aufzurichten, als ein durch den Segen des Papstes geweihter und gefeiter Ritter Sankt Georg der Monarchie jenseits des Oceans den Drachen des Republikanismus zu besiegen und in einem märchenhaft-schönen Lande die Krone zu tragen als ein Herrscher, welcher, wohlgesinnt und milde, Frieden, Ordnung und Gedeihen da pflanzen würde, wo bislang Anarchie und Bürgerkrieg unausgesetzte Verwüstung angerichtet hatten.

Aber der Prinz musste wissen und wusste, daß die ihm angebotene Kaiserkrone aus Lug gemacht und mit Trug lackirt war; er musste wissen und wusste, daß seine Wahl zum Kaiser von Mexiko durch eine sogenannte Notabelnversammlung nichts war als eine vom Monsieur Dubois de Saligny veranstaltete Polizeiposse; er musste wissen und wusste, daß die ihm vorgelogene „enthusiastische Zustimmung des mexikanischen Volkes zu dieser Wahl" nur

Digitized by Google

fauler Wind; er konnte wissen, daß die Urkunde, welche ihn zum Titularkaiser machte, in Wahrheit und Wirklichkeit nichts anderes sei als ein ihm von Napoleon dem Dritten ausgestelltes Anstellungspatent als französischer Oberpräfekt oder vielmehr Unterpräfekt von Mexiko; er konnte endlich auch wissen, daß er die finanziellen Verpflichtungen, welche er kraft des Vertrages von Miramar übernommen, nicht würde erfüllen können; denn er konnte doch unmöglich erwarten, die Mexikaner würden so holzschlägeldumm sein, jahrein jahraus ihre letzten Pesos herzugeben, um die stipulirten Millionen und wieder Millionen an dieselben Franzosen zu bezahlen, welche gekommen waren, ihnen den Krieg zu machen und die Freiheit und Selbstständigkeit ihres Landes zu vernichten: — ja der Erzherzog konnte und musste das alles wissen und dennoch und trotz alledem ließ er sich von dem „Abenteurer", „Parvenu" und „Decembriseur" mit einer Krone beschenken, von demselben dritten Napoleon, welcher etliche Jahre zuvor Oestreich einer seiner schönsten Provinzen beraubt und das Haus Lothringen-Habsburg so schwer gedemüthigt hatte. Aber freilich, was hat man sich da viel zu verwundern? Schlichtbürgerliche Sittlichkeits- und Anstandsbegriffe vermögen sich eben zu solcher Höhe prinzlicher „Ritterlichkeit" nicht zu erheben, was jedoch den strengen Wahrheitsmund der Geschichte nicht hindert, zu sagen, daß in dieser „Ritterlichkeit" oder „hohen Politik" das Moment der Schuld des Opfers der mexikanischen Tragödie lag.

Fast ist man versucht, romantischer Weise anzunehmen, den Romantiker Maximilian habe schon im Jahre 1851 eine romantische Vorahnung seiner romantischen Kaiserfahrt über den Ocean beschlichen. Im Gruftgewölbe des Domes von Granada, an den Särgen Ferdinands und Isabella's, der „katholischen Könige", hatte er damals gereimt:

„Düstrer, dumpfer Fackelschein
Führt den Enkel zu der Stätte,
Wo der Könige Gebein
Ruht im kalten engen Bette.

Digitized by Google

„An dem Sarg er sinnend steht,
Bei dem Staub der großen Ahnen,
Lispelt stille sein Gebet
Den schon halbvergessnen Manen.

„Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüstert aus den morschen Pfosten:
Der hier brach, der goldne Stab,
Glänzt plus ultra euch im Osten!"

Hätte der Erzherzog statt „Flüstert aus den morschen Pfosten" gesagt „aus den morschen Resten", so hätte er darauf reimen können: „Glänzt plus ultra euch im Westen" — und die prophetische Hindeutung auf seine Zukunft wäre ja handgreiflich vorhanden gewesen. Aber, in allem Ernste gesprochen, gerade zu jener Stunde ist im Dome zu Granada dem Prinzen so etwas wie ein Schicksalswink zutheil geworden. Denn er fügte der mitgetheilten Aeußerung in Versen noch diese in Prosa hinzu: „Die Dämmerung brach in die ernsten Wölbungen herein, ein dunkler Schleier über das Reich des Todes. Der Sakristan erschloß ein kleines Gemach, rumpelte im Finstern herum und kam mit den Reichs-Insignien des katholischen Ferdinands und dem Gebetbuche der frommen Isabella wieder zum Vorschein. Stolz, lüstern und doch wehmüthig griff ich nach dem goldenen Reif und dem einst so mächtigen Schwerte. Ein schöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der spanischen Habsburger, letzteres zu schwingen, um ersteren zu erringen." (A. m. L. II., 164.)

Dreizehn Jahre später hatte der Erzherzog versucht, den „schönen glänzenden Traum" zu verwirklichen. Allein das „mächtige" Schwert seines Ahnherrn, welcher übrigens weit mehr ein völlig gewissenloser siebenfach destillirter Diplomat und Geschäftsmann als ein „Ritter" gewesen ist, war viel zu schwer für ihn. Er hatte weder zum Kriegsmanne noch zum Staatsmanne so recht das Zeug. Das Fiasko, welches er als Generalgouverneur der Lombardei erfahren hatte, hätte ihm ja diese Wahrheit sagen

Digitized by Google

können. Aber wo wollen und wollten die Menschen die Stimme der Wahrheit hören, und wäre es auch die in ihrer eigenen Brust? Zum stilllebigen Träumer und Reimer, zum Kunstkenner, Parkanleger und Blumenzüchter war der Prinz gemacht. Unterrichtet, feinfühlig, nicht ungeübt im Beobachten, bei zeitweiligen Anflügen von Altklugheit doch vorwiegend Phantastiker, ein gemüthlicher Plauderer, aber ohne irgend welchen selbstständigen Gedankenwurf, voll hochfliegender Reminiscenzen, aber ohne energischen Seelenschwung, den Kitzel zum Handeln mit der Kraft zum Handeln verwechselnd, — Summa: eine weit mehr passive als aktive Natur, ganz dazu angethan, von dem Triebwerk der „hohen Politik" mitleidslos zermalmt zu werden.

Für den Erzherzog, wie er nun einmal war, ist es ein großes Unglück gewesen, daß er in der Person der Prinzessin Charlotte von Belgien eine Frau zur Gattin bekam (1857), in welcher das männliche Element ebenso vorwog, wie in ihrem Gemahl das weibliche.

Auch die Erzherzogin ist keineswegs schuldlos von einem schrecklichen Geschicke ereilt worden. Sie war es, welche von Ehrgeiz verzehrt, den träumerischen Einbildungen ihres Gatten, er sei bestimmt, große Thaten zu thun und eine erste Heldenrolle auf der Weltbühne zu spielen, eine bestimmte Richtung gab. Sie war es, welche ihren ganzen übermächtigen Einfluß auf den Prinzen aufbot, um ihn zum Eingehen auf das Kaiserschwindelspiel zu bewegen, und sie hat an diesem Spiel selber einen so starkvortretenden Antheil genommen, daß die Mexikaner sie ihrem Gemahle durchaus gleichstellten und daß die Anhänger des Kaiserthums nicht vom Kaiser und von der Kaiserin sprachen, sondern beide in der Gesammtbezeichnung „Los Emperadores" untrennbar zusammenfassten.

Die Tochter Leopolds von Belgien war keine gewöhnliche Frau. Ernstgestimmt, nachdenklich und arbeitsam von Jugend auf, hatte sie sich eine vielseitige Bildung erworben, las, schrieb und sprach geläufig deutsch, französisch, italisch

Digitized by Google

und englisch, war auch eine Politikerin, soweit man das eben sein kann ohne Menschenkenntniß und Erfahrung. Es war ihr nicht beschieden, ihrem Gemahl Kinder zu geben und daß war ihr großes Unglück. Denn Frauen, welchen des Weibes süßester Pflicht und höchster Bestimmung, Kinder zu gebären und zu erziehen, genugzuthun versagt ist, werden ja durch ihre ungestillte Sehnsucht in der Regel auf allerlei Wege der Thorheit getrieben. Am häufigsten auf die Bahn der Frömmelei oder auf die ebenso schlüpfrige eines unweiblichen Ehrgeizes. Die Erzherzogin wusste beides zu vereinigen: sie war fromm und ehrgeizig zugleich und beide Motive haben denn auch inbetreff des unseligen mexikanischen Kaiserschwindels ihre Wirkung gethan. Die Prinzessin glaubte oder bildete sich ein, zu glauben, ihr Gemahl würde von dem auf seiner Seele lastenden Gewichte der Thatenlosigkeit zu Tode gedrückt. Das war gar nicht zu befürchten; allein sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß es so sein müsste, und handelte darnach. Frauen, die nicht Mütter sind, und also nicht durch Mutterſorgen stets an das Mögliche und Wirkliche gemahnt werden, sind in der Hingabe an ihre Marotten und Leidenschaften ganz unberechenbar und springen mit Leichtigkeit über Schranken hinweg, die ihnen heilig, heiligst sein müssten.

Daraus erklärt sich, wie die Enkelin Louis Philipps mit Louis Bonaparte in freundliche Beziehungen treten mochte; daraus erklärt sich, daß die Nichte der Prinzen Orléans aus den Händen Napoleons des Dritten eine Schaumgoldkrone als Almosen zu empfangen sich nicht geschämt hat.

Aber es sollte eine Stunde kommen, wo der Almosengeber und die Almosenempfängerin einander gegenüberstanden und die Enkelin Louis Philipps die ganze Bitterkeit des bonaparte'schen Almosens zu schmecken bekam. Man beleidigt das „schlichtbürgerliche" Sittengesetz und Anstandsgefühl doch nicht immer ungestraft.

Digitized by Google

9.

Von Veracruz bis Chapultepek.

Am 28. Mai von 1864 warf, wie schon gemeldet worden, die Novara, nachdem sie am Fortfelsen von San Juan d'Ulloa vorbeigeglitten, vor Veracruz Anker. Den hier Landenden bietet aber bekanntlich das schöne Aztekenland keinen einladenden Anblick. Ein langgestreckter, flacher, sandiger, dürrer Küstensaum und darauf zwischen Sanddünen und Sümpfen emporsteigend die weißen, flachdachigen Häuserwürfel der Stadt, zu geraden Straßenzeilen zusammengefügt wie lange Reihen von Grabmonumenten, — das ist alles. Der guten Gräfin Kollonitz kam das Ganze vor „wie ein großer Kirchhof", und daß die glühendheiße Hafenstadt mit ihrer Umgebung ein solcher heißen durfte, davon konnten sich die Ankömmlinge überzeugen, wenn sie ihre Blicke nach dem gegenüber der Insel Sacrificio gelegenen „Jardin d'acclimatation" richteten. So nämlich hatten die Franzosen mit echtfranzösischem Witz eine weite Einfenzung benamset, innerhalb welcher die Scharen von Franzosen begraben liegen, die in der ersten Zeit nach der Landung der mexikanischen Expedition unter dem Gluthimmel der Tierra caliente am Vomito gestorben waren.

Die Thetis, der Novara vorauseilend, hatte die Ankunft des Kaisers in Veracruz gemeldet. Es schien jedoch niemand davon Notiz nehmen zu wollen. „Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexiko stand angesichts seines Reiches und war im Begriffe, es zu betreten, aber seine Unterthanen hielten sich verborgen, niemand empfing ihn! Es war ein unheimliches Gefühl für alle." So unsere gräfliche Gewährsfrau [1]). Die Gleichgiltigkeit der Bewohner von Veracruz gegen den

1) Paula Kollonitz: Ein Reise nach Mexiko i. J. 1864, S. 69.

Digitized by Google

Kaiserschwindel erklärt sich übrigens leicht aus dem Umstand, daß diese Hafenstadt stets ein Hauptsitz des Liberalismus gewesen ist.

Die sogenannte provisorische Regierung hatte ihren Obmann, den General Almonte, aus der Hauptstadt nach der Küste geschickt, um „Los Emperadores" zu empfangen. Der tapfere General hatte aber, sei es aus Scheu vor dem Liberalismus oder aus Furcht vor dem Vomito von Veracruz, unterwegs in Orizaba Halt gemacht. In der Zwischenzeit, bis er von dort herbeigeholt war, erschien der Kommandant der französischen Flottenstation, Contre-Admiral Bosse, an Bord der Novara und benahm sich als vollendeter Nichtgentleman, brummend und scheltend und den „neuen Beherrscher von Mexiko" so recht fühlen lassend, daß derselbe in den Augen der Franzosen eben nur eine napoleonische Kreatur sei, ein untergeordnetes und voraussichtlich bald vernütztes Werkzeug der Tuilerienpolitik. Unter den übrigen wenig tröstlichen Auslassungen des Flegels von Admiral war auch die, daß die Reise nach der Hauptstadt sehr gefährlich sei, maßen sich Guerillasbanden gebildet hätten, zum Zwecke, das Kaiserpaar unterwegs wegzufangen, und daß der General Bazaine noch nicht Zeit gehabt habe, sichernde Gegenmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Tage, nachdem Almonte endlich eingetroffen, wurde die Landung bewerkstelligt. „Der Empfang — bezeugt die Gräfin — war äußerst kühl. Die Bevölkerung von Veracruz war schwach vertreten; mit einigen Triumphbogen und landesüblichen Petarden hatte sie sich abgefunden." Die Franzosen hatten, um ihre Truppen möglichst schnell aus dem Pestilenzgebiete der Küste hinwegzuschaffen, eine Eisenbahn improvisirt, denn „gebaut" konnte man kaum sagen, die von Veracruz über La Soledad bis nach Lomalto reichte, eine Strecke von 2 Stunden Fahrzeit. Bis Lomalto konnte man demnach in civilisirter Reiseweise gelangen. Hier jedoch begannen für die Emperadores und ihr Gefolge die komischen Leiden und tragischen Freuden einer Reise im Innern von Mexiko. Doch wurde,

Digitized by Google

als der Wanderzug aus der heißen Region in die gemäßigte und aus dieser in die kühle auf der Hochebene von Anahuak langsam sich emporwand, der Empfang vonseiten der Bevölkerung allmälig wärmer. Eine hochwürdige Geistlichkeit hatte ja Lungen, Stimmritzen und Zungen nicht geschont, um insbesondere der indianischen Bevölkerung einzupredigen, daß die erlauchten Emperadores eigens und extra in der Absicht über das Meer gekommen seien, um die armen rothen, braunen, gelben, schwärzlichen und scheckigen Söhne von Anahuak glücklich zu machen. Der Wunsch wurde auch hier, wie überall und allzeit, des Glaubens Vater.

Natürlich strengte die klerikale Partei auch nach anderen Richtungen hin alle ihre Kräfte und Mittel an, um — immer unter dem Schutze französischer Bajonnette, versteht sich — in den nach der Hauptstadt hinaufziehenden Emperadores die Vorstellung zu erwecken, es müsste an dem Humbug einer Volksabstimmung zu Gunsten des Kaiserthums doch ein Fetzen Wahrheit hängen. Verdächtig freilich war es, daß augenscheinlich große Vorsicht, ja Aengstlichkeit aufgewandt werden musste, um den kaiserlichen Reisezug durch französische Truppenabtheilungen zu Fuß und zu Pferde gegen etwaige Anfälle vonseiten republikanischer Guerilleros zu schützen und zu decken. Allein an den Rastorten, wie Kordoba, Orizaba und Puebla, hatte der Eifer der Klerikalen in Verbindung mit den Künsten französischer Polizisten alles so herzurichten gewusst, daß das Kaiserpaar sich sogar schmeicheln durfte, mit Begeisterung empfangen worden zu sein. Abgesehen aber auch von solchen Blendwerken des Parteieifers und polizeilicher Kunst, ist der Erzherzog und seine Gemahlin von vielen mexikanischen Herren und Damen mit Wohlwollen angesehen und bewillkommt worden, weil die Einfachheit und Güte des Prinzen und der Prinzessin einen durchaus gewinnenden Eindruck machten. Wenn aber Maximilian und Charlotte in diesem höflichen, ja herzlichen Empfang eine dauerhafte Bürgschaft für die Popularität des Kaiserschwindels

Digitized by Google

erblickten, so war das eine grelle Täuschung. Diese erhoffte Bürgschaft war gerade so viel werth wie das Vivatgeschrei, welches Haufen von Indianern, Mestizen und Zambos auf Kommando ihrer Seelenhirten an dem Wege des Kaiserpaares anstimmten. Der Erzherzog allerdings ließ zuweilen merken, daß er von allem, was er während der Hinaufreise gen Tenochtitlan gesehen und gehört, nicht allzusehr erbaut sei; allein seine Frau ließ diese Stimmung nicht Herrin über ihn werden. Sie ihrerseits war von allem entzückt oder that wenigstens so. Sie äußerte sich ganz begeistert über Land und Leute und zählte ohn' Unterlaß die Beweise von Liebe und Anhänglichkeit auf, welche ihnen unterwegs gegeben worden seien. Die arme Frau hatte keine Ahnung, wie sehr das alles Schein und Schaum und wie bald der Schein verschwinden und der Schaum verfliegen würde.

Am 12. Juni hielten die kaiserlichen Schein- und Schaum-Majestäten, geleitet von dem General Bazaine, ihren Einzug in die Hauptstadt. Blumenguirlanden, Draperien, Triumphbogen mit den Inschriften Maximiliano und Karlota mangelten nicht. Doch durfte — sagt unsere gräfliche Augenzeugin — „die ganze Feierlichkeit nicht nach europäischen Begriffen beurtheilt werden. Schönheit der Uniformen, Glanz der Equipagen fehlten ganz." Glücklich, wenn weiter nichts gefehlt hätte! Aber welcher denkende Mensch konnte glauben, daß ein macht- und geldloser Fremdling, dieser von einem französischen General eingeführte und inthronisirte Titularkaiser, welchen alsbald die schlimmsten Gesellen Mexiko's, die Miramon, La Bastida und Marquez, als ihren Parteichef umgaben, lange vorhalten könnte? Vielleicht glaubten es die zum Einzuge der Emperadores massenhaft herbeigeströmten Indianer, welche, wie wohlbezeugt ist, in dem freundlich grüßenden Erzherzog einen neuen Quetzalkoatl sahen; allein auch dieser indische Glaube war von kurzer Dauer. Der arme östreichische Quetzalkoatl konnte ja keine Wunder thun.

Dem großen Regierungsgebäude an der Plaza mayor

Digitized by Google

hatte man den hochtönenden Namen „Palacio imperial“ gegeben; allein die Einrichtung und Ausstattung dieses Kaiserpalastes war die eines europäischen Gasthofes zweiten oder dritten Ranges und versinnbildlichte in ihrer Halbfertigkeit, Trödelhaftigkeit und Schluderigkeit ganz gut, aber wenig einladend, das Wesen dieser Stegreifsdichtung von mexikanischem Kaiserthum.

Die mit dem erzherzoglichen Paare aus Europa herübergekommenen Herren, Damen und Diener machten zu dieser Palastwirthschaft sehr verwundernde Augen und gebärdeten sich nicht wenig enttäuscht, rath- und hilflos. Die Emperadores jedoch „zeigten sich mit allem zufrieden“. Nur wünschten sie sich aus dem zwar nicht gerade verwünschten, aber doch verwanzten „Palacio imperial“ hinaus nach dem Sommerschlosse der alten aztekischen Herrscher auf Chapultepek, das aber freilich mehr Ruine als Schloß war. So wurde denn eiligst ein Pavillon daselbst für den Prinzen und seine Gemahlin zu nothdürftigem Wohnen hergerichtet. Ach, das war kein Miramar! Die gute Gräfin Kollonitz musste in Chapultepek mit dem Rest ihres Vorraths von Wanzenpulver herausrücken. Diese armen Majestäten hätten mit Leporello singen oder seufzen können: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“

10.

Der Anfang nur der Anfang vom Ende.

Der Reiz der Neuheit, welcher das Erscheinen, Auftreten und Gebaren der Emperadores begleitet und für eine Weile den Anschein allgemeiner Zustimmung hervorgebracht hatte, musste sich schnell vernützen in einem Lande, auf dessen Staatsbühne seit 40 Jahren die „Verwande-

Digitized by Google

lungen" der Scene unaufhörlich und mit reißender Raschheit bewerkstelligt worden waren.

Die Mexikaner konnten unmöglich über die Thatsache hinwegsehen, daß der angebliche Kaiser eben doch nur ein Figurant und die wirkliche Macht und Gewalt bei dem zum Marschall erhobenen Oberbefehlshaber der französischen Armee sei. Diese Armee aber war und blieb in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung eine feindliche, der man eben nur Gehorsam zollte, wo und wie man schlechterdings musste. Die nationale Fahne, das musste selbst die klerikale Partei heimlich sich eingestehen, flatterte in den Lagern und an den Beiwachtfeuern der republikanischen Generale und Bandenführer. Mexiko war nicht im „Palacio imperial" der Hauptstadt, sondern da, wo gerade die unstäte Wanderregierung des Präsidenten Juarez sich befand. Das Gefühl hiervon kräftigte sich und nahm an Umfang zu in demselben Maße, in welchem die Bevölkerung das Schwergewicht der französischen Okkupation immer schmerzlicher empfand. Auch konnten die ewigen Häkeleien, Eifersüchteleien und Zänkereien zwischen den Vertheidigern des wieder aufgerichteten Thrones Montezuma's, d. h. zwischen den französischen, östreichischen, belgischen und kaiserlich-mexikanischen Truppen im Volke nur das Bewusstsein mehr und mehr zur Klarheit bringen, daß alle diese Leute an die Haltbarkeit der Sache, welche sie verfochten, selber nicht glaubten.

Die Aufgabe, welche dem östreichischen Prinzen gestellt war, ist eine solche gewesen, daß nur ein Phantasiemensch, wie er einer war, nicht von vorneherein an der Möglichkeit einer Lösung derselben verzweifelte. Während die rechtmäßige Regierung des Landes gegen ihn, den auf französischen Gewehren importirten Usurpator, Krieg führte und er noch dazu gezwungen war, die Interessen seiner Beschützer, der Franzosen, stets über seine eigenen zu stellen, sollte er über weite Länderstrecken hin seine monarchische Autorität zur Geltung bringen, eine Autorität, welche nie eine andere Basis gehabt hatte als Lug und Trug.

Digitized by Google

Stets unter dem Banne der argwöhnischen Blicke Bazaine's und der nicht minder argwöhnischen Blicke, welche zwar fernher, aber deßhalb nicht weniger wuchtend aus dem Weißen Hause zu Washington auf ihn herabgerichtet wurden, sollte er eine „nationale" Armee von mindestens 40,000 Mann schaffen, während doch, mit wenigen Ausnahmen, alles gute Heermaterial auf der republikanischen Seite sich befand, sollte er ferner das ganze Verwaltungs-, Justiz-, Finanz- und Verkehrswesen neu organisiren und sollte er endlich den schweren Geldforderungen des französischen Hofes nachkommen, zu welchen dieser durch den Vertrag von Miramar berechtigt war. Selbst eine Intelligenz ersten Ranges hätte dieses kolossale Wirrsal nicht zu bewältigen vermocht, selbst eine Eisenhand wäre an dieser Aufgabe erlahmt. Der Erzherzog war kein Mann von Genius und besaß keine eiserne Hand; aber das Schlimmste für ihn war, daß er kein Princip vertrat, sondern nur einen Schwindel.

Zu dieser Zeit vorzugsweise von dem belgischen Staatsrath Eloin berathen, einem Herrn, welchen der alte König Leopold, von dem es rein unbegreiflich, daß er seinem Schwiegersohne zur Annahme der mexikanischen Krone hatte rathen können, seiner Tochter als Mentor mitgegeben hatte, machte der Prinz den Versuch, der doppelten und drückenden Bevormundung durch die Franzosen und durch die klerikale Partei sich zu entziehen. Da er im Beobachten nicht ungeübt war, so hatte er bald bemerken müssen, daß seine Stellung als französischer Schützling und als Haupt der klerikalen Partei die Möglichkeit, in Mexiko Wurzel zu fassen, beträchtlich herabminderte. Er nahm daher einen Anlauf, dem Lande zu zeigen, daß er mehr als ein Figurant und Werkzeug der Franzosen und auch keineswegs ein gehorsamer Diener der Pfaffen wäre. Nachdem er die letzteren und ihren Anhang schon dadurch für seine Sache erkältet hatte, daß er keine Miene machte, die Kirchengüter an den Klerus zurückzugeben — was übrigens ganz unmöglich — entfernte er die Führer der Klerikalen so ziemlich aus allen

Digitized by Google

wichtigen Aemtern, schickte auch mehrere derselben als Gesandte nach Europa, um sie aus dem Lande zu bringen, und versuchte eine Regierung aus „nationalen" Elementen zusammenzusetzen. Aber was waren das für Leute? Entweder unsaubere oder untüchtige; denn, sei es auch hier wiederholt, alle besseren und tüchtigeren nationalen Kräfte hielten fest an der Republik und an Juarez.

Der Erzherzog wähnte nun, mit Hilfe seiner halbliberalen Halbmänner oder Ganzunmänner von Ministern, Generalen und Präfekten die nothdürftig konstruirte kaiserliche Regierungsmaschine in Gang bringen zu können. Die Räder rasselten und schwirrten, die Maschine polterte und spie die von dem Prinzen schon zum voraus während seiner Meerfahrt präparirten Statuten, Edikte, Organisationen, Verordnungen, Manifeste und Befehle in ganzen Haufen nach allen Richtungen hin aus; aber dabei hatte es sein Bewenden. Die Maschine wirkte nicht. Das ganze Regieren des Prinzen war und blieb papieren und wurde auch, noch bevor die darauf verwandte Dinte recht trocken, Makulatur. Nach wenigen Monaten musste der arme Schattenkaiser sich der Demüthigung unterziehen, dem Marschall Bazaine das Geständniß zu machen, daß er, der „Kaiser", nur durch die Franzosen und mit den Franzosen regieren könnte. Der Marschall übernahm es demnach, das Land zu „pacificiren", wie man es nannte; ferner, eine mexikanische „Nationalarmee" zu organisiren und durch eine aus Frankreich herübergerufene Beamtenschaar das Finanz- und Zollwesen zu „reguliren"; endlich den unablässig wiederholten Bestürmungen der „kaiserlich-mexikanischen" Regierung um Geldvorschüsse von Zeit zu Zeit zu entsprechen.

Der Versuch, von den Franzosen sich zu emancipiren und eine „nationale" Partei und Regierung zu gründen, war demnach vollständig gescheitert. Die Klerikalen allerdings waren vorderhand bei Seite gestellt, allein durch diese Beiseitestellung war ja der Erzherzog der einzigen

Digitized by Google

Stütze beraubt, welche er außer den Franzosen im Lande gehabt hatte.

Ebenso misslangen nach anderen Seiten hin unternommene Versuche. Der Prinz, gerne des Ursprungs seiner Kaiserschaft vergessend — was sehr begreiflich und verzeihlich — hatte sich in dem süßen Traum einer allgemeinen Versöhnung der Parteien des Landes gewiegt und es war ihm zweifelsohne heiliger Ernst mit der Absicht, diesen Traum zu verwirklichen. Es konnte ihm hierbei nicht entgehen, daß das Schwergewicht des mexikanischen Parteiwesens bei den republikanischen Patrioten war, und diese Erkenntniß sollte sich in seiner Abwendung von den Klerikalen manifestiren. Aber die Berechnung, dadurch eine Herüberziehung der Republikaner zur monarchischen Fahne anzubahnen, schlug gänzlich fehl, und die Hoffnung des Erzherzogs, selbst Gegner wie den standhaften Juarez und den tapferen Diaz für seine Person und für das Kaiserthum zu gewinnen, erwies sich durchaus trügerisch. Wie bekannt, sind wiederholt die zuvorkommendsten Eröffnungen, die lockendsten Anerbietungen an Juarez und Diaz ergangen, aber allesammt rund und nett zurückgewiesen worden. Als es mit der Beschmeichelung und Verlockung der Republikaner nicht ging, ist dann der Prinz mit einer Plötzlichkeit, welche der Unbeständigkeit des eigenen und seiner Unkenntniß des mexikanischen Charakters entsprach, an einem unheilvollen Tage zu einem Schreckenssystem hinübergesprungen, welches, wähnte er, die Männer vernichten sollte, die er nicht hatte verführen können.

Einen weiteren und sehr herben Fehlschlag erfuhr der Erzherzog in Washington. Wunderlicher Weise scheint er geglaubt zu haben, daß man dort die Tragweite der französischen Invasion und der Aufrichtung eines bonaparte'schen Vasallenthrons in Mexiko gar nicht beachtet oder nicht erkannt hätte. Und doch musste er Kenntniß haben von einer lakonischen aber inhaltsvollen Note, welche der Staatssekretär Seward schon unterm 7. April von 1864 an Herrn Dayton, den Gesandten der Union in Paris, gerichtet hatte,

Digitized by Google

um davon der französischen Regierung Kenntniß zu geben. Diese Note hatte so gelautet: „Ich sende Ihnen eine Abschrift der Resolution, welche am 4. dieses Monats im Repräsentantenhause einstimmig angenommen worden. Sie bringt die Opposition dieser Staatskörperschaft gegen die Anerkennung einer Monarchie in Mexiko zum Ausdruck. Nach allem, was ich Ihnen schon früher mit aller Offenheit zur Information Frankreichs geschrieben habe, ist es kaum nöthig, noch ausdrücklich zu sagen, daß die in Rede stehende Resolution die allgemeine Ansicht des Volkes in den Vereinigten Staaten inbetreff Mexiko's feststellt."

Ob wohl Napoleon den Dritten angesichts dieser Note die Ahnung überkam, daß die in jener Decembernacht von 1851 gemeuchelmordete Republik doch nicht umsonst ihr „Exoriare aliquis!" in die Welt hinausgeröchelt habe?

Schwerlich! und falls ihn diese Ahnung wirklich überkam, so konnte er sie ja kurzweg abweisen mit der Selbstberuhigung, daß Brother Jonathan dermalen nicht und wahrscheinlich überhaupt niemals imstande sein werde, jenem Racheruf Folge zu leisten. Hatten doch gerade zur Zeit, wo Seward seine Note schrieb, die Siege des südstaatlichen Generals Lee die Sache des Sklavenbaronenthums auf den Gipfel der Hoffnung erhoben. Freilich, zum Nachdenken konnte es den Selbstherrscher an der Seine immerhin stimmen, daß das Kabinett von Washington auch jetzt, inmitten der höchsten Bedrängniß der Union durch die südstaatliche Rebellion nicht anstand, so kurz und bestimmt anzudeuten, was der napoleonische Vasallenthron in Mexiko von den Vereinigten Staaten zu erwarten habe: — Nichtanerkennung und Feindschaft.

Uebrigens hätte dieses entschlossene Festhalten am republikanischen Princip und an der Monroe-Doktrin vonseiten der Unionsregierung der Erzherzog auch schon daraus entnehmen können, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten Mexiko etliche Tage, bevor er selber es betrat, verlassen hatte. Endlich konnte ihm auch nicht unbekannt

Digitized by Google

sein, daß Romero, der Gesandte der Republik Mexiko bei der Union, in verschiedenen Städten derselben öffentliche Werbungen veranstaltete, daß Juarez fortwährend Zuzug von Freiwilligen aus den Vereinigten Staaten empfing und daß er, hauptsächlich auf dem Umwege über Kalifornien, von dorther mit Geld, Lebensmitteln und Kriegszeug unterstützt wurde.

Trotz alledem hatte der Prinz vom Wesen des Nordamerikanerthums so wenig eine Vorstellung, daß er wähnte, mittels einer ohne Wissen und Zuthun des französischen Marschalls beschlossenen diplomatischen Sendung nach Washington Männer wie Linkoln und Seward von ihren Principien abzubringen und sich von ihnen eine Art Anerkennung oder wenigstens die Versicherung der Neutralität der Unionsregierung zu verschaffen. Zu diesem Ende sandte er seinen Minister Arroyo nach Washington, der aber dort die Aufnahme fand, welche er erwarten musste, nämlich gar keine. Er wurde rund und nett abgewiesen.

Der Erzherzog, von der richtigen Ueberzeugung geleitet, daß er als bloßes Werkzeug der napoleonischen Politik, als Schützling der französischen Waffen den Mexikanern niemals etwas anderes werden könnte denn eine abenteuerliche Figur einer der abenteuerlichsten Episoden ihrer abenteuerlichen Geschichte, hatte also versucht, sich zu nationalisiren, sich auf eigene Füße zu stellen, die patriotische Partei für sich zu gewinnen und den Argwohn und Groll der Vereinigten Staaten zu entwaffnen. Allein alle diese Versuche, Anläufe und Bemühungen waren so kläglich misslungen, daß dem Prinzen, wollte er nicht das Klügste thun, d. h. seine Schaumgoldkrone dem nächsten besten Bettler schenken und zur süßen Muße von Miramar zurückkehren, nichts übrigblieb, als von neuem auf Gnade und Ungnade in die Arme der Franzosen sich zu werfen, welche ihm natürlich von da ab sehr deutlich fühlbar machten, wie sie von seiner Kaiserschaft im allgemeinen und von seinen Emancipationsversuchen im besonderen dachten. Die doppelt peinliche Demüthigung, welche dies für den östreichischen

Digitized by Google

Prinzen mit sich brachte, hätte er sich ersparen können, falls er sich inbetreff der Tauglichkeit, d. h. Untauglichkeit der „gemäßigten Liberalen", welche dem Kaiserthron zugefallen waren, keine Illusionen gemacht haben würde. Denn von diesem Menschenkehricht, von solchen Spülichtmenschen war schlechterdings nichts zu erwarten, ausgenommen Dummheiten und Feigheiten. Die Halblinge und Hämmlinge waren auch in Mexiko so, wie sie überall sind. Zu feig, um ganze Verräther zu sein, fanden sie sich mit ihrem Gewissen dahin ab, daß sie nur halbe sein wollten. Weil der Kaiserschwindel, von französischen Bajonetten gehalten, den Anschein einer Realität hatte, so schwindelten diese Herren Realpolitiker denselben mit, selbstverständlich mit dem stillen Vorbehalte, sofort nach dieser oder jener Seite hin abzuspringen, wo sich etwa Gelegenheit böte, einem anderen Erfolge zu huldigen, einer anderen „vollendeten Thatsache" realpolitisch sich anzubequemen, wie das allenthalben und allzeit des Amphibienthums Natur und Kunst ist . . .

Zwischen Maximilian und Bazaine hob nun aber eine Schachpartie an, welche nur mit der Mattsetzung des ersteren endigen konnte. Der Erzherzog sträubte sich fortwährend gegen seine französischen Fesseln, welche er doch unmöglich abschütteln konnte, falls er nicht seinem Herren und Meister in Paris das Danaergeschenk von Krone vor die Füße werfen wollte. Und das wollte er nicht, weil sich sein Stolz dagegen sträubte, nach Hause heimzukehren mit dem Geständniß, er habe die größte Don-Quijoterie des Jahrhunderts begangen.

Dem Marschall hat man allerhand nachgesagt und soviel ist gewiß, daß er während der Okkupation Mexiko's durch die Franzosen sich selber durchaus nicht vergaß. Man weiß ja, daß französische Marschälle und Generale von derartigen Unternehmungen auch noch solidere Dinge als Gloire mitheimzubringen pflegen. Bazaine war ein praktischer Mann. Er lehnte den Titel eines „Duc de

Digitized by Google

Mexique", welchen ihm der Erzherzog anbot, ab; natürlich aus purer Bescheidenheit, in welcher Tugend französische Marschälle und Generale bekanntlich von jeher groß gewesen sind. Dagegen sah er sich mit den Augen seines liebebedürftigen Herzens um unter den schöneren und schönsten Töchtern des Landes oder wenigstens der erreichbaren Gegenden und sein Stern wollte, daß eine der schönsten oder gar die allerschönste der mexikanischen Sennorita's, die siebzehnjährige Pepita de la Penna, welche aber die ihr von Klätscherin Fama angelogenen „märchenhaften" Reichthümer keineswegs besaß, im Juni von 1865 seine Frau Marschallin wurde. In Folge dieser Verbindung soll Bazaine, angeeifert durch den Ehrgeiz seiner jungen Frau, mit dem Plane sich getragen haben, den östreichischen Prinzen zu entfernen und sich selber zum König oder Kaiser von Mexiko zu machen.

Unmöglich ist das nicht. Wahrscheinlich sogar sind dem französischen Oberbefehlshaber, der ja doch, soweit die Gewalt der französischen Waffen in Mexiko reichte, thatsächlicher Gebieter im Lande war, derartige Träume der Ruhm- und Herrschsucht durch den Kopf gefahren. Aber zu einem Versuche, dieselben zu verwirklichen, ist es nicht gekommen. Wenigstens ist bislang kein Beweis von einiger Verlässlichkeit beigebracht worden, daß ein solcher Versuch wirklich stattgefunden habe. Weiterhin hatte der Marschall allem nach das Recht, über Verleumdung sich zu beklagen, wenn ihm nach dem Eintritte der mexikanischen Katastrophe leise und laut vorgeworfen wurde, er habe das Kaiserthum geradezu an die republikanischen Generale verrathen und verkauft. Freilich ist es im Interesse der historischen Wahrheit höchlich zu bedauern, daß der vielbesprochene Briefwechsel zwischen Maximilian und Napoleon noch nicht an die Oeffentlichkeit gekommen ist; denn derselbe würde ohne Zweifel manche Geheimfalte des Trauerspiels in Mexiko bloßlegen. Allein bei jetziger Aktenlage ist, wenn man gerecht sein will, kein anderes Urtheil möglich als dieses, daß Bazaine durchweg und bis zuletzt nach seinen

Digitized by Google

Instruktionen gehandelt und nur die Befehle seines Herrn, des Kaisers der Franzosen, vollzogen habe.

11.

Ein Todesurtheil, das sich einer selber schreibt.

Die Franzosen haben behauptet — und zwar mit jener Zuversicht, womit sie derartige Behauptungen aufzustellen gewohnt sind — daß zu Anfang des Jahres 1865 die Aufgabe, welche ihnen der Wille ihres Kaisers und das Vertrauen des mexikanischen Vasallen desselben in Mexiko gestellt hatte, in umfassender Weise gelöst gewesen sei („largement accompli"). Dem Lande sei Ruhe und Friede zurückgegeben gewesen, die „nationale" Armee auf guten Grundlagen organisirt, das Verwaltungswesen neu eingerichtet und eine wirksame Kontrole hergestellt. Alle die Veranstaltungen, Organisationen und Einrichtungen der Franzosen seien aber durch die Unfähigkeit, Sorglosigkeit und Trägheit der Minister Maximilians und seiner Regierung überhaupt gelähmt, verwirrt und unwirksam gemacht worden.

An diesem Vorwurf ist etwas Wahres, sogar viel. Allein nicht minder wahr ist, daß die Franzosen, indem sie in Mexiko in ihrer Weise „an der Spitze der Civilisation marschirten", d. h. nach der französischen Regierungsschablone organisirten und regierten, nur ein großes Kartenhaus von Civil- und Militärverwaltung zuwegebrachten, welches hinter ihren abmarschirenden Kolonnen sofort zusammenstürzte.

Man muß auch hervorheben, daß wahrheitsliebende Franzosen selber keineswegs nur die Regierung Maximilians oder den Prinzen persönlich für diesen Zusammensturz verantwortlich gemacht haben. So ein Franzos hat diese zwei

Digitized by Google

Fragen gethan: „Trug nicht die eigentliche Schuld die französische Regierung, da sie mit ungeheuren, von der öffentlichen Meinung verabscheuten Opfern (aux prix d'énormes sacrifices repoussés par l'opinon publique) in Mexiko eine Dynastie gründen wollte und dieser Dynastie doch nur 40 Millionen aus zwei starken Anleihen zukommen ließ, während sie selber dadurch 500 Millionen sich verschaffte, welche die Dummheit geköderter und getäuschter Darleiher ihr darbot (500 millions prêtés par d'imprudents sonscripteurs alléchés et trompés)? Hieß das nicht wissentlich (sciemment) ein todtgeborenes Reich in die Welt setzen?“ [1])

Diese vernichtenden Fragen konnten nur der Moniteur und seinesgleichen zu verneinen wagen.

Derweil schien im Jahre 1865 noch alles gut zu gehen. Die mobilen Kolonnen der Franzosen durchzogen ja das weite Gebiet der Republik und nur mühsälig hielten die republikanischen Generale, im Norden insbesondere Negrete, im Süden Diaz, unter wechselnden Erfolgen noch das Feld. Die „nationale“ Armee war auf 35,000 Mann gebracht und hierzu kamen 6545 Oestreicher und 1324 Belgier. So verfügte die Regierung des Erzherzogs, das französische Heer gar nicht mitgerechnet, über eine Streitmacht von 43,520 Mann mit 12,482 Pferden und einzelne kaiserliche Generale, vor allen Mejia, leisteten an der Spitze dieser Streitmacht Tüchtiges.

Allein schon war außerhalb der Gränzen Mexiko's der Schicksalsschlag gefallen, welcher den Thron des östreichischen Prinzen zertrümmern sollte. Mit dem Beginne des Frühlings von 1865 neigte sich ja die Rebellion der Südstaaten ihrem Untergange zu. Am 28. März hoben Grant und Sheridan, nachdem die Rebellenarmee unter Lee den eng und enger sie umstrickenden Kreis der Unionsheere vergeblich zu durchbrechen versucht hatte, die allgemeine Vorwärtsbewegung an, welche zu der fünftägigen Schlacht

1) Kératry, 88.

Digitized by Google

bei Petersburg und Richmond führte. Der Sieg der Union war vollständig, die Vernichtung der Rebellion unbedingt und die Ermordung des Präsidenten Linkoln am 14. April durch einen Fanatiker der Sklavenjunkerei konnte dieser nur noch ein weiteres Schandmal aufdrücken. Die große transatlantische Republik stand siegreich da und um so glorreicher, da sie gegen ihre besiegten Todfeinde eine Milde und Großmuth bewies, wie solche im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte noch nie und nirgends vorgekommen war und wie sie dem Monarchismus eine glühende Schamröthe auf die Stirne hätte jagen müssen, falls dieser große Herr derartigen „bürgerlichen" Anwandelungen überhaupt zugänglich wäre. Die Demokratie hatte durch diesen und in diesem Kampf eine Lebensfähigkeit und Kraft erwiesen, welche selbst ihre Freunde ihr nicht zugetraut hatten und welche ihren Feinden gewaltigen Respekt einflößte. Man brauchte, um dies zu erkennen, nur die höchst ergötzliche Gesichterverlängerung anzusehen, welche vom Nordkap droben bis zum Kap Matapan drunten bei den Rückwärtsern aller Grade und Farben sich bewerkstelligte, als die großen Siegesbotschaften nach Europa herübergelangten. In jenen Apriltagen mochte auch ein Gewisser fühlen, daß ein gewisses „Exoriare aliquis!" doch kein leerer Schall gewesen sei. Er sollte sehr bald vollwichtige Beweise zu Handen haben, daß der Ruf vernommen, beachtet und erhört worden war.

Man muß übrigens gestehen, daß man am pariser Hofe die ganze Bedeutung und Tragweite des Sieges der Union über die südstaatliche Rebellion wohl verstand und zu würdigen wusste. Der imperialistische Adler ließ jetzt die Flügel merkwürdig hängen, während er dieselben ein Jahr zuvor bei Uebergabe der oben erwähnten Note Sewards hochmüthigst gespreizt hatte. Damals, im April 1864, hatte Napoleon des Dritten Oberkommis für die auswärtigen Angelegenheiten, Monsieur Drouyn de Lhuys, den amerikanischen Gesandten vom hohen Roß imperialen Allmachtgefühls herab gefragt: „Wollen Sie Frieden oder

Krieg?" Ganz so, als wollte der Herr Oberkommis sagen: Einen Krieg mit euch Yankees sehen wir für ein Ding an, das man so nebenbei abmacht. Nun aber, Anno 1865, machte schon die Möglichkeit dieses Dinges ein so drohendes Gesicht, daß die Tuilerienpolitik gerathen fand, schleunigst von dem erwähnten hohen Rosse herabzusteigen und klein, sehr klein beizugeben.

Im „Palacio imperial" zu Mexiko war man weit weniger gut über die Bedeutung des Triumphes der Union unterrichtet. Ja, man wähnte, daß von dorther für das mexikanische „Kaiserthum" gar nichts zu besorgen sei. Dies thut unwiderleglich dar, daß die Illusionen des östreichischen Prinzen zu dieser Zeit noch in voller Blüthe standen und daß diese Illusionen unendlich viel länger waren als sein Verstand. Zu seiner Entschuldigung darf und muß jedoch gesagt werden, daß gegen den Herbst von 1865 hin die Lage des Republikanismus in Mexiko eine ganz verzweifelte zu sein schien. Eine so verzweifelte, daß der Erzherzog bei seiner Unkenntniß des mexikanischen Volkscharakters wohl der Täuschung sich überlassen konnte, jeder nennenswerthe Widerstand gegen seine Kaiserschaft sei zu Ende und es handle sich nur noch darum, den Ueberresten der „Dissidenten", den etwa noch widerstrebenden „liberalen" Elementen energisch den Meister zu zeigen. Alle Hauptstädte und Häfen des weiten mexikanischen Gebietes befanden sich ja, nur wenige ausgenommen, in den Händen der Franzosen und der „Kaiserlichen". Französische Kolonnen waren sogar bis nach dem entlegenen Chihuahua vorgedrungen, wo der Präsident Juarez und seine Wanderregierung ein Asyl gefunden hatte. In Folge dieser Okkupation hatte der Präsident nach Paso del Norte entweichen müssen, dem in nordöstlicher Richtung äußersten Gränzort Mexiko's am Rio Grande, jenseits dessen das Gebiet der Vereinigten Staaten anhebt. Es hieß sogar, Juarez habe den mexikanischen Boden ganz verlassen, was jedoch unwahr.

Der Erzherzog glaubte es aber und hielt seine Herr-

Digitized by Google

schaft jetzt für eine unbestrittene. Er wusste nicht, daß Juarez auch vom äußersten Gränzorte aus seinen Widerstand mit ungebrochener Zähigkeit fortsetzen und daß die republikanische Fahne bald wieder da und dort im Felde flattern würde. So beschloß er denn, die eine Hand versöhnlich gegen die „Liberalen" auszustrecken, zugleich aber die andere drohend zu erheben. Der Prinz versammelte demnach seinen Ministerrath und legte demselben ein Dekret vor, welches, wähnte er, zugleich beruhigend und vernichtend wirken sollte. Im Eingange dieses Aktenstückes war gesagt, daß der „Kaiser" alle redlichen und tüchtigen Männer des Landes um sich zu versammeln wünschte und daß er zum Beweise dessen dem Benito Juarez den Vorsitz im höchsten Gerichtshofe anbieten wollte. Dann schlug aber der milde Mollton plötzlich in die brutalste Durtonart um. Die Republikaner, d. h. die rechtmäßigen Vertheidiger des Bodens ihres Vaterlandes gegen eine demselben mit unerhörter Perfidie auferlegte Invasion und Usurpation, wurden ohne weiteres zu „Banditen, Straßenräubern und Verbrechern" gemacht und für „vogelfrei und außerhalb des Gesetzes stehend" erklärt, die republikanischen Harste als „Banden" bezeichnet. Jedes ergriffene Mitglied einer solchen „Bande" sollte unerbittlich zum Tode durch Erschießen verurtheilt und dieses Urtheil binnen 24 Stunden vollzogen werden.

Dies ist das berüchtigte Dekret vom 3. Oktober 1865. Der Erzherzog hat es mit eigener Hand vom ersten bis zum letzten Buchstaben geschrieben und hat sich damit sein eigenes Todesurtheil geschrieben.

Der Krieg war schon bislang mörderisch genug geführt worden, wenigstens vonseiten der Franzosen und der „Kaiserlichen", welche in wahrhaft barbarischer Weise ihre republikanischen Gefangenen als „Banditen" behandelten, während — es ist eine unbestreitbare Thatsache — bis dahin Juarez und die meisten seiner Generale ihre französischen und „kaiserlichen" Gefangenen mit großer Milde und Menschlichkeit behandelt hatten.

Digitized by Google

Die sämmtlichen Minister des Erzherzogs unterfertigten nach ihm das verhängnissvolle Dokument. Allein diese Herren haben nachmals Sorge getragen, zu verhüten, daß die Wucht des Morddekrets auch sie erdrückte; sie haben sich nämlich bei Zeiten aus dem Staube gemacht und nach Frankreich gerettet. Der Marschall Bazaine hat, wenn man französischen Quellen glauben darf, seine Einwilligung zu dem Blutmanifest nur zögernd und widerwillig gegeben. Gewiß ist, daß er die Ausführung des Dekrets nicht hinderte, sondern energisch förderte. Zu Dutzenden, zu Hunderten sind mexikanische Republikaner diesem grausamen Erlasse zum Opfer gefallen. Erbarmungslos wurden den Vorschriften desselben gemäß die beiden gefangenen republikanischen Generale Salazar und Arteaga erschossen, vielbetrauerte Märtyrer für die Unabhängigkeit ihres Landes. Warum haben die gefühlvollen Knechteseelen in Europa, welche ein so wüthendes Gezeter erhuben, als das Dekret vom 3. Oktober auf seinen Verfasser zurückfiel, nicht auch diese Standrechtsschüsse gehört? Sind Männer, welche in der Erfüllung heiligster Pflichten sterben, etwa weniger beklagenswerth als ein ehrgeiziger Romantiker, auf welchen ein von ihm selbst geschleuderter Stein zurückprallte? Der Prinz war ja ein Stück von einem Poeten und ein Kenner der poetischen Literatur. Wohl ihm, wenn ihm, als er sich hinsetzte, sein blutig Edikt zu verfassen, der Warnungsruf der genialsten deutschen Dichterin zu Sinne gekommen wäre:

„Wirfst du den Stein, bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand mag treiben!“

Das Oktoberdekret, welches den Republikanismus förmlich ächtete, rief in den Vereinigten Staaten einen allgemeinen Wuthschrei hervor und hat natürlich nicht wenig dazu beigetragen, daselbst den Kredit des Präsidenten Juarez zu erhöhen, so daß er zu dieser Zeit in New-York eine mexikanische Anleihe von 30 Millionen Dollars machen konnte; sowie nicht weniger dazu, seiner Fahne immer

Digitized by Google

mehr nordamerikanische Freiwillige zuzuführen, und endlich dazu, das Kabinett von Washington zu energischem Auftreten zu treiben.

Der Gang der Nemesis, gewöhnlich ein sehr langsamer und hinkender, hier war er einmal rasch und fest.

Der Präsident Johnson und seine Minister vermochten natürlich unschwer zu erkennen, daß der unbequeme und anmaßliche Kaiserschwindel in Mexiko verschwinden müsste, sobald die französische Armee aus dem Lande verschwunden sein würde. Hierauf richteten sie ihr nächstes Absehen. Die Regierung von Washington hatte aber zum Vorgehen gegen die Okkupation Mexiko's durch die Franzosen noch ein zweites mächtiges Motiv. Sie wollte Napoleon den Dritten sein feindseliges Verhalten gegen die Union zur Zeit ihrer Bürgerkriegsbedrängniß büßen lassen; wollte ihm zeigen, daß er nicht ungestraft davon geträumt haben sollte, einen Todesstoß in das Herz des Republikanismus zu thun; wollte endlich mittels des Umsturzes von Maximilians Thron nicht allein dem Bonapartismus eine bittere Demüthigung bereiten, sondern auch der französischen Eitelkeit und Ueberhebung eine eindringliche Lektion geben.

Schon am 6. December von 1865 stellte der Staatssekretär Seward dem aus Mexiko nach Washington versetzten und am ersteren Orte durch einen Herrn Dano ersetzten französischen Gesandten Montholon eine Note zu, worin bestimmt erklärt war, daß die französische Intervention und Invasion in Mexiko ein Ende nehmen müsste, weil mit den Principien der Vereinigten-Staaten-Politik in keiner Weise vereinbar. Schon am 9. Januar von 1866 gab in Paris der früher so patzige Oberkommis Drouyn de Lhuys die demüthige Antwort: „Die französische Regierung ist bereit, die Rückberufung ihrer Truppen aus Mexiko nach Möglichkeit zu beeilen."

Man hatte sich also in den Tuilerien entschlossen, den verhassten Yankees unbedingt ihren Willen zu thun und das unter dem Gelärm aller Trompeten und Pauken des Chauvinismus in Scene gesetzte mexikanische Abenteuer

Digitized by Google

aufzugeben. Gut soweit. Man hatte eine kolossale Dummheit begangen und sah sich nun in der Lage, diese Dummheit, obzwar unter allerlei Verblümungen und Verkleisterungen eingestehen zu müssen. Dummheiten zu machen, wenn auch nicht gerade so kolossale und so kostspielige, kann jedermann passiren, und es ist daher keine übergroße Schande, zu bekennen, daß man dumm gewesen. Aber was ist zu der folgenden Thatsache zu sagen?

Zur Zeit, als der Tuilerienhof bereits entschlossen war, das mexikanische Abenteuer aufzugeben, erhielt der Erzherzog immer noch Briefe vom Kaiser der Franzosen, worin ihm derselbe bestimmte Verheißungen wirksamer Unterstützung machte, und diesen Briefen folgten andere auf dem Fuße nach, welche, von der französischen Regierung an ihre Agenten in Mexiko gerichtet, diese Unterstützung untersagten und namentlich verboten, dem armen Schattenkaiser Geldvorschüsse zu machen, ohne die er doch schlechterdings nicht existiren konnte, wie man in Paris ganz gut wusste [1]).

Kein Zweifel, zur Zeit, als Napoleon der Dritte noch immer Hilfeverheißungsbriefe an den Erzherzog schrieb, war der mexikanische Kaiserschwindel in den Tuilerien bereits aufgegeben. Wie heißt es doch beim alten Cicero? „Ubi facta loquuntur, non opus est verbis.“

Freilich, dieser rücksichtslose Brother Jonathan da drüben hatte nun einmal die vertrakte „Notion“, daß mit dem widerwärtigen Schwindelding in Mexiko rasch aufgeräumt werden müsste. Quer das, sehr quer für den „Neffen des Onkels“, welchen die feige Niedertracht der Alten Welt

1) „Pourquoi donc des lettres de l'empereur Napoléon à Maximilien, qui contenaient sanc cesse des promesses directes de concours efficace, étaient-elles constamment précédées ou suivies d'ordres de ses ministres, interdisant aux agents français les avances financières“. Kératry, 105. Im übrigen steht fest, daß die Regierung Maximilians redlich sich bemühte, ihren pekuniären Verpflichtungen gegen Frankreich nachzukommen, und sie ist denselben im ganzen auch wirklich gewissenhaft nachgekommen.

Digitized by Google

seit 14 Jahren in einen solchen Allmachtdusel hineingespeichelleckt hatte, daß er gewähnt, er werde auch der Neuen Welt nur so nebenbei und zu seinem Privatvergnügen seine Träume als Gebote auferlegen können. Um die Unpopularität des mexikanischen Unternehmens in Frankreich hätte sich Napoleon der Dritte keinen Pfifferling gekümmert und auch nicht zu kümmern gebraucht, wohl wissend, daß die Mode des „Ruere in servitium" unter den Franzosen noch für einige Zeit vorhalten würde. Aber Brother Jonathan sagte: Fort mit den Frenchmen aus Mexiko, kalk'lir ich! und die Frenchmen gingen . . . .

In der diplomatischen Sprache machte sich das allerdings höflicher, jedoch nicht eben viel. Am 12. Februar von 1866 richtete Herr Seward an den französischen Gesandten zu Washington wiederum eine Note, worin dem Tuilerienhofe höchst unliebsame Wahrheiten gesagt wurden. Z. B: „Ich muß dabei beharren, daß, welche Absichten und Gründe Frankreich dazu gehabt haben mag, die von einer gewissen Klasse von Mexikanern zum Sturze der republikanischen Regierung und zur Aufrichtung eines Kaiserthrons angewandten Mittel in den Augen der Vereinigten Staaten als ohne die Autorisation des mexikanischen Volkes ergriffen und gegen den Willen und die Meinung desselben in Ausführung gebracht betrachtet werden müssen." In diesem Tone ging es fort bis zum Schlusse, wo dann erklärt wurde, die Union erwarte des bestimmtesten, daß „der Kaiser der Franzosen sofort mit Bestimmtheit erklären werde, die Thätigkeit seiner Armee in Mexiko einstellen und dieselbe nach Frankreich zurückrufen zu wollen, ohne irgend eine Stipulation oder Bedingung von ihrer (der Union) Seite (sans aucune stipulation ni condition de notre part)." Und als ob auch dieses noch nicht deutlich genug wäre, wurde die Wermuthsdosis geradezu verdoppelt, indem Seward kundgab: „Es ist die Ansicht des Präsidenten (Johnson), daß Frankreich die versprochene Heimberufung seiner Truppen nicht um einen Augenblick verzögern darf (n'a que faire de retarder d'un instant la retraite promis)." End-

Digitized by Google

lich forderte noch die Note von Frankreich die bestimmte Zeitangabe („l'avis definitif de l'époque") dieser Heimberufung.

Der Tuilerienhof hatte sich beeilt, diesen Forderungen theilweise noch zuvorzukommen. Denn schon unterm 14. Januar hatte Monsieur Drouyn de Lhuys an den französischen Gesandten in Mexiko geschrieben: „Unsere Okkupation muß ein Ende nehmen und wir müssen uns ohne Verzug darauf vorbereiten (il faut que notre occupation ait un terme, et nous devons nous y préparer sans retard). Es ist der Wunsch des Kaisers, daß die Räumung gegen den nächsten Herbst zu beginnen könne". Am folgenden Tage schrieb der Minister abermals und faselte die Kreuz und die Quer von der Fürsorge der französischen Regierung für das glorreiche Werk, das sie unternommen und von ihrer Sympathie für den Kaiser Maximilian („le gouvernement de l'empereur, dans sa sollicitude pour l'oeuvre glorieuse dont il a pris l'initiative et dans sa sympathie pour l'empereur Maximilien"). Hart neben diesem albernen Gerede von dem „glorreichen Werk", das man so unglorreich aufzugeben im Begriffe war, stand aber doch das Bekenntniß, es sei „für eine sich bildende Regierung der gefährlichste aller Vorwürfe, nur durch fremde Truppen gehalten zu werden". Ganz richtig! Aber warum war denn der Tuilerienhof in den Besitz dieser Wahrheit und Weisheit *jetzt erst* gelangt, jetzt erst, nachdem das Kabinett von Washington erklärt hatte, es könne und werde die „fremden Truppen" nicht mehr länger in Mexiko dulden.

Wie verhielt sich sodann die kundgegebene Absicht der französischen Regierung, das mexikanische Unternehmen möglichst rasch fallen zu lassen, zu den Bestimmungen des Vertrags von Miramar, welche dem „Kaiser" Maximilian auf so und so lange die Unterstützung Frankreichs zusicherten? Oh, darüber brauchte man sich weiter keine Skrupel zu machen. Man hatte ja die berühmte Fabel von dem Lamme, welches dem Wolfe das Wasser trübt, als Vorbild schon zur Hand. Der arme Maximilian mußte an allem schuld

Digitized by Google

sein. Schon in seiner Depesche vom 14. Januar hatte der französische Minister diesen Ton angeschlagen, indem er schrieb, es sei festgestellt, daß „der Hof von Mexiko ungeachtet seines guten Willens in der anerkannten Unmöglichkeit sich befände, die Bedingungen von Miramar fürder zu erfüllen", d. h. die französischen Truppen zu bezahlen.

Dies war das Präludium zur Zerreißung des Vertrages von Miramar durch den Tuilerienhof, welcher, streng genommen, formell dazu nicht ganz unberechtigt war, aber doch wohl wissen musste, daß jener Vertrag ihm eine moralische Verpflichtung auferlegt hatte, von welcher nichts, aber auch gar nichts ihn entbinden konnte als das „Car tel est notre plaisir", welches der Mächtige dem Hilflosen zuherrscht.

Um den Riß weniger kreischend zu machen, d. h. die Einwilligung des Erzherzogs zur Beseitigung des plötzlich so unliebsam gewordenen Vertrages zu erhalten, wurde im Januar von 1866 der Baron Saillard nach Mexiko geschickt, musste aber unverrichteter Dinge nach Europa zurückkehren. Maximilian konnte dem Begehren Napoleons unmöglich entsprechen und sandte, seine Weigerung zu begründen, ein vertrauliches Schreiben an den Kaiser der Franzosen, dessen Ueberbringer der General Almonte war.

Der arme Schattenkaiser erwartete von dieser Sendung einen Erfolg, von welchem schon gar keine Rede mehr sein konnte. Sehr begreiflich aber, daß er noch hoffte, weil er vonseiten des Tuilerienhofes über dessen eigenes fatales Missverhältniß zu den Vereinigten Staaten ganz und gar im Dunkeln gelassen wurde. Noch zu Ende Mai's wusste der Erzherzog nichts davon, daß Napoleon sich hatte entschließen müssen, vor dem Willen der Union die französische Flagge in Mexiko zu streichen. Beweis für dieses sein Nichtwissen ist der Brief, welchen der Prinz am 28. Mai zu Chapultepek an Bazaine schrieb, als er erfahren hatte, daß Juarez aus Paso del Norte nach Chihuahua zurückgekehrt sei, welche Stadt nach dem Abzuge der Franzosen sofort dem Präsidenten wieder ihre Thore aufgethan hatte.

Digitized by Google

Mit der Naivität eines Kindes und der leichterregbaren Phantasie eines Poeten schrieb der Erzherzog an den Marschall: „Ganz unzweifelhaft liegt es nicht weniger im Interesse Ihres glorreichen Souveräns, meines erhabenen Bundesgenossen, des Kaisers Napoleon, als in dem meinigen, den Anmaßlichkeiten des Kabinetts von Washington ein Ende zu machen (de mettre un terme aux prétentions du cabinet de Washington) und zwar dadurch, daß man den Juarez aus seiner letzten Hauptstadt vertreibt." Er wähnte also, sein „erhabener Bundesgenosse" würde mit ihm zusammen gegen das Sternenbanner angehen. Armer Poet!

12.

Die Fahrt in den Wahnsinn.

Mit dem Beginne des Jahres 1866 konnte sich in Mexiko kein sehender und hörender Mensch mehr darüber täuschen, daß es mit dem Kaiserschwindel rasch abwärts ginge. Alles Deliberiren, Dekretiren und Ediktiren im „Palacio imperial" half nichts. Die republikanische Fahne erschien überall wieder im Felde und in demselben Verhältnisse, in welchem die Franzosen aus den entfernteren Landschaften sich zurückzogen und gegen die Hauptstadt hin sich zusammenzuscharen begannen, schritt die „Rebellion", d. h. der neubelebte rechtmäßige Widerstand gegen die fremde Usurpation ebenfalls gegen jenen Centralpunkt hin vor.

Den Streitern für die Unabhängigkeit ihres Landes kam es sehr zu statten, daß ihre Gegner untereinander in ewigem Genörgel und Gezänke lagen. Die Franzosen wurden auch von ihren Verbündeten, den „Kaiserlichen", geradezu gehasst. Die östreichischen Fremdenlegionäre verstanden sich nicht mit den belgischen und beide zusammen weder mit den „Kaiserlichen" noch mit den Franzosen, welche

Digitized by Google

letzteren natürlich die allgebietenden Herren spielten, spielen konnten und auch wohl spielen mussten, wenn das Lotterwerk von Kaiserthum überhaupt noch einigermaßen zusammenhalten sollte.

Das Verhältniß des Erzherzogs zu dem französischen Oberbefehlshaber, von Anfang an und seiner Natur nach das unerquicklichste von der Welt, musste an Verbitterung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zunehmen, besonders von da ab, als der Marschall in Kenntniß gesetzt war, daß man in Paris den Entschluß gefasst hätte, den mexikanischen Kaiserschwindel fallen zu lassen. Bazaine erfuhr das zunächst in mittelbarer Weise und zwar dadurch, daß, als er zu Anfang Februars von 1866 dem Bitten und Betteln der „kaiserlich" mexikanischen Regierung um einen Geldvorschuß noch einmal willfahrt hatte, der Tuilerienhof ihm seine Missbilligung und die Weisung zukommen ließ, fürder kein Geld mehr herzugeben. Die Folge davon war, daß ganze Bataillone der „kaiserlichen" Armee aus Mangel an Sold und Brot sich auflös'ten und zu den Republikanern überliefen. Es wurde dem Marschall zur gleichen Zeit von Paris aus zur Pflicht gemacht, die Mitwirkung der französischen Armee zur Aufrechthaltung des Kaiserthrons nach und nach einzustellen. Schon zu Ende Januars 1866 erhielt er von Hause die Weisung: „Sie haben sehr klug gehandelt, daß Sie Ihre Truppen zwischen San Luis, Aguas-Calientes und Matehuala zusammenzogen. Unsere militärische Rolle (in Mexiko) muß nachgerade aufhören. Der Klagen Maximilians ungeachtet wollen wir nicht einen einzigen Soldaten mehr hergeben."

Diese „Klagen" des Erzherzogs waren zugleich Beschwerden über den Marschall, welche gar reichlich in den Tuilerien einliefen. Ob Bazaine wohl nichts davon erfuhr, daß ihn „Los Emperadores" bei *seinem* Kaiser verklagten, während sie im persönlichen und schriftlichen Verkehr von Artigkeit und sogar von „Freundschaft" gegen ihn förmlich überflossen? Das ist schwerlich zu glauben. Man wird wohl nichts verabsäumt haben, was den Marschall instand-

Digitized by Google

setzen konnte, sein Gebaren so einzurichten, daß es dazu mitwirken müsste, den Erzherzog „zu extremen Entschlüssen zu treiben", welche der Tuilerienhof schon zu Ausgang Mai's von dem Prinzen erwartete. Unter den extremen Entschlüssen („des résolutions extrêmes") verstand Napoleon der Dritte zweifelsohne den nächstliegenden Entschluß des Erzherzogs, die verzweifelte Kaiserschwindelpartie aufzugeben, „seinem erhabenen Bundesgenossen" das Danaergeschenk von Rauschgoldkrone vor die Füße zu werfen und heimzugehen. Der Kaiser der Franzosen hätte es sich schon gefallen lassen, wenn es dabei auch nicht allzu höflich und etikettisch hergegangen sein würde. Wäre es doch noch immer die wohlfeilste Manier gewesen, aus dem nachgerade zu einem furchtbaren Skandal ausschlagenden mexikanischen Unternehmen rasch herauszukommen.

Allein Maximilian war doch nicht ganz so, wie ihn Bazaine seinerseits in seinen Depeschen an den Franzosenkaiser abmalte, — nicht lichtbildlich abmalte, bewahre! sondern so, daß man in den Tuilerien auf die Idee kam, dieser östreichische Prinz ließe sich alles bieten und würde und müsste am Ende aller Enden froh sein, wenn man die Rücksicht gegen ihn soweit triebe, daß ihm die Möglichkeit offen gehalten würde, mit heiler Haut aus diesem verwünschten Mexiko herauszukommen. Aus diesem verwünschten Mexiko, welches dem bonaparte'schen „Car tel est notre plaisir" eine so hässliche Nase gedreht hatte.

Allerdings, mit „extremen Entschlüssen" hat sich der Erzherzog zu dieser Zeit getragen, nur mit anderen, als sein „erhabener Bundesgenosse" voraussetzte und wünschte. Eines Tages ist ihm nach einer unliebsamen Scene mit Bazaine das Wort entfahren: „Quält man mich zu sehr, so stecke ich meine Krone in die Tasche und lasse mich zum Präsidenten wählen." Der Unglückliche trug sich demnach mit dem Wahn, er könnte nur so aus dem Kaiserthum in die Republik hinüberspringen. Er vergaß ganz und gar, daß es für die mexikanischen Republikaner eine bare Unmöglichkeit, das Werkzeug Napoleons des Dritten als ihr Oberhaupt anzuerkennen.

Digitized by Google

Es unterfteht keinem Zweifel und erklärt ſich auch ganz deutlich aus den Umſtänden, daß der Erzherzog mälig dazu gekommen war, die Franzoſen zu haſſen, tüchtig zu haſſen, nur um ſo tüchtiger ſie zu haſſen, je mehr er fortwährend auf ihren Beiſtand angewieſen war und blieb. Stand es doch im Juli von 1866 mit der „kaiſerlichen" Regierung ſo jammerhaft, daß bei der gänzlichen Unfähigkeit ſeiner halbliberalen Miniſter Maximilian ſich entſchließen muſſte, die beiden Franzoſen Oſmond und Friant ins Miniſterium zu berufen, um die aus Rand und Band gehende Regierungsmaſchine wieder einigermaßen einzurenken, zu flicken und zu kalfatern. Natürlich konnte das den beiden Franzoſen beim beſten Willen auch nicht gelingen und doch wäre dies Gelingen gerade jetzt um ſo dringender vonnöthen geweſen, als die republikaniſchen Angriffsſtöße auf das wackelige Ding von Kaiſerthum an Kraft und Wucht zunahmen, insbeſondere durch die drohenden Operationen der beiden republikaniſchen Generale Eſkobedo und Kortina gegen den „kaiſerlichen" Mejia. Dennoch hielt Maximilian aus und es war keine Phraſe, ſondern ein aufrichtiger Entſchluß, als er um dieſe Zeit öffentlich die Aeußerung that: „Ich will das Heil Mexiko's; die Kraft mag mir verſagen, der Wille wird es nie!"

Aber was hatte dieſer Wille „zum Heile Mexiko's" vermocht? Nichts. Was vermochte er noch? Nichts mehr. Zu Ausgang Juli's erfuhr der Erzherzog, daß die Sendung Almonte's vollſtändig geſcheitert war. Der langen Antwortsnote, welche das Tuilerienkabinett auf die Darlegungen und Bitten vonſeiten Almonte's ergehen ließ, kurzer Sinn war dieſer, daß dem armen Schattenkaiſer jetzt plötzlich erklärt wurde, die franzöſiſche Okkupation Mexiko's müſſte aufhören und es würde dem Marſchall Bazaine der Befehl zugehen, die Armee mit aller möglichen Beſchleunigung in die Heimat zurückzuführen und dabei nur auf die militäriſche Konvenienz und auf die techniſchen Fragen Rückſicht zu nehmen, über welche die Entſcheidung ihm allein zuſtände („nous prescririons au maréchal Bazaine de procéder, avec toute la diligence

Digitized by Google

possible, au rapatriement de l'armée, en ne se tenant compte que des convenances militaires et des considérations techniques dont il serait le seul juge").

Freilich war das vorerst nur bedingter Weise hingestellt und angedroht, aber gerade hierin lag eine unqualificirbare Perfidie. Die französische Regierung handelte unter dem Drucke des Kabinetts von Washington, welches durch seinen Gesandten in Paris unabläßig wiederholen ließ: „Macht, daß ihr aus Mexiko fortkommt!" alle Veranstaltungen vonseiten Frankreichs nach jener Richtung hin argwöhnisch überwachte und auch in Wien zu bemerken gab, daß es die Absendung von Verstärkungen für die östreichische Legion in Mexiko nicht dulden würde. Napoleon der Dritte und seine Minister-Kommis hüteten sich aber wohl, dem Erzherzoge zu sagen, daß man ihnen und wer ihnen befohlen habe, in Mexiko nicht länger „an der Spitze der Civilisation zu marschiren". Das hätte ja eingestehen heißen, daß es denn doch noch etwas Mächtigeres gäbe als das bonaparte'sche „Prestige" und etwas Prächtigeres als den napoleonischen „Stern". Das böse Lamm musste also dem frommen Wolfe das Wasser getrübt haben. In rauhen, um nicht zu sagen rohen Ausdrücken wurde dem armen Schattenkaiser vorgeworfen, daß er seinen finanziellen Verpflichtungen gegen Frankreich nicht nachgekommen sei, und desshalb betrachte Napoleon auch seinerseits den Vertrag von Miramar als nicht mehr bestehend.

Die Wahrheit ist aber, daß der östreichische Prinz mit größter Gewissenhaftigkeit jenen Verpflichtungen nachgekommen war und daß seine Regierung zur Stunde, wo ihm der zerrissene Vertrag von Miramar vor die Füße geworfen wurde, dem französischen Staatsschatze nicht mehr schuldete als etwa 400,000 Francs, also eine wahre Bagatelle, um welcher willen ein solches Geschrei zu erheben wahrhaft lächerlich war. Ruft man sich noch dazu ins Gedächtniß zurück, daß Maximilian und seine Regierung von den hunderten von Millionen der verschiedenen „mexikanischen Anleihen" nicht mehr als höchstens 48 Millionen erhalten

Digitized by Google

haben, so liegt die klägliche Hinfälligkeit der finanziellen Argumente, womit der Tuilerienhof dem von ihm in die Welt gesetzten mexikanischen Kaiserschwindel zu Leibe ging, offen am Tage.

Warum hat denn die napoleonische Regierung nicht zu dem Erzherzog gesagt: „Die Union will weder deinen noch überhaupt einen Thron in Mexiko und wir wollen dich und deinen Thron nicht gegen die Yankees schützen, weil wir es nicht können" —? Warum hat sie, statt diese ehrliche Sprache zu führen, zu den jämmerlichsten Finanzkniffen und Gläubigerpfiffen gegriffen, um den Schattenkaiser zu vermögen, das zu thun, was sie von ihm haben wollte, d. h. seine Thronentsagung und Heimreise? Die Antwort ist leicht zu finden. Der Tuilerienhof that so, weil er seinen Hochmuth nicht soweit beugen wollte, einzugestehen, daß die ganze mexikanische Windbeutelei eine kolossale Dummheit, ein toller Rechnungsfehler gewesen sei; er that so, weil er sich schämte, zu bekennen, daß er sehr pressirt sei, den ganzen Schwindel fahren zu lassen, und zwar auf das Kommando vonseiten der Union; und endlich that er so, weil er, das Verderben Maximilians nach dem Abzuge der Franzosen voraussehend, dennoch das Odium, dieses Verderben verschuldet zu haben, nicht auf sich laden wollte.

Die krummen Wege führen aber doch auch nicht immer und überall an das Ziel.

In seiner Antwort auf die durch Almonte in Paris vorgebrachten Wünsche und Bitten des Erzherzogs forderte das französische Kabinett statt des Vertrags von Miramar, welchen es mit Füßen trat, barsch einen neuen, dessen Hauptbestimmung sein müsste, daß die Hälfte der Hafenzolleinnahmen von Veracruz und Tampico, also die letzten Hilfemittel der „kaiserlich" mexikanischen Regierung, fürder unmittelbar in die französische Staatskasse fließen sollte. Man wusste in Paris, daß dies dem mexikanischen „Kaiserthum" seinen letzten finanziellen Halt entziehen würde; aber das wollte man ja gerade. Wollte der Erzherzog diesen neuen Vertrag nicht annehmen, so sollte Bazaine die französische

Digitized by Google

Armee möglichst rasch einschiffen und den Prinzen seinem Schicksal überlassen.

Auf den persönlichen Untergang Maximilians hatte man es selbstverständlich in Paris nicht abgesehen. Im Gegentheil, man hoffte ihn zu retten, indem man ihm keine andere Wahl ließe als diese, mit der abziehenden französischen Armee ebenfalls abzuziehen. Allein der Rechenkünstler in den Tuilerien verrechnete sich abermals. Er kannte den Romantiker, mit dem er es zu thun hatte, wenig.

Der erste Schreckensschlag, den die Willensmeinung Napoleons im „Palacio imperial" that, schien freilich alle romantischen Dünste zerstreuen und den Erzherzog das Vollgefühl seiner verzweifelten Lage geben zu wollen. Er äußerte, wie wohl bezeugt ist: „Ich bin geprellt (joué!). Es bestand eine förmliche Uebereinkunft (une convention formelle) zwischen dem Kaiser Napoleon und mir, ohne welche ich den Thron niemals angenommen hätte. Diese Uebereinkunft garantirte mir unbedingt (me garantissait absolument) die Unterstützung durch französische Truppen bis zum Ende des Jahres 1868."

Maximilian sprach die Wahrheit, aber mit der Wahrheit kommt man bekanntlich nicht weit in der Welt.

Wäre er nur seinem richtigen Instinkte gefolgt, der ihn antrieb, am 7. Juli seine Rauschgoldkrone abzuthun. Schon hatte er die Feder eingetaucht, um seine Thronentsagung niederzuschreiben, als eine Frauenhand seine Hand zurückhielt, die Hand der Erzherzogin, welche dem Kaiserintraum unlieber entsagte als ihr Gemahl dem Kaisertraum.

Das war nun gerade so, als hätte die übelberathene Charlotte das Todesurtheil, welches Maximilian am 3. Oktober von 1865 sich selber geschrieben hatte, ihrerseits jetzt mitunterzeichnet.

Der Ehrgeiz dieser Frau griff nach einem Strohhalm, griff zu dem Wahne, es würde und müsste ihr gelingen, den „erhabenen Bundesgenossen" umzustimmen, so sie persönlich vor ihm erschiene. Man müsste darüber auflachen, wenn es nicht zum weinen wäre.

Digitized by Google

Die Erzherzogin wusste ihren Gemahl für ihre Absicht zu stimmen und zu gewinnen, für die Absicht, unverweilt nach Europa zu gehen, um in Paris und in Rom zu unterhandeln, d. h. zu bitten. Napoleon sollte nicht nur das Verbleiben der französischen Armee in Mexiko, sondern auch eine Verstärkung derselben bewilligen, sodann den Marschall Bazaine durch eine handlichere Persönlichkeit ersetzen und endlich ein Darleihen von 36 Millionen gewähren. Der Papst sollte um ein Konkordat angegangen werden, welches die Rechte des Klerus sicherstellte, zugleich aber auch den Inhabern der eingezogenen und veräußerten Kirchengüter Beruhigung gewährte. Würde die Erzherzogin weder in Paris noch in Rom zum Zwecke gelangen, so sollte der Erzherzog die Krone niederlegen, um seiner Frau nach Europa zu folgen.

Am 9. Juli reis'te die Prinzessin aus Mexiko ab. Um das Reisegeld zu beschaffen, hatte man einen kühnen Griff thun müssen, wie sie zu seiner Zeit der fromme Miramon in der Uebung gehabt, einen Griff in das Gemeingut der Hauptstadt, in die sogenannte „Wasserkasse", wo die zur Unterhaltung der städtischen Dämme bestimmten Gelder deponirt waren.

Während die Erzherzogin auf dem Meere schwamm, setzte der Erzherzog seine Regierung fort, wie es eben gehen, d. h. nicht gehen wollte. Die Republik und ihre rechtmäßige Regierung gewannen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wieder mehr Boden. Ihre berittenen Guerilleros durchstreiften alle Provinzen und ein besonders schwerer Schlag für das „Kaiserthum" war es, daß sein bester General Mejia die Stadt Matamoros unwiederbringlich an Escobedo verlor. In Oaxaka ließ Diaz, in Michoakan Regules das republikanische Banner siegreich wehen. Im August kam Maximilian auf den geradezu närrischen Einfall, seiner Sache dadurch aufzuhelfen, daß er das „ganze Reich" in Belagerungszustand erklären wollte. Bazaine jedoch weigerte sich, zu einer Sache die Hand zu bieten, welche ebenso gehässig war als lächerlich, weil unmöglich. Im

Digitized by Google

„kaiserlichen" Ministerium war ein beständiges Kommen und Gehen. Die beiden Franzosen Osmond und Friant mussten im September auf Befehl Napoleons aus dem Kabinette treten. An die Stellen der einheimischen halbliberalen Nullen kamen hierauf klerikale und übernahm der Pfäffling Larez die Ministerpräsidentschaft. Dieses Hin- und Herrutschen der Ministersessel war natürlich nur eine eitle Posse. Die Entscheidung über das Schicksal des „Kaiserthums" lag nirgends weniger als in dem „kaiserlichen" Kabinett. Als am 1. Oktober die „kaiserliche" Kasse außerstandes war, den Ansprüchen der Franzosen Genüge zu thun, nahmen diese das Zollamt von Veracruz in Besitz, um die Hafenzölle fortan für ihre eigene Rechnung zu erheben. Die vorgefundenen und annexirten Kassenbestände waren aber nicht bedeutend, denn die Mehrzahl der Beamten hatte sich mit ihren Kassen fortgemacht, um die Gelder an Juarez abzuliefern . . .

Derweil war die Erzherzogin von einem furchtbaren Verhängniß ereilt worden.

Die Kunde von ihrer unerwarteten Ankunft in Frankreich — sie stieg am 10. August von 1866 zu St. Nazaire an's Land — bereitete dem französischen Hof eine bittere Verlegenheit. Napoleon war durch diese plötzliche Erscheinung der Enkelin Louis Philipps, die sich von ihm hatte zur Kaiserin ernennen lassen, so verblüfft, daß ihm die Cigarre ausging, und man wusste in der ersten Ueberraschung gar nicht, was sagen und was thun. Falls die Erzherzogin eine kühlbesonnene, schlaurechnende und zugleich energische Diplomatin gewesen wäre, würde es ihr nicht allzu schwer geworden sein, diese Verlegenheit zu steigern und zu ihrem Vortheil auszunützen. Allein sie war nur eine sorgenbelastete, leidenschaftlich bewegte Frau, deren Nerven durch die Strapazen der Seereise in bebende Schwingung versetzt worden und welche bei dem Manne, der die Güter ihrer Oheime konfiscirt hatte, Anschauungen und Gefühle voraussetzte, für welche in der Philosophie von Gesellschaftsrettern schlechterdings kein Platz ist.

Digitized by Google

Am 11. August in Paris angelangt und im Grand Hôtel abgestiegen, erfuhr sie, daß der Hof in Saint-Cloud sich befände. Die Reise von St. Nazaire nach der Hauptstadt hatte ihre Aufregung so gesteigert, daß ihre Augen in fieberhafter Glut brannten. Sie verlangte einen Hofwagen, um sofort nach Saint-Cloud zu fahren. Herr Drouyn de Lhuys kam, um sie zu beruhigen und ihr zu sagen, der Kaiser sei unwohl und müsse daher bedauern, sie nicht empfangen zu können. Die Prinzessin konnte und wollte sich natürlich hiermit, sowie mit den nichtssagenden Redensarten des Ministers nicht zufrieden geben. Sie musste und wollte eine Entscheidung haben.

So fuhr sie denn nach Saint-Cloud hinaus, drang in das Schloß und erzwang sich eine Audienz bei dem Kaiser [1]).

Das ist jene bittere Stunde gewesen, wo die Erzherzogin zur Erkenntniß kam, daß auch Prinzessinnen, zumal von dem Gelüste, Kaiserinnen zu werden, gestachelte Prinzessinnen gutthäten, die Gesetze bürgerlicher Moral und die Vorschriften bürgerlichen Schicklichkeitsgefühls zu achten.

Aber auch für Napoleon den Dritten war es eine Stunde, die von Wermuth trof. Denn die bittende Schattenkaiserin von Mexiko verwandelte sich im Laufe der Unterredung mehr und mehr in die zornglühende Nichte seiner Todfeinde.

Die Tochter des Königs Leopold musste bald erkennen, daß der Entschluß Napoleons, das mexikanische Kaiserthum preiszugeben, gefasst und unwiderruflich war. Da, als alle ihre Hoffnungen zertrümmert und zertreten zu ihren Füßen lagen, vermochte sie ihrer weiblichen Leidenschaftlichkeit nicht mehr zu gebieten. Enttäuschung, Kummer, Schmerz und Erbitterung entluden sich in einem Ausbruche von unge-

1) Es ist jedoch anzumerken, daß eine andere Quelle will, die entscheidende Unterredung zwischen der Prinzessin und Napoleon dem Dritten habe nicht in Saint-Cloud, sondern im Grand Hôtel in Paris stattgefunden.

Digitized by Google

zügelter Heftigkeit. Die Antworten des Kaisers waren schneidend und machten die Wunde des Zerwürfnisses noch klaffender. Ein Wirbelwind von Anklagen und Beschuldigungen flog zwischen den beiden hin und her. Endlich ging dieser peinvolle Auftritt zu Ende und die Erzherzogin schwankte zu ihrem Wagen, Verzweiflung im Herzen.

Der amerikanische Gesandte in Paris hatte das Erscheinen der „fraglichen Dame", wie er die Prinzessin in seinen Berichten an Seward ungalant nannte, nicht unbeobachtet gelassen. Am 16. August verlangte er von Herrn Drouyn de Lhuys Aufschluß, was denn eigentlich diese Erscheinung zu bedeuten hätte. Der Minister Napoleons beeilte sich, zu erklären, die Anwesenheit der Erzherzogin, die „wir natürlich mit Höflichkeit und Herzlichkeit empfingen", habe an den Entschlüssen der französischen Regierung inbetreff der mexikanischen Sache durchaus nichts geändert.

Am 23. August verließ dann die Prinzessin Paris und reis'te über Triest nach Rom. Das Aufflackern eines letzten Hoffnungsstrals scheint ihr nach dem Vatikan hingewinkt zu haben. Sie schleppte sich zu den Füßen des alten Priesters, in welchem sie den Statthalter Gottes sah. Hatte er sie nicht zu der unseligen Kaiserschaft eingesegnet? Musste er ihr in ihrer Trübsal und Bedrängniß nicht Trost und Hilfe spenden? Aber gesetzt auch, der Papst hätte sein Möglichstes für den Schattenkaiser von Mexiko thun wollen, was konnte er thun? Nichts, wieder nichts und abermals nichts! Dieses in der unerbittlichen Tageshelle unserer Zeit mitleidswürdig herumwankende mittelalterliche Gespenst von Papstthum ist ja selber trost- und hilflos und der nächste Weltsturm wird den armen Spuk von dannen fegen, wie der Weltsturm, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts losgelassen war, einen ebenbürtigen mittelalterlichen Spuk, das Heilige-Römische-Reichsgespenst, weggefegt hat.

Was im Schlosse zu Saint-Cloud begonnen worden, ward im Vatikan vollendet. Gestörten Geistes verließ die

Digitized by Google

Erzherzogin den päpstlichen Palast. Als eine Wahnsinnige wurde sie nach Miramar zurückgebracht.

Arme Charlotte! Hättest du das schöne Schloß am Meere nie verlassen, um über den Ocean hin einem Irrlicht zu folgen, dessen Irrlichtsnatur jedes gesunde Auge erkennen musste, obzwar es in Gestalt einer Kaiserkrone vor dir hergleißte. Aber deine Verschuldung büßend hast du wenigstens das noch kommende Furchtbare nicht mitansehen, nicht mitfühlen müssen. Denn —

„Die Götter haben freundlich dein gedacht
Und lebend schon dich aus der Welt gebracht."

13.

Am Fuße des Citlaltepetl.

In der anhebenden Katastrophe des mexikanischen Kaiserschwindels hat leider ein Deutscher die widerlichste Rolle gespielt, ein Bonze, dessen Rathschläge den östreichischen Prinzen zu einem blutigen Tode führten.

Dieser Rathgeber, Augustin Fischer, war von Geburt ein Wirtemberger. Daß er auch ein „Stiftler" gewesen, d. h. ein in dem berühmten protestantischen „Stift" in Tübingen gebildeter Theologe, wird behauptet, ist aber nicht erwiesen. Im Jahre 1845 hatte er sich einer Auswandererschar angeschlossen, welche nach Texas ging. Seine Laufbahn in der neuen Welt war so buntwechselnd und sein Lebenswandel so lustig als möglich. Als Goldgräber in Kalifornien trat er in Beziehungen zu den Jesuiten und ließ sich von ihnen zum Katholicismus bekehren. Ob er in aller Form Mitglied der Gesellschaft Jesu geworden, ist fraglich; doch deutet sein von da ab geführter Titel „Pater" auf diese Mitgliedschaft hin. Wahrscheinlich in Geschäften des Ordens aus Kalifornien nach Mexiko gegangen, empfing

Digitized by Google

er hier die Priesterweihe und die Stelle eines Sekretärs beim Bischof von Durango. Allein seine Aufführung war selbst nach mexikanisch-geistlichen Begriffen eine so zuchtlose, daß er den bischöflichen Palast bald wieder räumen musste. Plötzlich tauchte aber der Vielgewandte, Schlaue, Skrupellose in der Umgebung des Erzherzogs wieder auf, welcher — mit dem Staatssekretär Seward zu sprechen — „vorgab, Kaiser von Mexiko zu sein". Ein Señor Sanchez Navarro hatte ihn dem Prinzen empfohlen, über welchen des Paters überlegener Verstand rasch einen herrschenden Einfluß gewann; besonders dann, als in Folge der Abreise der Erzherzogin nach Europa dieser Einfluß sein hemmendes Gegengewicht verloren hatte.

Maximilian erhob den Pater zu seinem Kabinettssekretär und überließ sich der Leitung dieses priesterlichen Abenteurers von allerdings nicht zweideutigem, sondern sehr eindeutigem Rufe. Die Wahl eines solchen Rathgebers kennzeichnete wiederum recht deutlich den Romantiker und den Lothringer-Habsburger.

Der Pater hatte dem Prinzen die Vorstellung einzuschmeicheln gewusst, die Anwesenheit der Franzosen sei ein Haupthinderniß einer soliderem Begründung der Monarchie in Mexiko. Das Kaiserthum müsse sich ohne Rückhalt und Hintergedanken auf die klerikale Partei stützen, welche ja geneigt und entschlossen sei, ihre immerhin noch sehr bedeutenden Kräfte und Hilfemittel für den „Kaiser" zu entfalten, anzustrengen und einzusetzen, falls ihr derselbe bestimmte Bürgschaften geben wollte, den kirchlichen und konservativen Interessen in ihrem ganzen Umfange Recht zu verschaffen. Mit anderen Worten, der Erzherzog sollte seinen halbliberalen Velleitäten entschieden entsagen und sich als Bannerträger der offenen Reaktion hinstellen. Dies würde ja dazu beitragen, den Franzosen, in welchen eben die Klerikalen Mexiko's doch nur katholisch überfirnißte Ketzer erblicken könnten, den Aufenthalt im Lande noch mehr zu verleiden, als ihnen derselbe ohnehin schon verleidet wäre, und nach ihrem Abzuge müsste es dem Kaiser um so leichter werden, mit

Digitized by Google

den Republikanern fertig zu werden, als gar viele, sehr viele Liberale nur durch ihren Groll über die Anwesenheit der Franzosen bei der republikanischen Fahne festgehalten würden.

Und an dieses Blendwerk glaubte der Erzherzog! Und derselbe Mann, welcher an solches Blendwerk glauben konnte, hatte sich der Lösung einer der schwierigsten Aufgaben, die jemals einem Menschen gestellt waren, unterwunden! Wohl ist der Kampf eines großen Mannes mit Schicksalsmächten ein Schauspiel für Götter; aber vor dem Schauspiele des thöricht unternommenen und schwächlich geführten Streites eines gewöhnlichen Mannes mit dem Verhängniß müssen selbst die Menschen widerwillig sich abwenden. Maximilian hat erst in den Schlussscenen des Trauerspiels in Mexiko zu tragischer Würde sich aufgerichtet. Zur Zeit, von welcher dermalen die Rede, war sein Gebaren weder klug noch würdig, auch wenn man alle aus seiner verzweifelten Lage resultirenden Milderungsgründe in Anschlag bringt.

Ob der Pater Fischer mit Vorbedacht und planmäßig gehandelt, wer weiß es? Es ging ein Gemunkel um, der Jesuitenpartei daheim in Oestreich wäre sehr daran gelegen gewesen, die Rückkehr des „liberalen" Erzherzogs nach Europa zu verhindern, und der Pater hätte darauf abzielende Instruktionen gehabt. Möglich, aber wenig glaublich. Die östreichischen Jesuiten müssten ja noch dümmer sein, als sie aussehen, falls sie nicht gewusst hätten, was es mit dem angeblichen „Liberalismus" des Prinzen auf sich habe.

Maximilian gab den Klerikalen eine der verlangten Bürgschaften, indem er aus den Herren Larez, Marin, Kampos und Tavera ein Ministerium zusammensetzte, dessen Dunkelmännischkeit nicht der leisesten Anzweiflung unterzogen werden konnte (26. Juli 1866). Die gehoffte Wirkung dieser Thorheit, energische Unterstützung des „Kaiserthums" durch die Klerikalen, trat nicht ein, wohl aber die naturgemäße einer großen Stärkung der patriotisch-republikanischen Sache, welche unlange darauf ein volles Hunderttausend von Streitern unter ihren Fahnen hatte.

Digitized by Google

Und trotzdem gingen dem bethörten Erzherzoge die Augen nicht auf!

Die Bildung des Ministeriums vom 26. Juli war mit gegen die Franzosen gemeint und gemünzt gewesen, was diese auch sofort merkten. Welcher Triumph demnach für sie, welche neue Demüthigung für den östreichischen Prinzen, als die „kaiserliche" Regierung, welche ja ohne die Franzosen ganz in der Luft stand, schon 4 Tage darauf, am 30. Juli, erklären musste, daß sie den neuen Vertrag annähme, welchen Napoleon der Dritte als Antwort auf die Sendung Almonte's herrisch diktirt hatte. Gewiß hatten die Franzosen recht, wenn sie fanden, der Erzherzog hätte, statt dieser Demüthigung sich zu unterziehen, ihnen lieber seine Rauschgoldkrone ins Gesicht werfen und auf der Stelle Mexiko verlassen sollen. Im übrigen war und blieb die neue Konvention Wind. Tampico, dessen Hafenzölle hälftig den Franzosen zufallen sollten, befand sich schon in den Händen der Republikaner und wenn dadurch die Ausführung der Konvention in Mexiko zur Unmöglichkeit wurde, so war in Paris, noch bevor man dies daselbst erfuhr, beschlossen worden, auf diesen Vertrag gar keine Rücksicht mehr zu nehmen, obgleich der Tuilerienhof als Gegenleistung für die Annahme desselben vonseiten des „Kaisers" Maximilian seinerseits förmlich sich verbindlich gemacht hatte, die französische Armee nicht plötzlich und auf einmal aus Mexiko zurückzuziehen, sondern vielmehr in 3 Terminen, deren letzter erst zu Ende Novembers von 1867 eintreten sollte.

Bevor dem unglücklichen Erzherzoge dieser abermalige Vertragsbruch vonseiten der französischen Regierung zur Kenntniß kam, hatte er doch schon mehr oder weniger deutlich geahnt, was für ein falsches Spiel man in Paris gegen ihn spielte. Um dasselbe zu durchkreuzen, ist er, wie es scheint, auf den Einfall gekommen, zu versuchen, ob sich die zwischen Frankreich und der Union schwebende Frage nicht so verwickeln ließe, daß das Kabinett von Washington bis zu einer Beleidigung der französischen Flagge in Mexiko

Digitized by Google

vorschritte. Anders wenigstens scheint sich die von Maximilian an die Vereinigten Staaten dadurch gerichtete Herausforderung, daß er, der nicht ein einziges Schiff besaß, die Blokade gewisser mexikanischer, in der Gewalt der Republikaner befindlicher und so zu sagen vor den Thoren der Union gelegener Häfen anbefahl, nicht begreifen zu lassen. Der Anschlag fiel aber ganz ins Wasser. Der Präsident Johnson erklärte das maximilianische Blokadedekret einfach für null und nichtig und die Franzosen hüteten sich wohl, auch nur einen Finger zu rühren, um dem Dekret Achtung zu verschaffen.

Derweil waren die bitteren Früchte der Zankscene von Saint-Cloud gereift. Mit noch vor Zorn zitternden Händen zerriß Napoleon der Dritte alle seine Vereinbarungen mit dem Erzherzog und beschloß, die französische Armee auf einmal und binnen kurzer Frist aus Mexiko zurückzurufen. Zugleich sollte noch ein Versuch gemacht werden, den östreichischen Prinzen zur Abdankung zu vermögen und dadurch seine persönliche Rettung sicherzustellen. Ebenso wollte man aber auch, um für die französischen Interessen in Mexiko eine Bürgschaft zu erhalten, auf diplomatischem Wege und unter Vermittelung des Kabinetts von Washington eine Anknüpfung mit den Führern der republikanischen Partei versuchen, — ein Versuch, der dann auch wirklich gemacht worden ist, aber nur den Erfolg hatte, daß infolge ausdrücklicher und stillschweigender Uebereinkünfte zwischen den französischen und den republikanischen Generälen der Abzug der Franzosen möglichst wenig von den Mexikanern gestört wurde. Die Sache machte sich dann, wie bekannt, so, daß jene durch diese mit aller Höflichkeit zum Lande hinauskomplimentirt wurden; ungefähr in der Art, wie es den Preußen i. J. 1792 vonseiten der Franzosen widerfahren war. Aus den von französischen Agenten besorgten Einfädelungen zu einem Abkommen Frankreichs mit der Republik Mexiko — Einfädelungen, welche nicht nur hinter dem Rücken der erzherzoglichen Regierung, sondern auch hinter dem Rücken Bazaine's (?) gemacht wurden — erklärt es sich auch, daß

Digitized by Google

man in den republikanischen Lagern, namentlich in dem des Generals Diaz, von den Absichten und Entschlüssen des Tuilerienhofes zur Herbstzeit von 1866 immer sehr frühzeitig und gut unterrichtet war. Nicht weniger frühzeitig und genau wurde das Kabinett von Washington, welches man von Paris her nur noch mit Sammethandschuhen anzurühren wagte, von diesen Absichten und Entschlüssen in Kenntniß gesetzt. Die Depeschen des amerikanischen Gesandten Bigelow an Seward zeigen dies in sehr charakteristischer Weise. Der Nachfolger des Herrn Drouyn, der Marquis de Moustier, hatte kaum sein Amt angetreten, als er am 11. Oktober sich beeilte, Herrn Bigelow die Mittheilung zu machen, er, Moustier, habe den Kaiser in Biarritz gesehen und Se. Majestät habe die Absicht geäußert, die französischen Truppen sobald, als es nur immer möglich, aus Mexiko herauszuziehen, ohne den mit Maximilian geschlossenen Vertrag zu halten". In ihrer brennenden Besorgniß, der Präsident Johnson könnte auf den Einfall kommen, seine wackelig gewordene Popularität dadurch wieder zu befestigen, daß er die mexikanische Angelegenheit benützte, um einen Krieg mit Frankreich vom Zaune zu brechen, unterzog sich die französische Regierung auch der demüthigenden Zuvorkommenheit gegen das Kabinett von Washington, bei demselben anzuklopfen, ob ihm die Wiederherstellung der Republik in Mexiko angenehm wäre. Seward antwortete trocken: „Vor allem die Räumung des Landes seitens der Franzosen. Ist diese vollzogen, so sind wir gerne bereit, Andeutungen das Ohr zu leihen, welche darauf abzielen, die Wiederherstellung der Ruhe, des Friedens und des einheimisch-verfassungsmäßigen Regiments in Mexiko zu sichern."

Der Tuilerienhof konnte es mit seinen den Vereinigten Staaten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nicht halten und machen, wie er es mit seinen dem Erzherzog gegenüber eingegangenen machte und hielt. Zum Brother Jonathan durfte man nicht sagen, wie man zum „kaiserlichen Alliirten" Maximilian sagte: Ich thue nicht mehr

Digitized by Google

mit, und was ich dir versprochen, halt' ich nicht. Sieh' zu, wie du aus der verwünschten mexikanischen Schmiere herauskommst.

Doch nein, so geradeheraus sprach man doch nicht; das wäre ja gegen alle Etikette und Diplomatik gewesen. Wer wird in der Politik einen Wort- und Treu-Bruch so nackt und bloß hinstellen, namentlich wenn man selber der Wort- und Treu-Brecher ist? Auch für das Häßlichste läßt sich ja eine beschönigende Formel finden. Die Sprache der „Staatsraison" ist so wunderbar fügsam und schmiegsam, so manierlich und handirlich!

Die Formel lautete: Maximilian so oder so von neuen Abenteuerlichkeiten abhalten, indem man ihn zur Abdankung bewegt („arracher Maximilien de gré ou de force aux nouvelles aventures, parvenant à le faire abdiquer"), und zum Ueberbringer und Inscenesetzer dieser Formel wurde einer der Adjutanten des Kaisers der Franzosen ausersehen, der General Castelnau, der, mit sehr weitgehenden Vollmachten ausgestattet, am 17. September nach Mexiko sich einschiffte. Fünf Tage zuvor war an den Marschall Bazaine die bestimmte Mittheilung abgegangen, daß Napoleon der Dritte sich entschlossen habe, die französischen Truppen in Masse zurückzurufen und schon im nächsten Frühjahr die vollständige Räumung Mexiko's zu bewerkstelligen („Napoléon III s'était décidé à rappeler ses troupes en masse et à avancer au printemps prochain leur évacuation complète").

Der Erzherzog hatte derweil aus den Zeitungen der Vereinigten Staaten den Misserfolg des von seiner Gemahlin bei dem Kaiser der Franzosen gemachten Versuches ersehen, und wenn er nun, wie er that, noch eine letzte Hoffnung auf die Dazwischenkunft des Papstes in den Tuilerien und in Mexiko setzte, so kennzeichnet das eben wiederum den romantischen Illusionär. In Augenblicken jedoch, wo der scharfe Zugwind der Logik der Thatsachen den Nebeldunst der Illusionen zerstreute, hat der Prinz gar wohl erkannt, daß der Kaisertraum zu Ende und daß

Digitized by Google

es Zeit sei, einzupacken und heimzugehen, um in Miramar philosophische Glossen zu dichten über den vergilischen Vers:

. . . . . „Ulla putatis
Dona carere dolis Danaum? Sic notis Ulixes?“ [1])

Einstweilen traf er Vorbereitungen, in Sicherheit zur Seeküste hinabzukommen, indem er sich den Anschein gab, diese Vorbereitungen bezweckten nur die Abholung der, wie er glauben machen wollte, auf der Rückreise aus Europa befindlichen „Kaiserin“ in Veracruz.

Inzwischen waren dem Marschall Bazaine die Entschließungen und Befehle Napoleons des Dritten zugekommen (gegen die Mitte Oktobers) und der französische Oberbefehlshaber verschritt zur Ausführung derselben, indem er den Zusammenzug seiner gesammten Streitkräfte nach dem Centralpunkt der Hauptstadt hin anordnete und befahl, daß die Truppen sodann auf der Straße von Mexiko nach Veracruz staffelförmige Stellungen nehmen sollten, um der Reihe nach zur Einschiffung kommen zu können. Der Marschall unterließ nicht, den von seinem „erhabenen Bundesgenossen“ förmlich aufgegebenen „Kaiser“ von diesen Anordnungen in Kenntniß zu setzen, und die Bemühung des Erzherzogs, Bazaine umzustimmen, war natürlich eine eitle. Es blieb ihm nur noch übrig, das unter solchen Umständen herkömmliche und bräuchliche Geschäft der Ohnmacht zu verrichten, nämlich gegen das Verfahren der französischen Regierung zu protestiren und dann abzureisen. Letzteres wollte er um so mehr beeilen, als er erfahren hatte, daß der außerordentliche Gesandte Napoleons, der General Castelnau, nur noch zwei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt sei, und ein Zusammentreffen mit demselben zu vermeiden beabsichtigte. Man kannte ja den Inhalt der Mission des Generals bereits. Hatte doch eine im Lager des Porfirio Diaz erscheinende Zeitung triumphirend ausgerufen: „Herr

1) . . . . . Wähnt ihr, der Danaer Gaben
Seien einmal truglos? Kennt also ihr den Ulysses?

Digitized by Google

Castelnau, der in Veracruz an's Land gestiegen, macht gar kein Geheimniß aus seiner Sendung, er sagt, daß er den Auftrag habe, Maximilian abdanken zu machen. Man begreift, daß die freiwillige oder erzwungene Abdankung desselben unvermeidlich ist. Die Absichten Frankreichs sind wohlbekannt und die Sonne des neuen Jahres wird die siegreichen Waffen der Republik über dem ganzen Gebiete Mexiko's schimmern sehen".

Der unglückliche Erzherzog befand sich im Schlosse zu Chapultepek, gequält von allen den Bedrängnissen, welche die letzten Tage gebracht hatten, und noch dazu vom Fieber heimgesucht, als ihn am 19. Oktober der schmerzlichste Schlag traf. Ein meerherüber und über die Vereinigten Staaten kommendes Telegramm meldete ihm den Wahnsinn seiner Frau.

Unter der Wucht dieses Schlages mühsam sich halb wiederaufrichtend wollte er auf der Stelle die Bekanntmachung seiner Abdankung ausgehen lassen und abreisen. Aber der Marschall verhinderte das erstere. Eine so plötzliche Thronentsagung würde nämlich, so kalkulirte man im französischen Hauptquartier mit Recht, die Anarchie im ganzen Lande vollständig entfesseln und diese Anarchie müsste auch den Franzosen verderblich werden. Hatten sie doch nur allzu richtige Anzeichen, daß alle Mexikaner, ohne Unterschied der Parteifarben, geneigt waren, in Masse über die verhassten Eindringlinge herzufallen und der sicilischen Vesper eine mexikanische zu gesellen. Es galt, nach allen Seiten hin eine feste Haltung zu zeigen und die Aufrechthaltung des Kaiserschwindels noch immer zu heucheln. Daher befahl denn auch der Marschall dem Ministerium Larez, welches auf die Kunde von der bevorstehenden Abreise des Erzherzogs hin seine Entlassung eingereicht hatte, seine Funktionen fortzusetzen, und nach sehr peinlichen Verhandlungen kam die Vereinbarung zu Stande, daß der „Kaiser" seine Abdankungserklärung einstweilen noch zurückhalten sollte. (Bazaine wollte sogar, daß der Erzherzog erst nach seiner Ankunft in Europa diese Erklärung von dort herüber sendete.)

Digitized by Google

Ferner, daß die Abwesenheit desselben von der Hauptstadt für eine nur zeitweilige erklärt würde. Diesen Zugeständnissen des Prinzen gegenüber ließ der Marschall die Abreise desselben zu und erklärte, er nähme alles auf sich („qu'il se chargeait de tout").

Es müssen Tage voll Seelenpein gewesen sein, dieser 19. und 20. Oktober im Sommerschlosse Montezuma's. Als der Prinz am Abend des 20. die Depesche gelesen hatte, worin ihm Bazaine seine Wünsche, d. h. seine Befehle, endgiltig mittheilte, durchmaß er das Gemach in fieberhafter Erregung und murmelte: „Kein Zweifel, meine Frau ist wahnsinnig .... Diese Leute verbrennen mich bei langsamem Feuer ... Ich bin am Ende meiner Kräfte ... Ich gehe."

Am folgenden Morgen um 2 Uhr fuhren die drei Wagen des „kaiserlichen" Reisezugs unter der Bedeckung von drei Schwadronen östreichischer Husaren die Straße von La Piedad hin. Mit dem Erzherzoge waren der östreichische Oberst Kodolich, der Leibarzt Basch, Señor Arroyo und leider auch der böse Dämon des Prinzen, der Pater Fischer, welcher ihn völlig umgarnt hielt, ja dermalen mehr als je.

Des „Kaisers" letzte Regierungshandlung vor seiner Abreise von Chapultepek war die Widerrufung des verhängnißvollen Dekrets vom 3. Oktober 1865. Gutgemeint, aber unter den Umständen, wie sie jetzt waren, ganz bedeutungslos.

Die Fahrt ging nach Orizaba. Unterwegs, in Ayotla, begegnete der Reisezug des Generals Castelnau dem erzherzoglichen. Der General suchte um eine Audienz bei dem Prinzen nach, wurde aber abschlägig beschieden. Da, wo zwischen La Canada und Akulcingo das Hochland von Anahuak gegen die Tierra caliente abzufallen beginnt, verließ der Erzherzog seinen Wagen, um die bodenlose Wegstrecke zu Fuße zurückzulegen. Während des Haltes in Akulcingo wurden die acht weißen Maulthiere gestohlen, welche den „kaiserlichen" Wagen zogen. Auf der ganzen Reise sprach der Prinz kaum ein Wort und kehrte nur in Pfarrhäusern

Digitized by Google

ein. In Orizaba hielt er einen feierlichen Einzug, wobei eine Abtheilung französischer Infanterie Spalier bildete. Das schwere Reisegepäck wurde nach Veracruz vorausgeschickt und auf der dort ankernden östreichischen Fregatte Dandolo eingeschifft. Doktor Basch und die übrigen Deutschen in der Umgebung des Erzherzogs glaubten, da das ganze Kaiserschwindelspiel doch offenbar verloren war, nichts anderes, als daß der Erzherzog seinem Gepäcke rasch nachfolgen und sich ebenfalls an Bord des Dandolo begeben würde, um nach Europa abzufahren. Eine andere Lösung konnte sich der gesunde Menschenverstand gar nicht denken; allein was ist der gesunde Menschenverstand einem Romantiker? Höchstens ein Gegenstand des Spottes à la Tieck.

Maximilian machte in Orizaba Halt. Der freundliche Empfang, welchen ihm ein Theil der Einwohnerschaft zutheil werden ließ, verlieh der Goldschaumkrone, welche er abzulegen im Begriffe gewesen, plötzlich in seinen Augen wieder einen Werth, und kaum ließ er das merken, als die Klerikalen unter Leitung des Pater Fischer das Lug- und Trugnetz um ihn herzogen, welches den bethörten Mann ins Verderben reißen sollte. Es war wohl schon eine Machenschaft dieser Menschen, daß der Erzherzog die Gastfreundschaft des Señor Bringas in Orizaba annahm, eines angesehenen Rückwärtsers, welcher zugleich der größte Schleichhändler Mexiko's und als solcher ein Todfeind des verfassungs- und gesetzmäßigen Regiments war, wie es Juarez gehandhabt hatte. Im Hause des genannten Señor empfing der Prinz den Kurier, welcher ihm die näheren Nachrichten über das Unglück überbrachte, von dem seine Frau befallen worden, und der Pater überredete den Geknickten, sich aus der Stadt in die einsame Hacienda La Jalapilla zurückzuziehen; angeblich, um keine Störung seiner Trauer erfahren zu müssen, in Wahrheit aber, damit der Tiefbetrübte besser von allen nichtklerikalen Einflüssen abgesperrt werden könnte. Die frommen Munkeler und Mantscher, welche wohl wusstten, daß dem Zerplatzen der Schaumblase des Kaiserthums die Wiederherstellung der juaristischen Re-

Digitized by Google

gierung und damit die Befolgung einer entschieden widerpfäffischen Politik auf dem Fuße folgen würde, suchten mit allen Mitteln den Erzherzog zu bestimmen, nicht abzudanken und nicht nach Europa zurückzukehren.

Natürlich können nur Schwachköpfe und Nichtkenner der Kirchengeschichte über eine solche Gewissenlosigkeit sich verwundern. Dagegen dürfen wissende Menschen billig über die Dummheit dieses kläglichen Gesindels erstaunen, welches von der Erhaltung eines Bauwerkes schwatzte, während das Krachen vom Einsturze desselben allwärtsher erscholl. Diese jämmerlichen Ränkeler kannten, wenn nicht im Einzelnen, so doch im Ganzen die Instruktionen des Generals Castelnau; sie wussten, welche Weisungen Bazaine empfangen hatte; sie erfuhren endlich gerade in diesen letzten Tagen des Oktobers, daß Porfirio Diaz nach einem glänzenden Sieg über die östreichische Legion triumphirend in Oaxaka eingezogen sei und daß von allen Seiten her die republikanischen Streitmassen gegen die Hauptstadt des Landes im Vormarsche seien: und trotz alledem bestärkten sie sich selber in ihren Phantasmagorieen und gaukelten dieselben auch dem von Napoleon dem Dritten weggeworfenen Werkzeuge der großen, in den Tuilerien ausgesonnenen und jetzt schmählich misslungenen Verschwörung gegen den amerikanischen Republikanismus vor. Wenn diese Gaukelei dem modernen Jesuitismus auf Rechnung gesetzt werden dürfte, so müsste man nicht mehr sagen: Dumm wie ein Hammel! sondern: Dumm wie ein Jesuit! Freilich, wer erwartet, daß ein vom Blödsinn mit der Schamlosigkeit gezeugter Wechselbalg, genannt „Syllabus", in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch Wunder wirken werde, schreckt auch vor der dümmsten der Dummheiten nicht zurück.

Der General Castelnau war inzwischen in der Hauptstadt angelangt und die Vertheidiger, welche Bazaine gegenüber den in der nordamerikanischen und europäischen Presse gegen ihn laut gewordenen Vorwürfen und Anklagen unter seinen Landsleuten gefunden hat, sie haben nicht ermangelt, mit Fug und Recht geltend zu machen, daß mit der Ankunft

Digitized by Google

des außerordentlichen Bevollmächtigten Napoleons die politische Verantwortlichkeit des Marschalls aufhörte. Castelnau erwies sich übrigens der Rolle, welche er in Mexiko spielen sollte, in keiner Weise gewachsen. Er handelte nicht wie ein geriebener Diplomat, sondern wie ein ganz ordinärer Kavallerieofficier. Er war beauftragt, den Erzherzog zur Abdankung zu bewegen und nach geschehener Beseitigung des östreichischen Prinzen die Versammlung eines mexikanischen Generalkongresses zu veranlassen, hinter den Kulissen desselben aber die verschiedenen Führer der Patrioten unter einander zu verhetzen und endlich demjenigen unter ihnen — Juarez immer ausgenommen — welcher den französischen Interessen am besten dienen würde, die Präsidentschaft der Republik zuerkennen zu lassen.

Von alledem brachte der General gar nichts zuwege, obgleich von französischer Seite alles Mögliche geschah, um dem verhassten Juarez, der so unerschütterlich an seiner Pflicht festgehalten hatte, Mitbewerber um die höchste Gewalt zu erwecken, und obgleich man in dem ehrgeizigen General Ortega ein geeignetes Subjekt, den Nebenbuhler des Präsidenten zu spielen, entdeckt zu haben sich schmeichelte. Gegen diese Machenschaft, welche nur dazu angethan war, neue Bürgerkriegswirrsal in Mexiko hervorzurufen, that nun aber das wohlunterrichtete Kabinett von Washington sofort einen Gegenschachzug, indem es Herrn Campbell als Gesandten an Juarez abordnete und diesem Gesandten den berühmten General Sherman als militärischen Berather beigab. Damit wollte die Regierung der Union den Franzosen einen deutlichen und ausdrucksvollen Wink geben, daß sie als rechtmäßiges Staatsoberhaupt in Mexiko nur den standhaften Zapoteken anzuerkennen gewillt wäre, und dieser Wink wurde verstanden und befolgt.

Derweil hatte der Erzherzog in seiner Zurückgezogenheit auf der Hacienda La Jalapilla am Fuße des Citlaltepetl einen aus Brüssel vom 17. September datirten Brief des Staatsrath Eloin erhalten, dessen Inhalt höchst aufregender

Digitized by Google

Natur und ganz geeignet war, die Ränke der Klerikalen fördern zu helfen.

Es ist ein merkwürdiges Aktenstück, dieser Brief, und er wirft grelle, fast unheimliche Streiflichter. Unter anderen auch eins auf die Thatsache, daß Maximilian vor seiner Abreise nach Mexiko so lange und so hartnäckig sich geweigert hatte, seinen agnatischen Rechten auf die Thronfolge in Oestreich zu entsagen.

Herr Eloin spricht sich mit äußerster Heftigkeit über das Benehmen der französischen Regierung aus, welches er als Memmenhaftigkeit („lacheté") stigmatisirt, und räth dem Erzherzog entschieden davon ab, die Partie vor dem Abzug der französischen Armee aufzugeben. Dann gibt er ihm den Rath, diesen Abzug abzuwarten und sodann auf's neue an das von dem Druck einer fremden Intervention erlöst'te mexikanische Volk zu appelliren („au peuple mexicain, degagé de la pression d'une intervention étrangère, faire un nouvel appel"). Würde diese Berufung ungehört bleiben, so hätte der „Kaiser" seine „erhabene Sendung" bis zum Ende erfüllt und „Eure Majestät wird dann nach Europa mit demselben Glanze zurückkehren, der Sie bei der Abreise umgab, und inmitten der wichtigen Ereignisse, welche sicher nicht ausbleiben werden, wird Eure Majestät die Stelle einnehmen können, welche Ihnen in jeder Hinsicht zukommt (et au milieu des événements importants qui ne manqueront de surgir, Votre Majesté pourra jouer le rôle qui lui appartient à tous égards)". Was hatten diese mysteriösen Worte zu bedeuten? Herr Eloin lässt uns nicht lange im Zweifel darüber; denn im Verlaufe seines Briefes findet sich diese Stelle: — „Meine Reise durch Oestreich ließ mich die allgemeine Unzufriedenheit bemerken, welche dort herrscht (le mécontentement général qui y regne). Der Kaiser ist entmuthigt (découragé), das Volk wird ungeduldig und fordert ganz laut seine Abdankung (le peuple s'impatiente et demande publiquement son abdication). Die Sympathieen für Eure Majestät breiten sich augenscheinlich über das ganze Gebiet Oestreichs aus."

Digitized by Google

Es ist schmerzlich, mit der psychologischen Sonde in der Seele eines Unglücklichen zu wühlen; allein mitunter ist das die Pflicht des Historikers und Pflichten müssen erfüllt werden.

Das Schreiben des Herrn Eloin machte auf den Erzherzog einen bestimmenden, ja geradezu einen beherrschenden Eindruck. Es lag in diesem Briefe ein gewaltsamer Anreiz für den Prinzen, aus dem schwermüthigen Brüten, worein ihn die Kunde vom Ausgang der Unternehmung seiner Frau versetzt hatte, sich herauszureißen und in neue Abenteuer sich zu stürzen. Möglich, wahrscheinlich vielleicht, daß hierbei der verzweiflungsvolle Vorsatz, eine gebrochene Existenz in einem „ritterlichen" Wagniß einzusetzen und zu verlieren, mitwirksam gewesen ist. Möglich aber auch, daß dem Prinzen die Illusion vorschwebte, ein ganz neues Dasein beginnen zu können. Romantische Naturen, wie er eine war, sind wetterwendisch wie ein Apriltag, den Einflüssen der Stunden, der Augenblicke unterthan, bestimmbar immer, berechenbar nie.

Und was für eine blendend-verlockende Aussicht that dieser Eloin, welcher offenbar die geheimsten Gedanken Maximilians kannte, vor den Blicken desselben auf! Geradezu die Aussicht auf die Herrschaft über Oestreich, dessen Kaiser ja „entmuthigt" war und dessen Bevölkerung die Abdankung des Entmuthigten „laut forderte" und seine Sympathieen für den Erzherzog offen kundgab. Man muß sich, um die Vollbedeutung von alledem zu verstehen, erinnern, daß Eloins Brief nach der Niederlage Oestreichs bei Sadowa geschrieben war, zu einer Zeit also, wo sogar die besten östreichischen Männer der düsteren Ueberzeugung lebten, nur Wunder und ein Wunderthäter könnten das Reich retten.

Konnte, durfte aber der Erzherzog sich einbilden, so ein Wunderthäter zu sein? Oh Himmel, als ob ein Romantiker jemals fragte, ob er könnte, ob er dürfte! Romantik ist Willkür, Blendwerk, Selbstbetrug. Der Romantiker glaubt sich berufen und hält sich für auserwählt, weil er sich gekitzelt fühlt, und in den Eingebungen seiner Eitelkeit

Digitized by Google

hört er Stimmen „von oben“. Es ist, als hätte der Prinz weit weg von La Jalapilla und um viele Jahre zurück sich geträumt und ihm wäre gewesen, als stünde er wiederum in der Königsgruft im Münster von Granada . . .

„Da erdröhnt es in dem Grab,
Flüstert aus den morschen Pfosten:
Der hier brach, der goldne Stab,
Glänzt plus ultra dir im Osten!“

Denn flüsterte nicht aus den „morschen Pfosten“ des mexikanischen Kaiserthrons die Lockung: Was du hier verloren, wirst du drüben in der Heimat verzehnfacht gewinnen? Dröhnte nicht aus dem „Grabe“ seiner transatlantischen Hoffnungen der Trostruf: Ermanne dich! In Europa winkt dir eine weltgeschichtliche Mission —?

Aber dieser halbwahnsinnige Ruhmestraum, von welchem auch am wiener Hofe bei Zeiten etwas ruchbar geworden sein muß [1]), erhielt sofort einen sehr fühlbaren Nackenschlag durch die unausweichlich sich aufdrängende Erwägung, daß ein macht- und ruhmloser Flüchtling, welcher mit einem „zerbrochenen goldnen Stab“ in der Hand heimkehrte, doch wohl kaum Aussicht hätte, daheim als Heiland und Retter begrüßt zu werden. Um in der alten Welt zu gewinnen, musste man in der neuen noch einmal wagen; um drüben dem Schicksal zu imponiren, musste man es hüben noch einmal herausfordern. Also nichts mehr von Abdankung und sofortiger Heimfahrt! Warum auch sollte es nicht möglich sein, daß es dem Nachkommen Kaiser Karls des Fünften beschieden wäre, die Herrlichkeit dieses Beherrschers von zwei Welten zu erneuern und im Osten und Westen zugleich das kaiserliche Skepter zu führen?

---

1) Darauf deutet wenigstens der Umstand hin, daß zur Zeit, wo die Rückkehr des Erzherzogs nach Europa erwartet wurde, der wiener Hof den Argwohn nicht verhehlte, welchen ihm schon der bloße Kaisertitel des Prinzen einflößte. Der östreichische Gesandte in Mexiko ward angewiesen, dem Erzherzoge zu eröffnen, daß derselbe die östreichischen Staaten nicht betreten dürfte, falls er mit dem Titel eines Kaisers nach Europa zurückkehren wollte.

Digitized by Google

Pater Fischer hat diese ausschweifenden Träume jedenfalls nicht bekämpft, sondern nach Kräften genährt. Um den Prinzen dorthin zu bringen, wo er ihn haben wollte, d. h. völlig in die Hände der Klerikalen, ließ er den romantischen Träumer einstweilen auch noch mit der Seifenblase spielen, es würde möglich sein, einen „freien" Nationalkongreß zu versammeln, sobald die Franzosen abgezogen wären, dann im Schoße dieses Kongresses mit den Liberalen zu unterhandeln und so den Streit zwischen Republik und Monarchie auf friedlichem Wege zum Austrage zu bringen. Und das hoffte der Verfasser des Blutdekrets vom 3. Oktober! Ja, es untersteht gar keinem Zweifel, daß er noch mehr hoffte, nämlich als Friedensstifter eine solche Summe des Dankes von allen Parteien zu erwerben, daß er gebeten, daß er bestürmt werden würde, an der Spitze des Staates zu verbleiben, sei es als Kaiser, sei es als Präsident, welchen letzteren Titel man sich vorderhand auch gefallen lassen könnte.

Der hochwürdige Beichtvater that so, als wäre er mit diesen Phantasmen ganz einverstanden; nur machte er immer wieder bemerklich, daß der „Kaiser" nach dem Abzuge der Franzosen doch einen festen Halt haben müsste, auf den er sich zunächst stützen könnte, um den Liberalen so zu imponiren, daß sie sich zur Annahme und Beschickung des projektirten Generalkongresses herbeiließen. Wo aber einen solchen Halt finden, wenn nicht in der klerikalen Partei? Die Klerikalen seien ja bereit, Gut und Blut für das Kaiserthum und für den Kaiser einzusetzen; sie seien willig und auch vermögend, den kaiserlichen Schatz zu füllen und ein Heer auf die Beine zu bringen, — alles natürlich unter der kleinen Bedingung, daß den gerechten Ansprüchen dieser loyalen und opferfreudigen Partei volles Recht widerführe.

Der eifrige Pater erhielt einen sehr gewichtigen Beistand in den Personen der beiden Herren Miramon und Marquez, welche, ohne Zweifel von ihren Freunden heimberufen, gerade jetzt von ihren zwecklosen Gesandtschaften in Europa

Digitized by Google

zurückkehrten und sofort von Veracruz nach La Jalapilla eilten. Hier wurde nun das Rückwärts-Komplott sofort fertig und fest gemacht. Der Erzherzog versprach unbedingte Hingabe an die Interessen der Klerikalen und verhieß insbesondere die Zurückgabe der geistlichen Güter an die Kirche, sowie die Wiedereinsetzung sämmtlicher Mitglieder der Partei in ihre Würden, Aemter und Besitzungen.

Wie reimte sich aber diese Unterwerfung des „ritterlichen" Prinzen unter die ihm von den Klerikalen auferlegten Bedingungen mit seiner Absicht, auch die Liberalen zu versöhnen, auch ihnen als der allgerechte und allwillkommene Friedensstifter sich darzustellen? Ach was, als ob auf dieser ungereimten Erde alles sich reimen müsste? Derartige Forderungen sind idealpolitische Narretheien, worauf klerikale und liberale Realpolitiker keine Rücksicht zu nehmen brauchen.

14.

Von La Jalapilla bis Queretaro.

Es hob jetzt zwischen dem französischen Hauptquartier, wo man stündlich die Nachricht von der Einschiffung Maximilians vergeblich erwartete, und zwischen der erzherzoglichen Residenz bei Orizaba ein Ränke- und Schwänkespiel an, das unbeschreiblich widerlich anzusehen ist. Man weiß auch nicht, welcher der beiden Spielpartieen man den Preis der Hintergehung und Ueberlistung zuerkennen soll, und ist versucht, beim leidigen Anblicke dieser „Disputation" an die Schlussstrophe der heine'schen im „Romanzero" sich zu erinnern: —

„Welcher rechthat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Marschall und der Prinz,
Daß sie alle beide st . . . raucheln."

Digitized by Google

Während Miramon, nach der Hauptstadt hinaufgeeilt, dem „kaiserlichen" Ministerium die Wendung der Dinge in La Jalapilla mittheilte und dasselbe zu neuer Thätigkeit aneiferte, die ganze Rückwärtserei zur Sammlung und auf ihre Posten rief, alle Kräfte der Partei anzustrengen, alle Mittel derselben flüssig zu machen thätig war, die Beschaffung von Geldmitteln und die Reorganisation der „kaiserlichen" Armee einleitete, suchte der Erzherzog seinerseits vor allem über die Absichten der Franzosen ins Klare zu kommen, und stand zu diesem Zwecke nicht an, den Marschall — denn nur mit diesem verkehrte er — fortwährend halb und halb glauben zu machen, daß er im Begriffe sei, sich einzuschiffen. Der Marschall und seine Mitbevollmächtigten Castelnau und Dano gingen auf die Leimruthe, indem sie in einer vom 16. November datirten Note die Erklärung sich entwischen ließen, sie würden zu erwirken versuchen, daß „die noch rückständigen Ansprüche Frankreichs an die mexikanische Staatskasse durch die neue Regierung (par le nouveau gouvernement) von Mexiko gedeckt würden."

Demnach betrachteten die Franzosen den Kaiserschwindel bereits als vollständig aus- und abgethan. Und wie hätten sie auch anders gekonnt, da Frankreich gerade zu dieser Zeit in Verbindung mit dem Kabinette von Washington ganz offen auf die Wiederherstellung der republikanischen Regierung hinarbeitete? Der Hauptmacher in diesem Geschäfte war Herr Markus Otterburg, Konsul der Vereinigten Staaten in Mexiko, welcher dem Marschall ausdrücklich und amtlich erklärte, daß er von seiner, hierin ganz im Einverständnisse mit dem Tuilerienhofe handelnden Regierung beauftragt sei, in Uebereinstimmung mit dem französischen Obergeneral die mexikanische Republik wiederherzustellen. Es sei, fügte der Konsul hinzu, räthlich, bei Zeiten daran zu denken, welchem der juaristischen Generale die Hauptstadt zu überliefern wäre, damit Unordnungen vermieden würden. Er schlage als den würdigsten und am meisten Vertrauen erweckenden den General Diaz vor und habe

Digitized by Google

auch bereits für die nöthigen Gelder vorgesorgt, um den Truppen desselben nach ihrer Ankunft in der Stadt einen zweimonatlichen Sold auszahlen zu können.

Das war deutlich gesprochen. So deutlich konnte aber Bazaine in seiner verzwickten Stellung seinerseits nicht sprechen. Faktisch und substanziell existirte freilich auch für ihn der „Kaiser" Maximilian nicht mehr, wohl aber rechtlich und formell. Er musste sich also begnügen, den amerikanischen Bevollmächtigten mehr errathen zu lassen, als er sagte, indem er auf die erwähnte Mittheilung erwiderte, daß er, solange der Erzherzog noch nicht abgedankt hätte, denselben als das einzige gesetzmäßige Oberhaupt des Landes betrachten müsste. Freilich, sobald der Prinz sich eingeschifft hätte, würde er nichts Unpassendes darin sehen, unter Mitwirkung des Generals Porfirio Diaz, für welchen auch er große Achtung hege, eine neue Regierung einzurichten, ungeachtet von Paris aus zum Oberhaupt derselben der General Ortega empfohlen sei. Hierauf beschränkte sich der Marschall Herrn Otterburg gegenüber vorderhand. Daß er, wie man ihm vorgeworfen hat, mit Diaz in persönlichen Verkehr getreten sei und sogar dem republikanischen General Waffen und Munition geliefert oder verkauft habe, beruht nicht auf erwiesenen Thatsachen, sondern nur auf Vermuthungen. Wahr jedoch ist, das ganze Gebaren Bazaine's erschien gegen das Ende der mexikanischen Expedition hin in dem Lichte der Willkür, der Zweideutigkeit und Treulosigkeit. Allein das war nicht die Schuld des Marschalls, welcher nur das Werkzeug der willkürlichen, zweideutigen und treulosen Politik seiner Regierung gewesen ist.

Der östreichische Prinz that seinem „erhabenen Bundesgenossen" nicht den Gefallen, abzudanken und heimzugehen. Wiederum ein sehr widerwärtiger Zwischenfall in dieser schmählich vergeckten Verwirklichung der „größten Idee" des zweiten Empire, welche Verwirklichung eigentlich nur eine Reihenfolge von lauter widerwärtigen Zwischenfällen gewesen ist. Im französischen Hauptquartier war

Digitized by Google

man gewiß nicht sehr angenehm überrascht, als daselbst aus Orizaba eine vom 20. November datirte Note des Erzherzogs eintraf, welche mit den Worten begann: „Keiner meiner Schritte gibt jemand die Berechtigung, zu glauben, daß ich die Absicht hätte, zu Gunsten irgendeiner Partei abzudanken" — und die Mittheilung machte, daß der „Kaiser" Berufung an die Nation einlegen und einen Generalkongreß versammeln werde.

Diese Note ist eines der Resultate einer Rathsitzung gewesen, welche derweil auf der Hacienda La Jalapilla stattgefunden hatte. Miramon hatte den Ministerpräsidenten Larez, die übrigen Minister und die Mitglieder des „kaiserlichen" Staatsraths von der Hauptstadt aus dorthin geführt unter französischer Eskorte, welche Bazaine gewährte, weil er wähnte, die Herren würden die Abdankungsurkunde Maximilians mitzurückbringen. Die Rathsversammlung in La Jalapilla zählte 22 Mitglieder und währte drei volle Tage. Die Kardinalfrage, ob der „Kaiser" abdanken sollte, wurde aufgeworfen, aber mit 20 gegen 2 Stimmen abgeworfen. Dann gab der Erzherzog von seinen Entschließungen hinsichtlich des Appells an die Nation, der Berufung eines Kongresses u. s. w. Kenntniß und erhielt Zustimmung. Der ganze Rathschlag war nur eine zuvor zwischen Maximilian, Miramon, Larez und dem Beichtvater abgekartete Posse. Die Essenz der Zusammenkunft war diese, daß die Allianz des Erzherzogs mit den Klerikalen fest vernietet wurde. Der Pater verbürgte sich förmlich, daß der Klerus für Se. kaiserliche Majestät einstehen würde, und auf Grund dieser Bürgschaft hin — es ist märchenhaft thöricht, aber wahr — gab dann Señor Larez seinerseits großartig die Versicherung ab, daß Maximilian auf eine schlagfertige Armee und sofort auf 4 Millionen Pesos zählen könne, welche 4 Millionen „man finden werde". Wo? sagte er nicht. Dann verschritt man sogleich zur Vertheilung der Rollen in dem neu anzuhebenden Kaiserschwindelstück, insbesondere der militärischen. Der General Marquez sollte unter dem Oberbefehl des

Digitized by Google

„Kaisers" selbst die Hauptstadt und das Hochthal von Anahuak gegen den dorthin vordringenden Porfirio Diaz vertheidigen, Miramon gen Norden eilen, um sich den Truppen Escobedo's entgegenzuwerfen, Mejia in der Sierra von Queretaro die kaiserliche Fahne wieder entfalten.

Am 1. December ließ der Erzherzog ein Manifest „an die Mexikaner" von Orizaba ausgehen, worin er bekanntgab, was in La Jalapilla vorgegangen, — nämlich, wohlverstanden, vor den Kulissen. Er verkündigte in diesem Aktenstück — er, der sich mit Haut und Haar den Klerikalen verschrieben hatte — daß er „auf der breitesten und liberalsten Grundlage einen Nationalkongreß versammeln wolle, an welchem alle Parteien theilnehmen sollten, und dieser Nationalkongreß werde zu bestimmen haben, ob ein Kaiserreich in Zukunft bestehen !soll". Zur Vervollständigung der abermaligen Ueberraschung, welche dieses Manifest im französischen Hauptquartiere verursachte, zeigten dann zwei Tage später die Minister Larez und Arroyo den Herren Bazaine, Dano und Castelnau an, daß „Se. Majestät nach ernsthafter und langer Erwägung und nach dem Rathe seiner Minister und seines Staatsraths, gestützt auf die von der Nation ihm übertragene Gewalt, sich entschlossen habe, seine Regierung mit den alleinigen Hilfemitteln des Landes fortzuführen und aufrecht zu erhalten, da der Kaiser der Franzosen erklärt hätte, außer Standes zu sein, das Reich fernerhin mit seinen Truppen und mit seinem Gelde zu unterstützen".

Man war demnach über die gegenseitige Stellung ganz klar: — die Franzosen wollten den Erzherzog und der Erzherzog wollte die Franzosen zum Lande hinaushaben.

Die französischen Bevollmächtigten hatten in einer vom 31. Oktober datirten Depesche aus Paris die Weisung erhalten, Napoleon der Dritte wünsche, daß Maximilian Mexiko verlassen möge („le désir de l'empereur est de voir Maximilien quitter le Mexique"), und in ihrer am 8. December erlassenen Antwort auf die Zuschrift der

Digitized by Google

Herren Larez und Arroyo paraphrasirten sie diesen Wunsch ihres Gebieters also: „Die Bevollmächtigten Frankreichs haben nach reiflicher Prüfung der Sachlage die Ueberzeugung gewonnen, daß die kaiserlich-mexikanische Regierung unvermögend sein werde, mit ihren alleinigen Hilfemitteln sich zu behaupten (les agents de la France, après avoir mûrement examiné la situation, ils sont arrivés à cette conviction que le gouvernement imperial serait impuissant à se soutenir avec ses seules ressources)." Das „kaiserliche" Ministerium zögerte nicht, auf diese Replik zu dupliciren, und zwar in Form eines weitläufigen Cirkulars, in dessen Verlaufe mit dürren Worten Frankreich des Vertragsbruches bezichtigt und angeklagt wurde.

Ein gewisser „sic notus Ulixes" hatte aber diese neue Anreizung zur Ungeduld und zum Zorne nicht abzuwarten gebraucht, um ungeduldig und zornig zu werden. Wie, dieses Nichts von Erzherzog mit seiner lächerlichen Rauschgoldkrone auf dem Kopfe wagt gegen Unsere Omnipotenz zu rebelliren? Quem ego! Wir haben gewollt, daß er nach Mexiko ginge; jetzt ist es Unser souveräner Wille, daß er aus Mexiko gehe — fini!

Am 13. December ging aus dem Schlosse Compiègne diese Depesche ab: „Der Kaiser an Castelnau: — Senden Sie die Fremdenlegion und alle Franzosen, Soldaten und Nichtsoldaten, alle, welche es wünschen, heimwärts; ebenso die östreichische und belgische Legion, wenn sie es verlangen (rapatriez la légion étrangère et tous le français soldats ou autres qui désirent rentrer, ainsi que les légions autrichienne et belge, si elles le demandent)".

Das hieß mit einem Schlage den Erzherzog des Beistandes aller fremden Streitkräfte berauben; denn daß die östreichischen und belgischen Söldlinge den aus Mexiko abziehenden Franzosen sich anschließen müssten und würden, konnte nicht zweifelhaft sein. Man wusste auch in Compiègne gar wohl, was man mit dieser Depesche wollte und that. Man wollte endlich einmal dieses ewigen Aergers,

Digitized by Google

welcher aus dem vermaledeiten mexikanischen Kaiserschwindelgeschäft tagtäglich erwuchs, los und ledig sein. Gaben doch auch diese verteufelten Yankees keine Ruhe. Da hatte z. B. wieder am 23. November der unhöfliche Seward an den nicht viel höflicheren Bigelow geschrieben: „Sagen Sie dem Marquis de Moustier, unsere Regierung sei erstaunt und gekränkt, erfahren zu müssen, daß die uns zugesagte Rückführung der ersten Abtheilung französischer Truppen aus Mexiko, welche in diesem Monate hätte erfolgen sollen, verschoben worden sei."

Die Aktenlage gestattet nicht nur, sondern fordert auch die bestimmte Vermuthung, daß der General Castelnau den geheimen Auftrag gehabt habe, den östreichischen Prinzen nöthigenfalls mit Gewalt zur Abdankung zu zwingen. Allein der Marschall Bazaine, um seine unumgängliche Mitwirkung angegangen, muß diese verweigert haben, weil der kluge Mann nur auf Grund eines schriftlichen Befehls vonseiten Napoleons in der bezeichneten Richtung vorgehen wollte, Castelnau aber einen solchen Befehl nicht vorweisen konnte. Der General berichtete am 7. December nach Hause, wie die Sachen ständen und lägen, und erhielt folgende Antwort: „Paris 10. Januar 1867. Der Kaiser an Castelnau: „Zwingen Sie den Kaiser nicht zur Abdankung, aber halten Sie den Abzug der Truppen nicht hintan. Schicken Sie alle heim, welche nicht bleiben wollen (ne forcez pas l'empereur à abdiquer: mais ne retardez pas le départ des troupes. Repatriez tous ceux qui ne veulent pas rester)."

Unlange, bevor der Inhalt der aus Compiègne datirten Depesche vom 31. December zur Kenntniß des Erzherzogs gekommen war, hatte er einen Privatbrief der Kaiserin Eugenie aus Paris erhalten, dessen Inhalt ihn, wie er sagte, „sehr stärkte". Der Brief muß also recht tröstlich gelautet haben. Schade nur, daß die Schreiben Ihrer Majestät und Seiner Majestät nicht sehr mit einander harmonirten. Bekanntlich sind eben zwei Eheseelen nicht immer „ein Gedanke".

Digitized by Google

Maximilian — das war die Summe aller auf der Schwelle vom Jahre 1866 zum Jahre 1867 zwischen ihm und dem französischen Hauptquartier gepflogenen Verhandlungen — hatte also erklärt, daß er „nicht in einem der Gepäckwagen der französischen Armee nach Europa zurückkehren", sondern in Mexiko sein Glück auf eigene Hand ferner versuchen wollte, und die Franzosen ihrerseits bereiteten sich den Befehlen ihres Kaisers gemäß alles Ernstes zum raschen und vollständigen Abzug aus dem Lande. Zu Ausgang Decembers stand die Hauptmasse ihrer Streitkräfte in und bei der Hauptstadt, während andere Abtheilungen, staffelförmig längs der Straße nach Veracruz vertheilt, nur des Kommando's zum Hinabmarschiren nach der Küste harrten.

Der Erzherzog, durch die Gaukeleien des unseligen Paters Fischer verblendet, hatte sich derweil von Orizaba wieder der Hochebene von Anahuak zugewandt. In Puebla etliche Tage verweilend, hatte er eine Zusammenkunft mit den Herren Dano und Castelnau, die ihm entgegengereis't waren, ihn noch einmal um seine Abdankung und Abreise anzugehen. Umsonst. Sodann von Puebla nach Mexiko gekommen, konnte sich der Prinz ganz unmöglich der Einsicht verschließen, daß die ihm gemachten Verheißungen vonseiten des Klerus bislang größtentheils Verheißungen geblieben waren. Es fehlte an Geld, an Soldaten, an Waffen, an Verstand, Begeisterung, Thatkraft, es fehlte an allem und jedem. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde folgten sich die niederschlagenden Botschaften von den Vorschritten der Republikaner. Ein fester Platz nach dem andern, eine Stadt, eine Provinz nach der andern fiel in ihre Hände. Was half es, daß die abziehenden Franzosen Plätze und Städte den „kaiserlichen" Truppen überantworteten? Sobald die Franzosen weg waren und die republikanischen Banner vor den Mauern erschienen, erfolgte die Uebergabe an sie so rasch und regelmäßig, als handelte es sich bloß um ein selbstverständliches Geschäft. Die Stunde des vollständigen Triumphes der Republik

Digitized by Google

ließ sich von allen, welche rechnen konnten und wollten, mit mathematischer Genauigkeit vorhersehen und vorhersagen. Natürlich musste bei solchen Verhältnissen die Berufung eines Nationalkongresses durch die „kaiserliche" Regierung das bleiben, was sie vom Anfang an gewesen war: ein barocker Einfall.

Der Erzherzog musste das alles sehen, wenn er die Augen aufthat. Zuweilen that er sie wirklich auf, wie z. B. an dem Tage, wo er Bazaine zu einer Unterredung nach der Hacienda La Teja entbieten ließ. Der Marschall ging frei mit der Sprache heraus, als ihn der Prinz fragte, was *er* von der Lage des „Kaiserthums" halte. „Nach der Rückberufung unserer Truppen — sagte er — gibt es für Sie in diesem Lande nur noch Gefahren und keine Möglichkeit mehr, Ruhm zu erwerben. Von dem Augenblick an, wo die Vereinigten Staaten ihr Veto offen Ihrem Thron entgegenstellten, hatte derselbe nur noch eine Scheinexistenz und selbst ein Hilfekorps von 100,000 Franzosen würde hieran nichts ändern. Ich rathe Ihnen daher, abzudanken und abzureisen." Maximilian war sehr nachdenklich geworden. Endlich gab er zur Antwort: „Ich vertraue Ihnen und bitte Sie daher, einer Junta anzuwohnen, welche ich auf den 14. Januar in den Palast zu Mexiko zusammenberufen will. Ich werde mitdabeisein. Sprechen Sie dort Ihre Meinung aus. Stimmt die Mehrheit Ihnen zu, so reise ich ab; verlangt sie aber, daß ich bleiben soll, so braucht man darüber weiter kein Wort mehr zu verlieren. Denn ich werde bleiben, weil ich nicht einem Soldaten gleichen will, der sein Gewehr wegwirft, um rascher aus der Schlacht fliehen zu können."

Hochherzige Worte, sonder Zweifel, ehrlich gemeint und brav; aber —

„Was man will, zu können
Macht den großen Mann —"

hatte der Prinz vor Zeiten gesagt und er konnte sich unmöglich einbilden, daß er *können* würde, was er wollte.

Digitized by Google

Auch der arme Don Quijote war ein Held, aber eben ein donquijotischer.

Und in der Narrethei des sinnreichen Kaballero de la Mancha ist wenigstens Methode und Konsequenz gewesen. Der Schattenkaiser von Mexiko dagegen schwankte so recht seinem Verhängniß entgegen, heute hierhin geneigt, morgen dorthin gewendet. In der Unterredung mit Bazaine, der ihm die Dinge zeigte, wie sie waren, hatte er die Augen offen gehabt. Dann aber war der Pater Fischer gekommen, hatte ihm blauen Dunst vorgemacht und in den Wolken desselben ihn die Dinge sehen lassen, wie er sie wünschte. Daraufhin brach er sein dem Marschall gegebenes Wort und erschien nicht in der anberaumten Versammlung, welche am 14. Januar im Regierungspalaste zusammentrat. Bazaine vermerkte das mit Recht sehr übel, ließ sich aber auf Bitten der Versammelten, lauter Grundsäulen und Hauptstützen des „Kaiserthums", doch herbei, den Herren in Form einer motivirten Erklärung seine Meinung zu sagen, welche dahin ging und nur dahin gehen konnte, daß es für den „Kaiser" wie am klügsten, so auch am ehrenvollsten sei, abzudanken, weil es sich herausgestellt, daß die überwiegende Mehrheit der Nation nichts von der Monarchie wissen wollte und weil sich der Erzherzog nach dem Abzuge der Franzosen und der Fremdenlegionen unmöglich werde halten können.

Nachdem der Marschall die Sitzung der Junta verlassen hatte, brachte er sein abgegebenes Votum noch zu Papier und ließ das Schriftstück dem „Kaiser" zustellen. Gewarnt also hat Bazaine den Erzherzog, eindringlich, wiederholt, mündlich und schriftlich gewarnt, das steht aktenmäßig fest.

Nach der Entfernung des Marschalls trat die Junta, 40 Mitglieder stark, in Berathung über die Frage: „Soll das „Kaiserthum" aufrechtgehalten und der Kampf desselben gegen die Republik fortgesetzt werden?" Unter den Vierzig waren Vier, welchen der Parteifanatismus das Licht des gesunden Menschenverstandes noch nicht ganz ausgeblasen

Digitized by Google

hatte. Aber die Fanatiker — welche übrigens nachmals, ganz wenige ausgenommen, ihre theuren Personen bei Zeiten salvirten — trugen es gegen diese 4 Nein mit 36 Ja davon. Der Entscheidungsschlag dieser Abstimmung war auch gegen die Franzosen im allgemeinen gerichtet und gegen die Machenschaften Castelnau's und Dano's im besonderen. Wenn diese auf Wiederherstellung der mexikanischen Republik unter die vieldeutigen „französischen Interessen" sicherstellenden Bedingungen abzielenden Machenschaften jetzt noch einen Sinn haben sollten, so musste vonseiten der Franzosen sofort mit Gewalt gegen den „Kaiser", das „Kaiserthum" und die ganze Klerisei und Rückwärtserei vorgegangen werden. Castelnau und Dano wären hierzu zweifelsohne bereit gewesen, allein Bazaine wollte sich ohne ausdrücklichen Befehl von Paris nicht dazu verstehen. Natürlich verloren damit die zwischen dem französischen Hauptquartier und einigen republikanischen Generalen angeknüpften Beziehungen ihren Hauptzielpunkt. Man beschränkte sich von da ab auf die Erweisung von gegenseitigen Artigkeiten, besonders bei Auswechselung der Gefangenen. Wir gehen, sagten die Franzosen, und wenn wir fort sind, mögt ihr zusehen, wie ihr mit dem Kaiserschwindel fertig werdet. Wohl, erwiderten die Republikaner, geht im Frieden! Mit der Parodie von Montezuma's Thron und Krone werden wir kurzen Proceß machen . . . Die republikanischen Führer haben auch deutlich genug erkennen lassen, welches Schicksal dem Autor des Dekrets vom 3. Oktober bevorstände, so er in ihre Hände fiele. Daher die Bemühung des Marschalls, dem unglücklichen Erzherzoge bis zur letzten Möglichkeit einen Weg zum Entkommen offen zu halten. Diese Gerechtigkeit muß man Bazaine widerfahren lassen und es zeugt entweder von großer Unkenntniß oder von plumper Bosheit, wenn man gesagt hat, er habe den östreichischen Prinzen an's Messer geliefert.

An dem schicksalsschweren 14. Januar platzte auch die Seifenblase der Berufung eines Nationalkongresses durch

Digitized by Google

Maximilian. Die Junta erklärte nämlich, eine solche Berufung sei „unnütz und überflüssig". Man war voll lächerlich-stolzer Zuversicht, man wiegte sich in den thörichtesten Einbildungen, wie sich ja der Erzherzog selber noch immer einbildete, einen Mann wie Porfirio Diaz für sich gewinnen zu können. Das „kaiserliche" Ministerium that ordentlich dick mit seinen Mitteln. Der Herr Kriegsminister sagte: „Ich habe 250,000 Pesos in meiner Kasse." Der Herr Finanzminister: „Und ich 11 Millionen, wovon 8 sogleich flüssig." Das „Kaiserthum" rüstete sich also zum Kampf. Es hielt sich für gesund und kräftig, weil es, schon in seine Agonie eingetreten, krampfhaft mit Armen und Beinen um sich schlug.

Zu Ende Januars begann der Abzug und die Einschiffung der Franzosen. Mit ihnen oder vielmehr noch vor ihnen gingen die östreichischen und belgischen Söldnertruppen, welche zuerst eingeschifft wurden. Nur etwa 500 ungarische Husaren blieben bei dem Erzherzoge zurück. Am 8. Februar wurde die Fahne, welche über dem französischen Hauptquartier zu Buena-Vista bei Mexiko geflattert, herabgenommen. Der Marschall brach auf, hielt aber noch angesichts der Hauptstadt für einen Tag und eine Nacht lang wieder an, um dem „Kaiser" Zeit zu lassen, seinen Entschluß zu bereuen und ihm nachzukommen. Abgesehen von allem anderen musste aber dem Prinzen dies schon die Erbitterung darüber verwehren, daß Bazaine vor seinem Scheiden von der Hauptstadt in einer an die Bevölkerung derselben gerichteten Proklamation die Worte gesprochen hatte: „Es lag nie in den Absichten Frankreichs, euch eine Regierungsform aufzudrängen, welche euren Gefühlen zuwiderlief" — eine officielle Lüge, so hoch und so dick wie der Popokatepetl. Am 14. Februar meldete der General Castelnau vor seiner Einschiffung von Veracruz an Napoleon den Dritten: „Unser Abzug aus Mexiko hat unter allgemeiner Sympathiebezeugung stattgefunden (n'a provoqué que des manifestations sympathiques). Der Kaiser bleibt in Mexiko, wo vollkommene Ruhe herrscht

Digitized by Google

(où tout est tranquille)" — eine officielle Lüge, so hoch und so dick wie die Iztaccihuatl. Der Marschall machte auf seinem Rückzuge in Puebla einen fünftägigen und dann auch noch in Veracruz einen mehrtägigen Halt, um den „Kaiser" zu erwarten, falls sich derselbe doch noch entschlossen hätte, ein Spiel, das er, so er bei fünf gesunden Sinnen, für ein verlorenes ansehen musste, aufzugeben. Bazaine kehrte sogar auf das Gerücht hin, Maximilian käme von der Hochebene herabgeflohen, von Veracruz noch einmal nach La Soledad um, den Flüchtling aufzunehmen. Das Gerücht erwahrte sich jedoch nicht. Der Erzherzog war, statt der Küste zuzueilen, zu dieser Zeit schon gen Nordwesten nach Queretaro gezogen.

Am 11. März von 1867 übergab der französische Kommandant die Hafenstadt Veracruz an den „kaiserlichen" General Gomez. Der Marschall ging an Bord des „Souverain" und wenige Tage darauf verließ das letzte französische Schiff mit dem letzteingeschifften französischen Bataillon die Rhede.

So endete die Verwirklichung der „größten Idee" des zweiten Empire, — ein Abenteuer, in dessen Schlund Frankreich Myriaden seiner Söhne und eine Milliarde seines Geldes geworfen hatte. Heureuse France!

15.

Der 19. Juni.

Titus Livius hat in einem geretteten Bruchstücke seines verlorengegangenen 120. Buches, da, wo er von des Cicero tragischem Ende spricht, über den berühmten Redner der Philippiken gegen Verres, Katilina und Antonius das Urtheil gefällt: „Keines seiner Missgeschicke ertrug er mannes-

Digitized by Google

würdig, ausgenommen seinen Tod“ [1]). Ein strenges, ein herbes, aber ein wahres und gerechtes Wort.

Man könnte dasselbe, mit noch einiger Milderung vielleicht, auf den Erzherzog Maximilian anwenden, um so mehr, da er freilich nicht an Genie, aber doch an Unbeständigkeit des Charakters mit dem Todten von Formiä verglichen werden darf.

Ob er seinen Entschluß, einer, mildestens gesagt, zweideutigen Faktion auf Gnade und Ungnade sich hinzugeben und in Mexiko auszuharren, komme, was da wolle, nie bereut hat? Man weiß es nicht. Ob er aber diesen Entschluß überhaupt gefasst hätte, so er gewusst, daß der falsche Miramon, bevor derselbe im Herbste von 1866 aus Europa nach Mexiko zurückgekehrt war, in einem pariser Salon ganz laut gepralt hatte, er kehre nur heim, um nach dem voraussichtlichen Sturze des „Kaiserthums“ den Präsidentenstuhl wieder einzunehmen? Vielleicht nicht, vielleicht aber doch; denn er würde sich geschmeichelt haben, daß dieser Mensch nicht wagen würde, feindselig gegen ihn aufzutreten. Eine der vielen Illusionen des Erzherzogs, da ja kein Zweifel gestattet ist, daß Miramon, falls er nach dem Abzuge der Franzosen als „kaiserlicher“ General so glücklich gewesen wäre, wie er unglücklich war, sofort eine Schilderhebung gegen den „Kaiser“ begonnen haben würde. Es ist die Lächerlichkeit der Lächerlichkeiten, wenn man den „Märtyrertod“ dieses Menschen mit sentimentalem Brillantfeuer zu beleuchten versuchte. Miramon würde den östreichischen Prinzen zehnmal verrathen haben, falls er sich damit von den tödtlichen Kugeln, wie sie niemals ein verrätherischeres Herz durchbohrten, hätte loskaufen können. Zudem hatten hunderte seiner republikanischen Landsleute das Recht der Blutrache auf den grausamen Pfäffling, der das Blut der Liberalen wie Wasser vergossen hatte.

Wusste Maximilian, daß er um seinen Kopf spielte,

1) Omnium adversorum nihil ut viro dignum erat tulit, praeter mortem.

Digitized by Google

als er das Spiel der Rückwärtser vollständig zu dem seinigen machte?

Unbedingt ja!

Es ist rein unmöglich, daß der, welcher zum Werkzeuge der bonaparte'schen Politik in Mexiko sich hergegeben, der, welcher das Dekret vom 3. Oktober verfasst und verkündigt hatte, nicht gewusst hätte, daß, falls er den Republikanern in die Hände fiele, die Führer derselben ihn schlechterdings nicht retten könnten.

Hierauf, auf dem Entschlusse, das Spiel anzunehmen, wie es lag, beruht die tragische Würde seines Untergangs.

Das Trauerspiel in Mexiko hat auch das Eigenthümliche, daß der Held desselben erst in den letzten Scenen zu einer Höhe heranwächst, welche ein reinmenschliches Mitgefühl erregt und rechtfertigt. Indem er nicht mehr um die Verwirklichung seiner phantastischen Herrscherträume, an welchen er verzweifeln musste, sondern nur noch um die Bewahrung seiner Ehre kämpfte, die er bewahren konnte, sühnte er sterbend seine Schuld ...

Schon wenige Tage nach dem Abzuge der Franzosen konnte sich der Erzherzog über seine Stellung unmöglich mehr einer Täuschung überlassen. Er musste merken, daß ihm statt des Joches eines treulosen Verbündeten, welches so schwer auf ihm gelastet hatte, jetzt noch ein viel schwereres aufgelegt war, das Joch der Parteityrannei.

Und vollends das Joch dieser Partei, welche, ganz wenige Ausnahmen abgerechnet, aus lauter Miramons zusammengesetzt war. Diese Menschen bereuten bald, den östreichischen Prinzen im Lande zurückgehalten zu haben, als sie merkten, daß sie die Bedeutung der Ziffer, welche Maximilian in ihrem Kalkül vorstellte, viel zu hoch angeschlagen hätten.

Die Klerikalen hatten nämlich gehofft, durch die geradezu feindselige Stellung, welche sie zuletzt gegen die Franzosen eingenommen, ihre Allianz mit den fremden Eindringlingen und Vergewaltigern aus dem Gedächtniß ihrer Landsleute hinwegzuwischen. Trotzdem hielten sie in

Digitized by Google

wunderlicher Bornirtheit den durch die Franzosen importirten „Kaiser" zurück, weil sie in der Person desselben ein kostbares Pfand in Händen zu haben wähnten. Sie lebten ja bis zur Wegfahrt des letzten französischen Schiffes von der mexikanischen Küste des festen Glaubens, Napoleon der Dritte dürfte und würde unter keinen Umständen seinen Schützling ganz im Stiche lassen. Die Rücksicht auf Oestreich, die Rücksicht auf den eigenen und auf den europäischen Monarchismus müsste ihm dies gebieten, von der Ehre im allgemeinen und von der französischen Gloire im besonderen gar nicht zu reden. Sowie sie nun erkennen mussten, daß das alles nur Täuschungen, welche sie sich selber vorgegaukelt hätten, war ihnen der unglückliche Prinz nur noch eine Last und eine Bürde, ein hinderlicher Figurant, welchen sie beiseite zu schieben nicht anstanden.

Hieraus erklärte sich auch der falsche Schritt, welchen der „Kaiser" that, d. h. welchen man ihn thun machte, als er die Hauptstadt verließ. Die Herren Larez und Marquez, welche ihn hierzu bewogen, wussten wohl, warum. Die Vorzüge seiner Person, seine Einfachheit, Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit hatten dem Prinzen gerade in der Hauptstadt viele Zuneigung gewonnen. Hier, wo man ihn von seiner besten Seite kennen gelernt, hatte er auch den festesten Halt, soweit eben von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte. Daß aber der „Kaiser" etwas sei und bedeute, durch sich selbst etwas bedeute, stimmte nicht mit den Ansichten der Larez, Marquez und Konsorten. Sie fürchteten auch, der Erzherzog könnte, so lang er im Besitz der Hauptstadt wäre, diese seine Stellung benützen, um mit den Republikanern in Unterhandlungen zu treten, welche unter Umständen nicht ganz hoffnungslos sein dürften; sie fürchteten, solche Unterhandlungen könnten möglicher Weise dahin führen, daß Maximilian am Ende auf *ihre*, der Klerikalen Kosten irgendwie seinen Frieden mit den Liberalen machen würde. Leider muß man sagen, daß diese Befürchtung nicht ganz

Digitized by Google

der Grundlosigkeit gezihen werden kann, wenn man bedenkt, wie sehr der Erzherzog von seiner Ankunft in Mexiko an zwischen den Parteien hin und her geschwankt war. Larez und Marquez und Konsorten wollten in der Hauptstadt selber die Herren sein, um diese Stellung so lange als möglich ausnützen zu können. Lange währte das freilich nicht; denn das eine Hauptheer der Republikaner unter Diaz operirte gegen die Hauptstadt zu, während das andere unter Eskobedo auf Potosi, Zakatekas und Queretaro vorging.

Im Februar wusste die Umgebung des „Kaisers" demselben weiszumachen, daß „strategische Rücksichten" seine Anwesenheit in der nordwestlich von Mexiko in der Sierra von Queretaro gelegenen gleichnamigen Stadt forderten. Es sei ja schlechterdings nöthig, dem in jener Gegend kommandirenden Miramon, welchen Eskobedo vor sich hertrieb, Hilfe zu bringen. Der Erzherzog ging auf dieses Ansinnen ein und marschirte nach Queretaro, in welche wohlgebaute und feste Stadt er am 21. Februar einzog, während 18 Tage früher der Präsident Juarez seinen Regierungssitz in Zakatekas aufgeschlagen hatte.

In der Hauptstadt war Marquez als Befehlshaber zurückgeblieben und setzte unter eifriger Mitwirkung seines Spießgesellen Vidaurri ein schamloses Raub- und Schreckensregiment in Gang. Diese „loyalen" und „frommen" Leute zeigten der Einwohnerschaft recht gründlich, was es hieße, Thron und Altar aufrechtzuhalten. Der Todeskampf des Kaiserschwindels nahm überhaupt einen sehr gewaltsamen und blutigen Verlauf. Denn die siegreich vorschreitenden Republikaner thaten ihrerseits das Rachewerk mit Unerbittlichkeit. Waren sie doch zu bitter gereizt, zu grausam verfolgt worden, als daß der mexikanischen Anschauung ein Verzicht auf vollwichtige Vergeltung auch nur als Möglichkeit hätte vorschweben können. Hier hieß es: „Wie du mir, so ich dir!"

Die Hauptstadt, Queretaro und Veracruz waren bald die einzigen drei Plätze, wo die „kaiserliche" Fahne noch wehte, und diese drei Plätze waren vollständig von einander

Digitized by Google

abgeschnitten, nachdem Diaz am 2. April Puebla genommen und zur Einschließung von Mexiko vorgegangen war, während Escobedo noch früher die Umzingelung von Queretaro bewerkstelligt und die Belagerung der Stadt begonnen hatte.

Queretaro ist auf einem Hügel erbaut, welcher sich aus der Centralhochebene von Anahuak erhebt. Die Stadt ist eine der gesundesten, schönsten, gewerbigsten und wohlhabendsten des ganzen Landes. Ihre freie Lage, sowie ihre massive Bauart verleihen ihr eine beträchtliche Vertheidigungsfähigkeit. Der „Kaiser" hatte, von dem treuen Mejia unterstützt, hier eine Streitmacht von 15,000 Mann zusammengebracht, die besten Leute von allen, welche die „kaiserlichen" Waffen getragen hatten. Auch Miramon war da und scheint sich muthig und standhaft benommen zu haben, denn Maximilian hat ihm bis zum letzten Augenblick Vertrauen bezeigt. Es war freilich auch gar nichts mehr zu machen als muthig und standhaft zu sein; denn schon zu Ende des März war die Lage der Belagerten eine hoffnungslose, weil von keiner Seite her auch nur die geringste Hilfe erwartet und die von Escobedo's 25,000 Mann starkem Heere um die Stadt her gezogene Belagerungslinie nicht durchbrochen werden konnte. Miramon wusste außerdem sehr wohl, daß ihm auch ein an dem „Kaiser" versuchter und gelungener Verrath bei den Republikanern keine Verzeihung und Schonung erwirken würde. Es ist beklagenswerth, daß der Erzherzog an der Seite dieses Menschen auf dem Richtplatz sterben musste. Warum war es ihm nicht vergönnt, an der Spitze der Indianer Mejia's und seiner ungarischen Husaren mit dem Degen in der Hand einen braven Soldatentod zu finden! An Gelegenheit hierzu hat er es, tapfer allen Gefahren sich aussetzend, während der Vertheidigung Queretaro's seinerseits nicht fehlen lassen.

Aber es sollte nicht sein. Das Verhängniß musste vollendet und eine große Lehre gegeben werden.

Das Hoffnungslose des Widerstandes musste sich übri-

Digitized by Google

gens den Vertheidigern der belagerten Stadt bald um so fühlbarer machen, als noch vor Ablauf des März Mangel in der Stadt sich einzustellen begann. Maximilian versuchte also — wir dürfen wohl annehmen, weit mehr um seiner Leute als um seiner Person willen — Unterhandlungen mit Escobedo. Er bot demselben die Uebergabe der Stadt an unter der Bedingung, daß ihm, seinen europäischen Begleitern und Soldaten freier Abzug aus dem Lande bewilligt, seinen mexikanischen Anhängern aber eine Amnestie zugesichert würde. Der republikanische General erwiderte hierauf, er sei befehligt, Queretaro zu nehmen, nicht aber, mit dem angeblichen Kaiser von Mexiko — er kenne gar keinen solchen — zu unterhandeln. Im übrigen schreie das Blut seiner beiden Kameraden Arteaga und Salazar, sowie das von hunderten seiner Waffengefährten, die allesammt in Folge des Dekrets vom 3. Oktober erbarmungslos erschossen worden seien, um Rache. Von Escobedo also abgewiesen, ließ der Erzherzog seinen Kapitulationsantrag auch dem Präsidenten Juarez zukommen, erhielt aber gar keine Antwort.

Am 6. Mai machten die Belagerten ihren fünfzehnten und letzten Ausfall, um sich durchzuschlagen, wurden aber zurückgetrieben. Die Mittel des Widerstandes waren jetzt völlig erschöpft und man konnte nur noch versuchen, mit Ehren zu sterben. Hierzu sollte ein nochmaliger Ausfall Gelegenheit geben, welchen der Erzherzog auf die Nacht vom 14. auf den 15. Mai anordnete. Aber er kam nicht zur Ausführung, denn bekanntlich ist Queretaro in derselben Nacht oder vielmehr in der Morgenfrühe des 15. Mai den Belagerern in die Hände gefallen. Um $4^1/_2$ Uhr Morgens waren die Republikaner überrumpelnd in das Kloster La Cruz, wo Maximilian sein Hauptquartier hatte, eingedrungen. Der Erzherzog konnte sich in Civilkleidung, begleitet von seinem treuen Adjutanten Prinz Salm, aus La Cruz nach einem andern Bollwerke der Stadt, dem Cerro de las Campanas, flüchten, weil ein Oberst der Republikaner den „Kaiser" erkannt hatte, ihn großmüthig retten wollte und

Digitized by Google

seinen Leuten befahl, denselben passiren zu lassen, da er „ein Bürger" sei. Der von den Belagerten engumschlossene und mit Granaten überschüttete Cerro de las Campanas war jedoch nur noch für etliche Stunden widerstandsfähig. Die Stadt befand sich schon in den Händen der Republikaner. Um 7 Uhr entsandte der Erzherzog einen Parlamentär, um die Uebergabe des Cerro anzubieten, — eine Uebergabe, welche selbstverständlich nur eine auf Gnade und Ungnade sein konnte. Um 8 Uhr überlieferte Maximilian seinen Degen an General Escobedo.

So fiel Queretaro, wo 500 Officiere und 7000 Soldaten vor den Siegern die Waffen streckten. Am 19. Juni schlich sich Marquez aus der belagerten Hauptstadt, worauf sich diese auf Gnade und Ungnade an ihren Belagerer Diaz ergab. Am 27. Juni zogen die Republikaner auch in Veracruz ein. Damit war der Kaiserschwindel, welcher den „Kaiser" noch um eine Woche überlebt hatte, aus und verschwunden, die Republik im ganzen Umfange des mexikanischen Gebietes wieder hergestellt und die Autorität des Präsidenten Juarez anerkannt.

Der konnte dann mit denselben alten, treuen, zähen Principmannshänden, womit er die verrathene, verfolgte und geächtete republikanische Fahne unter tausend Sorgen, Nöthen und Gefahren vor der Demüthigung, Besudelung oder gar Zerreißung durch eine tückische Invasion und eine schwindelhafte Usurpation bewahrt und gerettet hatte, als die triumphirende in das Hochthal von Anahuak zurück und auf die Plaza mayor von Mexiko wieder hinein tragen . . . .

Allgemein ist die Meinung, der östreichische Prinz sei an jenem Maimorgen durch Verrath in die Hände seiner Feinde gefallen. Der Oberst Miguel Lopez, ein Oheim der Frau Marschallin Bazaine, auch Ritter der französischen Ehrenlegion und gern gesehener Gast in den Tuilerien, soll den Erzherzog um 10,000 Pesos an Escobedo verrathen und verkauft, d. h. an jenem Morgen den Belagerern das Thor von La Cruz aufgethan und sie sogar bis in das

Digitized by Google

Schlafzimmers Maximilians geführt haben. Allem nach, was man von diesem Lopez weiß, war er ganz der Mann dazu, diese Schurkerei zu verüben, und die bestimmte, die Vorgänge vom Morgen des 15. Mai klar und überzeugend veranschaulichende Bezeugung des Prinzen Salm-Salm sowie die von Maximilians Leibarzt S. Basch lässt kaum mehr irgendeinen Zweifel übrig, daß er sie wirklich beging [1]). Escobedo meldete die Uebergabe Queretaro's und die Gefangennahme Maximilians also an den Kriegsminister der Republik nach San Louis Potosi, wo der Regierungssitz sich befand: — „Lager vor Queretaro, am 15. Mai 1867. Heute Morgen um 3 Uhr haben unsere Truppen La Cruz genommen, indem sie den Feind an jenem Punkte überrumpelten. Kurz darauf wurde die Garnison des Platzes gefangen genommen und die Stadt durch unsere Truppen besetzt, während der Feind mit einem Theile der seinigen sich auf den Cerro de las Campanas zurückzog, in großer Unordnung und von unserer Artillerie auf das wirksamste beschossen. Schließlich, etwa um die 8. Stunde, ergab sich mir auf Diskretion Maximilian, ebenfalls auf dem erwähnten Cerro. Haben Sie die Güte, dem Bürger Präsidenten meine Glückwünsche zu diesem großen Triumphe der nationalen Waffen darzubringen." In dieser Depesche ist allerdings von dem Verrathe des Lopez keine Rede; aber man weiß ja, daß man von solchen Dingen amtlich nicht gerne spricht. Prinz Salm berichtet, daß nach seiner und des Erzherzogs Gefangennahme in ihrer Gegenwart ein höherer republikanischer Officier den Lopez laut als Verräther bezeichnet und hinzugefügt habe: „Solche Leute benützt man und gibt ihnen dann einen Fußtritt."

Mit voller Zuversicht und Bestimmtheit darf und muß es ausgesprochen werden, daß der alte Juarez das Leben

1) Wie er sie beging und vollbrachte, hat Theodor Kählig, welcher als ein Reiterofficier Maximilians mit in der Stadt war, auseinandergesetzt in seiner „Geschichte der Belagerung von Queretaro" (nach authentischen Quellen und eigenen Erlebnissen), Wien 1879, S. 105 fg.

Digitized by Google

des gefangenen Prinzen gern gerettet gesehen hätte und retten wollte. Der verstandesklare Mann erkannte deutlich, daß es der siegreichen Republik zu weit höherem Ruhme gereichen müsste, des Gefangenen Leben zu schonen, als es ihr zum Nutzen gereichen könnte, dasselbe zu nehmen. Allein mit der Logik des Verstandes ist gegen die Logik der Leidenschaft bekanntlich nicht aufzukommen und die letztere wurde mit Unbeugsamkeit namentlich durch Escobedo, den Sieger von Queretaro, vertreten, welcher sich zum Organ aller Vergeltungswünsche — und diese waren zahllos — machte und es offen aussprach, die Gerechtigkeit müsste ihren Lauf haben, der Urheber des Dekrets vom 3. Oktober sollte dessen Wirkung an sich selber erfahren und die „Bitterkeit des Trankes, den er den Republikanern eingeschenkt, auf der eigenen Zunge schmecken".

War vom Standpunkte des biblischen Jus talionis aus gegen diese Forderung etwas einzuwenden? Nein! „Wehe den Besiegten!" hatte der Erzherzog am 3. Oktober von 1865 den mexikanischen Patrioten zugerufen. Jetzt waren *sie* an der Reihe, diesen Ruf zu erheben, und so thaten sie.

Es stehe mit Grund zu vermuthen, daß, falls die Mexikaner von angelsächsischer, von germanischer Rasse wären, sie das großmüthige Gebaren, welches ihre nordamerikanischen Nachbarn zwei Jahre zuvor gegen die besiegten südstaatlichen Rebellen eingehalten hatten, jetzt ihrerseits gegen die besiegten „Kaiserlichen" ebenfalls hätten walten lassen; die *romanische* Rasse-Leidenschaft und Racheluft aber habe nach Blut begehrt und geschrieen, was wiederum klar die Superiorität der Germanen beweise und daß nur *sie* zu Trägern der Humanität berufen seien.

So hat sich, wie die Sage geht, der berühmte Hofrath und Professor Servilius von der Zirbeldrüse die Sache zurechtgelegt. Aber — so fragt einer, dem das Gefühl der Wahrheit und Gerechtigkeit allzeit hoch über dem der Nationalität gestanden hat — wo war denn das Humanitätsmonopol der Sieger von *germanischer* Rasse in den Jahren

Digitized by Google

1848 und 1849? Die Gräber in den Wallgräben von Rastadt und in der Brigittenau, die Galgen von Arad geben die Antwort . . .

Allerdings büßte der Erzherzog Maximilian die Schuld eines anderen, welcher weit schuldiger war als er selbst. Das ist so herkömmlich in der Welt. Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Fünfzehnte starben in ihren Betten, Ludwig der Sechszehnte litt auf dem Schaffot. Allein der östreichische Prinz büßte auch eigene Schuld: er hatte sich ja aus freien Stücken an dem frevelhaften Attentat auf die Unabhängigkeit eines Volkes betheiligt, das vollkommen in seinem Rechte war, wenn es die Attentäter, soweit es deren habhaft werden konnte, vernichtete. Wo, fragen wir, wo in aller Welt hätte sich ein Volk so etwas bieten lassen, ohne darüber in Wuth auszubrechen, ohne alle Kräfte anzustrengen, um zu seinem Recht und zu seiner Rache zu kommen? Kein human gebildeter Mensch, und wär' ihm auch die Brust siebenfach mit republikanischem Erz umpanzert, wird über den blutigen Ausgang Maximilians frohlocken. Aber ekelhaft, unsäglich ekelhaft ist es, einen Servilius von der Zirbeldrüse und seinesgleichen über den Tod des Prinzen schluchzen zu hören, — Lakaienseelen, welche trockenen Auges ganze Völker zu Boden stampfen sehen können . . .

Die europäische Diplomatie, soweit sie zur Zeit in Mexiko vorhanden war, hat eifrige Anstrengungen zur Rettung des gefangenen Erzherzogs gemacht. Dieselben mussten aber vergeblich sein; denn wie hätten die mexikanischen Republikaner etwas auf die Dazwischenkunft derselben Diplomatie, welche das „Kaiserthum" anerkannt hatte, geben können? Der östreichische Gesandte in Washington hatte, in Voraussicht der Katastrophe von Queretaro, auch die Verwendung der Unionsregierung bei Juarez nachgesucht und dieselbe wurde wirklich gewährt; allein der Präsident ließ an den Staatssekretär Seward die Antwort gelangen, er bedaure, sagen zu müssen, daß es geradezu unmöglich, den Prinzen zu begnadigen. Als der preußische und der englische Gesandte sich herausnahmen, an Juarez einen

Digitized by Google

förmlichen Protest gegen die etwaige Hinrichtung Maximilians gelangen zu lassen, wurden sie kühl bedeutet, die Hinrichtung werde stattfinden, falls das Heil der Republik dieselbe gebiete.

Unter sothanen Umständen war natürlich die Processirung des Erzherzogs nur eine Formalität, wie das ja unter ähnlichen Verhältnissen allzeit und allenthalben der Fall gewesen ist und allenthalben und allzeit der Fall sein wird, solange die Menschen nicht zu Engeln avanciren, wozu nicht eben viel Aussicht vorhanden.

Dennoch scheint der alte Zapoteke einen leisen Hoffnungsschimmer, das Leben Maximilians retten zu können, darin erblickt zu haben, daß er anordnete, der Proceß des Prinzen solle der gewöhnlichen Standrechtsübung entzogen und vor ein eigens zu diesem Zwecke bestelltes Kriegsgericht gebracht werden. Juarez wollte dadurch augenscheinlich Zeit gewinnen, um die Leidenschaften wenigstens einigermaßen sich abkühlen zu lassen. Wäre es nach seinem Wunsche gegangen, so hätte das Kriegsgericht nicht auf Tod, sondern auf Landesverweisung erkannt, und, seltsam zu sagen, der Prinz scheint in dieser geheimen Hoffnung mit dem Präsidenten zusammengetroffen zu sein. Denn er setzte im Geheimen ein Schriftstück auf, kraft dessen er auf den Fall seiner Landesverweisung hin zu Gunsten des „Prinzen" Iturbide dem Thron entsagte und die Herren Larez, Lakunza und Marquez zu Mitgliedern der Zwischenregierung ernannte — unglaublich, aber wahr! Wenn man von diesem Dokumente hört, so ist man doch sehr versucht, daraus auf zeitweilige Geistesstörung des Verfassers zu schließen, denn wie hätte ein Mensch von fünf gesunden Sinnen auch jetzt noch an der Illusion des Kaiserschwindels festhalten können?

In den letzten Tagen des Mai ließ der Erzherzog an den Präsidenten das Gesuch abgehen, zur Ordnung seiner Angelegenheiten und zur Führung seiner Vertheidigung Advokaten aus der Hauptstadt kommen lassen zu dürfen. Es wurde gewährt und ebenso das weitere, den östreichischen, preußischen und belgischen Gesandten herbescheiden zu dürfen.

Digitized by Google

Nicht gewährt dagegen wurde des Gefangenen Wunsch, mit Juarez eine Unterredung zu haben. Die Advokaten und Diplomaten langten aus Mexiko an, doch wurden der östreichische, der belgische und italische Botschafter später aus Queretaro verwiesen, weil man sie der Betheiligung an Versuchen bezichtete, welche die Flucht des Erzherzogs ermöglichen sollten. Dasselbe widerfuhr auch einer Dame, der Prinzessin Salm-Salm, Frau eines Adjutanten Maximilians, die ihren Diamantenschmuck zur Befreiung des Gefangenen verwenden wollte und in dieser Sache überhaupt hochherzigen Muth und Eifer entwickelte.

Das aus sieben Mitgliedern bestehende Kriegsgericht begann am 13. Juni seine Sitzungen, nachdem das Verlangen Maximilians, von einem Nationalkongresse gerichtet zu werden, abgeworfen worden war. Der unglückliche Mann, eines heftigen Fieberanfalls Beute, konnte nicht an den Schranken erscheinen, weßhalb sich die Procedur zunächst gegen seine Mitangeklagten Miramon und Mejia richtete. Als sich der Kranke einigermaßen erholt hatte, wurde auch er vorgeführt und der Auditeur Aspiroz verlas die Anklageakte, hinzufügend, eine Appellation gegen den zu fällenden Urtheilsspruch sei unzulässig. Die Anklage ging auf Verschwörung, Usurpation und das an den rechtmäßigen Vertheidigern der Republik verübte Verbrechen der Aechtung. Dem Angeklagten standen vier rechtsgelehrte Vertheidiger zur Seite. Am kräftigsten sprach von denselben der Advokat Ortega, welcher die Kompetenz des Gerichts entschieden bestritt. Am 14. Juni 11 Uhr Nachts wurde gegen alle drei Angeklagte der Todesspruch gefällt.

Am 19. Juni ist derselbe auf dem östlich vor der Stadt gelegenen Cerro de las Campanas vollstreckt worden. Hier bildeten die Truppen Escobedo's ein großes nach einer Seite offenes Viereck; der General Diaz de Leon kommandirte die Exekution.

Warum das Gräßliche weiter ausmalen? Warum bei einer jener Scenen verweilen, welche immer wieder auf's neue die trostlose Wahrheit bekräftigen, daß der Mensch

Digitized by Google

trotz alledem und alledem nichts ist als eine schlechtgezähmte Bestie?

Um 6 Uhr des Morgens fuhren die Verurtheilten, jeder in einem eigenen Wagen, auf den Richtplatz hinaus. Alle drei hielten und benahmen sich wie Männer. Als ihnen auf der offenen Seite des Truppenvierecks ihre Standorte angewiesen waren, wurde ihnen das Urtheil noch einmal vorgelesen und die Erlaubniß zum sprechen ertheilt. Mejia verhielt sich schweigsam, Miramon sprach nur wenige Worte. Der Erzherzog redete mit klangvoller Stimme also: „Ich sterbe für eine gerechte Sache, die der Unabhängigkeit und Freiheit Mexiko's. Möge mein Blut das Unglück meines neuen Vaterlandes auf immer besiegen! Es lebe Mexiko!“ [1]) Diese kurze und authentische Grabrede Maximilians — denn die weitläufige ihm später in den Mund gelegte ist offenbar erdichtet — fand keinen Widerspruch, aber auch keinen Widerhall, nicht den leisesten. Nun winkte der Rettungslose den Feldwebel herbei, welcher das aufmarschirte Exekutionskommando befehligte, gab ihm eine Handvoll Gold, um dasselbe an die Mannschaft zu vertheilen, und sprach bittend die Worte: „Auf die Brust! Zielt nach dem Herzen! Zielt gut!“

Der Feldwebel trat zurück und blickte auf den Kommandanten. Dieser nickte leicht mit dem Kopfe. „Adelante!“ Die Schützen traten an. Ein entblößter Officiersdegen hob sich, die Gewehrläufe senkten sich, der Degen hob sich abermals, die Schüsse krachten, die Hörner gellten, die Trommeln wirbelten und über die drei Männerleichen am Boden

1) Ich entnahm diesen Text der „Denkschrift über den Proceß des Erzherzogs Maximilian von Oestreich“, verfaßt von dessen gerichtlichen Vertheidigern Mariano Riva Palacio und Rafael Martinez de la Torre; (aus dem Spanischen verdeutscht von K. Paschen, 1868). Dr. Basch („Erinnerungen aus Mexiko“, II, 220) gibt aus dem Munde des mexikanischen Arztes Reyes, welcher der Hinrichtung anwohnte, diese Version von Maximilians letzter Rede: — „Que mi sangre sea la ultima que se derrame en sacrificio de la patria; y si fuere necesario alguno de sus hijos sea para bien de la nacion y nunca en traicion de ella.“

Digitized by Google

hinweg scholl der wilde Triumphschrei: „Libertad y independencia!“

So starb Maximilian von Oestreich, der werth war, für eine bessere Sache zu sterben. Die Art, wie er die Sühne für seine Schuld leistete, beweis't das.

Darum wird kein fühlender Mensch dem Todten sein Mitleid versagen. Aber kein denkender Mensch wird anstehen, der tragischen Scene, welche am 19. Juni von 1867 auf dem Cerro vor Queretaro gespielt hat, eine weit höhere Bedeutung als eine nur persönliche zuzumessen.

In Wahrheit, der Sinn dieser Scene war ein weltgeschichtlich-ethischer. Denn sie hat gezeigt, wie alle Lug- und Trugmittel des Despotismus, alle Listen und Gewaltsamkeiten zunichtewerden an dem standhaften Willen eines Volkes. Sie hat bewiesen, daß es doch noch ein Höheres gebe als den Triumph des zeitweiligen, so oder so gewonnenen Erfolges, nämlich den Triumph des Rechtes. Sie hat offenbart, wie thurmhoch Principmänner über Opportunitätspolitikern stehen. Sie hat festgestellt, daß der Cäsarismus, dem Europa so lange feige sich fügte, wenigstens in Amerika einen unbesiegbaren Widerstand fand, an welchem das erschlaffte öffentliche Gewissen wieder sich aufrichten und kräftigen konnte, und sie hat endlich eine Mahnung gegeben, daß, wenn der Gang der Nemesis zumeist nur ein langsames, lässiges und leises Schleichen ist', die erhabene Vergelterin doch mitunter ihre Schritte zu furchtbarer Eile und zu erschütternden Donnerlauten steigere, um den Frevel jählings einzuholen und zu zermalmen.

Das ist, richtig erwogen, die Moral des Trauerspiels in Mexiko. Aber wer beachtet sie?

Digitized by Google

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Elfter Band.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Menſchliche Tragikomödie.

Geſammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Geſammtausgabe zweite, durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Elfter Band.

Die Wahrheit iſt eine arme, ſchwerbepackte, mühſälig vorſchreitende Fußwandrerin, die Lüge fährt leicht und luſtig auf der Eiſenbahn.

Jeremia Sauerampfer.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1884.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mohammed und sein Werk.

Ein Vortrag.

(November 1881.)

Er war das angezündete Feuer Allah's.
Korân, Sure 104.

1.

Als ich zuletzt die Ehre hatte, in diesem Sale[1]) zu sprechen, war mein Thema die Erscheinung jener lotharingisch-französischen Patriotin, die Gestalt und die That der Jeanne d'Arc, welche im 15. Jahrhundert den Anstoß zur Befreiung ihres Vaterlandes von der Zwingherrschaft der Engländer gegeben hat. Vom 15. Jahrhundert in's 7. und 6., vom Mädchen von Orléans zum Propheten von Mekka ist ein weiter Rücksprung. Der Unterschied zwischen diesen beiden weltgeschichtlichen Figuren stellt sich beim ersten Anblick als ein so bedeutender dar, daß er bis zur Bizarrerie zu gehen scheint. Ein genaueres Zusehen und Vergleichen ergibt jedoch eine unbestreitbare Aehnlichkeit. Ich meine damit nicht etwa den Schein des Wunderbaren, welchen die Laufbahnen des orientalischen Religionsstifters und der occidentalischen Landbefreierin aufweisen, sondern vielmehr die Aehnlichkeit, daß in der glänzenden Gestalt des arabischen

1) Rathhaussal in Zürich.

Digitized by Google

Helden, wie in der schlichten der Heldin von Domremy gleichermaßen eine große Wahrheit als weltgeschichtliche Thatsache hervortrat, — die Wahrheit: Nicht der klügelnde Verstand, nicht die besonnen rechnende und abwägende Bücher- und Kathederweisheit zeugt und wirkt die großen, die Menschen-, Völker- und Menschheitsgeschicke bedingenden und bestimmenden Gedanken und Thaten, wohl aber thut das jener heilige Sturm und Drang des Herzens, den man übermenschlich, göttlich nennen möchte und muß, die elementare Leidenschaft ursprünglicher Naturen, jene Herrschgewalt des Willens, welche, die „Angst des Irdischen" weit hinter sich werfend, über alle Schmerzen des Lebens und über alle Schrecken des Todes zu triumphiren weiß. Angesichts dieser Wahrheit dürfte es angemessen sein, dann und wann den souveränen Wissensstolz unserer Tage daran zu erinnern, daß es allzeit Lebensmächte gab, gibt und geben wird, welche nicht zu messen und nicht zu wägen, nicht zu berechnen und nicht zu analysiren sind. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge mag man ja wohl mit Maß und Wage, mit Ziffer und Zirkel, mit Agentien und Reagentien auskommen, aber wann ins Völkerleben große Krisen und Katastrophen hereinbrechen, dann wird immer wieder offenbar, daß die moralische Kraft doch die höchste Macht ist unter Menschen.

Die Wahl meines Gegenstandes trägt, will mir scheinen, ihre Rechtfertigung in sich selbst. Denn es dürfte sich in unserer wirrsäligen Gegenwart doppelt empfehlen, von Zeit zu Zeit betrachtende und aufhellende Blicke auf die unentweglichen Gestalten zurückzuwerfen, welche als leuchtende Marksteine und Pfadeweiser die Entwickelungsstationen des Menschengeschlechtes bezeichnen. Sodann möchte heute, wo die sogenannte orientalische Frage, welche sich nachgerade zur Frage nach dem Sein oder Nichtsein der mohammedanischen Welt zuspitzen zu wollen scheint, alljährlich, ja alltäglich Europa in Brand zu setzen droht — heute möchte die mit raschen Strichen zu zeichnende Erinnerung an den großen Mann nicht ganz unwillkommen sein, welcher einer der ge-

Digitized by Google

waltigsten und folgenschwersten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit den Stämpel seines Geistes und Namens aufgedrückt und die orientalische Frage in ihren Ursprüngen geschaffen hat, indem er der christlichen Religion die islamische gegenüberstellte. Die langen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch war, wie jeder weiß, der Kampf zwischen dem europäischen Christenthum und dem asiatischen Islâm das eigentliche Grundmotiv der geschichtlichen Bewegung, und erst mit dem im 17. Jahrhundert begonnenen Niedergang des Osmanenreichs war der endgiltige Sieg des Europäismus über das Asiatenthum entschieden.

Die Augen von Menschen, deren Gedankenhorizont über das Nächstliegende, über das Gestern, das Heute und das Morgen hinausgespannt ist, sie werden stets mit Staunen auf die unscheinbar kleinen Anfänge so ungeheurer Erscheinungen blicken. Der Zimmermann Jesus verkündigt aus der Tiefe seiner von himmlischem Erbarmen mit seinen Mitmenschen erfüllten Seele heraus den Fischern vom See Genezareth die frohe Botschaft von der Allvaterschaft Gottes. Der Kameeltreiber Mohammed theilt seinen mekkanischen Hausgenossen die in der Einsamkeit der Wüste seinem inneren Auge vorübergeschwebten Visionen mit vom alleinigen Gott, von einer Vergeltung nach dem Tode, vom Himmel und von der Hölle. Und aus diesen in zwei abgelegenen Erdwinkeln gemachten Versuchen, das Judenthum weiterzubilden und zu vollenden, entspringen zwei Weltreligionen, welche für unzählige Geschlechter der Menschen die höchsten Güter werden und jahrhundertelang in furchtbarem Ringen mitsammen um die Weltherrschaft streiten. Noch heute ist die Kraft des Besiegten nicht völlig erschöpft, geschweige die des Siegers. Denn das religiöse Empfinden, Vorstellen und Glauben ist nicht, wie ein stumpfnüstriger Materialismus sich selbst und anderen weismachen möchte, eine rein willkürliche, dem Menschen von außen an- und eingebildete Konvenienz, sondern vielmehr ein von allen besonderen, von allen sogenannten „positiven" Dogmen und Kulten Unabhängiges, ein dem Menschen Immanentes, d. h. eine mit dem Begriffe

Digitized by Google

Mensch untrennbar verbundene Stimmung, entsprungen dem menschlichen Abhängigkeitsgefühl, der menschlichen Hilfe- und Anlehnungsbedürftigkeit, welches und welche nur von größewahnwitzigen Doktrinären geleugnet werden können. Solche haben sich viel Mühe gegeben, ein ganz und gar religionsloses Volk aufzuspüren. Es ist ihnen nicht gelungen, obzwar, wie allen bekannt, der Funke des religiösen Gefühls in Völkerstämmen, welche der Thierheit nahestehen, nur schwach glimmt und nur in der Form kindisch fetischistischer und schamanistischer Aeußerungen aufdämmert. Aber doch bezeichnen diese Aeußerungen die Gränzlinie, wo die Bestie aufhört und der Mensch beginnt. Denn wie auf hohen Kulturstufen Religion in des Wortes höchstem Sinne das Sicheinsfühlenwollen des Endlichen mit dem Unendlichen ist, so regt sich auch schon auf unteren und untersten im Menschen der dunkle Trieb, seine Besonderheit mit der Allgemeinheit in Beziehung zu setzen und in Harmonie zu bringen. Das ist Idealismus, idealistisches Bedürfniß. Es liegt auf der Hand, daß und warum das Volk überall und allzeit für sein idealistisches Bedürfniß nur in der Religion, im religiösen Vorstellen, Glauben und Thun Befriedigung suchen und finden konnte und kann. Denn wenn zu unserer Zeit ein berühmter Büchermann, welcher sich sein Lebtag mit Absicht und Aengstlichkeit volksfremd gehalten und verhalten hat, mit einer Zuversicht, welche dem Bildungsphilister natürlich gewaltig imponirte, die bevorstehende Ersetzung der Religion durch die Kunst ankündigte, wobei etwa der Genuß göthe'scher Dichtungen und beethoven'scher Symphonieen die Bedeutung von Kultakten haben würde, so war das eben nur eine volksfremde Zukunftsmusik, von welcher man wie von einer anderen, noch bekannteren, sagen kann: Viel Geräusch und wenig Melodie. Dazu muß ich jedoch anmerken, daß ich hier unter Volk selbstverständlich nicht die sogenannten „flottanten" Bevölkerungen, welche, traurig zu sagen, von allem Zusammenhang mit naturgemäßen Verhältnissen mehr und mehr losgelöst werden, verstanden wissen will, sondern das seßhafte, das echte, das mit Herd und Heimat verwachsene Volk.

Digitized by Google

Die Stellung des Historikers zur Religion ist übrigens gegeben. Die Geschichtewissenschaft kennt und anerkennt keinen alleinseligmachenden Glauben, keinen unfehlbaren Papst und kein unfehlbares Buch. Sie achtet in der religiösen Idee den edelsten Versuch des strebenden Menschengeistes, eine Lösung des großen Daseinsräthsels zu finden und die jedem denkenden Menschen unabläßig sich aufdrängenden Fragen: „Woher kommen wir? Warum und wozu sind wir da? Wohin gehen wir?“ mehr oder weniger befriedigend oder auch unbefriedigend zu beantworten. Was jedoch die einzelnen Glaubenssysteme, Kirchen, Konfessionen und Sekten angeht, so soll sie der Historiker zwar nicht mit der Objektivität einer erkünstelten Gleichgiltigkeit, wie solche jetzt in der Mode ist, wohl aber mit der Objektivität der Gerechtigkeit, also unbefangen und ohne Parteibornirtheit, als die verschiedenen Erscheinungsformen der religiösen Idee betrachten, welche Erscheinungsformen allesammt nur eine zeitliche Bedeutung, allesammt keinen unbedingten, sondern nur einen beziehungsweisen Werth haben.

2.

Ein tiefsinnigster Seher, Shakspeare, hat bekanntlich unsere sogenannte Welt eine Bühne geheißen, auf welcher jede menschliche Persönlichkeit eine Rolle spielen müsse. Man könnte das, meine ich, auch auf die Völkerpersönlichkeiten übertragen und dann sagen, daß die Wohnsitze der orientalischen Rassen, deren zugleich feurige und grüblerische Phantasie ihren Intellekt beherrscht, von jeher die Lieblingsstätten gewesen, allwo der rastlos in der Menschheit arbeitende religiöse Gedanke neue Formen anzuthun sich bemühte. Und weiter wäre zu sagen, daß wiederum den Orientalen *semitischer* Rasse, deren biblische Stammtafel mit den Ergebnissen der modernen Ethnologie freilich

Digitized by Google

keineswegs völlig sich deckt, eine vorzugsweise religiöse Rolle zugetheilt worden sei. Zum Beweise dessen braucht man ja nur die drei Namen Mose, Jesus und Mohammed zu nennen. Wenn jedoch ein bekannter Orientalist unserer Tage, der Franzose Ernst Renan, all sein Wissen und seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten hat, um die Aufstellung zu begründen, der Monotheismus, der eingottheitliche Glaube, sei ein ursprünglicher Besitz, sei eine Erfindung, ja so zu sagen eine uranfängliche Naturanlage der semitischen Rasse gewesen, so war das zwar ein geistreicher Einfall, ist aber keine religionsgeschichtliche Thatsache. Vielmehr steht fest, daß auch die Semiten, mit Einschluß der Hebräer, anfänglich nicht Monotheisten, sondern Polytheisten gewesen sind. Verschiedene semitische Stämme, z. B. die Assyrer, die Babylonier, die Phöniker, hielten bis zu ihrem Untergange am Polytheismus fest, blieben also, was wir konventionellerweise Heiden zu nennen pflegen. Andere wurden im Verlauf ihrer Bildungsgeschichte aus der Sphäre der vielgötterischen Naturreligion in die Region der eingottheitlichen Geistesreligion herübergeführt. Also die sogenannten Kinder Israel, die Hebräer, durch ihre großen und kleinen Propheten, die Ausgestalter des Jahvethums; ebenso die sogenannten Kinder Ismael, die Araber, durch ihren Propheten Mohammed, den Festbegründer und Gesetzgeber des Allahthums.

Das sind Vorgänge von ungeheurer Wichtigkeit und unberechenbarer Tragweite gewesen. Noch bis zu dieser Stunde trägt das Antlitz der civilisirten oder, genauer gesprochen, der europäisch-amerikanisch-christlichen und der mohammedanischen Welt die geistige Signatur, welche ihr der semitische, zuerst durch die hebräischen Propheten zu einer sittlichen Macht ausgebildete Monotheismus verliehen hat.

Aus dieser Weltanschauung heraus hat der Stifter des Islâm sein Werk unternommen und durchgeführt.

Lassen Sie uns nun zuvörderst einen raschen Blick auf das Land werfen, woher der Mann kam, und sodann diesen selbst ins Auge fassen.

Digitized by Google

Südlich von den großen syrischen und mesopotamischen Wüsteneien dehnt sich die mächtige Halbinsel Arabien zwischen dem rothen und dem persischen Golfe weit ins arabisch-indische Meer hinaus. So gelegen, hat das von einem Volke semitischer Abkunft bewohnte Land von unvordenklicher Zeit her ein abgeschlossenes, auf sich gestelltes und darum eigenthümliches Dasein geführt. Nicht aber ein einförmiges; denn es hatte sich je nach den verschiedenen Bodengestaltungen, den klimatischen Verhältnissen und den Nahrungsbedingungen verschiedenartig gestaltet. In den zwar schmalen, aber ungemein fruchtbaren Küstenlandschaften, von welchen die arabische Halbinsel von drei Seiten umsäumt ist, hatte sich frühzeitig eine auf emsige Acker- und Gartenwirthschaft gestützte seßhafte Kultur entwickelt, waren Dörfer und Städte entstanden, hatte sich gewerbliche Thätigkeit vielseitig geregt und hatte dieser ein lebhafter Handelsbetrieb sich zugesellt, Karawanenzüge nordwärts durch die Wüsteneien nach Syrien und in die Euphratgegenden, Handelsschiffe westwärts an die Küste Afrika's, ostwärts an die Gestade Persiens und Indiens entsendend. Anders auf der gewaltigen Hochebene, welche das Innere der Halbinsel ausfüllt, eine unermessliche Steppe mit bizarr gestalteten Felsbergen, wildzerrissenen Schluchten und zahlreichen Oasen mit brunnenreichen und früchteschweren Dattelpalmenhainen. Diese weiten Landschaften mit ihren plötzlichen Uebergängen von wildester, schreckhaftester Oede zur Ueppigkeit tropischer Vegetation, mit ihrer Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, mit ihrem weitaus den größten Theil des Jahres hindurch wolkenlosen Firmament, aus welchem bei Tag eine glühende Sonne ihre Stralengüsse niedersendet, während bei Nacht die Gestirne groß und klar herableuchten, diese Landschaften mit ihren prächtigen Gewittern, ihren Orkanen, Sandhosen, Luftspiegelungen und Wolkenbrüchen haben etwas Eigenartiges, das an's Unheimliche streift, etwas, was die Einbildungskraft höchst energisch an- und aufregt und sie mit den kühnsten Bildern füllt. In diesen Gegenden siedelten oder vielmehr wanderten, von ihren Stämmeschechs patriarchalisch

Digitized by Google

regiert, die echtesten Araber, die Beduinen, Nomaden, deren Reichthum Kameele, Rosse und Schafe ausmachten und die zumeist in ihrer Person den Hirten, Jäger, Krieger und Räuber zu vereinigen wussten. Ein ganz unbändiges Freiheitsgefühl war diesen Wüstensöhnen eigen und, daraus entsprungen, ein in seiner Art äußerst reizbares Ehrgefühl. Damit verband sich eine wilde Rachelust, aber auch eine gewisse ritterliche Gastlichkeit und Galanterie, Treue in Freundschaft und Haß, sowie eine frohlockende Freude an Abenteuern und Wagnissen aller Art. Dies alles hat, in den Schmelztiegel einer heißen Phantasie geworfen, unter den Arabern der vormohammedanischen Zeit eine Poesie von außerordentlicher Eigenwüchsigkeit, Frische und Kraft hervorgebracht. Die Schöpfungen dieser Poesie, welche eine kunstvoll entwickelte Rhythmik und Metrik aufzeigen, sind später, im 9. Jahrhundert unserer Zeitberechnung, in dem nationalen Liederbuch gesammelt worden, welches den Titel „Ḥamâsa" führt, Gesänge von 521 Dichtern und 56 Dichterinnen enthält und durch unseren großen Dolmetsch orientalischer Poesie, Friedrich Rückert, meisterlich verdeutscht wurde (1846). Erwägt man die außerordentliche Gunst und Einflußnahme, deren die altarabischen Dichter bei ihren Landsleuten allgemein genossen, so wird es kaum gewagt sein, anzunehmen, diese Kinder einer wilden und großen Natur müssten das dichterische Wort als eine Kundgebung von Göttlichem, als eine Offenbarung betrachtet haben. Darum untersteht es auch keinem Zweifel, daß Mohammed seine glänzenden Erfolge zu einem nicht kleinen Theil seiner nicht gewöhnlichen poetischen Begabung zu verdanken hatte.

Nun aber ist denkwürdig, daß ein so phantasiereiches und poesieliebendes Volk wie das arabische, keine Mythologie besaß. Dessenungeachtet war dieses Volk keineswegs religionslos. Gleich den übrigen Semiten hingen auch die alten Araber einer sogenannten Naturreligion an, welche jedoch bei ihnen nicht zur Schaffung bestimmter, konkreter Göttergestalten vorschritt, sondern zu gemeinem Fetischismus ausartete. Das Idol trat an die Stelle des Ideals und,

Digitized by Google

wie das ja in Sachen der Religion überhaupt so leicht und so häufig zu geschehen pflegt, die anfänglichen Sinnbilder des Göttlichen wurden zu diesem selbst, die Zeichen zu Wesen. Das sind dann die sogenannten „Götzen" seines Volkes gewesen, gegen welche Mohammed mit so flammendem Zorneifer anging. Es ist jedoch wohl zu beachten, daß schon vor dem Auftreten des Propheten, wenigstens im nördlichen Arabien, infolge der Wirkungen jüdischer und christlicher Einflüsse in der Anschauung denkender und gebildeter Menschen die Vorstellung von Allah, als dem wahren und einzigen Gott, sich einzuwurzeln begonnen hatte. So wissen wir von den beiden berühmten Dichtern Aa'schâ und Labyd, daß sie Monotheisten gewesen sind. Die Erscheinung des Propheten traf also ein Land nicht unvorbereitet. Wohl ist, wie der Schotte Carlyle mit Bezug auf Mohammed schön gesagt hat, der große Mann immer wie ein vom Himmel fallender Blitz; die übrigen Menschen warten auf ihn und unter seinem zündenden Stral flammen auch sie auf. Aber — so möchte ich das carlyle'sche Gleichniß ergänzen — der Blitz entsteht nur, wann die Atmosphäre so beschaffen ist, daß sie ihn zu erzeugen vermag.

Die Bevölkerung Arabiens bildete keine einheitliche Masse. Sie zerfiel in zahlreiche größere und kleinere Stämme, und diese lagen in selten unterbrochenen Fehden gegen einander zu Felde. Neben dem nationalen Kitt der Sprache gab es jedoch für dieses zersplitterte Volk noch ein Gemeinsames und Einigendes. Das war die Ehrfurcht vor dem uralten Nationalheiligthum der sogenannten Kaabah in Mekka, welche Stadt, zwischen dem Steppenplateau und dem Küstenlande mitteninne gelegen, schon mittels ihrer Lage, dann aber auch durch die Beschaffenheit ihrer Einwohnerschaft, welche aus Hirten, Ackerbauern, Groß- und Kleinhändlern bestand, die Wechselbeziehungen zwischen dem Beduinenthum und dem civilisirteren Araberthum vermittelte und endlich als Stätte der Kaabah eines geradezu herrschenden Ansehens im ganzen Lande genoß. Die Legende will bekanntlich, Ismael, der Hagar Sohn, der angebliche Stammvater

Digitized by Google

der Araber, hätte in Gemeinschaft mit seinem Vater Abraham die Kaabah erbaut. In Wahrheit war dieser Tempel von dem Stamme Koraysch gestiftet oder wenigstens ausgebaut worden, welcher Stamm, eben als Eigenthümer, Wächter und Nutznießer des Nationalheiligthums, für den vornehmsten und mächtigsten aller arabischen Klane galt. Unter den Heiligthümern, welche der Tempel umschloß, waren die verehrtesten der berühmte schwarze Stein und der Brunnen Zem-Zem, beide vonseiten des urväterlichen arabischen Quell- und Steinkults dem Islâm vermacht. Außerdem war der Tempel die Stätte einer absonderlichen Götterversammlung, weil daselbst die Haus- und Stammgötzen der verschiedenen Stämme Arabiens ihre Plätze hatten. Zu diesen Idolen wallfuhren die Araber aus allen Ecken und Enden ihrer Halbinsel, um ihre Gebete und ihre Opfer darzubringen, und demnach war Mekka schon vor Mohammed seinen Landsleuten das, was Jerusalem den Juden, Delphi den Griechen, der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol den Römern, das Sonnenhaus Korikancha zu Kuzko den alten Peruanern gewesen und Rom den Katholiken ist. So fest hatte sich die Vorstellung von der Heiligkeit dieses Ortes dem arabischen Bewusstsein eingeprägt, daß der Islâm, als seine Zeit gekommen, wohl die Götzenbilder in der Kaabah zerschlagen, jedoch den Ort in seinem Ansehen nicht erniedrigen konnte, sondern noch erhöhen musste; die Kaabah zu Mekka ist ja, wie allbekannt, der hochheilige Mittelpunkt der ganzen islamischen Welt, in den Augen jedes richtigen Muslem der Nabel der Erde. Darum musste es denn auch von größter Bedeutung sein, daß gerade an dieser Stätte der Mann aufstand, welcher sein Vaterland Arabien religiös und politisch vereinheitlichte und dasselbe aus geschichtelosser Abgeschiedenheit und Dunkelheit auf die offene und helle Bühne herüberstellte, worauf die menschheitliche Tragikomödie sich abspielt. Denn von Mekka brach das islamische Araberthum erobernd in die Welt hinaus, glühend von dem jugendfrischen Eifer seines neuen Glaubens und alles vor sich niederwerfend wie die Wüstenorkane seines

Digitized by Google

Heimatlandes. Damit war ein neues Kapitel aufgeschlagen im Buch der Weltgeschichte.

3.

Am 20. April des Jahres 571, eines Montags, gebar zu Mekka eine Frau des Stammes Korayſch, Amina geheißen, deren Gatte Abd Allah etliche Monate zuvor gestorben war, einen Knaben, welcher den Namen Mohammed erhielt. Dieſer Name wird verſchieden geſchrieben und geſprochen: Mohammed, Muhammed, Mohammad, Muhammad — und A. Sprenger, der gründlichſte Biograph des Propheten, iſt geneigt, den Namen nicht für einen urſprünglichen Eigennamen, ſondern für einen ſpäteren Ehrennamen zu halten, welcher bedeutet „Der Vielgeprieſene“ und ſeinem Träger beigelegt worden wäre, wie ſeinem Vorgänger Jeſus der Verehrungsname Chriſtus. Seine Zukunft wäre dem Neugebornen nicht an der Wiege geſungen worden, auch wenn er eine ſolche gehabt hätte. Das ganze Vermögen, welches Abd Allah ſeinem nachgebornen Sohne hinterlaſſen, ſoll beſtanden haben aus zwei Kameelen, etlichen Schafen und einer abyſſiniſchen Sklavin. Der Knabe war demnach arm und ſah ſich, als ihm auch die kränkliche Mutter bald wegſtarb, auf den Schutz ſeines Großvaters von väterlicher Seite, Abd-Al-Mottalib, und nach deſſen ebenfalls bald erfolgtem Tode auf den ſeiner beiden Oheime Abu Talib und Zuheir verwieſen. Sie konnten aber bei eigener Dürftigkeit nicht viel für ihn thun, und er ſah ſich genöthigt, in früher Jugend ſchon ſein Brot zu verdienen und zwar als Schafhirtenjunge. Dann mehr herangewachſen, hat er ſeinen Oheimen, welche Händler waren, auf Karavanenzügen als Kameeltreiber gedient, ſowie gelegentlich auch als Bogen- und Köcherträger in einer der Klanfehden, in welcher ſeine

Digitized by Google

Verwandten mitfochten. Viele Jahre nachher hat die Erinnerung an seine gedrückte Jugend dem Propheten die Verse in der 93. Korânsure in den Mund gelegt: „Hat Gott dich nicht gefunden als Waise und dich behütet? Hat er dich nicht arm gefunden und dich reich gemacht? Hat er dich nicht gefunden irregehend und dich geleitet auf den richtigen Weg?“ Später hat die gläubige Einfalt der Muslîm diese einfache und armsälige Jugendgeschichte Mohammeds mit den buntesten Mirakeln ausstaffirt, mit allen den wunderbaren Umständen und Vorgängen, womit die mythenbildende Volksphantasie die Herkunft, Zeugung, Geburt und Kindheit der Helden, Helfer und Heilande der Menschheit auszuschmücken liebt, nicht bedenkend und nicht verstehend, daß die Gestalten dieser Unsterblichen nur um so größer und strahlender erscheinen, je enger und dunkler der Hintergrund ist, aus welchem sie hervortreten. Schade übrigens, daß neben allen den überflüssigen Wundern, womit die Legende Mohammeds Kindheit umgeben hat, das nothwendige nicht geschah, nämlich die Heilung des Knaben von Anfällen der Epilepsie oder, wie die moderne Forschung wissen will, der von Schönlein so benamseten Hysteria musfularis, welche Krankheit auch noch den Mann häufig heimsuchte.

Er war 25 Jahre alt geworden, als sein Geschick eine günstige Wendung nahm. Diese kam vonseiten einer Frau, der reichen Kaufmannswitwe Chadyga, deren Name jetzt in der Anschauung der islamischen Welt mit den Namen der Schwester Mose's Mirjam, der Mutter Jesu, Maria, und der Tochter Mohammeds, Fatima, die Vierzahl der auserwählten und vollkommenen Frauen ausmacht. Chadyga muß jedenfalls ein Weib von ungewöhnlichen Gaben und hoher Sinnesweise gewesen sein. Der große Einfluß, welchen sie auf Mohammed übte, welcher ohne ihre Liebe, ihren Glauben, ihren Muth und ihre Standhaftigkeit wahrscheinlich nie zum Propheten geworden wäre, ist ein vorragendes Beispiel von jener stillen, unscheinbaren und doch so wunderbar mächtigen Wirksamkeit, welche die Frauen, und

Digitized by Google

zwar nicht allein die auserwählten, in der Geschichte der Civilisation von jeher entfaltet haben und hoffentlich, mit Beiseitelassung aller der lächerlichen Verrücktheiten der sogenannten Frauenemancipation, zum Segen der Menschheit auch fürder entfalten werden. Der reichen, nicht mehr ganz jungen, d. h. vierzigjährigen Händlerswitwe Chadyga empfohlen, wusste sich Mohammed als Führer ihrer Geschäfte rasch das Vertrauen seiner Dienstherrin zu erwerben und bald noch mehr. Die Ueberlieferung meldet uns: Als Mohammed von seiner zweiten im Dienste der Witwe unternommenen Geschäftsreise heimkehrte, sah Chadyga vom Söller ihres Hauses aus, wie zwei Engel den Heimkehrenden mit ihren Fittigen bedeckten. Hätte die gute Dame etwas von griechischer Mythologie gewusst, so würden ihr die zwei Engel zweifelsohne wie Amoretten vorgekommen sein, und übersetzen wir den Vorgang aus dem Legendarischen ins Deutsche, so gewinnen wir als Facit: Chadyga hatte ihren Diener, der ein stattlicher, kluger, anstelliger und redlicher Mann war, herzlich liebgewonnen. Sie reichte ihm ihre Hand, nachdem sie ihrem Vater Chuwahlid, welcher von einem so armen Schwiegersohne nichts wissen wollte, seine Einwilligung abgelistet, d. h. dem von ihr trunken Gemachten weisgemacht hatte, daß er in die Heirat gewilligt hätte. Mohammed war dankbar. Er hielt seine Frau, welche an Intelligenz und Bildung offenbar ihre Landsmänninnen weit überragte, sehr hoch. Um ihr Aerger und Kummer zu ersparen, zähmte er, so lange sie lebte, seine nachmals unbändig hervorgebrochene Sinnlichkeit, welche der dunkelste Fleck an seiner Erscheinung war, und ergab sich erst nach Chadyga's Tod der Vielweiberei. Aber auch dann noch blieb ihm ihr Andenken heilig. Bei jeder Gelegenheit pries er ihren hohen Sinn und ihre Tugenden, so daß seine spätere Lieblingsfrau, die schöne Ayischa, ärgerlich zu sagen pflegte, sie wäre auf kein Weib eifersüchtg als auf die todte Chadyga. Daß sie Grund dazu hatte, dafür ist uns ein schönes Zeugniß überliefert worden. Eines Tages fragte die prächtige, aber ränkevolle und nicht eben sehr tugendliche Ayischa den

Digitized by Google

Propheten: „Nun sage, bin ich nicht besser als Chadyga? Die war ja alt, zahnlos und unschön. Du liebst mich mehr, als du sie geliebt hast, nicht wahr?“ Aber darauf Mohammed: „Nein, beim Allah, nein! Sie glaubte an mich, als noch niemand an mich glauben wollte. Auf der ganzen weiten Erde hatte ich nur einen Freund, und das war sie.“

Bis zu seinem 40. Jahre lebte und arbeitete Mohammed als Händler. Dann erst ist er als Prophet und Religionsstifter aufgetreten. Er scheint aber doch schon ziemlich lange vorher mit Höherem sich befasst und den Handelsgeschäften nur noch geringe Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Hierauf deutet auch die Nachricht, daß er seines erheirateten Vermögens verlustig gegangen, sowie die Thatsache, daß er viele Zeit dem Sinnen und Denken widmete, zu diesem Zwecke die Einsamkeit suchte und darum bald allein, bald mit Chadyga, der Vertrauten aller seiner Gedanken, auf Tage und auf Wochen in eine Höhle des unfern von Mekka gelegenen Berges Hara sich zurückzuziehen pflegte. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß wir eine solche Zurückgezogenheit, ein Aufsuchen der Einsamkeit in Wildnissen oder Gebirgen auch in dem Dasein anderer Religionsstifter finden. Mose, Zarathustra, Buddha, Jesus sind in die Wüste gegangen, um, so zu sagen, allein zu sein mit ihrer Seele und in der erhabenen Stille der Einöde die Kraft zu sammeln, das Geheimniß ihrer Mission auf dem lärmenden Markt des Lebens zu enthüllen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Mohammed in beschaulicher Einsamkeit über sich und seine Aufgabe klargeworden. Sein bis jetzt zurückgelegter Lebensweg hatte ihm an den verschiedenen Seiten der Daseinsweise seiner Landsleute vorübergeführt, wie er auch auf seinen Händlerfahrten mit den Lehren und der Lebensführung der Juden und der Christen Bekanntschaft zu machen ausreichende Gelegenheit gehabt. Er hatte Steppen durchwandert und in Städten gelebt; er war Hirt und Händler gewesen, Knecht und Herr, arm und reich; er hatte die Anschauungen und Bedürfnisse, die Tugenden und Laster der Menschen beobachtet; er hatte auch ein Stück Krieg ge-

Digitized by Google

sehen. Aber alle diese Beobachtungen, Erlebnisse und Erfahrungen hatten ihn nicht befriedigt. Er ahnte, wusste, wollte Besseres. Auch in ihm glühte jene Flamme, ein Funke von jener Centralsonne der moralischen Welt, welche Begeisterung heißt und ihre berufenen Träger befähigt, in die Geschicke der menschlichen Gesellschaft schicksalsmäßig einzugreifen, selber ein Stück Schicksal. Wie alle Menschen, in welchen der „göttliche Anhauch" (afflatus divinus), der Genius, sich offenbart, dachte er mehr an andere als an sich selbst. Ihn bekümmerte die Finsterniß, in welcher sein Volk wandelte, das infolge seiner politischen Zersplitterung und religiösen Zerfahrenheit seine beste Kraft in zwecklosen Fehden vergeudete. Als das Grundübel seines Landes erschien ihm der Mangel eines großen, umfassenden und einigenden religiösen Princips. Ein solches müsste aufgestellt und in Wirksamkeit gesetzt werden. Ob dem Propheten dabei auch schon der Gedanke vorschwebte, sein Volk würde, unter dem Banner eines neuen Glaubens gesammelt und geeint, wohl das Zeug haben, eine große politisch-geschichtliche Rolle zu spielen, diese Frage ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Für wahrscheinlich kann gelten, daß Mohammed anfänglich nur eine religiöse Reform seiner Nation im Auge hatte, daß aber die Logik der Thatsachen, der Zwang der Verhältnisse ihn bald nöthigte, mit dem Reformator den Feldherrn und den Staatsmann in seiner Person zu vereinigen.

Vor allem war er kein in elegischem Brüten über einer großen Idee sich verzehrender Mensch, sondern ein Thatmann. Er wollte, das Licht, welches er in seiner Seele brennen fühlte, sollte hinleuchten über ganz Arabien, hellend und wärmend, und mit echtarabischer Begeisterung und Tapferkeit, nicht weniger auch mit echt arabischer Klugheit und Zähigkeit ging er daran, seine Gedanken zu verwirklichen.

Hiernach ist die Frage, ob Mohammed es mit seinem Glauben an seine Berufung und mit seinem aus diesem Glauben entsprungenen Werke ehrlich und ernstlich gemeint habe oder ob er nur ein schlauer Betrüger, ein eigen- und

Digitized by Google

ehrsüchtiger Schwindler und Streber gewesen sei, mit gebührender Verachtung beiseite zu stellen. Diese Frage überhaupt aufzuwerfen, konnte nur die Dummheit oder die Unwissenheit sich einfallen lassen. Eine weltgeschichtliche That wie die Gründung des Islâm kann zu ihrem Vater ganz unmöglich den Betrug haben. Man gründet wohl Großscheinendes, momentan Blendendes sogar, auf Lug und Trug, niemals aber wirklich Großes und Dauerndes. So auch keine Weltreligion. Erst dann, wann der religiöse Gedanke seine ursprüngliche Triebkraft eingebüßt hat, sucht und findet er in dem Betrug einen zweideutigen Helfer. Ganz fraglos war Mohammed ein Mensch von ganzer und voller Ueberzeugung. Sogar ein Fanatiker war er, wie denn, genau angesehen, wahrhaft Mächtiges, Völkergeschicke Entscheidendes gar nie ohne einen gewissen Grad von Fanatismus auf-, durch- und zurechtgebracht wird. Endlich steh' ich nicht an, Seneka's bekannten Satz: „Kein Genie ist ohne Beimischung von einigem Wahnsinn" — auf den arabischen Propheten, insbesondere im Hinblick auf seine erwähnte Krankheit, anzuwenden, und erinnere hier auch noch an das im „Sommernachtstraum" stehende shakspeare'sche Wort:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn (fine frenzy) rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erde nieder."

Mit solchen Augen, aber zugleich ein scharfer Beobachter und ein nachdenklicher Erwäger, hatte sich unser Mann umgesehen in der Welt. Er war, wie vorhin schon flüchtig erwähnt worden, auf seinen Handelsreisen mit Juden und Christen in Verkehr gekommen und in Gesprächen mit denselben hatte er ihre religiösen Ueberlieferungen, Glaubenslehren und Gottesdienste kennen gelernt. Denn eine andere Quelle der Belehrung über Judenthum und Christenthum, über die heiligen Schriften und Satzungen dieser Religion sprudelte ihm nicht, da der „ungelehrte Prophet" weder zu lesen noch zu schreiben verstand. Das ist allerdings neuerlich angezweifelt, aber das Gegentheil keineswegs glaubhaft erwiesen worden. Wir, an dieser Stelle, können den ge-

Digitized by Google

lehrten Streit hierüber billig auf sich beruhen lassen, bedenkend, daß es am Ende aller Enden ganz gleichgiltig, ob Mohammed den Korân mündlich oder schriftlich verfasst habe. Viel wichtiger ist der Umstand, daß die Einflüsse von jüdischer und von christlicher Seite her der Unabhängigkeit seines Denkens und der Selbständigkeit seines Urtheilens keinen Abbruch thaten. Er ließ die jüdische Lehre gelten, und er ließ auch die christliche gelten, beide bis zu einem gewissen Punkte. In Mose, so, wie er denselben kannte und verstand, achtete er den Feststeller des Begriffes eines einzigen, außerweltlichen, geistigen Gottes. In Jesus, soviel er von ihm wusste, ehrte er den großen Reformer des Judenthums, welcher dieses aus der Rasse-Selbstsucht, aus der nationalen Beschränktheit herauszuheben und zum Rein-Menschlichen emporzubilden unternommen hatte. Allein das Judenthum genügte ihm nicht, weil dasselbe die durch den Propheten von Nazareth angestrebte Reform verworfen hätte, und das Christenthum, welches ihm zudem nur in der widerwärtigen Gestalt anatolisch-byzantinischer Fetischisirung vor Augen getreten war, wollte er nicht, weil dasselbe durch die Vergottung Jesu den einheitlichen, den monotheistischen Gottesbegriff getrübt und geschwächt hätte. Ihm schwebte als verständig, ersprießlich und erstrebbar ein Drittes vor. Er wollte nämlich den Grundgedanken des jüdischen Jahvethums, d. i. die Einheit, Alleinheit und Geistigkeit Gottes, verkünden, und zwar verbunden mit einem Gottesdienst, welcher, im Gegensatze zu dem starren, weitschweifigen und bornirt nationalen jüdischen Ceremoniendienst, mehr die ethisch-praktische Seite hervorkehren und also die humanen, im Christenthum gelegenen Elemente in sich aufnehmen und zur Entwickelung bringen sollte.

Digitized by Google

4.

Nun aber ist es die Wonne und das Weh genialer und zugleich charakterstarker Menschen, daß, wann sie einmal von einer großen Idee erfüllt sind, sie von derselben ganz und gar ergriffen, geradezu besessen werden. So ein Gedanke wird in dem auserwählten Menschen zu Fleisch und Blut, pulsirt in seinen Adern, vermischt sich mit allen seinen Vorstellungen, lässt ihm nicht Rast bei Tage, nicht Ruhe bei Nacht, treibt alle seine Empfindungen auf die Spitze und versetzt sein Nervengeflecht in krankhaft-reizbare Schwingung. Dieses Seelenfieber — denn so darf ich vielleicht den gemeinten Zustand bezeichnen — macht sich in Delirien Luft, welche in phantasiereichen Naturen zur zeitweilig-somnambulistischen Ekstase sich steigern können. Eine solche Natur war Mohammed und überdies, was hier wiederum sehr in Betracht kommt, eine epileptische. Daraus dürfte es sich erklären lassen, daß die den Mann besitzende und beherrschende Idee ihm allmälig visionär gegenständlich wurde, d. h. daß er das, was er fühlte, dachte und wollte, in der Form von Hallucinationen leibhaftig, greifbar deutlich vor sich zu sehen glaubte. Diese rein innerlichen Vorgänge, diesen psychologischen Proceß würde selbstverständlich die Menge weder begriffen, noch würde sie daran geglaubt haben. Um so etwas dem Volke mundgerecht zu machen, musste überall und allzeit die Maschinerie des Uebersinnlichen, des Mythologischen in Bewegung gesetzt werden. Die islamische Ueberlieferung weiß darum von der „Erleuchtung" und „Berufung" des Propheten dieses zu melden: „In seinem 40. Lebensjahre erschien dem Mohammed der Engel Gabriel als Ueberbringer der göttlichen Offenbarung und befahl ihm, als Prophet Allah's, des höchsten Gottes, diese Offenbarung den Menschen zu verkündigen." In dieser Weise, d. h. durch Vermittelung des Engels Gabriel seien dann dem Propheten die einzelnen Abschnitte des Korans, d. h. der islamischen Bibel geoffenbart worden.

Digitized by Google

Während der ersten Jahre seiner Erleuchtung und Berufung gab sich Mohammed nur seiner Frau Chadyga und etlichen vertrautesten Freunden gegenüber als Prophet. Seine erste, eifrigste und treueste Jüngerin Chadyga ist es gewesen, welche den ersten kleinen Kreis von Muslim, d. i. Gläubigen, für das islamische Evangelium gewann. Zu diesem Kreise gehörten Mohammeds Sklave Zayd, nachmals vom Propheten an Sohnesstatt angenommen, dann die beiden angesehenen Mekkaner Abu Bakr und Othman, sowie der junge Aly, ein Sohn von Mohammeds Oheim Abu Talib, später, mit des Propheten Tochter Fatima vermählt und, mit dem Preisnamen „Der Löwe Gottes" geschmückt, einer der herrlichsten, aber auch unglücklichsten Helden des Islâm. Es gibt eine Erzählung, welche dem jungen Aly schon zum Anfang eine vortretende Rolle zuweist. Bekanntlich ist es ein fragwürdiges Vorrecht der Jugend, über jedes und alles, was sie versteht und nicht versteht, mit mehr oder weniger liebenswürdiger Unverfrorenheit absprechen zu dürfen, weil sie ja nur ein Achselzucken vonseiten der Wissenden riskirt. Die Jugend besitzt aber auch das edle Vorrecht, oft mit dem Instinkt des Herzens das Große und Wahre rasch und begeistert ergreifen zu können, während demselben das reifere Alter noch zaudernd, zweifelnd und zagend gegenübersteht. Nach dreijähriger Prophetenarbeit war Mohammed erst soweit, daß er eines Tages etwa vierzig seiner Verwandten und Freunde, welchen seine Bestrebungen einige Theilnahme eingeflößt hatten, in seinem Hause versammeln konnte, um ihnen die Frage vorzulegen: „Glaubt ihr an mich und meine Sendung? Und wer will mir beistehen in meinem Werk?" Da hätten alle geschwiegen. Aber der sechszehnjährige Aly wäre aufgesprungen und hätte mit ungestümem Enthusiasmus ausgerufen: „Ich will!" Es scheint demnach, daß der nachmalige „Löwe Gottes" in einer Stunde der Entscheidung eines jener durchschlagenden Worte gesprochen habe, welchen die Bedeutung von Thaten zukommt.

In demselben Maße jedoch, in welchem die kleine islamische Gemeinde sich mehrte, wuchs auch der Widerstand

Digitized by Google

gegen sie und nahmen die ihr bereiteten Widerwärtigkeiten zu. Mächtigste Männer vom Stamme Korayſch — auf deſſen Stimmung und Haltung doch vorerſt alles ankam — traten gegen die neue Heilsbotſchaft und deren Träger auf. Wie es unter ähnlichen Umſtänden anderwärts geſchehen war, ſo forderten die Widerſacher auch hier vor allem, der Prophet-ſeinwollende ſollte ſeine angebliche Sendung bewahrheiten mittels Wunderwirkens. Darauf Mohammed: „Allah hat mich nicht geſandt, Wunder zu thun, ſondern nur, ſeine Offenbarung den Menſchen zu bringen. Dieſer Offenbarung Inhalt iſt Wunders genug.“

Allein damit gaben ſich die Korayſchiten nicht zufrieden. Der Witz Börne's, daß ſeit dem Tage, wo Pythagoras nach Findung des pythagoräiſchen Lehrſatzes dankbar eine Hekatombe darbrachte, d. h. hundert Ochſen zum Opfer ſchlachtete, jeder Ochſe zittere, wann ein neues Licht aufgehe in der Welt, iſt und bleibt ein guter Witz, zeichnet jedoch die Sachlage, von welcher ich handle, nicht völlig. Auch mit dem allerdings tauſendfach beſtätigten Erfahrungsſatz, daß die Beſchränktheit und der Neid der Mittelmäßigkeit überall und immer gegen das Genialiſche und Originelle gehäſſig, abwehrend und feindſelig ſich verhalten haben, reicht man nicht aus. Mehr ſchon trifft es das Weſen der Sache, wenn man ſagt, daß die Menſchen und die Völker allzeit und allenthalben weit lieber und ſchneller dem Dummen, Gemeinen und Schlechten als dem Geſcheiden, Edeln und Rechten zugefallen ſeien. Uebrigens konnten ja die Leute vom Stamme Korayſch für ihren Widerſtand gegen die neue Lehre auch anführen, daß die Begriffe neu und gut keineswegs immer ſich decken. Aber ſchließlich war, wie das in unſerer „beſten der Welten“ ſo oft, ja zumeiſt der Fall zu ſein pflegt, die ganze Angelegenheit eine Geldfrage. Die Korayſchiten fürchteten, der Prophet wollte an den allerempfindlichſten Theil ihrer heidniſchen Orthodoxie rühren, d. h. an ihren Geldſäckel, indem die neue Lehre ihre, der Korayſchiten, Einkünfte als Eigenthümer, Hüter und Sakriſtane der Kaabah ſchmälern oder ganz verſiegen machen könnte. Endlich mögen

Digitized by Google

die Schwierigkeiten, mit welchen Mohammed zu ringen hatte, nicht unbeträchtlich verstärkt worden sein durch den Umstand, daß er nicht mehr reich war. Einen Reichen, welcher mit Millionen gefüllte Säcke als Schutz- und Trutzschilde vor sich hinstellen kann, pflegt ja die menschliche Niedertracht, wenn nicht alles, so doch vieles hingehen zu lassen, sogar wohl auch die Gründung einer neuen Religion. Die Rothschilde und Konsorten haben sich jedoch, soviel man weiß, nie und nirgends mit Religionsgründerei befasst. Wozu auch? Sie standen sich ja bei dem urväterlichen Kultus des Goldkalbes ganz gut.

Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß der Königssohn (?) von Kapilavastu sich erst aller Reichthümer und Herrlichkeiten seiner Prinzenschaft entäußern und sich zu einem Armen, zu einem Bettler machen musste, bevor er aus dem Prinzen Siddharta zum Buddha, d. h. zum Erweckten, Erleuchteten, Wissenden werden konnte und als solcher der Stifter der Religion, welche von allen auf dem Erdball heimischen Religionen die meisten Bekenner zählt. Zur Rothschilderei hatten alle die großen und guten Menschen, die Kulturhelden, die Lehrer und Tröster der Menschheit, entschieden kein Talent.

Langsam also, sehr langsam kam Mohammed vorwärts. Der Tod Chadyga's war für den jungen Islâm ein unersetzlicher Verlust. Die ungetrübte Lauterkeit der neuen Religion, die Makellosigkeit des Verkündigers derselben verschwand mit dieser Frau. Ein bedeutender Gewinn dagegen war es, daß einer der angesehensten Korayschiten, Omar, der neuen Lehre beitrat. Der ist nachmals, als zweiter Chalif, eine der Grundsäulen des Mohammedanismus geworden. Diesen, d. h. die islamische Doktrin, wollen wir uns jetzt rasch vergegenwärtigen.

Digitized by Google

5.

„Islâm" — d. i. Hingebung, nämlich an den Willen Gottes — nannte der Prophet die von ihm gepredigte und begründete Religion. Die Bekenner derselben nannten und nennen sich „Muslîm", wovon unser verderbtes Wort Muselmanen kommt. „Muslem" im Singular bedeutet einen sich Hingebenden, nämlich an Gott, also einen Bekenner, einen Gläubigen, welcher zu seinem Gegensatz den „Giaur" hat, den Ungläubigen, weil nicht an den Islâm Glaubenden. Denn das Allahthum hält sich ebenso gut für alleinseligmachend wie das Judenthum und das Christenthum. Es ist in seinem innersten Wesen unduldsam, wie das ja — alle Redensarten beiseite gestellt — sämmtliche monotheistischen Glaubenssysteme von jeher waren und ihrer Natur gemäß sein mussten.

Die Lehre des Islâm ist enthalten im „Korân" (mit dem Artikel „Al Korân"), welches Wort bedeutet „Die Schrift" oder „Das Buch" und folglich genau den Sinn unseres aus dem Griechischen herübergenommenen Wortes „Die Bibel" hat. Der Korân ist den Muslim das Buch der Bücher, das Buch schlechthin, die heilige Schrift, das geoffenbarte Wort Gottes. Jeder orthodoxe Allahbekenner ist felsenfest überzeugt, daß die Urschrift des Korân von Ewigkeit her im siebenten Himmel vorhanden gewesen sei. In Wahrheit ist „Al Kitah", das Buch, die Schrift, wie die islamische Bibel auch genannt wird, das Werk des Propheten, nicht aber als Ganzes genommen, sondern nur in den einzelnen Theilen. Mohammed hatte bei seinen Lebzeiten in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Veranlassungen den Inhalt des Korân seinen Jüngern und Jüngerinnen stückweise mündlich mitgetheilt. Einzelne Abschnitte mag er wohl auch geradezu diesem oder jenem diktirt haben. Bei seinem Tode befanden sich Bruchstücke dieser Bibel, auf Pergament, auf Leder, auf Palmblätter, auf die Schulterknochen von geschlach-

Digitized by Google

teten Schafen geschrieben, in verschiedenen Händen. Andere hatten sich ungeschrieben in dem Gedächtnisse von Gläubigen erhalten. Der Prophet selbst hatte weder eine Zusammenstellung veranstaltet, noch auch eine befohlen. Maßen sich aber schon unter dem ersten Chalifen Abû Bakr — Chalif ist Stellvertreter oder Statthalter, nämlich des Propheten — die Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Sammlung der Offenbarungsschriften des neuen Glaubens herausstellte, so wurde eine erste Redaktion unternommen, welcher dann unter dem Chalifat Othmans eine zweite und endgiltige folgte. Beidemale verfuhren die Redaktoren ohne alle Methode, und darum ist der Korân, dessen Volumen nicht die Hälfte des Umfangs unserer Bibel beträgt, ein wahres Wirrsal von Buch, ich möchte sagen ein in's Quadrat erhobenes Sammelsurium. Das einzige Princip, von welchem die Sammler und Ordner desselben sich leiten ließen, scheint gewesen zu sein, die längsten Stücke voran, die weniger langen in die Mitte, die kürzeren und kürzesten an's Ende zu stellen. So, wie sie jetzt vorliegt, zerfällt die islamische Bibel in 114 Suren, d. i. Kapitel, von sehr ungleichmäßiger Ausdehnung. Einige sind bandwurmlang, andere enthalten nur wenige Zeilen. Der Korân ist in einer Art rhythmischer Prosa verfasst, welche am Ende der Zeilen nicht selten zu Reimen sich zuspitzt. Geist und Ton sind in den einzelnen Abschnitten sehr verschieden; den ganzen Korân aber in einem Zuge durchlesen zu müssen, das dürfte als eine der schwersten Geduldproben zu bezeichnen sein, welche dem Menschen, wenigstens dem abendländischen, auferlegt werden könnten. Der jeden unbefangenen Sinn so sehr anmuthende naiv-epische Stil von manchem der alttestamentlichen Bücher fehlt der islamischen Bibel. Das merkt man deutlich an der Art und Weise, wie im Korân die alttestamentlichen Mythen- und Sagengeschichten von Abraham bis zur Zeit Jesu in ewigen Wiederholungen mitgetheilt sind, mit buntscheckigem Märchenflitterzeug verunziert. Auch der alttestamentliche Schöpfungsmythus kehrt im Korân wieder, aber wunderlich verschnörkelt und so, daß dabei der islamische Teufel, der

Digitized by Google

Iblis, eine vortretende Rolle spielt. In der Regel spricht Mohammed als bombastisirender Rhetor, mitunter jedoch auch als wirklicher Dichter. Dann findet er, emporgetragen auf dem Feuerwagen seiner Einbildungskraft und seiner Leidenschaft, für eifervolle Anschauungen auch den entsprechend gewaltigen sprachlichen Ausdruck. Ihren höchstpathetischen Schwung, so zu sagen eine Poesie des Zorns, erreicht die heilige Schrift des Islâm, wann sie die Schrecken des Weltgerichts und die Qualen der Hölle schildert, ihre höchste Anmuth und Feierlichkeit, wann sie von den Freuden redet, welche der Seligen im Paradiese harren.

Die Beantwortung der Frage: Welche Glaubenslehre wird im Korân vorgetragen? suche ich möglichst knapp zu formuliren. Bekanntlich ist die Vorstellung vom Dasein einer Gottheit *der* Punkt, von welchem alle systematisirten Religionen ausgehen und in welchen jede zurückmündet. Der Mensch glaubt, daß ein Wesen über ihm sei, ein höheres, übermenschliches, göttliches Wesen, welches er verehrt, liebt, fürchtet, eine Macht, von welcher er Hilfe und Trost erwartet im diesseitigen und Seligkeit in einem gehofften jenseitigen Dasein. Der Islâm nun, von der Voraussetzung getragen, es wäre rein unmöglich, *nicht* zu wissen, daß Gott sei, hat *sein* Gottesbewusstsein, *sein* Grunddogma zusammengefasst in das lakonische Symbolum: „Lâ 'ilâha illâ 'llâhu", d. h. „Kein Gott außer Allah". Der Gottesname Allah, sprachlich naheverwandt mit den hebräischen Bezeichnungen der Gottheit (el, eljon, elohim), ist zusammengezogen aus dem Artikel al und dem Substantiv elah und bedeutet „der Verehrungswürdige", „der Erhabene". Sein streng-monotheistisches Grunddogma betont der Islâm fortwährend. Der Korân kommt immer wieder auf den Satz von der unwandelbaren Einheit Gottes zurück, nicht selten mit einem polemischen Seitenblick auf die christliche Trinitätslehre. So lautet am Ende der islamischen Bibel die 112. Sure noch einmal nachdrucksam: „Gott ist Einer. Er ist von Ewigkeit. Er ward nicht gezeugt und hat nicht gezeugt. Ihm gleich ist Keiner."

Digitized by Google

Trotzdem vermochte dieser strenge und starre Eingottesglaube sich nicht folgerichtig zu erhalten. Alle entwickelteren Religionen beweisen das Bedürfniß des Menschen, zwischen Menschheit und Gottheit eine Mittelstufe zu setzen, und so sah sich auch Mohammed gedrungen und gezwungen, sei es in Anlehnung an die persisch-jüdische Lehre, sei es in Erinnerung an den uralten Geister- und Dämonenglauben seines eigenen Volkes, seinen alleinigen Gott mit Scharen von Engeln als mit dessen Dienern und Boten zu umgeben. Und worauf sollte ferner das in der Welt vorhandene Böse zurückgeführt werden? Doch nicht auf den allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott?

Da musste also die Annahme eines Satans oder Teufels aushelfen, welcher Widersacher Gottes und Verführer der Menschen den Namen Iblis erhielt. Der Gegensatz von Gott und Teufel ist jedoch in der islamischen Dogmatik bei weitem nicht so bestimmt herausgebildet wie in der christlichen. Auch die Bedeutung und Stellung der Dämonen, der sogenannten Djinne, ist im Korân eine unklare und verschwommene, insofern sie nicht immer als böse Geister erscheinen.

Der zweite Hauptlehrsatz des Islâm enthält die Vorherbestimmung der menschlichen Geschicke durch Gott, jene Prädestinationslehre, welche auch in der Geschichte des Christenthums einen so großen Raum eingenommen und so viel Lärm gemacht, im Mohammedanismus aber das große Schisma zwischen Sunniten und Schiiten herbeigeführt hat.

Das dritte Dogma beschlägt das Prophetenthum, indem es feststellt, daß Mohammed der wahre Prophet und Uebermittler der göttlichen Offenbarung sei. Mohammed ist also der Prophet, der Prophet par excellence, jedoch nicht der erste und nicht der einzige. Denn als seine Vorgänger anerkennt der Korân ausdrücklich Mose und Jesus, aber Mohammed ist der Vollender des Prophetenthums.

Das vierte Hauptdogma handelt von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Todten, vom

Digitized by Google

Weltgerichte, von der schließlichen Belohnung der Guten und der Bestrafung der Bösen. Diese islamische Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) ist ganz augenscheinlich altpersischen und christlichen Vorstellungen nachgebildet, in ihren Einzelheiten aber sehr geschickt auf die sinnliche Anschauungsweise der Orientalen berechnet und darum heißblütig-phantastisch ausgemalt.

Wenn das Dogma die Seele der Religion, so ist der Kultus bekanntlich ihr Leib. Da finden wir nun, daß im Islâm das Verhältniß zwischen Seele und Leib, d. h. zwischen Gotteslehre und Gottesdienst, mit äußerster Konsequenz durchgeführt ist. Die strenge Festhaltung des Begriffs eines abstrakten, außerweltlichen, leib- und bildlosen Gottes verwarf und verwehrte das Hereinbrechen weiterer mythologischer Elemente in den Kult und verwarf und verwehrte demzufolge gleichermaßen das Herantreten der Künste zum Gottesdienst. Nur zu Gunsten der Baukunst war eine Ausnahme gestattet, allein die in den Dienst der Religion gezogene Architektur sollte sich bei Schaffung und Auszierung der islamischen Tempel auf das Nothwendigste beschränken. Einen Gottesdienst der Gemeinde kennt eigentlich der Islâm nicht. Die Andachtverrichtung ist Sache des Einzelnen. Den Hauptbestandtheil des muslimischen Gebetes macht die Sure aus, welche den Koran eröffnet. Die Auslegungen von Korânstellen durch die Imame von den Kanzeln der Moscheen herab können als Predigten in unserem Sinne kaum bezeichnet werden.

Die vier großen gottesdienstlichen Pflichten des Muslem aber sind: 1) Das Gebet, täglich fünfmal zu verrichten, mit zur Kaabah gen Mekka gerichtetem Antlitz; 2) das Fasten, namentlich während des ganzen Monats Ramazan vom Sonnenauf- bis zum Sonnenuntergang; 3) das Almosenspenden, d. h. die Mildthätigkeit im engsten und im weitesten Sinne des Wortes; 4) die Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Rechtgläubige wenigstens einmal im Leben machen soll. Für weitere gottesdienstliche Verbindlichkeiten gelten: 1) die Beschneidung, 2) häufige Waschungen

Digitized by Google

und Reinigungen, 3) der „Djihad", d. i. der Krieg gegen die Kiaffir oder Giaurs, d. h. gegen alle Nichtmuslim.

Einen geschlossenen Priesterstand oder gar eine geistliche Kaste hat der Islâm nie gekannt. Er kennt nicht einmal ein Priesterthum, sofern dieses im christlich-kirchlichen Sinne auf einer Weihung beruht. Eine Theokratie allerdings hat der Prophet gestiftet, insofern dem dogmatisches Ansehen genießenden „Imamet", d. h. dem Gesetz der Erbfolge gemäß die höchste geistliche und weltliche Macht und Gewalt bei seinen Nachfolgern und Statthaltern, den Chalifen, sein sollte. Allein dieser islamische Cäsaropapismus hat seine Einheit und Obmacht bekanntlich nicht lange zu behaupten vermocht. Auch andere Vorschriften des Propheten verloren mit der Zeit ihre Geltung. So hat er z. B. die Möncherei ganz ausdrücklich verworfen, allein dieselbe hat sich dennoch in den Islâm einzuschleichen gewusst. Endlich muß hier noch daran erinnert werden, daß der Korân zugleich Dogmatik, Ritualgesetz, Sitten- und Rechtslehre ist. Die mohammedische Bibel enthält also die kanonische Norm nicht allein für das religiöse, sondern auch und ebensosehr für das sociale und politische Dasein der Muslim: sie ist das Civil- und Strafgesetzbuch der gesammten islamischen Welt, in allem die letzte und höchste Instanz. An diesem Felsen ist die Zukunft des Mohammedanismus gescheitert. Denn wie wäre gegenüber der Elasticität und Entwicklungsfähigkeit des Christenthums, welches den verschiedenartigsten Klimaten, Rassen, Völkern und Staatseinrichtungen bieg- und schmiegsam sich anzupassen wusste, eine Fortbildung oder auch nur eine Erhaltung der mohammedanischen Macht in die Länge möglich gewesen bei dieser Unfähigkeit, die intellektuelle und die praktische Seite des Lebens auseinanderzuhalten, bei dieser trägen Gewöhnung, auf Anschauungen und Satzungen zu beharren, welche dem Araberthum des 7. Jahrhunderts auf den Leib geschnitten waren?

Digitized by Google

6.

Von der Skizzirung seiner Lehre wenden wir uns wieder zu der Person des Propheten zurück.

Er galt, wie sprüchwörtlich alle Propheten, in seinem Heimatlande lange soviel wie nichts. Dann begann er etwas zu gelten, als Gegenstand der Sorge, der Furcht und des Hasses seiner Stammesgenossen, der Männer vom Stamme Koraysch. Die Ausbrüche dieses Hasses haben ihn genöthigt, längere Zeit hindurch ein abenteuerlich-unstätes Dasein zu führen. Mehrmals musste er vor den Nachstellungen seiner Feinde aus Mekka entweichen, um sich in der Wüste, in Schluchten und Höhlen zu bergen. Immer wieder in seine Vaterstadt zurückkehrend, suchte er sich bis zum äußersten darin zu behaupten, dieweil er gar wohl wusste, von welcher Wichtigkeit es wäre, von diesem anerkannten Vororte Arabiens aus seine Lehre zu verbreiten. Nun aber verschritten die Koraychiten zur Ausführung des Anschlags, mittels Mordes dem lästigen Neuerer den Mund zu schließen. Dieser Gefahr musste Mohammed weichen, und er entkam derselben durch Anwendung einer echtbeduinischen Kriegslist. Aus Mekka entflohen, gelangte er unter vielen Fährlichkeiten nach der Stadt Medyna, allwo ihm eine Zuflucht bereitet war durch Anhänger, welche als Wallfahrer den Islâm in Mekka kennen gelernt, angenommen und nach Medyna gebracht hatten. Auch waren dem Propheten seine sämmtlichen Anhänger, seine beiden Fluchtgenossen Abu Bakr und Aly abgerechnet, aus Mekka nach Medyna vorangeflohen. Die Koraychiten setzten erfolglos einen Preis von 100 Kameelen auf den Kopf des ihrem Mordanschlag entgangenen Propheten.

Am 14. September des Jahres 622 langte der Flüchtling in dem vor den Thoren Medyna's gelegenen Dorfe Koba an. Von dieser Flucht („Hidjrah") Mohammeds datirt bekanntlich die Zeitrechnung der mohammedanischen Welt. Nicht ohne Grund. Denn die Hidjrah markirt in

Digitized by Google

der Laufbahn des Propheten den ausschlaggebenden Wendepunkt. Jetzt erst wurde seine Stellung eine öffentliche und seine Rolle eine geschichtliche; jetzt erst wich das Dunkel und die Stille seines Privatlebens dem Glanz und Geräusch eines Daseins, auf welches die Augen und Gedanken von Tausenden und bald von Myriaden von Menschen als auf ihren Mittelpunkt sich richteten. Denn mit dem Amt eines Predigers und Propheten, eines durchweg nur auf die friedlichen Mittel der Unterweisung angewiesenen Lehrers verband von jetzt ab Mohammed die Arbeit, das Wesen, Walten und Wirken eines Staatsmannes, Feldherrn und Fürsten.

In Medyna nämlich entwickelte sich die islamische Sekte binnen kurzem zu einer großen religiösen und politischen Partei, welche der Prophet auch als solche zu lenken und zu leiten, zu mehren und zu meistern hatte. Hierbei nun ist der ihm eingeborene Genius des Mannes, die ganze Macht seines Ich und Selbst, die Fülle und Vielseitigkeit seiner Begabung, die von ihm ausstralende Souveränität seines Wollens und Thuns so recht kundgeworden. Wie alle auserwählten Geister besaß auch er in vollem Maße das Geheimniß der Machtübung über Menschen. Mit der Fürstlichkeit Mohammeds freilich ist es noch sehr ärmlich und kärglich bestellt gewesen, wie beispielsweise die wahrhaft beduinische Einfachheit zeigt, womit in Medyna die Hochzeit seiner Lieblingstochter Fatima mit dem treuen Aly gefeiert wurde. Der ganze Hochzeitschmaus bestand aus einer mit Datteln und Oliven gefüllten Schüssel, und die Ausstattung des jungen Paares war eine geradezu bettelhafte. Aber trotz der Armsäligkeit seines Haushalts war er doch bald nach seiner Ankunft in Medyna in der Verfassung, der Verkündigung seiner Lehre die Ueberredungskraft des Schwertes beizufügen. Es erwies sich eben auch beim Aufkommen des Islâm die leider durch den ganzen Verlauf der Geschichte bestätigte Wahrheit, daß keineswegs nur auf dem sehr wünschenswerthen Wege ruhiger Bildung und mit den friedlichen Mitteln der Belehrung und Ueberzeugung die großen Wandlungen in der menschlichen Gesellschaft sich

Digitized by Google

bewerkstelligen und vollziehen. Der kindische Traum vom ewigen Frieden mag in Kinderfibeln paradiren, um Kinder zu ergötzen. Das Buch der Geschichte ist aber keine Kinderfibel, sondern lehrt denkende und wissende Menschen, daß es bei den großen Umwälzungen in der Menschheit niemals ohne Gewaltsamkeit abgegangen sei. Das Christenthum hat übrigens in dieser Beziehung dem Islâm bekanntlich gar nichts vorzuwerfen. Denn keine Religion hat so viel Blut und so viele Thränen gekostet wie die christliche.

Sobald der Prophet in Medyna festen Sitz gewonnen, fasste er als nothwendiges Ziel die Bewältigung von Mekka ins Auge, ganz richtig rechnend, daß mit Mekka ganz Arabien binnen kurzem ihm zufallen müsste. Er begann also von Medyna aus an der Spitze seiner Anhänger den Krieg gegen die vom Stamme Koraysch, nachdem er den „Djihad" gegen die Ungläubigen als ein förmliches Gebot Allah's proklamirt hatte. Selbstverständlich wurde dieser Krieg zunächst im Stil echt arabischer Razzia's geführt. Einen ersten wirklichen Sieg über die Koraysch iten gewann Mohammed im Treffen bei Bedr. Zwar schwankte die Entscheidung noch lange und eine erste Berennung Mekka's misslang sogar; allein der Islâm gewann doch allmälig Boden; der Anhang des Propheten wuchs im Lande, und das konnte nicht ohne Rückwirkung auf seine Gegner bleiben. Ein Stammeshäuptling in den Dörfern und Städten, ein Beduinenschech der Steppe nach dem andern stellte sich unter das Banner Allah's, und der neue Glaube wurde nachgerade zu einer nationalen Macht, welche alle Hindernisse überwältigte. Zu Ausgang des Jahres 629 vermochte Mohammed mit 10,000 Streitern vor Mekka zu rücken und schon im Januar von 630 zog er als Sieger in die bezwungene Stadt ein. Er übte Mäßigung und Milde. Arabischem Kriegsrechte zufolge waren sämmtliche Bewohner der besiegten Stadt dem Untergange verfallen. Der Prophet begnügte sich jedoch, etliche der verstocktesten Koraysch iten zum Tode zu schicken.

In der Kaabah wurden die Götzenbilder feierlich zerschlagen und verbrannt, das also gereinigte Haus aber zum

Digitized by Google

Haupttempel des Islâm erklärt. Im folgenden Monat zog Mohammed von Mekka aus, um den letzten Widerstand, welchen seine Lehre und sein Herrscheramt noch in Arabien zu befahren hatten, niederzuschlagen. Er that dies mittels seines großen Sieges im Thale von Honayn, und jetzt reichte sein Machtgebot über die ganze Halbinsel, ja er konnte seine Waffen nach Syrien hinaustragen und den Kaiser von Byzanz bekriegen. Verständigerweise verfolgte er jedoch die kriegerische Laufbahn nicht weiter, sondern wandte den Rest seines Lebens auf die Durchbildung und Festigung seines Werkes, indem er auf der Basis des Islâm Arabien neu organisirte. Sein Lieblingsaufenthalt war Medyna, und da wollte er auch begraben sein. Im 10. Jahre der Hidjrah wallfuhr er zum letztenmal nach Mekka, diesmal ganz im Stil eines anerkannten und hochverehrten Fürsten der Gläubigen. Der Einzug in die Kaabah war der Triumphalpomp seiner Prophetenschaft. Nach Medyna zurückgekehrt, erkrankte er und auf dem Krankenlager wies er wiederum, wie er schon oft zuvor gethan, die Versuche seiner Jünger, ihn zu vergotten, ihn für Gottes Sohn zu erklären, fest und bestimmt zurück. „Gott hat keinen Sohn, und ich bin nur ein Mensch wie ihr alle", sagte er. Seine Vertrautesten versammelte er zu einer letzten feierlichen Ansprache, welche der Ueberlieferung zufolge lautete: „Ich höre, der Tod eures Propheten erfülle euch mit Schrecken. Aber hat denn je einer der vor mir gekommenen Propheten ewig gelebt? Ihr musstet also wissen, daß ein Tag käme, wo ich von euch getrennt werde. Ich wandere jetzt zum Allah, meinem Herrn, euch aber ermahne ich zur Eintracht". Dann befahl er, allen seinen Sklaven die Freiheit zu schenken und alles Geld, welches in seiner Kasse, den Armen zu geben. Es war freilich wenig genug, 6 oder 7 Denare. Denn der Fürst der Gläubigen, der Beherrscher Arabiens starb arm. Der 7. oder 8. Juni von 632 war sein Todestag. Da, wo sein Sterbebett gestanden, wurde sein Grab gegraben, bestimmt, das sehnsüchtig erstrebte Ziel der Pilgerfahrt von Millionen zu werden.

Digitized by Google

7.

Der menschliche Hang zur Mythenbildnerei im allgemeinen und die arabische Fabulirsucht im besonderen haben nicht gezögert, nach dem Heimgange des Propheten die Erscheinung desselben, auch die körperliche, mit einem so dicken Nimbus des Wunderbaren zu umhüllen, daß man denselben vorher energisch zerreißen und beseitigen muß, wenn man die wirklichen Umrisse und die wahren Züge des großen Mannes erkennen will. Es ist auch wohl nur billig, daß man bei Vergegenwärtigung seines Gesammtcharakterbildes den Propheten nehme, wie er in seiner besseren und besten Zeit war, wennschon nicht verschwiegen werden darf, daß er in späteren Jahren mitunter, sogar häufig, bedenklich von jenem bösen Gebresten angekränkelt war, welches ich die Weihrauchskrankheit nenne. Gegen die giftigen, Unheil stiftenden Dünste derselben scheint leider kein menschliches Gehirn fest genug vermauert zu sein.

Fassen wir die Züge zusammen, welche uns über die Persönlichkeit Mohammeds überliefert worden, so gewinnen wir dieses Bild: Von Mittelgröße, besaß er einen schlanken, geschmeidigen, sehnigen Wuchs, einen wohlgeformten Kopf, ein rundliches, braunes, rothwangiges Gesicht, mit einer hohen, schön gewölbten Stirn, unter welcher große schwarze Augen hervorblickten, gewöhnlich sanft und träumerisch, stralenwerfend in Augenblicken der Begeisterung, feuersprühend im Zorn. Die schmalrückige Adlernase mit ihren sehr beweglichen Flügeln deutete auf Leidenschaftlichkeit, der Mund mit den vollen, aufgeworfenen Lippen auf Sinnlichkeit, das massive, von einem starken Bart bedeckte Kinn auf Energie hin.

Leicht und lustig ertrug der Prophet Anstrengungen und Strapazen aller Art, ließ sich von Hitze und Frost, von Hunger und Durst wenig anfechten, war ein kühner Reiter, ein geschickter Bogenschütze und Schwertkämpfer, persönlich tapfer, als Führer in der Schlacht ebenso scharfblickend und

Digitized by Google

umsichtig wie als Politiker, als welcher er seine Entwürfe auf das Fundament tiefer und vielseitiger Menschenkenntniß stellte, um sodann mit geduldiger Beharrlichkeit an der Durchführung derselben zu arbeiten. Seine Stimmung äußerte sich in Haltung und Miene zumeist als milder Ernst, aber im Umgange und Gespräch waren ihm die Formen anmuthsvoller Leutseligkeit eigen. Wann Zeit, Ort und Anlaß es forderten, hat sich der sonst gewöhnlich wortkarge Mann zur hinreißenden Beredsamkeit erhoben. Dann strömte die Zunge des Dichters die Eingebungen des Propheten in Worten aus, die flammten wie Blitze und rollten wie Donner. Er war ein durch und durch ehrlicher Mensch, offen und ohne Hehl auch in seinen Fehlern und Ausschreitungen. Nichts Gleißnerisches, Scheinheiliges, Muckerisches an und in ihm. Aus der Tiefe einer felsenfesten Ueberzeugung heraus handelte er. Er glaubte an das, was er verkündete, und darum glaubten die Menschen auch ihm. Er war ein Principmann, kein aalglatter Opportunist, kein zweiächslerischer Kompromißkünstler, sondern ein Geradeausgänger und weder ein Höfling der Macht noch ein Schmeichler der Menge. Der Grundzug seines Wesens ist zweifellos Liebe zu den Menschen gewesen, wie denn ja, wo diese mangelt, wohl etwa so ephemere Scheindinge wie napoleonische Kaiserschaften aufgeschwindelt werden können, nie aber Bleibend-Großes gedacht, gewollt und geschaffen wird. Es fehlten ihm auch nicht die menschlich guten, feinen und edeln Charakterstriche, deren Mangel an dem berühmtesten Manne der ersten wie gleichermaßen an dem berühmtesten Manne der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so störsam auffällt. Der Prophet war gegen die Menschen billig und nachsichtig, liebte auch einen harmlosen Scherz. Als ihn eines Tages eine alte Frau hartnäckig behelligte mit der Bitte, er möchte doch beim Allah fürsprechen damit sie ins Paradies käme, sagte er ungeduldig: „Es kommt keine alte Frau ins Paradies.“ Als aber die gute Greisin darob in Schluchzen ausbrach, tröstete er sie, sprechend: „Allerdings kommt keine Alte ins Paradies;

Digitized by Google

denn an der Schwelle desselben werden die alten Frauen durch Allah's Gnade wieder in schöne junge Mädchen verwandelt."

Rastlos war sein Wunsch, wohlzuthun, und es ist bekannt, daß er sich in Speise, Trank und Kleidung die größte Mäßigkeit und Sparsamkeit auferlegte, um desto wohlthätiger gegen andere sein zu können. Auch jenes Kennzeichen menschlicher Herzensgüte, das Mitgefühl für die Thiere und die Fürsorge für dieselben, fehlte ihm nicht. Summa: Im seltensten Maße hat Mohammed Genie, Mannhaftigkeit, Einfachheit, Edelmuth und Thatkraft in sich vereinigt. Er war so recht eine elementare Persönlichkeit, ein ursprünglicher Mensch, ein Held im Hochsinn des Wortes, und zutreffender als von jenem etwas zweifelhaften römischen Helden hätte der große Tragiker von dem arabischen rühmen können:

„So mischten sich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufstehen durft' und sagen:
Das war ein Mann!" . . .

Einen Dichter, welcher seiner würdig wäre, hat der Prophet Allah's noch nicht gefunden. Die bekannte Tragödie Voltaire's ist nur eine im Sinne der aufklärerischen Philosophie des 18. Jahrhunderts gezeichnete Karikatur. Von dem wahren Wesen und Wirken seines Helden hatte der große Spötter gar keine Ahnung. Großartig zwar hat Julius Mosen in den Schlußgesängen seines „Ahasver" den Eintritt des Islâm in die Weltgeschichte dargestellt, aber wie sehr haben wir es doch zu beklagen, daß die jugendfeurige Absicht Göthe's, einen Mohammed zu dichten, nicht zur Verwirklichung gelangt ist.

Das Werk aber dieses Mannes darf nicht nach dem Anblick beurtheilt und gewerthet werden, den es heute darbietet. Vom Anfang an zwar war es, wie alles Menschliche, mit dem Mal der Vergänglichkeit bezeichnet, allein der Islâm in seinem Niedergang darf uns nicht ungerecht machen gegen den Islâm in seinem Aufgang. Seit länger als einem Jahrtausend ist dieser Glaube für

Digitized by Google

hunderte und wieder hunderte von Millionen Menschen der Inhalt ihres Denkens, ihr heiligster Besitz, ihr höchstes Hoffen, ihre mächtigste Stärkung, ihr bester Trost gewesen. Und mit welcher Kraft und mit welchem Glanz hat diese Religion ihre Eroberungsrolle durchgeführt! Binnen des ersten Jahrhunderts schon nach dem Tode des Propheten langte der Mohammedanismus mit seiner linken Hand an den Ebro in Spanien und mit seiner rechten an den Ganges in Indien. Der arabischen Unwiderstehlichkeit hat nur germanische Unbesiegbarkeit den Weg zur Weltherrschaft zu verlegen vermocht. Großes also vollbrachte der Islâm mit dem Schwert, aber Großes auch mit dem Geiste. Was alles das christliche Mittelalter der weit vorgeschritteneren islamischen Bildung zu verdanken hatte, ist bekannt. Unter dem Schutze der Khalifate von Bagdad und von Kordova sind herrliche Kulturfrühlinge aufgeblüht. Die Prachtbauten von Kordova, Sevilla und Granada, wie die von Kairo, Delhi und Agra zeugen noch jetzt beredsam von dem künstlerischen Wollen und Können dieser Kultur, welche der Weltliteratur einen Firdusi, Sadi, Dschelaleddin, Hafis, Hariri und alle die spanisch-arabischen und sicilisch-arabischen Dichter gab, der Wissenschaft einen Avicenna und Averroes, eine ganze Reihe von Mathematikern, Astronomen, Forschungsreisenden und Heilkünstlern, sowie sie auch aus dem Boden philosophischer Speculation den Sufismus hervortrieb, jenes pantheistische Evangelium freudiger Gotttrunkenheit. Das alles ist nicht verloren, sondern vielmehr zum Gesammteigenthum der civilisirten Menschheit geworden.

Derzeitig freilich scheint der Islâm, schon seit Jahrhunderten von innen heraus gewelkt, im Absterben begriffen — wenigstens in seinen staatlichen Formen und Gestaltungen. Der Möglichkeit einer Wiederverjüngung steht sein ganzes Wesen entgegen. Allah wird an ihm wohl kein solches Wunder thun, wie der Prophet jener weinenden Greisin tröstend eins in Aussicht stellte. Das Endschicksal alles Gewordenen und Werdenden, das Vergehen, das Schicksal von Religionen, Staaten, Völkern, Rassen, von Weltkörpern

Digitized by Google

sogar, wird auch das des Islâm sein. Schon seit lange hört man ja in russischen und anderen Staatskanzleien die Diplomatenfedern kritzeln, welche ihm das Testament aufsetzen, dem armen „kranken Mann" von Mohammedanismus, den die Unentwickelbarkeit seines Dogma's und der daraus entsprungene dumpfe Fatalismus mit dessen ganzem verderblichen Gefolge, Sultanismus, Vielweiberei, Sklavenwesen, Unwissenheitsdünkel und Trägheit, zu einem unheilbaren Siechling gemacht haben. Der Tag wird und muß also kommen, wo die Geschichte über ihn zur Tagesordnung schreitet. Aber es ziemt uns, nicht mit Ueberhebung, sondern nur mit Mitleid dieses Ende einer so gewaltigen Erscheinung vorzufühlen, eingedenk, daß die Reihe auch an uns kommen, ja daß, wie unsere Weisen wollen, das in erhabenem Schweigen über, um und unter uns tagende große Parlament der Welten dereinst über unsere kleine Erdenwelt selbst zur Tagesordnung übergehen wird. Ob dannzumal das, was die Menschheit gefühlt, gedacht und gethan, erstritten und gelitten, all ihre Triumphe und ihre Niederlagen, ihre Eroberungen und ihre Opferungen, ihre Verdienste und ihre Verfehlungen, all ihre Lust und all ihr Leid auf Wegen, welche selbst die Phantasie eines Dante nicht zu ahnen vermöchte, den Bewohnern anderer Welten zu gut kommen oder aber ob dies alles verweht sein werde, spurlos, ein Windhauch von gestern — wer weiß es?

Digitized by Google

Deutschland vor hundert Jahren [1]).

Das liebe Heilige Römische Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?
Frosch im Faust.

Vor siebenundzwanzig Jahren hab' ich den ersten Theil dieses Buches unmittelbar nach seinem Erscheinen einer ausführlichen Anzeige unterzogen. Heute, nach Vollendung des trefflichen Werkes im Jahre 1880, komm' ich darauf zurück mit der Bemerkung, daß, wenn der Abschluß desselben bedauerlich lange sich verzögerte, Biedermanns kulturgeschichtliche Leistung nur um so mehr berechtigt ist, die Devise zu tragen: „Was lange währt, wird gut."

Dazumal, als 1854 der erste Theil herausgekommen, war eine böse Zeit. Die Menschen von heute und gestern haben keine Vorstellung davon, was wir anderen, die wir den „Völkerfrühling" von 1848 mitgelebt, empfinden, erfahren und leiden mussten, als alle die holden Täuschungen und schmerzlichen Enttäuschungen des „tollen" Jahres in die stupide und brutale Rückwärtserei der ersten 1850er Jahre aufgegangen waren. Während wir nur allzu ausgiebige Gelegenheit hatten, die Wahrheit der berühmten Dante'schen Terzine:

---

1) Veranlasst durch das Werk „Deutschland im 18. Jahrhundert", von Dr. Karl Biedermann. 2 Theile in 4 Bänden, 1. Theil. Bd. 1 und 2 in II. Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1880.

Digitized by Google

„Tu proverai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale.“ —

bitter zu erproben, war daheim in Deutschland das deutsche Vaterland wiederum, ganz wie zur Zeit der Kamptz und Tztschoppe, zu einem Verbrechen geworden. Aber ihre ganze Tücke wagten die Werkzeuge der Reaktion dort erst dann zu entfalten, als drüben, jenseits des Rheins, der meineidige Sohn einer notorischen Nicht-Lukretia mit den Banditenfäusten seiner Spießgesellen La Belle France im Dunkel einer Decembernacht an der Kehle gepackt und die Halberwürgte zu Boden geworfen hatte.

Ich erinnere mich, daß ich in meine deutsche Seele hinein mich schämte, als ich erfuhr, König Friedrich Wilhelm IV. hätte hoch aufgejubelt, als er die Botschaft von dem schandbaren Frevel empfangen. Ja, furchtbarer noch als das Verbrechen des Elenden, welcher mit Hilfe des Auswurfes von Frankreich seine Schmach hinter jener Blutdampfwolke der Boulevardsschlächterei vom 4. December 1851 zu verstecken suchte, war der Beifall, welchen mit verschwindend wenigen Ausnahmen das ganze officielle und officiöse Europa, vom Papst und von der Königin Viktoria bis zum Duodezdespötlein von Flachsenfingen und bis zum schmierigsten Reptil des Staatsanzeigers von Krähwinkel herab, diesem Verbrechen zollte. Daß alle Gauner, Spieler und Schwindler, alle vornehmen und geringen Spione und Spioninnen, Kupplerinnen und Hetären, alle feilen Skribenten und alles andere Menschenspülicht dem aus der Dreieinigkeit von Meineid, Raub und Mord geborenen Bastardcäsar zujauchzten, war ganz in der Ordnung. Dieses Geschmeiß hatte ja die richtige Vorauswitterung, das Second Empire werde eine riesige Pfütze von Verderbniß und Fäulniß sein, eine richtige „cour de miracles“ der Escroquerie, der Völlerei und Unzucht, der Jecker-Bons und Goldbarren-Lotterien, der scham- und scheulosen Saturnalien und Lupanarien. Ich war damals, obzwar vom Schwabenalter nicht allzuweit mehr entfernt, noch so jung, daß ich mich über die Niederträchtig-

Digitized by Google

keit der Menschen verwunderte, entrüstete und betrübte. Das hab' ich mir, seit ich hinter die Kulissen und in die Ankleidezimmer der Bühne, auf welcher die menschliche Tragikomödie spielt, blicken gelernt, gründlich abgewöhnt und darum sehe ich nur noch mit einer aus Mitleid und Ironie gemischten Empfindung auf das wüste Armuthszeugniß zurück, welches die europäische Gesellschaft sich ausstellte, indem sie nahezu zwanzig Jahre lang vor einem nachgemachten Bonaparte scharwenzelte, kniete und räucherte. Vielleicht wähnte sie, es gereichte ihr zur Entschuldigung, daß sie annis 1814 und 1851 ja nur die echten Bonapartes mit dem Interdikt belegt hatte.

Uns anderen, für welche solche Selbsterniedrigung undenkbar, blieb nichts übrig, als nach Möglichkeit aus der schmerz- und trauervollen Gegenwart hinwegzuflüchten. Damals versenkte ich mich in die Vergangenheit meines Volkes und schrieb jene Bücher, welchen, wie ich ja wohl ohne eitle Selbstberühmung sagen darf, meine Landsleute daheim und in der Fremde seit dreißig Jahren eine mein Verdienst weit übersteigende Liebe und Treue zugewandt und bewahrt haben. Solche Beschäftigung mit Gewesenem half über die Schwere des Seienden hinweg. Sie hatte auch das Tröstliche, die Ueberzeugung beizubringen, die Lebenskraft unseres Volkes, welches so viele derartige Entwickelungsleiden überstanden hatte, müsste eine unverwüstliche sein — die Ueberzeugung, die Deutschen, welche einer so jammervollen politischen Geschichte zum Trotz eine große Kulturnation geworden, müssten auch noch eine Zukunft als Machtnation haben. Auch das Studium des ersten Theils von Biedermanns Buch vermochte diesen Glauben nicht zu erschüttern. Denn wenn die genaue, deutliche, quellenmäßige Darstellung, welche der Verfasser von den politischen und socialen Zuständen unseres Landes im 18. Jahrhundert gab, das ganze Jammersal dieser Zustände aufdeckte, so musste der Anblick derselben jeden Sehenden überführen, daß es im 19. Jahrhundert denn doch besser, bedeutend besser geworden sei.

Und heute, wo ich das glücklich zum Abschluß gebrachte

Digitized by Google

Biedermann'sche Werk wiederum zur Hand nehme, um, soweit meine Stimme reicht, die Aufmerksamkeit patriotisch denkender Männer und deutschfühlender Frauen darauf zu lenken, wie ist es heute?

Nicht, wie es sein sollte und wohl auch sein könnte, aber jedenfalls besser als im Jahre 1854. Eine Vision, daß binnen 17 Jahren das wieder aufgerichtete Deutsche Reich ausgerufen werden würde, ausgerufen nach kolossalen gegen die Franzosen geführten Siegesschlägen, ausgerufen im Prunkschlosse jenes französischen Sultans, welcher der grimmigste Feind und erbarmungsloseste Schädiger unseres Volkes gewesen war, diese Vision wäre dazumal sogar als solche, als Traum und Ahnung rein unmöglich gewesen. Wer so kurz nach 1849, dem Jahre des Fluches, so kurz nach 1850 und 1851, den Jahren der Schmach, so etwas hätte prophezeien wollen, wäre mit Recht als der Narr der Narren verlacht worden. Allerdings sind wir heute noch weitab vom Ziele. Was 1866 und mehr noch 1871 in Stunden versäumt worden, wird in Jahrzehnten nicht hereinzubringen sein. Die Reichsverfassung ist nur ein trauriger Nothbehelf, ein Lotter- und Schlotterwerk. Der dynastischen Selbstsucht wie der partikularistischen Bornirtheit sind die beklagenswerthesten Einräumungen gemacht worden — Einräumungen, welche, wie ja leicht vorauszusehen war, keineswegs Dankbarkeit erzeugt haben. Die Karte des Deutschen Reiches zeigt noch immer ein Dutzend Farben zu viel. Und sodann dieser schreiende Widerspruch zwischen der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts und der heftigen Verwerfung des Parlamentarismus, welcher doch — mag im übrigen sein Werth oder Unwerth sein, wie er wolle — die unumgängliche Schlußfolgerung aus jener Prämisse ist! Man kann dem deutschen Volk doch nicht zumuthen, lauter Ja nickende Pagoden in den Reichstag zu schicken, und wenn die Schreibsklaven Klagelieder über das Parteiwesen singen, so vergessen wir darum doch nicht, daß Parteien die Lungen sind, womit freie Staaten athmen. Aber giebt es nicht auch tuberkulose Lungen? Gewiß, das giebt es, und es mag schon sein,

Digitized by Google

daß an diesem oder jenem rechten oder linken Flügel der in Rede stehenden Lungen da oder dort ein hässliches Tuberkel sitzt. Allein trotzdem wird das parlamentaristische Experiment gemacht werden müssen, es wäre denn, daß man zum nackten, aber wenigstens ehrlichen und aufrichtigen Absolutismus zurückkehren wollte, was ja in Deutschland und vorab in Preußen weiter keine oder kaum nennenswerthe Schwierigkeiten hätte. Mit dem grundverlogenen, schamlos unsittlichen und noch dazu albernen und lächerlichen Scheinkonstitutionalismus — abscheulicher Bandwurm von Wort! — geht es nicht mehr. Die Möglichkeit, das konstitutionell-parlamentarische Regiment könne ein aufrichtiges und ehrliches sein, vorausgesetzt — was freilich eine ungeheuer kecke Voraussetzung ist — muß es anderseits als absurd bezeichnet werden, hinter diesem Regiment das Schreckgespenst der Revolution auftauchen zu lassen. Wir Deutsche sind ja Reflektionsmenschen, Grübler, Tiftler, wir haben nicht das Zeug zum Revolutionmachen und denken auch gar nicht daran, falls man so freundlich ist, uns auch nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten. Uns fehlt ja die elementare Leidenschaft, die initiatorische Sprungfertigkeit. Wir müssen, um überhaupt voranzukommen, Schritt für Schritt vorwärts gehen, und daß und wie wir trotzdem vorwärts gegangen, wird jedem klar werden, welcher vergleichen will, wie unser Land vor hundert Jahren war und wie es jetzt ist.

Auf den folgenden Blättern will ich, immer an der Hand Biedermanns, versuchen, geneigte Leser und ernste Leserinnen in das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuführen, — selbstverständlich auf nach Möglichkeit gekürzten Wegen. Es ist dies, will mir scheinen, die beste Art und Weise, einer so schwierigen und so gewissenhaft gethanen Arbeit gerecht zu werden, — einer Arbeit, deren Frucht fraglos eine Zierde der deutschen Kulturhistorik ausmacht. Der Verfasser hat sich keine Mühe und keinen Zeitaufwand verdrießen lassen, um das ungeheuere Material zusammenzubringen, welches der Aufbau seines Werkes erforderte. Schon an die Sichtung, Ordnung und Zurhand-

Digitized by Google

stellung dieses Materials mussten Jahre gewendet werden. Die Kulturgeschichtschreibung darf sich bekanntlich nicht damit begnügen, die Oberfläche der Erscheinungen zu veranschaulichen und zu kennzeichnen. Sie muß überall den treibenden Kräften in die Tiefe nachgehen. Sie hat den tausenderlei Motiven, welche zur Schaffung des Gesammtbildes eines Volksdaseins zu dieser oder jener bestimmten Zeit zusammenwirken, geduldig nachzuspüren, auf Pfaden, welche zumeist mühsamer zu begehen sind als die Wege, welche durch wohlgeordnete Archive führen oder gar durch jene Roth-, Gelb-, Grün- und Blaubücher, die dermalen so großes Ansehen genießen und in die, beiläufig bemerkt, doch nur hineinkommt, was einem zur Zeit herrschenden Minister hineinzuthun beliebt und wie es hineinzuthun ihm „opportun" scheint. Um jene kleinen, unscheinbaren und doch hochbedeutsamen Züge beizubringen, welche die Gesellschaft dieser oder jener Periode oft besser charakterisiren als breitspurig einhertretende Allerweltsthatsachen, muß der Kulturhistoriker häufig ganze Steppen bedruckten Papiers durchwandern. Auch unser Verfasser hat dieser Pflicht sich unterzogen, und die geschickte Art, wie er solche Züge zu finden und zu verwenden wusste, bildet gerade einen der vielen Vorzüge seines Werkes. Auch der Mängel ermangelt dasselbe nicht, wie denn überhaupt nur der hochgradige Professorendünkel und eine schon stark in den Größewahn spielende Doktorenhochnäsigkeit sich einbilden mögen, „fehlerlose Ungeheuer" von Büchern hervorbringen zu können. Für das, was als der Hauptmangel des Werkes zu bezeichnen sein dürfte, nämlich das Missverhältniß des zweiten, des literarhistorischen Theils zum ersten, zum socialhistorischen, kann der Verfasser freilich die gewichtige Entschuldigung anführen, daß ja zur Zeit, von welcher er handelt, die Deutschen, wenigstens in ihren bedeutendsten Lebensäußerungen, ein vorzugsweise literarisches Volk gewesen seien.

Digitized by Google

1.

Wie selbstverständlich, hebt unser Verfasser seine Untersuchung und Darstellung damit an, daß er von dem territorialen Umfang, dem Bevölkerungsbestand und der staatlichen Eintheilung Deutschlands im 18. Jahrhundert handelt. Hier musste auf den traurigen Westfälischen Frieden zurückgegangen und eine ganze Reihe von Einbußen an Land und Leuten verzeichnet werden. Wie war doch vom späteren Mittelalter an die deutsche Nation an Macht und Machtbewusstsein herabgekommen! Sie, im früheren Mittelalter die wirkliche und einzige Großmacht Europas, hatte sich, im 18. Jahrhundert angelangt, nach und nach Livland, Kurland, Pommern und Rügen, die Niederlande und die Schweiz, Elsaß und Lothringen entreißen lassen. Und dabei führten die Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" stetsfort den Titel: „Allzeit Mehrer des Reichs" — mehr noch eine bittere Satire als ein kurialstilistischer Schnörkel.

Die Bevölkerung wohnte in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, nahezu 100,000 Dörfern und Weilern und auf ungefähr 40,000 Edel- und Bauerhöfen. Ihre Gesammtzahl kann nicht genau bestimmt werden. Das Facit der Wahrscheinlichkeitsberechnung schwankt zwischen 26 und 30 Millionen. Zur Markirung der staatlichen Ein- oder vielmehr Vertheilung dieser Bevölkerung würden alle Regenbogenfarben in hundertfacher Variation nicht ausreichen. Das Gebiet, welches innerhalb und außerhalb der zehn Reichskreise lag, machte mitsammen eine ungeheuerliche Kuriositätenkammer voll von politischen Missbildungen aus. Da war z. B. der „schwäbische" Kreis, welcher das heutige Wirtemberg, das heute bairische Schwaben und die damalige Markgrafschaft Baden umfasste. Abgesehen davon, daß durch diesen Kreis die sogenannten „vorderösterreichischen" Landschaften sich hinschlängelten, war derselbe vertheilt unter 97 Herren, worunter 4 geistliche Fürsten (der Bischof von Augsburg, der Bischof von Konstanz, der Fürstabt von

Digitized by Google

Kempten und der Propst von Ellwangen), 14 weltliche Fürsten (Herzog von Wirtemberg, Markgraf von Baden, Fürsten von Oettingen, Fürstenberg, Hohenzollern), ferner 23 Prälaten, 25 Grafen und Freiherrn, endlich 31 Reichsstädte — (anderwärts gab es auch „Reichsdörfer"). Unter diesen „Staaten" des Schwabenlandes gab es welche von ganzen 1600 oder 1300, ja von 1000 Einwohnern. Aber die kleinen litten am Größewahn nicht weniger als die größeren. An den öffentlichen Gebäuden des Reichsstädtchens Nördlingen las man die stolze, römerhafte Inschrift: „Senatus populusque Nordlingensis" und der Stadtschreiber des Reichsstädtleins Bopfingen führte den Titel „Kanzler" so gut wie der von Nürnberg, Augsburg oder Ulm. An der Buntscheckigkeit innerhalb der Rahmen der zehn Reichskreise war es aber noch nicht genug, denn in diese Kreise waren als „reichsunmittelbar" noch hineingesprenkelt 30 „Herrschaften", 5 „gewerbschaftliche" Orte, 5 Reichsdörfer und zwischen 14 und 1500 „reichsritterschaftliche" Güter. Alles zusammen eine wahrhaft fischart'sche Staatenklitterung! Und diese Hannswurstjacke von Reich hatte nicht etwa nur eine lächerliche, sondern auch eine traurige Seite, eine sehr traurige. Denn, wohlverstanden, die Inhaber der Spottgeburten von Miniaturstaaten handhabten „die meisten Souveränitätsrechte mit derselben Unbeschränktheit wie die großen „Reichsstände", sie hemmten den Verkehr ebenso mittels Zöllen, Handelsverboten und Gewerbemonopolen wie ihre mächtigeren Nachbarn, die Fürsten und Kurfürsten, sie erhoben dieselben Ansprüche auf den Gehorsam ihrer „Landesunterthanen", auf Steuern und Dienste vonseiten derselben, und selbst das höchste landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, stand ihnen oft zu, wie die vielen an den Sitzen reichsritterlicher Herrschaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieses hochgehaltenen Souveränitätsrechtes, bezeugten". Dieser Umstand, d. h. das Recht des „Blutbanns" in den Händen zahlloser Zaunkönige ist, nebenbei gesagt, eine der Hauptursachen gewesen, daß in deutschen Landen der Gräuel des Hexenprocesses ärger gerast hat, als

Digitized by Google

anderwärts. Der Hexenproceß war keineswegs nur eine gräßliche Schrulle theologischer und juristischer Stirnverbretterung, sondern auch, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, ein sehr einträgliches „landesherrliches" Geschäft. Ganz in der Ordnung also, daß jeder Staat und jedes Stäätchen, jede Stadt und jedes Städtchen im unendlich zersplitterten deutschen Reiche bis herab zum „reichsunmittelbaren" Krautjunkerhof ihr regelrechtes Hexenbrennen haben wollten.

Ueber dem Wirrsal von Ländern und Leuten, über dem größer-, mittel-, kleiner- und kleinstaatlichen Gewimmel und Gewusel schwebte die Reichsverfassung. Nicht wie der Geist über dem Wasser, sondern wie ein Spinnengewebe über Moder. Die mittelalterliche Reichsherrlichkeit war schon mit Friedrich dem Rothbart zu Ende gegangen. Daß dann nach dem Untergang der staufischen Dynastie und der „schrecklichen kaiserlosen" Zeit ein machtloser schweizerischer Graf auf den deutschen Königsstuhl berufen wurde, ist ein unermessliches Unglück für unser Land gewesen. Denn das deutsche Königthum oder die römische Kaiserschaft war ja fürder nur noch die Handhabe zur Gründung einer Hausmacht für die neue Dynastie. Die deutsche Geschichte war, wie auch Biedermann sie richtig fasst, allzeit, schon von den Tagen Armins und Marbods her, ein unausgesetzter Kampf zwischen dem centripetalen und dem centrifugalen Princip, zwischen dem nationalen Einheitsdrang und der partikularistischen Selbstsucht, zwischen Monarchie und Anarchie, welche letztere sich als Aristokratie aufspielte. Während drüben in Frankreich das Königthum, indem es im Bunde mit den Städtebürgerschaften die Aristokratie zu Boden trat, die nationale Einheit begründete und festigte, war hüben in Deutschland das Kaiserthum der Habsburger selber der ausgesprochene Partikularismus. Kaiser Maximilian der Erste hat es frank und frei herausgesagt: „Ich bin vor allem Oesterreich verpflichtet." Natürlich ahmten dann alle die Zaunkönige das partikularistische Gebaren des habsburgischen Doppeladlers nach, soweit immer ihre Mittel es ihnen er-

Digitized by Google

laubten. Die Reichsregimentsmaschine, vom Anfang an unglücklich konstruirt, wurde nachgerade zu einem wahren Monstrum von Ungefügigkeit und Komplicirtheit. Setzte man das ungeheuerliche Ding in Bewegung, so hob ein furchtbares Gepolter und Gepruhste an, aber die einzelnen Theile, die Räder, Walzen, Stifte, Stränge, Kurbeln und Gewichte der Maschine arbeiteten nicht mitsammen, sondern zumeist gegen einander. So oft irgendwie ein Verzicht auf particularistische Interessen oder auch nur auf Absonderlichkeiten gefordert wurde, erhob sich das Geschrei von „Teutscher Stände Libertät", wie die amtliche Formel lautete. Dahinter barg sich die polakisch-anarchische Wirthschaft der deutschen Fürstenrepublik. Diese Wirthschaft erhielt ihre so zu sagen staats- und völkerrechtliche Bestätigung und Weihung durch die sogenannte Reformation und durch den vom Ausland, vorab von Frankreich, diktirten Westfälischen Frieden, nach jener beispiellosen dreißigjährigen Kriegsfurie, welche unser unglückliches Land zu einer Wüstenei gemacht und dessen Bevölkerung von etwa 18 Millionen auf 4 herabgebracht hatte. Daß nicht allein die Ohnmacht der Reichsgewalt, sondern auch das klägliche Sinken des Nationalgeistes im 17. und 18. Jahrhundert eine Folge der rohselbstsüchtigen Fürstenpolitik gewesen, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Wie so ganz schließlich die staatsrechtlichen Begriffe sich verwirrt, ja in das gerade Gegentheil ihrer ursprünglichen Bedeutung sich verkehrt hatten, dafür liefert einen grellen Beweis die Thatsache, daß Friedrich der Große, auf die herrschende Anschauung gestützt, keinen Anstand zu nehmen brauchte, den von ihm i. J. 1785 gestifteten Fürstenbund, welcher doch nichts bezweckte, als die „Libertät" der deutschen Dynasten gegen die befürchteten „Uebergriffe" der kaiserlichen Gewalt zu schirmen, im Lichte eines verfassungsmäßigen Bündnisses, eines volksthümlichen und gemeinnützigen Unternehmens darzustellen, ja sogar noch weiter zu gehen, d. h. förmlich an die auswärtigen Mächte zu appelliren und deren Besorgnisse vor einem allfällig monarchisch festgeeinten und folglich starken Deutschland wach-

Digitized by Google

zurufen. Das ist, meine ich, ein kennzeichnend hohenzoller'sches Seitenstück zu dem vorhin angezogenen habsburgischen Ausspruch.

Daß unter solchen Umständen die Reichsverwaltung eine elende sein musste, ist klar. In alle Einzelnheiten derselben hier einzugehen, hieße Papier und Druckerschwärze umsonst vernutzen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen Kaiser als solcher eine Jahreseinnahme von ganzen 8000, sage achttausend Thalern hatte, war zum Spottlachen Europas geworden. Hauptsächlich infolge der Jammersäligkeit des Reichskriegswesens. Das Reichsheer war, sogar bei Ausschreibung eines dreifachen sogenannten „Simplum" (120,000 M.), thatsächlich nicht selten kaum 20,000 M. stark. Und das waren noch dazu Leute, die mit den Rekruten Falstaffs eine bedenkliche Aehnlichkeit hatten. Und wie waren sie geübt, d. h. nicht geübt, was hatten sie für Offiziere, wie waren sie gerüstet und bewaffnet! Es ist bekannt, daß z. B. in der Schlacht von Roßbach von 100 „Schießprügeln" der Reichstruppen nicht 20 losgegangen sind. Dieselbe gränzenlose Verrottung wie im Heerwesen auch in der Reichspolizei, in der Reichsjustiz, in der Reichsfinanzerei, in allem und jedem. Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische Minister Oxenstjerna der deutschen Reichsverfassung den Namen „Confusio" geschöpft. Jetzt, im achtzehnten Jahrhundert, war die Konfusion zu einem Chaos geworden. In diesem Chaos wühlten und minirten die österreichische Partei und die preußische Partei wider einander. Undeutsch waren beide ganz und gar. Beide verschworen sich, jene an Frankreich, diese an Russland gelehnt, mit dem Ausland zur Vernichtung der nationalen Macht nicht nur, sondern auch des nationalen Bewusstseins. Der wiener Hof ließ durch einen seiner Publicisten erklären, „Oesterreich müsse entweder an der Spitze Deutschlands stehen oder aber es müsse und werde Deutschlands Feind sein". Der berliner Aufklärer Nicolai seinerseits bezeichnete die Idee eines deutschen Nationalgeistes als ein „politisches Unding" und schalt das Bestreben, die Ge-

Digitized by Google

müther für eine solche Idee zu erwärmen, einen „hämischen Parteizweck". Der wiener Hof errichtete gegen den neuerwachten und schöpferisch aufstrebenden deutschen Geist eine chinesische Mauer der Abwehr und Friedrich der Große erfand die „nation prussienne". Angewidert von der trostlosen Wirklichkeit, in welcher sich ihnen nur das ekelhafte Schauspiel einer allgemeinen Auflösung darbot, bestiegen unsere Besten, die Lessing, Kant, Herder, Göthe, Schiller, den Luftballon der humanitären Illusion, um in's Wolkenkuckuksheim der Weltbürgerlichkeit emporzusteigen. Die von dort herab gegebenen Orakel muthen uns heute doch ganz eigen und keineswegs sympathisch an. Wenn Lessing sich berühmte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff und sie scheint mir höchstens eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre" — oder wenn Schiller an Jakobi schrieb: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein, weil es nichts anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein" — oder endlich wenn Göthe seinem Volke den nationalen Beruf und eine nationale Zukunft mittels des Xenions:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus —"

gerade absprach, ja, so zu sagen, verbot, so waren das um so traurigere Verirrungen der Wolkenkuckuksheimerei, als das „reine, freie und schöne Menschenthum" der Griechen, auf welches man die Deutschen fortwährend verwies, eigentlich doch nur eine Lüge gewesen. Denn, wenn es jemals ein rassenhaftes, auf Stamm und Blut pochendes, vom Nationalgefühl und Nationalstolz ganz erfülltes Volk gegeben hat, so waren das gerade die Griechen, die sich so wenig um „Menschenbruderschaft", „Weltbürgerthum" und dergleichen Flunkereien mehr kümmerten, daß sie ausschließlich nur sich selber für Menschen, alle übrigen Völker aber für „Barbaren"

Digitized by Google

hielten. Unsere Klassiker hatten sich eben ein Ideal von Griechenthum zurechtgemacht und ritten so beharrlich darauf herum, wie in unseren Tagen Heinrich der Zweiundsiebzigste von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein auf seinem berühmten Princip. Schiller freilich, weil er von allen den meisten historischen Sinn besaß, bekam die Reiterei schließlich satt. Ihm ging, als er sah, daß und wie Bonaparte das kosmopolitische Nebelbild zur brutalen Thatsache eines Weltdespotismus machen wollte und theilweise wirklich machte, die Erkenntniß auf, daß man allerdings zu einem Volke gehören müsste, um ein rechter und ganzer Mensch sein zu können, und so hat er denn schon in der „Jungfrau von Orleans", großartiger aber noch und eindringlicher im „Tell" die Idee des Vaterlandes, das Gefühl des Volksthums und der Nationalität verherrlicht. Göthe dagegen ist sein Lebenlang „Weltbürger" geblieben und daraus mag sich auch seine klägliche Haltung im Jahre 1813 erklären, welche nur die Göthepfaffen verzeihlich finden können. Den ersten Mann seiner Nation kümmerte es wenig oder gar nicht, daß seines Vaterlandes Sein oder Nichtsein auf dem Spiele stand. Er beschäftigte sich lieber mit China, als mit Deutschland, und wenn er sich später auf „allerhöchsten" Befehlswunsch „allerunterthänigst" herbeiließ, zur Siegesfeier sein von allegorischem Frost starrendes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" anzufertigen, so vermochte er damit nicht das Wort gutzumachen, welches er, der blinde Bewunderer des Todfeindes und Zwingherrn des deutschen Volkes, im April von 1813 zu Dresden im Hause Körners zum Stein und zum Arndt gesprochen: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann (Napoleon) ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Sie wurden aber doch zerbrochen, weil es zum Glück in unserem Lande hunderttausende von Männern gab, welche von deutschem Rechte und deutscher Pflicht einer fremden Zwingherrschaft gegenüber andere, ganz andere Vorstellungen hatten als der „deutscheste" Dichter.

Digitized by Google

2.

Das Reichselend vervielfältigte sich in den einzelnen Staaten und Stäätchen in's Unendliche. Suchte doch jeder Despot und jedes Despötlein im deutschen Reiche seine Bestimmung und seine Ehre darin, es nach Kräften und über seine, d. h. über seines unglücklichen Landes oder Ländchens Kräfte dem sklavisch nachgeahmten Meister- und Musterdespoten von Versailles nachzuthun. Das „L'état c'est Moi!" wurde unzähligemale ganz plump in's Deutsche übersetzt. Die „Landesherren" waren das, was sie hießen, im verwegensten Sinne des Wortes. Dieses System des brutalen Despotismus hat Biedermann bündig und treffend gekennzeichnet: — „Es gab im Staate nur Herren und Unterthanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schar blindlings gehorchender und duldender Sklaven; auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung — welchen alle natürlichen Güterquellen des Landes und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genusse offen lagen, und auf der andern Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Noth zu leiden."

Wie allbekannt, ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle dieses brutalen Despotismus der sogenannte aufgeklärte oder sublimirte getreten. Derselbe erfloß zunächst aus der Einsicht, daß man, um die Schafschur ergiebiger zu machen, doch einigermaßen für die Schafe von Unterthanen Sorge tragen müsste. Dazu kam der Einfluß der „Philosophie des Jahrhunderts", welche aufklärerische und humanitäre Ideen mälig in Schwung und Mode zu bringen begann. Typische Figuren und Beispielgeber des aufgeklärten Despotismus waren, wie jeder weiß, Friedrich II. und Josef II. Despoten sind sie beide gewesen, aber eben „sublimirte". Der von Preußen sagte: „Der Fürst ist

Digitized by Google

für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten sein und alle Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen". Der von Oesterreich erklärte: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden". Man sieht, von dem „Der Staat bin Ich!" des vierzehnten Ludwigs bis zu der friedrich'schen und josef'schen Auffassung der Herrscherstellung und Herrscherpflicht war ein ungeheurer Sprung. Aber bei genauerem Zusehen erkennt man unschwer, daß auch Friedrichs und Josefs Staats- und Regentenideal über die Fläche der rationellen Schafzucht nicht emporragte. Immerhin ist Josef wie der menschlichere Mensch so auch der freisinnigere Mann von beiden gewesen. Man vergleiche nur ihre Vorschriften über die Handhabung der Pressepolizei. Biedermann durfte mit Recht sagen: „Josef hat während seiner kaum zehnjährigen Regierung mehr für die Presse gethan als Friedrich während einer beinahe fünfmal so langen Zeit, nicht bloß in Anbetracht des viel gedrückteren Zustandes, in welchem er die Presse fand, sondern auch in Bezug auf die Freiheit, die er ihr gewährte." Der „Philosoph von Sanssoucie" verstand es als der kühle Kopf, der er war, ganz vortrefflich, seinen stets wachsamen und eifersüchtigen Despotismus, der keinerlei Selbstständigkeit des Denkens und Wollens neben sich duldete, hinter liberalen Phrasen zu verbergen. Josef, welcher mit Bezugnahme auf die Dynastie, aus welcher er stammte, mit viel besserem Grund als Friedrich der „Einzige" zu heißen verdiente, trug ein großes und heißes Herz in der Brust. Natürlich hat es Friedrich weiter gebracht als Josef: Der Kopf bringt es ja stets weiter als das Herz.

Das von den beiden großen aufgeklärten Despoten

Digitized by Google

gegebene Beispiel fand Nachahmung bei den kleinen. Jedoch wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, daß den aufklärerischen und freisinnigen Verheißungen und Redensarten, welche dazumal in deutschen Landen von den Thronen und Thrönlein herabschwirrten, durchweg Erfüllungen und Thaten entsprochen hätten. Gar manchem Landesherrn kam es auch schon zu mühsälig vor, die aufklärerische Phraseologie zu handhaben, und sie und ihre sämmtlichen Beamten fuhren daher fort, im althergebrachten Rüpelstile zu „herrschen" und zu amten. In der Mehrzahl der deutschen Staaten und Stäätchen war es bis zum Ende des Jahrhunderts mit dem Verwaltungs-, Justiz- und Finanzwesen aller „Aufklärung" oder Scheinaufklärung zum Trotz geradezu kläglich bestellt. Am traurigsten und zugleich am burleskesten ging es aber in den kleineren und kleinsten Sultanaten her. Des bekannten Ritters von Lang „Memoiren" sind eine wahre Fundgrube von hierher gehörigen charakteristisch-lächerlichen Zügen. Der Geschäfteschlendrian war überall märchenhaft, am märchenhaftesten in Oesterreich, obzwar es allenthalben von Beamten aller Grade und Schattirungen wimmelte. Die Verderbtheit, Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Beamtenwelt, von unten bis oben galten für selbstverständlich. Das Sprichwort: „Schmieren und salben hilft allenthalben" — wurde ganz scham- und scheulos prakticirt. Die lümmelhaftesten Beamten züchtete Bayern. Die Sprache dieser Herren war ein genaues Abbild der Ausdrucksweise des „leutseligen" Kurfürsten, späteren Königs Max, welcher bekanntlich stets mit seinem Lieblingswort „Sch . . . kerle" um sich warf. Die aus dem Mittelalter herabgekommenen landständischen Verfassungen waren vom fürstlichen Absolutismus entweder ganz weggefegt oder doch zu einem jämmerlichen Possenspiel herabgebracht. Wo etwa die Landstände noch einige Bedeutung sich bewahrt hatten, wie z. B. im Herzogthum Wirtemberg, waren sie doch nur eine wahre Spottgeburt von Volksvertretung und kaum etwas anderes als eine milchende Kuh für eine gierige Vetter- und Basenschaft.

Digitized by Google

Wenn nun also das Regiment der Landesherren durchgängig das Gepräge persönlicher Willkür trug, so darf man nicht vergessen, daß dies am Ende aller Enden nur möglich war, weil die Unterthanen nichts anderes wussten und wollten. Man vergegenwärtige sich nur die öffentliche Meinung, wie sie vor hundert Jahren in der deutschen Publicistik zur Ausprägung kam. Da begegnen uns überall die absonderlichsten Schwankungen und Schwenkungen, die uns klarmachen, wie ungeheuer schwer es unsern Vorfahren wurde, erst als Menschen und dann als Staatsbürger sich fühlen zu lernen. Das Sklavenbewusstsein der deutschen Philisterwelt hatte sich so breit und tief eingewurzelt, daß selbst verhältnißmäßig vorgeschrittenste Publicisten und Autoren wie Schlözer, Möser, Weckherlin, Moser, Wieland keineswegs auch nur halb, geschweige ganz davon loszukommen vermochten. Schlözer vertrat nachdrücklich die Lehre von der Alleinweisheit der Regenten, und erklärte es für eine „lächerliche Einbildung", die Ansichten einer Behörde beurtheilen oder berichtigen zu wollen. Weckherlin nannte die Amerikaner, welche sich von England unabhängig machen wollten, „Rasende". Moser hieß jede Antastung der Lehre von dem göttlichen Rechte der Fürsten einen „Frevel". Wieland sah eine „Widersinnigkeit" darin, wenn man den Völkern das Recht der Beurtheilung von Regierungsmaßnahmen zuerkennen wollte. Allerdings haben dieselben Wortführer anderwärts auch wieder ganz anders sich ausgelassen; aber gerade das zeigt uns die Princip- und Haltlosigkeit der deutschen Presse von damals, das unsichere Umhertappen und Herumtasten der öffentlichen Meinung. Mitunter verfiel diese aus dem Sprechen in kindisches Lallen. So in jenem Artikel der „Berliner Monatschrift" von 1787, welcher „den Fürsten einen anderen Weg zur Unsterblichkeit" aufthat, indem er denselben hochernsthaft anrieth, ihre Völker durch allmälige Erziehung zur Selbstregierung für die Republik vorzubereiten und wenn dieses gethan wäre, ihren Gewalten freiwillig zu entsagen und republikanische Verfassungen zu proklamiren.

Digitized by Google

Derartige Phantasterei kennzeichnet, zusammengehalten mit der Knechtschaffenheit des deutschen Volksgeistes von damals, die grelle Gegensätzlichkeit einer Zeit, welche man die Epoche der Kontraste nennen könnte. Man denke nur, daß wenige Jahre, nachdem ein deutscher Autor geäußert: „Schwerlich wird jemals ein Genie aufstehen, dessen Befehle unsern Gehorsam ermüden könnten" — und ein anderer, Sturz, in seiner Abhandlung „Ueber den Vaterlandsstolz" wehmüthig gesagt hatte: „Träume nicht von Freiheit, so lange wir auf jeden Wink wie Cäsars Knechte ausrufen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter
Wenn er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube" —

Schiller seine „Räuber" und Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" veröffentlichte. Aber freilich, solche und ähnliche Offenbarungen des wiedererwachten deutschen Genius berührten einstweilen die Volksmassen gar nicht. Diese schleppten ihr mühsäliges und beladenes Dasein auf den gewohnten Leidenswegen weiter, zugleich im Zwange der Monarchie und im Banne der Hierarchie. Was diese und ihren betrübsamen Einfluß auf das Volksdasein angeht, so hatten, schwäbisch zu reden, die römische und die lutherische neben einander feil, d. h. keine hatte der anderen etwas vorzuwerfen. Ebensowenig die Jesuiterei da und die Pietisterei dort. Die theologische Verbohrtheit der ungeheuren Mehrheit der Deutschen hatte seit der Reformation nicht ab-, sondern gewaltig zugenommen.

Bei Gelegenheit der Erörterung dieser Verhältnisse berührt Biedermann mit sanfter Hand die Frage nach der Einwirkung vonseiten der Reformation und des Reformators par excellence auf den öffentlichen Geist und die politische Anschauung und Gesinnung unseres Volkes. Ich meinestheils, dem die Unfehlbarkeit des Papstes von Wittenberg und die Infallibilität des Papstes von Rom von jeher gleich hoch, d. h. gleich niedrig stand, will dieses Problem mit etwas rauherem Griff anfassen und eine ganze Reihe

Digitized by Google

von „inopportunen", ja dem sogenannten „protestantischen Bewusstsein", höchst unbequemen Fragen hier wiederholen, welche ich schon anderwärts vor einem Menschenalter gestellt. Welche Bewandtniß hatte es denn eigentlich mit der durch Luther vollbrachten „religiösen Befreiung" unseres Volkes? Besteht die „Befreiung" eines Volkes etwa darin, daß man ihm das „hölzerne Joch des Papstthums" abnimmt und dafür das „eiserne des Bibelbuchstabens" auflegt? Waren die tausende von lutherischen Päpstlein toleranter als der römische Papst? War die lutherische Bonzenschaft der freien Forschung geneigter als die katholische? War nicht Luther seinen Nachfolgern mit dem Beispiel flegelhafter Unduldsamkeit vorangegangen? Hat die lutherische Dogmatik den Forderungen der Vernunft und Wissenschaft mehr Rechnung getragen als die römische? Hat das Lutherthum das deutsche Volk humanisirt? War das furchtbarste Brandmal der christlichen Welt, der Hexenproceß, dem protestantischen Deutschland etwa weniger stark auf- und eingedrückt als dem katholischen? Hat nicht Luther, lange vor dem preußischen Minister Rochow, den „beschränkten Unterthanenverstand" erfunden und war diese Erfindung mit der kirchlichen Zerspaltung der Nation nicht etwas zu theuer erkauft? Haben deutsche Fürsten wirklich nur aus rein religiösem Drange das Lutherthum angenommen? Hat Luther seine „Reformation" nicht auf Gnade und Ungnade der fürstlichen Gewalt überliefert? Hat er, *seine* Reformation um jeden Preis zu sichern, den partikularistischen und centrifugalen Territorialherren nicht die bedeutendsten Einräumungen gemacht? Hat er, ohne allen politischen Sinn, Verstand und Takt, nicht überall für die Fürsten und gegen das Volk Partei genommen? Wer hat gegen die armen Bauern, welche die „evangelische Freiheit" nicht allein abstrakt-dogmatisch, sondern auch konkret-politisch und sozial verstanden wissen wollten und durch grausamsten Junker- und Pfaffendruck zur Empörung getrieben worden waren, so wuthschäumend gehetzt wie Luther? Hat er in der satten Herzlosigkeit eines wohlgenährten Professors der

Digitized by Google

Theologie nicht gepredigt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird er zu muthwillig?“ Hat er seine Gefälligkeit gegen die hohen Herrschaften nicht bis zur förmlichen Gutheißung einer fürstlichen Bigamie getrieben?

Wer aber will hergehen und vertuschen oder gar leugnen, daß die lutherische Geistlichkeit, in sklavischer Nachahmung ihres Meisters, zur politischen Verknechtung unseres Volkes das Menschenmögliche gethan habe? Ausnahmen gab es, ja wohl, aber diese bestätigten auch hier, wie überall, nur die Regel. Die Väter der Gesellschaft Jesu waren mit Grund berühmt um ihrer Kunst willen, den menschlichen Trieb und Drang nach Freiheit mit den Wurzeln auszureißen, jede selbstständige Willensregung im Menschen zu vernichten und die Persönlichkeiten zu unbedingt gehorsamen Werkzeugen der herrschenden Autoritäten zu formen, welche ja hinwiederum nur Marionetten an den von ihnen, den Jesuiten, gelenkten Drähten waren. Dieser Ruhm ließ die lutherischen „Diener am Worte“ nicht schlafen. Sie wollten an Servilismus niemand nachstehen, insbesondere ihren Schaufelhüte tragenden Todfeinden nicht, und um sich als die auszuweisen, welche sie waren, schrieb der lutherische Prälat Pfaff in Tübingen um 1750 eigens ein Buch, worin er den historischen Beweis antrat und führte, daß vor allen übrigen Kirchen der lutherischen die Palme der Knechtschaffenheit zukäme. Noch 1790 ließ ein lutherischer Geistlicher, Ewald geheißen, eine Schrift ausgehen, welche die Lehre vom unbedingten Unterthanengehorsam predigte. Herder hat daher wohl nicht ohne einen strafenden Seitenblick auf seine zeitgenössischen Amtsbrüder im vierten Theil seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ den Satz geschrieben: „Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vortheilen abgefunden waren, so durften andere wohl aufgeopfert werden.“ Redlich wetteiferte übrigens mit der Geistlichkeit beider Konfessionen in sklavischer Niedertracht das zünftige Gelehrtenthum des

Digitized by Google

18. Jahrhunderts. Ich erinnere nur an die grotesken und grausamen Korporalsspäße, welche die Fassmann, Gundling und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms des Ersten mit sich treiben ließen. Dann daran, wie die Professorenschaft der Universität Leipzig, mitsammt dem „großen" Gottsched, vor August dem Starken, diesem Land- und Leuteverderber, der nur in der Gewissenlosigkeit und in der Ausschweifung stark war, im Unflat der Speichelleckerei förmlich sich wälzte, den wüsten Sultan lobpreisend als „das Kleinod dieser Welt", als ein „von Gott selber dargestelltes Wunderwerk". Später noch hat der Schweizer Johann von Müller gezeigt, was ein berühmter Gelehrter in diesem Fache zu leisten vermöge. Denn dieser chamäleonische Virtuos der Charakterlosigkeit, welcher in seinen Büchern die Strenge taciteischen Stils affektirte, schämte sich ja nicht, schnell nacheinander oder gar gleichzeitig wie Friedrich den Großen so auch den seelenverkäuferischen Landgrafen von Hessen-Kassel, wie Napoleon so auch den „Morgen-Wieder-Luschtik"-Jérôme zu beweihräuchern.

3.

Die Abschnitte, in welchen Biedermann von der „Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise" handelt und bis in alle Einzelheiten hinein das Militär-, Finanz- und Steuerwesen der deutschen Staaten erörtert, dürfen als ein Muster fleißiger und umsichtiger Quellenschöpfung aufgestellt werden. Hier tritt uns drastisch vor Augen, wie mit dem Schweiß und Blut des Volkes umgegangen worden ist in der „lieben, guten, alten, frommen Zeit". Ein folgendes Kapitel schildert die Arbeit des Volkes, die landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit, Handel und Wandel, das Geld- und Kreditwesen, die Verkehrsmittel und Verkehrshindernisse.

Alles zusammengenommen, erhalten wir den Eindruck,

Digitized by Google

daß die deutschen Bevölkerungen im 18. Jahrhundert so zu sagen mit Blöcken an den Füßen und mit Ketten an den Armen arbeiten mussten. Denn gerade auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete brach die „Aufklärung" nur sehr langsam sich Bahn. Es standen ihr ja nicht allein die Unwissenheit und das Vorurtheil, die träge Gewöhnung, das gedankenlose Kleben am Hergebrachten entgegen, sondern auch die zahllosen Scharen von wirklichen oder eingebildeten Privatinteressen. Wenn man die heute kaum noch vorstellbaren und glaublichen Hemmnisse und Hindernisse aller Art bedenkt, welche dazumal der Ackerbau, das Handwerk, die Fabrikation, der Handel und Verkehr von einem Ende Deutschlands bis zum andern auf Schritt und Tritt zu befahren, zu respektiren, zu beseitigen oder wenigstens zu umgehen hatten, die auch nach aufgehobener Leibeigenschaft thatsächlich noch lange fortdauernde bäuerliche Unfreiheit, den stupiden Zunftzwang, die zahllosen Zollschranken, die Elendigkeit der Straßen und aller Verkehrsmittel, die Schlepperei und Unzuverlässigkeit der bürgerlichen Rechtspflege, das Gauner- und Räuberwesen — ja, wenn man das alles bedenkt, so muß man von hoher Achtung erfüllt werden vor der Unerschöpflichkeit unserer Volkskraft und vor der Unermüdlichkeit deutscher Arbeitslust. Nur die Ergebnisse einer unter den beregten Umständen doppelt erstaunlichen Arbeit, Entsagung und Ausdauer unseres Volkes machen es begreiflich, wie die ungeheuren Summen, welche die bis zur Tollheit gesteigerten Verschwendungen der meisten Höfe kosteten, aufgetrieben werden konnten. Mochte jedoch das Volk noch so sehr sich anstrengen und abmühen, das, was es hervorzubringen und was man ihm ab- und auspressen konnte, reichte doch zur Bestreitung der Prasserei und Schwelgerei, der Wollüste und Narrheiten der an der Banketttafel des Lebens Sitzenden bei weitem nicht aus. Man machte daher riesige Schulden zur Belastung künftiger Geschlechter und das gegenwärtige Geschlecht machte man zur Waare eines schwunghaft betriebenen Seelenverkaufes und Menschenfleischhandels. Das ist ein sehr gewinnreiches

Digitized by Google

Geschäft deutscher Landesväter von Gottesgnaden gewesen. Denn nur allein während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes sind in die Kassen fürstlicher Menschenhändler für an die Engländer verkaufte Landeskinder diese Summen geflossen: — Nach Hessen-Kassel 2,600,000 Pfd. Sterl., nach Braunschweig 780,000, nach Hannover 448,000, nach Hanau 335,150, nach Anspach 305,400, nach Waldeck 122,670, an verschiedene Miniaturdespoten 535,400 — Summa: 5,126,620 Pfunde, d. i. 34,177,466 Thaler. Der halbverhaltene Schmerzensschrei in Schubarts „Kaplied" und das Zähneknirschen in der Selbstbiographie Seume's, welchen ja der kasseler Großhändler mit Menschenfleisch an die Engländer verkauft hatte, das war alles, was das deutsche Volk solcher namenlosen Schändlichkeit entgegenzusetzen wusste.

Ein gutes Stück deutscher Volksgeschichte im 18. Jahrhundert steckt in der Betrachtung der Bevölkerungs- und Besitzverhältnisse, der materiellen Unterlagen des Lebenswandels der verschiedenen Volksklassen, der Arbeitslöhne und Lebensmittelpreise. Auf diesen Gebieten hat aber die Beibringung der Nachweise für den Kulturhistoriker große, nur theilweise zu überwindende Schwierigkeiten, weil eine Wissenschaft der Statistik dazumal noch gar nicht existirte. Um so verdankenswerther ist das immerhin reiche Mosaikbild, welches Biedermann hier aus hunderten mit Bienenfleiß benützten Quellen zusammengestellt hat. Der Anblick desselben muß in dem Betrachter sehr gemischte Empfindungen hervorrufen. Die unerquicklichen überwiegen, doch lässt sich nicht bestreiten, daß auf den intellektuellen wie auf den materiellen Kulturgebieten fast durchweg in deutschen Landen ein ausdauerndes Streben sichtbar wird, die Nation aus dem tiefen Verfall, in welchen sie während des 17. Jahrhunderts gerathen war, herauszuarbeiten und emporzuheben. Auf volkswirthschaftlichem Gebiet begegnen uns da die ersten schüchternen Versuche modernen Industriebetriebs. Dieser, sowie der schon kühner ausgreifende Handel, sie hatten auf der einen Seite mit dem überlieferten mittelalterlichen Gilden-, Innungs-

Digitized by Google

und Monopolsystem schwer zu ringen, auf der andern mit dem bald zum starren Prohibitivismus ausgebildeten „Merkantilsystem", welches, auch nachdem seine Zeit längst vorüber, selbst von Regenten wie Friedrich II. und Josef II. noch immer aufrecht gehalten wurde. Sehr deutlich wahrnehmbar sodann ist der stark ausgeprägte Gegensatz von Nord- und Süddeutschland. Dort richten sich Arbeit und Genuß des Daseins mehr auf den glänzenden Schein, hier mehr auf das wohlige Sein. Es ist ja recht kennzeichnend, daß in München an feineren Lebensmitteln ebensoviel verzehrt wurde, wie in dem dreimal größeren Berlin und daß in Dresden das Sprichwort umging: „Man sieht den Leuten nicht in den Magen, wohl aber auf den Kragen". Als einer der bösartigsten Krebsschäden Deutschlands erweis't sich die Menge der Residenzstädte, weil dieselben sowohl Pflanzstätten des Servilismus als auch der Lüderlichkeit und der maskirten Bettelhaftigkeit sind. Eine reisende Engländerin, der wir viele sittengeschichtliche Nachweise verdanken, die scharfsichtige und gescheide Lady Montague, bezeichnete als ein gemeinsames Charaktermerkmal deutscher Residenzen eine „gewisse schäbige Eleganz und aufgeputzte Armuth". Mylady, welche in der Drastik ihrer Schilderungen mitunter sehr weit ging, verglich diese Städte mit geschminkten und frisirten „whores", welche mit Bändern in den Haaren und Silberschnallen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Hemden und Unterröcken einhergingen.

Unserem Verfasser in die Einzelheiten seines inhaltsreichen Kapitels über „Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert" nachzugehen, kann ich mich um so weniger für verpflichtet halten, als ich selber dieses Thema anderwärts wiederholt einer einlässlichen Behandlung unterzogen habe[1]). Biedermann zieht die Summe seiner bezüglichen Darstellung also: „Der Taumel der Genußsucht,

1) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 8. Aufl. S. 427 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. Bd. II. S. 173 fg. Blücher; seine Zeit und sein Leben, 2. Aufl. Bd. I, S. 87 fg. Germania, 3. Aufl. S. 283 fg.

Digitized by Google

der Verschwendung, der Abkehrung von der volksthümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thorheiten und Laster der nach und nach fast alle deutschen Höfe in seinem Wirbel hineinriß, hat über ein volles Jahrhundert angedauert. Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer" — (Autor hätte kecklich sagen dürfen: der weitaus größte) — „Theil der Fürsten und des Adels in der merkwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geistlosen und steifen oder üppigen Art leichtfertiger Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstocks Dichtungen und Gellerts edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflammten und erwärmten, wo Lessings unerbittliche Kritik die Geister wachrief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen sich eine neue großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein Möser den Ernst der deutschen Sitte zu erneuern, ein Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit wie zuvor, ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzten, während andere nur halb und zögernd oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse ihren ausschweifenden Neigungen zu Prunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagten und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen bessern Weg betrat." Es wäre gar nicht schwer, die erste der drei bezeichneten Kategorien mittels Aufthuung einer reichausgestatteten Galerie zu illustriren, welche wahre Prachtexemplare von Prassern und Pressern, Jagdwütherichen und Bauernschindern, Saufbolden und Unzüchtlingen, ja sogar von Betrügern und Fälschern aufzeigen würde.

Digitized by Google

4.

Es ist eine allbekannte kulturgeschichtliche Thatsache, daß der herrliche Aufschwung, welchen der deutsche Genius von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in Poesie und Musik, wie in den Wissenschaften nahm, Ursprung, Antrieb, Förderung und Verständniß zunächst durchaus nur den bürgerlichen Kreisen zu verdanken hatte. Die vornehmen Leute waren ja in Deutschland dazumal der Heimat so entfremdet, so verausländert, daß sie nicht einmal an die Möglichkeit einer vaterländischen Literatur und Kunst glaubten. Allen voran in solchem Unglauben stand Friedrich der Große, welcher „Fremdling im Heimischen" so durch und durch verfranzos't war, daß er lieber einen jämmerlich unwissenden französischen Mönch als den Gotthold Ephraim Lessing zu seinem Bibliothekar haben wollte und die nationalliterarischen Thaten Klopstocks, Wielands und Lessings, die genialen Jugendwürfe Göthe's und Schillers nicht beachten oder gar verachten zu dürfen wähnte. Josef der Zweite war allerdings deutscher gesinnt und hätte sich bei längerem Leben den Einflüssen unserer großen Literaturepoche sicherlich nicht entzogen, allein in jüngeren Jahren verhinderte seine sehr mangelhafte Geschmacksbildung eine nähere Beziehung zu den Trägern der großen literarischen Bewegung und ihren Schöpfungen. Immerhin jedoch war Josef der bewundernde Gönner Mozarts und der Gründer des deutschen Burgtheaters. Im übrigen war es ja ganz gut, ja ein großes Glück für unsere Literatur, daß sie nicht an Höfen, sondern im Bürgerthum groß wuchs. Sonst hätte Schiller nicht sein stolzberechtigtes Wort von dem „selbst erschaffenen Werth" der deutschen Muse singen und sagen können. Es gibt auch Menschen — und ich bekenne gern, einer derselben zu sein — welche meinen, in diesem und jenem Werke Göthe's wehe schon zu viel, viel zu viel Hofluft.

In die deutsche Wissenschaft brachte zuerst Leibnitz ein neues Regen und Bewegen, ein originales Leben und selbst-

Digitized by Google

ständiges Streben. Dieser Mann war es, welcher den deutschen Gedanken zuerst die philosophischen Schwingen entfalten lehrte. Er hat für seine Zeit und mutatis mutandis etwa die Bedeutung, welche später Alexander von Humboldt für die seinige besaß. Als Charakter stand aber der Freund der „philosophischen" Königin Sophie Charlotte entschieden höher als der Höfling Friedrich Wilhelms des Vierten, welchen Höfling seine Gegner nicht ohne Grund die „encyklopädische Katze" gescholten haben. Mit universalem Blick und Wissen ausgestattet, wirkte Leibnitz wie auf die idealen so auch auf die realen Wissenschaften, anregend, bahnbrechend, wegzeigend und pfadfindend. Seine vielseitige Thätigkeit hat überall der späteren „Aufklärung" vorgearbeitet.

Die Volksmassen wandelten oder klebten vielmehr in ausgefahrenen und nichtsweniger als reinlichen kirchlichen Geleisen. Die katholische Kirche, durch den Jesuitismus disciplinarisch gestrammt, behauptete seit dem westfälischen Frieden im deutschen Reiche nicht nur ihre Gebiete und durfte sich nicht nur vieler einzelner, insbesondere in fürstlichen und anderen vornehmen Kreisen gemachter Eroberungen rühmen, sondern sie besaß auch Kraft und Ansehen genug, um eine Zurückführung der Protestanten überhaupt in den Schoß der „Alleinseligmachenden" wiederholt zu planen. Die inneren Zustände des deutschen Katholicismus entsprachen freilich diesem Machtbewusstsein und dieser stolzen Haltung nach außen keineswegs. Man muß die Entartung des Gottesdienstes in krassen Fetischismus, die tollen Praktiken des Afterglaubens, die grotesken, ganz fakirhaften Bußwerke, die Verwilderung der Wallfahrerei, die prälatische Ueppigkeit, die weltpriesterliche und mönchische Zuchtlosigkeit, wie das alles in den Rheinlanden, in Bayern und Oesterreich grassirte, im Einzelnen kennen, um sich eine Vorstellung von dem Augiasstall machen zu können, welchen der arme Kaiser Josef theils unmittelbar, theils mittelbar zu reinigen unternahm, zu diesem Riesenwerk leider lange nicht Herakles genug.

Wenn der Katholicismus wenigstens mit Grandezza

Digitized by Google

segnete oder fluchte, so keifte und belferte der Protestantismus kleinlich und schäbig. Das Lutherthum und der Calvinismus waren gleichmäßig dogmatisch verknöchert, schleppten sich in geistlosem Formelkram dahin und verwandten allen „Eifer", den sie überhaupt noch aufzubringen vermochten, darauf, einander gegenseitig schlechtzumachen. Es war daher für beide ein wahres Glück, daß der von Spener gestiftete und von Francke entwickelte Pietismus in den deutschen Protestantismus ein neues Ferment brachte, obzwar die stierstirnige Orthodoxie wüthend dagegen anging. Der Pietismus enthielt zweifelsohne in seinen Anfängen und in seinen ersten Entwickelungsstadien Keime der Reform und des Vorschrittes. Denn er opponirte ja dem armsälig beschränkten, unfruchtbaren und unduldsamen Dogmatismus, wollte der Religion ihr eigentliches Heim, das Gemüth, wieder aufthun und setzte das Wesen des Christenthums in die erbarmende und werkthätige Liebe. Aber freilich hatte er wie alles Menschliche auch seine Kehrseite und enthielt Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja absolut Verwerfliches fasste, die Himmelssehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns gemacht wissen wollte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Tiftelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Kollisionen gerathen musste. Aus diesen Kollisionen entsprang dann der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachstand, und ferner jene bodenlose subjektive Willkür, die, wenn sie sich einmal in den eingebildeten „Stand der Gnade" hineingeschwindelt hatte, über alle positiven Gesetze, namentlich auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen wähnte. Schon frühzeitig gerieth demzufolge die pietistische „Erweckung" auf die bedenklichsten Irrwege und die „Erweckten" erwiesen sich nur allzu häufig als Wölfe in Schafpelzen. Die Geschichte des Pietismus wimmelt, bis auf unsere Tage herab,

Digitized by Google

von grellen Ausschreitungen, in welchen die sektirerische Hochfahrt bis zum Größenwahnwitz sich steigert und die frechste Unzucht kaum noch das Feigenblatt der Heuchelei vorhält. Ich vermisse bei Biedermann konkrete Beispiele solcher Verirrungen, welche Beispiele wirksamere Schlageindrücke hervorbringen als die gründlichsten Charakterisirungen. Namentlich hätte unser Verfasser, wie ich glaube, an jenem ungeheuerlichen, geradezu märchenhaften und doch von Schritt zu Schritt aktenmäßig bezeugten Skandal, welches, als ein Beweis von der frühzeitigen Verderbniß des Pietismus, die sogenannte „Buttlar'sche Rotte" der „Mutter Eva" schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aufgeführt hat, nicht achtlos vorübergehen sollen. Um so weniger, als diese religionsgeschichtliche Episode auch auf andere dazumalige Verhältnisse im deutschen Reiche, z. B. auf das Polizei- und Justizunwesen, sehr belehrende Streiflichter wirft [1]).

Es war hohe Zeit, daß in die orthodoxen Pagoden wie in die pietistischen Tabernakel, in die geistleeren Auditorien stupidgelehrter Pedanterie wie in die barbareivollen Gerichtssäle und ihre finsteren Folterkammern mit der Fackel der Aufklärung kühn hineingeleuchtet wurde. Als ein Hauptfackelträger stand Christian Thomasius auf, einer der besten Männer, welche jemals auf deutscher Erde die gute alte und ewigjunge Sache der Vernunft gegen Dummheit, Wahn und Knechtung verfochten haben. Das ist so ein Lichtbringer, so ein Rufer im Streit gewesen, welcher den Reformkampf des modernen Geistes gegen die mittelalterliche Romantik

1) Ich habe in meinem Buch „Größenwahn", vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit (1876), S. 15 fg., unter der Aufschrift „Mutter Eva" diese Episode dargestellt, streng auf Grund der Akten, welche Thomasius in seiner Zeitschrift „Vernünftige und Christliche aber nicht Scheinheilige Gedanken und Erinnerungen", Bd. III. (Halle 1725), S. 208 fg. veröffentlichte. Als ein Seitenstück aus dem 19. Jahrhundert gab ich in demselben Buch, S. 137 fg., ebenfalls in streng aktenmäßiger Darstellung die „Historie einer Heilandin" unter der Aufschrift „Die Gekreuzigte" (Dritter Abdruck).

Digitized by Google

da wieder aufnahm, wo ihn die Reformer des 16. Jahrhunderts fallen gelassen hatten. Thomasius wurde abgelöst durch Christian Wolf, dessen Arbeit als Lehrer und Schriftsteller die Grundsätze der leibnitz'schen Philosophie zu einem nationalen Bildungsmittel machte. Von da an ergoß sich der breite Strom des „Rationalismus" immer unaufhaltsamer über alle Gebiete des deutschen Geisteslebens. Es ist ja wahr, da und dort war er seicht, dieser Strom, sehr seicht; aber anderwärts war er um so tiefer und flutete um so majestätischer einher, hunderte, tausende von Irrthümern, Wahngebilden, Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten wegfegend. Niemand wird leugnen wollen, daß die „Aufklärung", eben als das helle Licht, welches sie war, auch starke Schatten warf; aber kein wissender und redlicher Mann wird seine Bewunderung und seinen Dank einer Kulturerscheinung versagen, welche zu ihrer höchsten nationalliterarischen Ausgestaltung den „Nathan" Lessings, zum vollendetsten wissenschaftlichen Ausdruck die „Kritik der reinen Vernunft" Kants und zu ihrer edelsten sittlichen Losung desselben Weisen von Königsberg „Kategorischen Imperativ" hatte. Das nie genug zu preisende Gesammtergebniß der aufklärerischen Tendenz und Arbeit in unserem Lande war, daß es die Deutschen von der despotischen Herrschaft des einseitig-theologischen Geistes befreite, unter welche sie infolge der vonseiten der Reformatoren gewollten und erstrebten Verbibelung gefallen waren.

Die literarische Fehde, welche die Schweizer mit Gottsched führten, machte der langen Periode der Nachahmung in Deutschland keineswegs schon ein Ende. Im Grunde wollten ja die Bodmer und Breitinger nur, daß der Nachahmungsapparat, nachdem er so lange im alten Rom, in Italien, in Spanien, in Frankreich herumgeschleppt worden, jetzt nach England getragen werde. Aber diese Fehde half doch den Boden bereiten, auf welchem etwas später die großartige, durchschlagende, befreiende und grundlegende Kritik Lessings sich erheben konnte. Diese Kritik war so recht eine Zeugung und ein Merkmal des allgemeinen Regens

Digitized by Google

und Bewegens, welches sich mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im ganzen Sein und Gebaren unseres Bürgerthums kundgab und deutlich ahnen ließ, das deutsche Leben schicke sich an, aus seiner Enge, Kleinlichkeit und Verzettelung herauszutreten. Damals begann jene große Epoche des Idealglaubens und der Begeisterung für das Schöne in allen seinen Erscheinungsformen, wie eine solche sobald nicht wiederkehren wird. Uns, die wir in dem eisernen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitteninne stehen, muß, falls wir überhaupt noch für Dinge empfänglich, die nicht im Kurszettel notirt und nicht an der Börse „gefragt" sind, eine tiefe Rührung überkommen, so wir wahrnehmen, wie unsere anspruchslosen, in den bescheidensten Verhältnissen und Daseinsformen zufrieden und glücklich sich fühlenden Vorfahren leicht und freudig in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo die Ideale leuchten und die Götter thronen, emporzuschwärmen vermochten. Gewiß lief bei solcher Schwärmerei viel Unersprießliches und Thörichtes mit unter, aber wie sehr haben trotzdem wir von der „Angst des Irdischen" niedergedrückten Nachfahren Ursache, jene idealgläubigen Schwärmer zu beneiden!

Zwei nationalliterarische Thaten markirten den Aufgang unserer großen Literaturperiode: Gellerts Fabelnbuch und Klopstocks Messias. Jenes war darum epochemachend, weil es nach langer Zeit zum erstenmal wieder den gesammten Mittelstand ergriff und zur literarischen Bewegung in lebhafte Beziehung setzte; dieser, verbunden mit der klopstock'schen Odendichtung, regte die Seelen der Jugend in ihren Tiefen auf, lehrte die Deutschen wiederum den Klang und Sinn des Wortes Vaterland verstehen und lieben, schuf Begeisterung für unsere Sprache, für treue Freundschaft und reine Liebe. Namentlich in letztbezeichneter Richtung ist Klopstocks Poesie von allergrößter Bedeutung gewesen. Denn es lässt sich ja deutlich nachweisen, daß sie zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter zu einander nicht wenig, sondern viel beigetragen hat. Als Widerpart

Digitized by Google

oder vielmehr als ein Ergänzer Klopstocks trat Wieland auf, welcher mittels seines geistvoll-schalkhaften, graziös-leichtlebigen Dichtens unserer einheimischen Literatur die Theilnahme auch der vornehmen Leute gewann und diese dadurch allmälig aus dem Banne der Verfranzosung löste. Aus dem gährenden Gewühle der „Originalgenialität", aus dem brausenden Sturm und Drang der „Kraftgenies", deren Anschauungen und Wollungen Göthe mit seinem Götz, seinem Werther und den Anfängen vom Faust, Schiller mit seinen Räubern, mit dem Fiesco und mit Kabale und Liebe ihren Jugendtribut gezollt hatten, stieg, da durch das Läuterungsfeuer der lessing-winkelmann'schen Aesthetik, dort durch das der kant'schen Philosophie hindurchgegangen, das Doppelglanzgestirn der göthe-schiller'schen Klassik am deutschen Kulturhimmel empor. Bevor das Jahrhundert dem Ende sich zuneigte, gab es unserem Volk und der Menschheit die Iphigenie und Hermann und Dorothea, den Don Carlos und den Wallenstein, die göthe-schiller'sche Balladen- und Romanzendichtung, die Gefühlslyrik des einen und die Gedankenlyrik des andern der zwei großen Freunde — hochherrliche Gaben, welchen, ich wage es zu hoffen, noch der Zukunft fernste Geschlechter, so lange deutsche Herzen schlagen und deutsche Sprachlaute tönen auf dem Erdenrund, ihre Bewunderung und ihre Liebe entgegenbringen werden.

Digitized by Google

Ein Memento.

Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm — wer zweifelt daran?
Chamisso.

1.

Wenn man das 19. Jahrhundert als die Epoche des materiellen Schwindels stigmatisiren wollte, so könnte man das 18. als die des intellektuellen bezeichnen. Denn wie dermalen die Leute sich anstellen, als wären sie lauter Materie, so bildeten sie dannzumal sich ein, sie wären lauter Geist. Es war eine jener in der Geschichte der Menschheit ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Zeiten, wo die Gesellschaft gänzlich unfähig sich erweist, hinter dem Schein das Sein, hinter den Worten die Dinge zu sehen, — so eine Zeit, wo die Leute sich an Illusionen überessen und mit Phrasen berauschen.

Der große Idealist und größere Sophist Rousseau hatte mit einer Beredsamkeit sondergleichen die lächerliche Lüge von der „allgütigen Mutter Natur" und vom paradiesischen „Naturzustand" zu einem Evangelium hinaufgeschwindelt. Das wucherte dann nach Unkrautsart mit geiler Ueppigkeit weiter. Myriaden von begeisterten Missionären sorgten für die Verbreitung des befruchtenden Blüthenstaubes und Hunderttausende von Gläubigen genossen die narkotischen Früchte, als wären diese das wahre „Brot des Lebens".

Digitized by Google

So wurden zu Menschengeschicke bestimmenden Mächten der traumselige Optimismus, die breiherzige Sentimentalität, die größewahnsinnige Phantasterei, die von der Natur auf Schritt und Tritt verleugnete Gleichheitslüge, das Völkerbrüderschaftsmärchen und die Glückseligkeitsfabel.

Nachdem man ein ganz willkürliches Ideal von Menschheit in die blaue Luft hineingemalt hatte, schuf man den Phantasiestaat und ließ denselben durch den unbeirrbaren Abstraktor Jean-Jacques im „Contrat social" konstruiren.

Die würdige Krönung des prächtigen Luftschlosses bildete das Dogma von der unfehlbaren Volkssouveränität. Denn die Menschen müssen und wollen nun einmal infallible Päpste haben, seien es dreifach gekrönte Priester oder dreifach umnebelte Begriffe, welche letzteren für kecke und schlaue Volksbetrüger eigens gemacht sind.

Zu dem und für den abstrakten Staat erfand man auch den abstrakten Menschen.

Wie leicht und, so zu sagen, anmuthig die Herren Philosophen, die Encyklopädisten, die Rationalisten, die Illuminaten, mit dieser sinnreich zusammengeplätzten und hübsch angezogenen Gliederpuppe handirten! Wie geschmeidig ließ sich die Marionette von Mensch und Menschheit unter die Schablone der Theorie bringen! Wie fügten sich alle ihre Glieder so nett und niedlich in den Rahmen des Systems! Seht ihr? Der Mensch braucht bloß zu wollen, um frei und glücklich zu sein und die Erde aus einem Jammerthal in einen Freudenberg umzuschaffen.

Die Herren Philosophen waren beflissen, ihrem Abstraktum dies Wollen einzutrichtern. Der in der Retorte des Optimismus erzeugte Homunkulus blies und blähte sich demzufolge gewaltig auf und sprang dann mit einem Salto mortale aus der Theorie in die Praxis hinüber.

Dieser Salto mortale heißt sonst die französische Revolution.

Sie war die logische Schlußfolgerung eines kulturgeschichtlichen Syllogismus, dessen Voraussetzung die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und diese ihrerseits ist nur

Digitized by Google

die logische Konsequenz der Prämisse jener mühsäligen ideellen und materiellen Arbeit gewesen, welche die europäische Gesellschaft von der Verwitterung des Mittelalters an gethan hatte. Der Umsturz war vorgefühlt, sehnsüchtig gewünscht, mit Bestimmtheit vorhergesagt worden und kam dann doch so überraschend wie alles wahrhaft Schicksalsmächtige.

Auch als der furchtbare Kataklysmus vorüber, hatte die Erinnerung daran noch immer etwas so Erstaunendes und Erstarrendes oder auch etwas so Blendendes und Ueberwältigendes, daß von einer unbefangenen Werthung und einem gerecht abwägenden Urtheil unter den Menschen noch lange keine Rede sein konnte.

Was die Geschichtschreibung angeht, so hatte sie gegenüber dem Phänomen der Revolution etwa das Gefühl des göthe'schen Faust gegenüber dem Erdgeist: —

„Ach, die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich so recht als Zwerg mich fühlen sollte!"

Dann bemächtigten sich die Parteien des geschichtlichen Stoffes, dem an unerschöpflich dramatischem Interesse nur noch einer gleichkommt: die innere Zernagung des römischen Reiches durch das Christenthum und die äußere Zertrümmerung des Kolosses durch die Germanen. Die Parteibornirtheit hat es, wie jeder weiß, glücklich dahin gebracht, die Revolutionsgeschichte zu mehr oder minder gelungenen Leistungen der Zerrbildnerei zu gestalten. Die einen verhimmelten die Revolution, die andern verhöllisirten sie. Die Vorwärtser machten aus ihr eine Art von goldflitterigem Bambino, die Rückwärtser einen gruseligen Butzemann.

Ganze Büchereien wurden darüber geschrieben und gedruckt. Denn alle civilisirten Nationen empfanden das Bedürfniß, mit dem Phänomen historisch sich zurechtzufinden und auseinanderzusetzen. Auf die Erforschung und Klarlegung der ganzen und vollen Wahrheit kam es dabei zunächst gar nicht an, sondern vielmehr nur auf die parteiliche Nutzanwendung. Dem Liberalismus musste die Revolution als leuchtendes, dem Konservatismus als abschreckendes Exempel dienen. Wie

Digitized by Google

der britische Torysmus und der christlich-germanische Absolutismus mit der Geschichte der Revolution umsprangen, zeigen drastisch die bezüglichen Bücher von Walter Scott, Archibald Alison und Heinrich Leo. Wie auf der andern Seite der französische Liberalismus und Radikalismus den gigantischen Stoff in ihrem Sinne kneteten und formten, das zeigen nicht weniger drastisch die Werke von Thiers, Michelet und Blanc. Die achtbändige Revolutionsgeschichte von Thiers ist nur eine Apologie des Parlamentarismus von 1789, die sechsbändige von Michelet eine Apologie des Dantonismus, die dreizehnbändige von Blanc eine Apologie des Robespierreismus. Obzwar ebenfalls in einer Illusion, der konstitutionell-parlamentarischen, befangen, hat eine Zeitgenossin der Umwälzung, Frau von Staël in ihren „Considérations sur les principaux événements de la révolution" an Schärfe der Beobachtung wie an Treffsicherheit des Urtheils die genannten Historiker weit hinter sich gelassen.

Ein Deutscher war es, Wilhelm Wachsmuth, der es zuerst unternahm, vom Standpunkt wissenschaftlicher Unbefangenheit aus die Geschichte der Revolution anzusehen und zu schreiben. Sein Buch, i. J. 1840 in 4 Bänden erschienen, durfte dazumal eine musterhafte Arbeit genannt werden. Heute ist es zahlreichen Berichtigungen zu unterziehen und, was einzelne Partieen angeht, schon ganz veraltet. Das macht, seit 40 Jahren ist neues quellenmäßiges Material von ungeheurem Umfang aufgegraben worden. Wie sehr dadurch unsere Kenntniß der Revolution im Ganzen und im Einzelnen, im Großen und im Kleinen bereichert worden, kann eine Vergleichung von Wachsmuths Buch mit dem dreizehn Jahre später (1853) veröffentlichten von Heinrich von Sybel augenscheinlich und handgreiflich darthun. Die absolute Wahrheit hat freilich auch Sybel keineswegs überall zu finden und zu geben vermocht. Kein Wissender und Billigdenkender wird ihm das zum Vorwurf machen — „errare humanum" — und nur Kinder und Narren, welche an das Märchen von der absoluten historischen Objektivität glauben, werden das sybel'sche Buch darum verwerfen, weil der Ver-

Digitized by Google

fasser durchweg von monarchisch-konservativen Gesichtspunkten ausgegangen ist. Es kann eben kein Mensch — und die Historiker sind doch so zu sagen auch Menschen — aus seiner Haut heraus. Anständige Leute sollten sich daher nachgerade schämen, das Gerede von der absoluten historischen Objektivität nachzuplappern. Historische Gerechtigkeit, ja wohl! Die ist möglich und soll sein, unter allen Umständen, überall und immer. Aber gerade die Objektivitätsschwätzer, welche eine Unmöglichkeit sich selber und anderen vorflunkern, lassen in ihren „objektiv" gehaltenen Büchern die historische Gerechtigkeit nur allzu häufig vermissen.

Den Verlauf der französischen Staatsumwälzung zu einem literarischen Kunstwerk geschichtlichen Stils zu gestalten, hat bislang nur ein Autor versucht und vermocht, der Schotte Carlyle. Seine mit Recht berühmte „French Revolution" ist eine „Historie" im malerisch-technischen Sinne, aber nicht Historie im wissenschaftlichen. Trotzdem wird kein Kenner leugnen, daß viele von Carlyle mit Worten gemalte Revolutionsscenen an geistklärender und herzbewegender Wahrheit selbst genaueste und siebenfach beurkundete Darstellungen übertreffen. Es sind Seiten in diesem Buch, welche fraglos mit zu den besten im 19. Jahrhundert geschriebenen gehören und sogar weniger Empfänglichen deutlich spürbar machen, wie thurmhoch ein Dichter-Prophet über gelehrten Sammlern und Sichtern stehe.

Lange hat es gewährt, bis die Franzosen dazu gekommen sind, der Revolutionslegende kritisch zu Leibe zu gehen. Sie konnten sagen, sie hätten keine Zeit gehabt, das Wesen ihrer ersten Revolution zu ergründen, da sie ja etliche weitere hätten machen müssen: die eine, damit sie Louis-Philippe in sein Jobber-Portefeuille, die andere, damit sie ein nachgemachter Bonaparte in seinen Banditen-Schnappsack steckte. Endlich, unter dem zweiten Empire, hatten sie Muße, über eine Vergangenheit nachzudenken, welche eine so schmachvolle Gegenwart zur Folge gehabt, und die historische Kritik schickte zwei Denker und Forscher vor, welche durch die Revolutionsphrase hindurch das Revolutionsding erkannten und

Digitized by Google

selbiges nach der Natur zeichneten: — Alexis de Tocqueville und Hippolyte Taine.

Tocqueville hat die reichen, so außerordentlich aufhellend wirkenden Resultate seiner Erforschung der Ursachen und des Wesens der Revolution in einen schmalen Band zusammengedrängt („De l'ancien régime et de la révolution", 1856). Jeder, d. h. jeder, welcher mit der in Rede stehenden Sache ernstlicher sich befasst hat, kennt diesen kostbaren Band und gesteht dankbar, daß er demselben gediegene Belehrung verdanke. Taine hat sein („Les origines de la France contemporaine") auf breiterer Basis angelegt und führt es in größeren Dimensionen aus [1]). Er ist an die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, mit dem vollen Bewusstsein herangetreten, daß sein Unternehmen, die Vernichtung des Revolutionsmythus und der revolutionären Mythologie, seinen Landsleuten missfallen werde („J'ai le regret de prévoir que cet ouvrage déplaira à beaucoup de mes compatriotes." T. III. Préface). Das war für einen Franzosen wahrlich nichts Kleines, sondern etwas Großes. Eine so mühsälige Arbeit unternehmen und durchführen, nur um der Wahrheit zu dienen, der Lüge, dem Vorurtheil und der Nationaleitelkeit einen offenen Absagebrief schreiben, von vornherein klarsein, daß statt Dankes nur Missfallen und Unpopularität zu ernten sein werde, das bezeugt ein Wahrheitsgefühl, einen Rechtssinn und eine Gewissenskraft, wie sie gewiß nicht allzu häufig in einem Franzosen oder in einem Menschen überhaupt vereinigt sich finden. Vollends in unserer Zeit der sittlichen Schlaffheit, welche, schamloser Stirne, mit ihrem „Opportunismus" als mit einem Vorzug, ja als mit einer Tugend staatmacht. Taine hatte schon mittels seiner Geschichte der englischen Literatur den Beweis erbracht, daß er es vermöge, über das Gallierthum sich zu stellen. Das vorliegende Werk zeigt ihn als

1) Den bis jetzt (1876—82) veröffentlichten 3 Bänden („L'ancien régime" — „La révolution", a) „L'anarchie", b) „La conquête jacobine") sollen, wie es scheint, noch zwei oder drei weitere folgen.

Digitized by Google

einen freien Menschen und Mann, nicht im Sinne des Parteijargons, aber im Hochsinn des Wortes.

2.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß der Umbau eines großen, in seinen Fundamenten angefaulten, durch und durch wurmstichigen und vermorschten Hauses zu den schwierigsten Aufgaben gehört, welche einem Architekten gestellt werden können. In 99 Fällen von 100 misslingt die Lösung und muß sie misslingen. Im hundertsten, als im glücklichsten Falle kommt nur ein trauriges Flickwerk zuwege.

Ein Haus der bezeichneten Art war das Frankreich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und so, wie es war, wurde es einem zwölfhundertköpfigen Architekten, der konstituirenden Nationalversammlung von 1789, zum Umbau überliefert.

Sybel, also ein Historiker, welchen selbst der wildeste Fanatiker des Syllabus nicht im Verdachte revolutionärer Anschauungen haben kann, hat im ersten Bande seines Werkes über das französische Staatswesen unmittelbar vor der großen Umwälzung desselben gesagt: „Hier war alles Bestehende in seinem Wirken erbärmlich und, was vielleicht noch schwerer wog, in seinen Rechtstiteln ungewiß. Es gab in dem ganzen französischen Staatsrechte keinen unangefochtenen Punkt; es war (also) ganz natürlich, daß die Neuerung von vornherein ihren Ausgangspunkt im Natur- und Menschenrecht suchte" (d. h. mit der Stange der Theorie im Nebel der Abstraktion herumfuhr). „Der Wunsch, das Bestehende zu verbessern, der bei gesunden Nationen sich erst bei äußerstem Misslingen in den Drang der Zerstörung umsetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos."

Zu diesen Sätzen des deutschen Geschichtschreibers liefern die zwei ersten Bände von Taine einen authentischen, akten-

Digitized by Google

mäßigen, unwidersprechlichen, aber trauervollen Kommentar. Im ersten Bande weist der französische Kulturhistoriker nach, daß und wie das Ancien Régime vollständig abgewirthschaftet hatte und daß der Einsturz des unterwühlten, angefaulten Hauses voll Wurmfraß und Moder unvermeidlich und nahebevorstehend war. Im zweiten Bande thut er dar, wie das der konstituirenden Nationalversammlung zum Umbau überlieferte Staatsgebäude unter den Händen des Architekten, aller Wohlmeinenheit und theilweisen Geschicklichkeit desselben zum Trotz, aus den Fugen ging, zerbröckelte, zerkrachte und schließlich in einen ungeheuren Trümmerhaufen, in ein Chaos von Anarchie zusammenstürzte.

Aus diesem wüsten Trümmerhaufen erwuchs der Jakobinismus [1]). Er war zuerst ein aus rousseau'schen Orakelsprüchen zusammengeflicktes Theorem mit der liebsüßen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Dann die Verwirklichung des Gedankens der Pöbelherrschaft, ein hunderttausendarmiger Riese, welcher, den Antrieben vonseiten einer Hand voll Phantasten, Größenarren oder Schurken blind gehorchend, seine Losung: „Wer nicht an mich glaubt, der stirbt!" zu einer schrecklichen Wirklichkeit machte. Man hat bekanntlich die Adepten des Jakobinismus damit zu entschuldigen gesucht, daß man sagte, sie hätten gemordet, um nicht gemordet zu werden. Wohl! Aber wer hat einen Zustand vorbereitet, ermöglicht, herbeigeführt, wo nur noch die Wahl blieb, Henker oder Opfer zu sein? Eben der Jakobinismus.

Noch sind seitdem keine hundert Jahre verflossen und doch wären wir geneigt, das, was dazumal geschah, für einen wüsten vorzeitlichen Mythus zu halten, so uns nicht tausende unverwerflicher Zeugnisse die anwidernde Gewißheit gäben, wie tigeräffisch Voltaire's „Tigeraffen" die Karmagnole um den ehernen Stier des jakobinischen Schreckens her getanzt, gerast haben. Um diesen Tanz zu begreifen, muß man

1) Treffend sagt Taine (II, b, 18): „Les Jacobins naissent dans la décomposition sociale, ainsi que des champignons dans un terreau qui fermente".

Digitized by Google

sich erinnern, was für Gaillarden, Gavotten und Menuetts in Fontainebleau, in Saint-Germain, in Versailles, in Marly, im „Parc aux cerfs“, in Louveciennes und in Trianon vordem getanzt worden waren. Der größenärrische gallische Jakobinismus war ja auch nur die Konsequenz der Prämisse des großenärrischen gallischen Sultanismus. Eine Ahnung vom Kommen dieser Konsequenz scheint sogar schon einen der literarischen Lakaien des Sultans, welcher Ludwig der Vierzehnte hieß, angeschauert zu haben. Man lese nur, das zu erfahren, mit Verstand die „Athalie“ des Schmeichlers Racine, namentlich die letzte Strophe vom Chorlied, welches den zweiten Akt beschließt.

3.

Ganz dumme oder ganz unwissende oder ganz verlogene Leute ausgenommen, wird niemand mehr sich einfallen lassen, leugnen und bestreiten zu wollen, daß die Revolution, in ihrer Totalität gefasst, eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen sei, — ebenso unausweichlich, unlenkbar und unerbittlich wie irgendeine große Katastrophe des Naturlebens. Dadurch werden jedoch die mithandelnden Personen und Parteien von ihren im einzelnen begangenen Fehlern, Vergehen und Verbrechen nur in den Augen von solchen entlastet, welche die menschliche Willensfreiheit leugnen, demnach keinen Unterschied von gut und bös, recht und schlecht anerkennen und folglich das unbequeme Princip der Verantwortlichkeit aus dem Leben und aus der Geschichte weggewischt wissen wollen.

Kein Wissender sodann wird verneinen, daß die Idee der Revolution, d. h. die Illusion, mittels grundstürzender Beseitigung des Bestehenden für eine neue, „menschenrechtlich“ zu organisirende Gesellschaft Raum, Luft und Licht zu

Digitized by Google

schaffen, für die Phantasie wie für das Gemüth etwas unabweisbar Bestechendes hatte.

Aber wie gestaltete sich die Sache, als man daran ging, die blendend-schöne Idee aus den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", auf den staubigen oder kothigen Boden der Wirklichkeit zu verpflanzen? So, daß eine der zahllosen Sophismen, welche der „Citoyen de Genève" gepredigt hatte, zu einer furchtbaren Wahrheit wurde: — „Alles entartet in den Händen des Menschen" (tout dégénère entre les mains de l'homme).

Was wurde aus dem verheißungsvollen, von Millionen Herzen mit inbrünstiger Andacht empfangenen, geglaubten und nachgebeteten revolutionären Evangelium: „Liberté, egalité et fraternité"?

Die brutale Thatsache einer räuberischen und mörderischen Pöbeltyrannei.

Die Seele, der Bildner und Leiter dieser in größewahnwitzigem Wüthen schließlich sich verzehrenden Pöbeltyrannei war der Jakobinismus, in welchem man, so man ihn schärfer ansieht und die Summe seiner Wollungen und Strebungen zieht, einen legitimen Sohn des Jesuitismus unschwer erkennt.

Wie der Vater auf vollständige Vernichtung der freien Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit zu Gunsten der Gesellschaftsmacht abzielte und ausging, so auch der Sohn. Jeder, selbstverständlich, in seiner Art und mit seinen Mitteln, die natürlich, mochten sie sein, welche sie wollten, „der Zweck heiligte". Auch die Aushängeschilde, hinter welchen Vater und Sohn für die Erlangung der Omnipotenz fochten, waren zwar verschieden bemalt, aber doch aus demselben Metall geschmiedet. Der jesuitische hieß Theokratie, der jakobinische Demokratie. Da nun bekanntlich „vox populi vox dei", so war mit den verschieden lautenden Worten nur ein und dasselbe Ding gemeint: Herrschaft, unbedingte, widerspruchslose Herrschaft.

Nicht umsonst hat der Heiland Robespierre's, Rousseau, die Lehre von der Volkssouveränität den Jesuiten abgelernt,

Digitized by Google

welche ja, wie jedermann wissen könnte und sollte, den modernen Begriff derselben zuerst gefunden und formulirt haben.

Am 21. April von 1793 that der „grünaderige Unbestechliche" im Allerheiligsten des Jakobinismus, in der Stiftshütte der „Mère-Société" in der Rue Saint-Honoré, den Orakelspruch: „Das Volk ist der Herr (le souverain), die Regierung ist sein Werk und seine Sache (sa propriété), die Beamten sind seine Diener (ses commis); das Volk kann, so oft es ihm beliebt, die Regierung ändern und seine Bevollmächtigten abberufen."

Als der Kohen hagadol des Kultus der „Sainte-Terreur" dieses Dogma ex cathedra verkündigte, war die „jakobinische Eroberung" Frankreichs bereits eine bluttriefende Thatsache.

Wie sie das geworden, zeigt und erklärt uns trostlos-lehrreich Taine in seinem dritten Bande. Trostlos-lehrreich, weil selbstverständlich auch diesmal die Geschichte nur lehren wird, daß die Menschen nichts aus ihr lernen wollen. Hegel, von dem das traurig-wahre Wort herrührt, hat ja bekanntlich selber nichts aus ihr gelernt. Sonst müsste er sich wenigstens geschämt haben, sich zum Vertheidiger der karlsbader Beschlüsse zu erniedrigen.

Der Jakobinismus begann seine Thätigkeit zugleich mit der konstituirenden Nationalversammlung. Rasch bemächtigte er sich der entzügelten Presse und der brodelnden Klubbs. Die Danton, Desmoulins, Loustalot, Fréron, Pétion, Brissot, Marat, liehen ihm ihre Lungenkraft und ihre Fingerfertigkeit. Mit der ganzen Selbstgefälligkeit und Unverfrorenheit der Mittelmäßigkeit, aber auch mit der ganzen Zähigkeit des Fanatikers wusste sich Robespierre zum Propheten des Jakobinismus zu machen, dessen Dogmatiker Saint-Just wurde. Alle diese Macher und Streber, bald von einer zahlreichen Klientel umgeben, trugen, so zu sagen, ihren möglichst verlockend aufgeputzten unfehlbaren Fetisch Volkssouveränität fortwährend in Procession durch Paris. Sie wusften, wer Paris hatte, der hatte Frankreich. Das

Digitized by Google

Mittel, die Herrschaft in der Hauptstadt zu erlangen, war die Umformung des dortigen Proletariats in eine fanatisirte, auf allerlei Wegen besoldete, vom Jakobinerklubb aus organisirte, disciplinirte und kommandirte, blind gehorchende, blind zugreifende und zuschlagende Pöbelbande, welcher von überall her, aus dem Lande selbst wie aus der Fremde, bedeutende Verstärkungen zugingen. Denn alle Katilinarier Frankreichs, Europa's und Amerika's trugen ihre zertrümmerten Hoffnungen und erlittenen Demüthigungen, ihre Laster und Verbrechen, ihre Begierden und Gelüste, ihren Haß und Rachegrimm nach dem revolutionären Paris, allwo, wie vormals im cäsarischen Rom, alles Schändliche und Scheußliche als in einer Riesenkloake zusammenrann. Zu dieser riesenhaft anschwellenden Gesindelschaft stellte die Unzucht ein sehr zahlreiches, thätiges und wirksames Dirnenkontingent. Es war ja so leicht und lockend, der Lüderlichkeit die Marke des Patriotismus aufzuheften und den Altar der Venus Vulgivaga dreifarbig zu drapiren.

Man hat den Führern der liberal-reformistischen Evolution von 1789 vorgeworfen, daß sie es nicht versucht oder nicht verstanden hätten, sich populär zu machen oder populär zu erhalten. Als ob anständige Menschen mit Leuten vom Stamme Katilina um die Volksgunst wettbuhlen möchten, könnten! Und wenn sie es auch hätten versuchen wollen, so würden sie doch keinen Erfolg gehabt haben. Denn in solchen Bewegungen sind gemeiniglich nur die Katilinarier populär, weil eben nur solches Geschmeiß gemein und schamlos genug ist, den wechselnden Launen der urtheilslosen und wankelmüthigen Menge sich anzubequemen und den schlechten Instinkten des Pöbels zu schmeicheln. Aus Kernholz geschnittene Menschen, Männer vom Schlage der Mose, Perikles, Thukydides, Sokrates, Tacitus, Muhammed, Dante, Michelangelo, Shakespeare, Cromwell, Milton, Molière, Washington, Lessing, Kant, Herder, Göthe, Schiller, Beethoven, Der vom Stein, sie alle und alle Ihresgleichen haben immer und allenthalben mit Verachtung auf die Dirne geblickt, von welcher geschrieben steht:

Digitized by Google

„La popularité? C'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers".

Uebrigens ist es thöricht, zu sagen, die Gemäßigten hätten sich eben auch populär machen sollen. Womit denn? Etwa mit dem Hexeneinmaleins ihres Konstitutionalismus und Parlamentarismus? Mit dieser sinnreich ausgetiftelten und kunstvoll zugedrechselten Doktrin, welche sich auf den Kathedern gewiegter Staatsrechtslehrer und auf den Lippen gewandter Parlamentsredner so hübsch zurechtlegen läßt? Bah! Da hatte der Jakobinismus leichtere Arbeit. Seine Doktrin war von bewundernswürdiger Einfachheit, Kürze und Deutlichkeit: — „Der Volkswille ist das höchste, das einzige Gesetz; der Volkswille aber bin Ich!" Der getreue Widerhall von Ludwigs des Vierzehnten „L'état c'est moi!" Größewahn drüben und hüben.

Und bei wem hätten sich die Gemäßigten populär machen und erhalten sollen? Wenige Monate nach dem Losbruch der Revolution gab es für sie schon keinen Populus mehr. Es ist ja wahr, der anständige Populus, das besitzende und gebildete Bürgerthum, hat sich in Paris und in ganz Frankreich allzu frühe von der Theilnahme an den öffentlichen Versammlungen, von den Wahlakten, vom Dienst in der Nationalgarde u. s. w. abschrecken lassen. Aber man muß doch auch sagen, daß angesichts der rücksichtslosen und gewaltthätigen Frechheit, womit der Jakobinismus seine Abschreckungspraxis in Scene setzte, dieser Rückzug der anständigen Leute von den öffentlichen Angelegenheiten immerhin sehr begreiflich war. Konnten sich Intelligenz, Wohlanständigkeit, Besonnenheit und Mäßigung noch Gehör und Geltung verschaffen der systematisirten Pöbelei gegenüber, diesen vom Jakobinismus gestimmten weinrauhen und schnapsheiseren Kehlen, diesen vom Jakobinismus gelenkten knotigen Knitteln in Schwielenfäusten gegenüber? Nein! Der Grundirrthum des Konstitutionalismus und Moderantismus ist gewesen, zu wähnen, es ließe sich eine halbe, ja eine Viertels-Revolution machen. Das hieß meinen, eine rollende Lawine ließe sich aufhalten mitten auf ihrem Wege vom Gletscher-

Digitized by Google

busen der Jungfrau hinab zum Trümletenthal. Die Lawine fasste, verschüttete, begrub die Thoren.

Schon im Hochsommer von 1789 war der Jakobinismus thatsächlich in Paris Herr und Meister. Jetzt kam, zum erstenmal in der neuzeitlichen Geschichte, so recht zu Tage, welche Fülle von Unheil für die Menschheit die Großstädte in ihrem wüsten Schoße bergen. Die kolossale Giftblase entleerte ihren Ueberschuß in tausendfacher Veräderung über ganz Frankreich hin. Zur Zeit, als der Jakobinismus zum Guillotinismus ausgereift war, zappelte das ganze Land angstvoll und hilfelos in dem dreißigtausendmaschigen Netz, dessen Lenk- und Zugschnüre in der „Muttergesellschaft" der Rue Saint-Honoré zusammenliefen. Dort brauchte man bloß zu ziehen und rings in Frankreich thaten etliche hunderttausende Marionetten von jakobinischen Rothmützen ihre brüllenden Mäuler auf und erhoben mordlustige Fäuste.

Man muß anerkennen, daß der Jakobinismus auf seinem Wege zur Herrschaft über Frankreich ebenso geschickt und schlau als fest und rastlos vorging. Wie es immer und überall der gewissenlosen Demagogie Art und Brauch, blökte er als Schaf oder heulte er als Wolf, je nach den Umständen. Während er in so zu sagen officiellen Akten noch die Gesetzmäßigkeit heraushing, predigte er in seinen Ecksteinreden, Klubbresolutionen und Winkelblättern schon die wildesten Gewaltsamkeiten. So ging es weiter. Ohne sich später die Zeit zu nehmen, das Blut von seinen Händen zu waschen, griff er zu seinem vergötterten Jean-Jacques, um ein Kapitel sentimentaler Liebeständelei aus der Neuen Heloise oder das warmbrüderliche Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars aus dem Emile zu deklamiren. Fouquier Tinville war ein „empfindsamer" Mensch comme il faut: wann er, der Ankläger beim Revolutionstribunal, sein tägliches „Gebäck" (fournée) von 30, 40, 50, 60 Köpfen für „Dame Guillotine" zurechtgemacht hatte, ging er nach Hause, um seinen Kindern die Idyllen von Gessner vorzulesen. Robespierre's drittes Wort war: „la vertu". Die Lippen der ärgsten Blutmenschen trofen immerfort von Ausdrücken

Digitized by Google

wie: „humanité“ und „sensibilité“. Am schamlosesten trieb es der steinherzige Heuchler Barère, der Süßholzraspler des Schreckenssystems, welcher, nachmals ein Reptil im Solde Napoleons, die Guillotine mit anakreontischen Redeblumen umwand, wie Lamartine in seiner Gedankenlosigkeit dieselbe später noch „vergoldet“ hat.

„Das Wort wird That —“

Am 14. Juli von 1789 hat sich der Jakobinismus zum erstenmal gezählt, gemustert und im Handeln versucht. Mit Erfolg. Die „Heldenthat“ dieses Tages gehörte, an und für sich betrachtet und die symbolische Bedeutung des Ereignisses beiseite gestellt, freilich mehr in die Opera buffa als in das Epos, falls das Entsetzen über die infamen, von den „Bastille-Siegern“ an Wehrlosen verübten Mordthaten den Eindruck des Komischen aufkommen ließe. Die gesammte Pöbelmasse von Paris, wohlbewaffnet und reichlich mit Geschütz versehen, zwingt 138 Invaliden mit 2 Säcken Mehl als Proviant zur Kapitulation — voilà tout. Allein der Jakobinismus wusste die Legende vom Bastille-Sturm so aufzublasen und aufzuflittern, daß sie noch heute unzählige Hohlschädel schwindeln macht. Im also glücklich begonnenen Stile wurde das jakobinische Wort weiter zur That am 6. Oktober desselben Jahres zu Versailles. Dieser Oktobertag und was drum und dran hing, bewies klärlich, daß Monarchie und Bourgeoisie gleichermaßen nur noch Spielzeuge in den Händen des in seine Flegeljahre getretenen Jakobinismus waren.

„Das Kind wird Mann —“

Am 10. August von 1792 nämlich, nachdem das „Kind“ die Knabenschuhe schon am 20. Juni total vertreten hatte. Der Jakobinismus nimmt, als „Kommune“ von Paris verkleidet, förmlich und feierlich von der Herrschaft Besitz und fängt sofort an, seinen bisherigen Mitarbeitern, den schönschwatzenden und wolkenwandlerischen Girondisten zu zeigen, was es hieße, de travailler pour le Saint-Jacques. Gerade aus den blumigsten Phrasen der armen Wolkenwandler wusften die Jakobiner die festesten Stricke zu drehen, um

Digitized by Google

ihre Nebenbuhler damit zu erwürgen, und die Sibylle der Gironde, Manon Roland, wird bald zu spät ihr Klagewort: „O heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ sprechen und wird, auf das Fallbrett der Guillotine geschnallt, schmerzlich spüren, was für ein Unterschied sei zwischen dem holden Ideal einer „vernunftgemäßen“ Demokratie, wie sie es sich zurechtgeträumt hatte, und der grausamen Wirklichkeit einer stupiden Pöbelherrschaft. In der Verblendung ihrer abstrakten Freiheitsschwärmerei hatte Manon Roland nicht wenig, nein, viel dazu gethan, den Kopf der Marie Antoinette dem Jakobinismus zu überliefern. Zum Dank dafür schlug jetzt der Jakobinismus ihr den eigenen ab. Sie hatte ja Unverzeihliches gethan: sie war schaudernd stillgestanden und hatte nicht weiter in das Blut- und Kothmeer mithineinwaden wollen.

„Der Wind wird Sturm —“

Der jakobinische Phrasenwind, welcher von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so verführerisch gesäuselt, schwoll zum Frevelsturm an in jenen grauenhaften Tagen und Nächten vom 2. bis 7. September 1792. Marat, aus einem schlechten Vieharzt zur bösesten Bestie der Revolution geworden, hatte in seiner Kanibalenseele den Gedanken des politischen Massenmordes ausgeheckt und die Kommune von Paris machte den Gedanken zur That, indem sie die fünftägige Schlächterei, das Morden im Taglohn, anordnete, überwachte und bezahlte. Das Furchtbarste an diesem Furchtbaren war nicht die Masse der Opfer, waren auch nicht die haarsträubenden Scheusäligkeiten, von welchen die Mordakte begleitet wurden, sondern das Furchtbarste war vielmehr die eisige Grausamkeit, womit der ganze Gräuel geplant, ins Werk gesetzt und durchgeführt worden ist. Der Sturm, welcher dazumal Paris durchraste, war nicht der Glutwind aus der Sahara, sondern der Eishauch von den Polargletschern. Nicht wie aus Glaubenswuth tollgewordene Inquisitoren und Hexenrichter, nein, sondern als kaltrechnende „Staatsmänner“ haben die Jakobiner die Septemberschlächterei gewollt und verübt.

Der gallische Tigeraffe war jetzt los. Er schwelgte im

Digitized by Google

Blut und badete sich in Thränen. Der Massenmord vom September war das Einweihungsopferfest des „Schreckens". In diesen Wahnsinn brachte der Jakobinismus Methode und machte daraus seine Regierungsmaschine. Die beiden Haupttriebräder derselben waren der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal. Wie die sich drehten! Rastlos, unaufhaltsam, zermalmend. Eine Weile arbeitete die ganze Maschine unwiderstehlich, schreckhaft, mit jakobinischem Dampf. Dann kamen Friktionen. Die einzelnen Theile der Schreckensmaschine, die Stangen, Stifte, Hebel, Kurbeln, Räder, kehrten sich wüthend gegen einander. Der Jakobinismus begann den Jakobinismus aufzufressen. Blut! Blut! Mehr Blut! Noch mehr Blut! brüllte der Guillotinismus. Nach den Royalisten, Klerikalen, Konstitutionellen, Orléanisten und Girondisten wurden die Hébertisten, Dantonisten und Robespierreisten der unersättlichen Tochter Guillotins in die tödtlichen Fangarme geworfen.

Derweil hatte, wie früher die vom Konstitutionalismus beherrschte Nationalversammlung den französischen Staat in einen chaotischen Trümmerhaufen verwandelte, der vom Jakobinismus tyrannisirte Konvent seinerseits die französische Gesellschaft in einen wüsten Klumpen von Elend und Seelenstumpfheit, Ekel und Verzweiflung zusammengepresst. Der Jakobinismus hatte sich so voll Blut geschlungen, daß er gleich einer vollgefressenen Abgottschlange sich nicht mehr recht zu rühren vermochte. Er verfaulte bei lebendigem Leibe. Aber mit der Schlange starb nicht ihr Gift. Sterbend zeugte der Jakobinismus den Bonapartismus. Der war so recht der legitime Erbe und Nachfolger von jenem. So namenlos elend hatte die jakobinische Freiheitslüge die Franzosen gemacht, daß sie, um nur endlich aus den Fäusten der sansculottischen „Tappe-durs" loszukommen, mit Entzücken in die Hände der Prätorianer des Cäsars vom Brumaire sich gaben. Um nur endlich wieder das so lange und so schmerzlich entbehrte Gefühl der Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu haben, stürzte sich die ganze Nation mit Wollust in die Knechtschaft und spannte sich jubelnd vor den Sieges-

Digitized by Google

wagen des fremden Glückssoldaten, der mit kynischer Offenheit der ungeheuren Verachtung Ausdruck gab, welche er, freilich nicht ohne Grund, für die Menschen im allgemeinen und für die Franzosen im besonderen hegte.

Das hat der Jakobinismus zuwegegebracht, welcher, um der Tyrann des Volkes werden zu können, sich für den Retter und Beglücker desselben ausgegeben hatte, — der Jakobinismus, welcher den Franzosen Brot und Wein in Fülle versprach und ihnen dafür nur Noth und Pein ohn' Ende gab, — der Jakobinismus, welcher der armen bethörten Menge Freiheit, Wohlfahrt und Bildung in sichere Aussicht stellte und dafür Knechtschaft, Armuth und Barbarei brachte . . . . . .

Ist der Inhalt der vorstehenden Warnungstafel verständlich?

Ich denke wohl.

Wird derselbe beherzigt werden?

Nein!

Warum nicht?

Weil es das Loos der Menschen und der Völker ist, nicht hören zu wollen, sondern fühlen zu müssen. Weil sie dazu verdammt sind, in dem ewigen Cirkel von Täuschung und Enttäuschung, Hoffnung und Entmuthigung, Verschuldung und Büßung sich herumzubewegen. Weil sie nicht aufhören können aus dem Glauben in den Zweifel, aus der Furcht in die Ueberhebung zu fallen, und umgekehrt. Weil — alles in allem zu sagen — noch der letzte Mensch das arme beklagenswerthe, aus unversöhnbaren Gegensätzen und Widersprüchen zusammengesetzte Geschöpf sein wird, welches schon der erste war.

„Wer zweifelt daran?"

Digitized by Google

Paris zur Schreckenszeit.

Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.
Friedrich d. Gr. frei nach Voltaire.

1.

Eines Tages im Jahre 1760 warf Jean-Jaques Rousseau einen prophetischen Blick in die Zukunft und schrieb die Worte nieder: „Wir gehen raschen Schrittes auf die Revolution zu". Als die Prophezeihung bekannt wurde, lachte man den Propheten als einen „Narren von Schwarzseher" aus. Wenige Jahre später, 1764, weissagte auch Arouet-Voltaire die Revolution, welche ganz bestimmt im Anzuge sei („la révolution qui arrivera immanquablement"). In den Salons der Herren und Damen von Welt, wo man mit revolutionären Zündhölzern als mit einem modischen Spielzeug spielte, lächelte man achselzuckend dazu und sagte: „Ce cher patriarche de Ferney hat in seinem Leben so viele gute Witze gemacht, daß man ihm schon einmal einen schlechten verzeihen kann."

Heutzutage braucht man bei weitem kein Voltaire und kein Rousseau zu sein, sondern nur sehende Augen und hörende Ohren zu besitzen, um vorhersagen zu können, daß an des 19. Jahrhunderts Neige ein Revolutionskrater sich aufthun dürfte von einem Umfang, einer Tiefe und einer Ausbruchsgewalt, womit verglichen die Eruption von 1789

Digitized by Google

bis 1794 in der Anschauung späterer Geschlechter nur wie ein harmloses Feuerwerk erscheinen möchte.

Vorderhand muß man sagen, daß die Schwärmer, die Raketen, die Flammenräder und Mordkläpfe dieses Feuerwerkes immerhin Tod und Verderben genug gesprüht haben. So genug, daß man sich daran wohl ein Beispiel nehmen könnte. Selbstverständlich nicht, um sich warnen zu lassen, denn das thun ja die Menschen sehr selten oder nie. Aber doch, damit sich die Leute eine annähernde Vorstellung von dem bildeten, was ihnen oder ihren Kindern bevorsteht, wann eine nicht ferne Zukunft ihre logischen Schlußfolgerungen aus den Prämissen der Gegenwart ziehen wird.

Daß so, wie die Sachen in Frankreich während des 17. und bis gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts hin sich gestaltet, d. h. missgestaltet hatten, die Staatsumwälzung eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden war, darüber kann unter wissenden und redlichen Menschen kein Streit mehr sein. Auch wenn Ludwig der Sechszehnte nicht der Schwachkopf gewesen wäre, welcher er war, auch wenn er von weniger mittelmäßigen Ministern, als z. B. der lächerlich überschätzte Necker einer gewesen ist, berathen worden wäre, hätte er den Ausbruch der ungeheuren Krisis doch nicht hintanzuhalten vermocht. Ein genialer König mit einem Stahlherz und mit einer Eisenhand wäre vielleicht — aber auch nur vielleicht — imstande gewesen, die Lava der Revolution einzudämmen und ihr den Weg vorzuzeichnen. Aber die Eruption des kochenden Vulkans selbst zu verhindern, würde auch ein Nummer-Eins-Mann wie Cromwell unvermögend gewesen sein. Mirabeau, wenn er am Leben geblieben, hätte den Versuch einer Eindämmung und Wegweisung ebenfalls planen und unternehmen, aber sicherlich nicht durchführen können. Er war ja von der Skepsis und von der Lüderlichkeit seiner Zeit viel zu sehr durchfressen, als daß ihm etwas gelingen konnte, wozu die riesigste intellektuelle und sittliche Kraft gehörte. Der Volksgraf („le comte plébéien“), wie ihn seine Standesgenossen spöttisch schalten, hatte davon selber das richtige Gefühl

Digitized by Google

und gab demselben Ausdruck in Worten, welche von ebensoviel Selbstgefühl als Reue zeugten: — „Oh, fürwahr, meine früheren Sünden kommen dem Gemeinwesen theuer zu stehen."

Daß die Grundstimmung der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, von der Mitte desselben an, überall in der civilisirten Welt eine hochgradig idealistische gewesen ist, weiß jedermann und kann gar keiner Anzweifelung unterstellt werden. Die Philosophie des Zweifels, der Aufklärung, der Toleranz, hatte ihr Werk vollbracht. Der Enthusiasmus, welchen das von Rousseau gepredigte sogenannte „Naturevangelium" den Herzen eingepflanzt hatte, trieb die Menschen zu freiheitlichen Anschauungen, philanthropischen Wünschen und hochfliegenden Hoffnungen. Die guten Idealgläubigen machten sich selber und anderen alles Ernstes weis, man hätte das goldene Zeitalter der Vernunft, Freiheit und Gerechtigkeit schon greifbar nahe vor sich. Schade nur, daß alle die liebenswürdigen Phantasten und Enthusiasten in ihr glänzendes Zukunftsrechenexempel eine Ziffer einzustellen vergaßen: die Wirklichkeit mit ihren rauhen Thatsachen, erzprosaischen Bedürfnissen und gebieterischen Forderungen, die Wirklichkeit mit dem wirklichen Menschen, welcher „aus Gemeinem gemacht ist und die Gewohnheit seine Amme nennt".

Aus solchen vergesslichen Enthusiasten und Phantasten bestand schon die Mehrzahl der im Mai von 1789 zusammengetretenen französischen Nationalversammlung. Sie war zweifelsohne voll guten, voll besten Willens, diese Mehrzahl. Sie ist auch sehr rüstig gewesen im Niederreißen, und es galt wahrhaftig, gar vieles Abscheuliche, Scheusälige, Göttern und Menschen Verhasste niederzureißen. Aber weil sie nicht mit der nöthigen Unterscheidung zu verfahren wussten, brachten es die begeisterten Demolirer glücklich dahin, das Frankreich des Ancien Régime in ein ungeheures Trümmerfeld zu verwandeln. Auf diesem wollten sie die konstitutionell-parlamentarische Monarchie à l'Anglaise erbauen, allein die Stürme vom 14. Juli und vom 6. Oktober

Digitized by Google

fegten die Fundamente des Kartenhauses fort. Trotzdem bosselte und leimte man dieses zusammen, so gut oder so schlecht es gehen mochte, und erklärte den papierenen Bau im September von 1791 für vollendet. In Wahrheit und Wirklichkeit regierte dazumal in dem anarchisch hin- und herwogenden Frankreich schon nicht mehr weder König noch Parlament, sondern vielmehr, und zwar souverän-despotisch, der über die Pöbelrotten von Paris gebietende Jakobinismus.

Am 1. Oktober desselben Jahres 1791 machte die verfassungschaffende Nationalversammlung der gesetzgebenden Platz, das will sagen, die geschulte und gemäßigte Phantasterei der unerfahrenen und maßlosen, der Reformwille dem Revolutionswunsch, der Konstitutionalismus dem Demokratismus, das experimentirende Tasten dem abstrakt-tolldreisten Hasten. Die 745 Gesetzgeber der „Législative" waren eigentlich nur dazu da, ihren Nachfolgern, den Konventsmännern, die Wege zu ebnen und mit Redeblumen zu bestreuen. Es ist geradezu märchenhaft, wie dazumal die Franzosen mittels gedunsener Phraseologie sich selbst und für eine Weile auch alle anderen Völker belogen und betrogen. Zum Beispiel: Einer der schärfstverständigen Deutschen jener Tage, J. H. Merck, der Freund des jungen Göthe, war im Jahre 1791 nach Paris gekommen und ließ sich ganz widerstandslos von der dort herrschenden Freiheitsphrase mitbenebeln. So ganz, daß er in der thatsächlich schon unter der Pöbelherrschaft stehenden Hauptstadt Frankreichs nichts wahrnahm als „Durst nach Wahrheit, Tugend und Menschengefühl". Er brannte darauf, sich in den Jakobinerklubb aufnehmen zu lassen, von welchem er behauptete, derselbe enthielte „alle Menschen von Genie und warmem Herzen". Ja, er sah in demselben den „Ort, wo der Grundstein zum Wohl der Nation und vielleicht des Universums bereitet wird". Wenn das einem nüchternen Deutschen begegnete, so braucht man sich doch wohl nicht darüber zu verwundern, daß heißblütige Südfranzosen, wie die in der Législative tonangebenden Girondisten gewesen sind, bis zum Delirium von dem Narrenwahn erfüllt waren, Paris

Digitized by Google

müsste sich unschwer in ein periklleisches Athen verwandeln lassen, wenn nur erst der Königsthron umgestürzt wäre und es keinen „Monsieur Veto“ und keine „Madame Veto“ mehr gäbe.

Nun, die Schönschwätzer der gesetzgebenden Nationalversammlung hatten noch kein volles Jahr lang geschwatzt, als ihr Wunsch in Erfüllung ging. Aber während sie auf der Rednerbühne Blumenguirlanden gewunden und mit Frau Roland, ihrer Egeria oder Pythonissa, plutarchisches Pathos ausgetauscht hatten, waren ihnen auf dem Wege nach Utopien andere schon zuvorgekommen. Mittels der pariser „Kommune“ vom 10. August nahm der Jakobinismus officiell von der Herrschaft über die Hauptstadt und das Land Besitz. Er ließ den Girondismus noch eine Zeitlang fortrednern, dann erwürgte er ihn. Schon zuvor hatte er den Kopf des entthronten Königs „allen Tyrannen des Erdkreises als einen Fehdehandschuh hingeworfen“, wie die im danton'schen Hyperbelton gehaltene Phrase lautete. Noch in demselben Jahre schickt der als guillotinischer „Schrecken“ organisirte und tyrannisirende Jakobinismus die edelste Heldin der Revolution Charlotte Corday, dann die „Witwe Capet“ Marie Antoinette und deren Todfeindin Manon Roland auf's Schaffot. Dieses fordert in Paris allein vom Herbste 1793 bis zum Hochsommer von 1794 einen täglichen Bluttribut von 10 bis 60 und 70 Köpfen. Begonnen hat „La Terreur“ ihre Gräuelherrschaft schon mit den grauenhaften Septemberschlächtereien von 1792, von welchen heutzutage nur noch die blödeste Unwissenheit behaupten kann, daß sie Frankreich von der fremden Invasion errettet oder wenigstens zu dieser Errettung beigetragen hätten. Systematisirt sodann wurde der „Schrecken“, wie bekannt, durch Robespierre und durch den Lieblingsjünger dieses „Blutmessias“, Saint-Just. Aber der terroristische Diktator war, genau angesehen, nur das Werkzeug der Diktatur des Pöbels von Paris. Natürlich behauptete der Schreckensgräuel fortwährend, auf dem geraden Wege nach dem Utopien allgemeiner Glückseligkeit zu sein, und ras'te und wüthete nur

Digitized by Google

im Namen der neuen heiligen Dreifaltigkeit „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit".

Ein riesigeres Lügenluftschloß als dieses hat es wohl niemals gegeben auf Erden.

Lasst uns zusehen, wie es **unterhalb** dieses Luftschlosses auf dem Boden der Wirklichkeit aussah, wie es zu- und herging in dieser „sainte ville de la liberté, égalité et fraternité" Paris, deren Bewohner ja doch wohl, sollte man meinen, alle die verheißenen herrlichen Früchte des Utopismus zuerst hätten zu kosten bekommen müssen. In Wahrheit war die Gesammtfrucht des Schreckenssystems nur das allgemeine Elend und man darf ungescheut sagen, daß „La Terreur" die Hauptstadt Frankreichs in einen ungeheuren moralischen Sumpf verwandelt habe, in einen Sumpf von Verarmung, Rohheit, Barbarei und Unzucht, welcher pestilenzische Miasmen aushauchte und auf welchem Agiotage und Tripotage, Wucher und Prostitution als giftgeile Sumpfblumen schwammen.

Hierfür wollen wir jetzt den geschichtlichen Beweis der Wahrheit antreten [1]).

---

1) Ich brauche kaum anzumerken, daß ich es bei Erbringung dieses Beweises hier nur auf eine flüchtige Skizze abgesehen habe. Um dem Gegenstande gerecht zu werden, müsste man ein Buch schreiben, und zwar kein kleines. Stoff dazu wäre in Ueberfülle vorhanden. Verarbeitung hat derselbe — von anderen bekannten Werken über die französische Revolution ganz abgesehen — gefunden in **Mercier**: Le nouveau Paris, 6 vols. Paris, An VII; E. et J. de **Goncourt**: Histoire de la société française pendant la révolution. Paris, 1854; **Mortimer-Ternaux**: Histoire de la Terreur, 8 vols. Paris, 1863 seq.; **Taine**: Les origines de la France contemporaine, tome II, Paris, 1881—82. **Wallon**: La Terreur, 2 vols. Paris, 1873. **Wallon**: Hist. du Tribunal révolutionnaire, 6 vols. Paris 1880 seq. A. **Schmidt**: Tableaux de la révolution française, 3 vols. Leipzig 1867—71. A. **Schmidt**: Pariser Zustände während der Revolutionszeit, 3 Bde. Jena 1874—76. E. **Koloff**: Das gesellige Leben vor und nach der Schreckenszeit in Paris (in Raumers Histor. Taschenbuch f. 1863, S. 337 fg.).

Digitized by Google

2.

Das Paris jener Zeit war noch nicht die riesige Prachtstadt unserer Tage. Um den ganz gewaltigen Unterschied in räumlicher Beziehung wahrzunehmen, braucht man bloß einen Plan der Stadt, wie sie noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts war, neben einen von jetzt zu halten. Die höchst beträchtlichen Erweiterungen, welche Paris in der Zwischenzeit erfahren hat, springen sogleich in die Augen. Ringsum haben dem alten Stadtkörper neue Quartiere sich angegliedert. Die Bevölkerungszahl ist von einer halben Million auf mehr als 2 Millionen gestiegen. Mit der Vergrößerung der Stadt hat die Verschönerung Schritt gehalten. Das jetzige Paris mit seinen Straßen und Plätzen, mit seinen Prachtgebäuden und Monumenten, mit seinen Brücken und Quais, mit seinen Kirchen, Theatern und Museen, mit seinen Gärten und Parken, eingerahmt durch eine Umgebung voll von landschaftlichem Reiz und voll von Merkmalen des Reichthums und des guten Geschmacks, darf unbedingt den Anspruch erheben, die schönste aller Großstädte zu sein, und nichts ist begreiflicher als der Stolz, womit alle Franzosen auf ihre Hauptstadt blicken, obzwar die bombastisch-hyperbolischen Preis- und Schmeichelnamen, womit ein Viktor Hugo Paris bedacht hat, aus dem Erhabenseinsollenden zumeist tief ins Lächerliche fallen.

Das Paris der Revolutionszeit rechtfertigte noch in bedenklicher Weise seinen altrömischen Namen Lutetia, Kothstadt. Namentlich im Winter, wo die Pariser nicht leichthin „flaniren" gehen konnten, sondern vielmehr mühsälig Schmutz und Unflat aller Art durchwaden mussten. Waren doch die Straßen die Ablagerungsstätten für Abfälle und Schmutzereien aller Art und Unrathhaufen wechselten da überall, insbesondere an den Straßenecken, mit Kothpfützen ab. Das Pflaster war durchweg schlecht. Weitaus die meisten Straßen waren eng und infolge der beträchtlichen Höhe der Häuser dunkel und feucht. Allerdings gab es

Digitized by Google

auch schon elegante Quartiere mit Palais von reicher Architektur und opulenter Einrichtung, aber auch diesen fehlten noch die Behaglichkeiten modernen Komforts. Die Reinigungsapparate im Großen wie im Kleinen waren sehr mangelhaft und wurden in Haus und Stadt nur lässig gehandhabt. Daher die zahllosen gleichzeitigen Klagen über die Unsauberkeit von Paris. Zur Sommerzeit hatte man vollauf Ursache, über die Belästigung vonseiten der Staubwolken sich zu beschweren, welche über die ungepflasterten Boulevards dahinwirbelten. Auf den Wiesen und in den Baumgängen des Champs-Elysées weideten noch Schafeheerden. Schlimm ist es bei Nacht gewesen. Die Straßenbeleuchtung mittels Oellampen war so dürftig, daß auf die von den erleuchteten Magazinen und Läden ausströmende Helle gerechnet werden musste. Da nun aber der hochgelobte „Schrecken" Handel und Wandel, Kauf und Verkauf so ziemlich auf Null herabgebracht hatte, so vermochten die Händler eine Beleuchtung ihrer Läden nicht mehr aufzuwenden und schlossen demnach mit Anbruch der Dunkelheit ihre Geschäftslokale. Auf die Straßen lagerte sich dann zumal eine Finsterniß, die aller Welt zur Sorge und zum Aergerniß gereichte, mit Ausnahme natürlich der ungeheuer zahlreichen Sippschaft der Diebe, Räuber, Einbrecher, Mörder und Dirnen, welche Sippschaft es ja sehr bequem fand, im Dunkeln zu munkeln.

Das Salonsleben hatte aufgehört. Die aristokratischen Quartiere, von deren Bewohnerschaft auf's Land oder in die Fremde geflohen war, wer nur konnte, lagen, wann die Nacht gekommen, dunkel und öde. Die Pariser vom anständigen Mittelstande sahen sich ihrerseits bei der Theuerung aller Brenn- und Beleuchtungsmaterialien genöthigt, schon „mit den Hühnern" zu Bette zu gehen, froh, wenn die Nacht vorüberging, ohne daß mit dem Schreckenswort „Im Namen der Republik!" an die Hausthüre geklopft wurde, um für die Träger einer Haussuchungs- oder Verhaftungsbotschaft Einlaß zu fordern. Die organisirte Pöbelei verbrachte ihrerseits die Abende in den Theatern, in den

Digitized by Google

Sektionslokalen und in den Klubbs. Gerade wie nachmals wieder, 1870—71, so ging es auch 1793—94 am wildesten und wüstesten her in den von Weibern gestifteten und besuchten Klubbs. Ja, es kam soweit, daß sogar im Jakobinerklubb strafende Stimmen gegen das tolle Treiben der Klubbistinnen laut wurden, daß dort die „Anmaßungen besoffener Megären" scharfen Tadel fanden und der Konvent endlich dazu verschreiten musste, die Schließung der Weiberklubbs zu befehlen.

Der Anblick von Paris war bei Tage kaum weniger düster als bei Nacht. Wie eine den Athem beklemmende Bleidecke lag der Schrecken auf der Stadt. Wenigstens musste sich dieses Gefühl einem jeden aufdrängen, welcher weder von dem terroristischen Wahnsinn mitbefallen war, noch zu den Nutznießern und Ausbeutern dieses Wahnsinns gehörte. Alles sah eintönig, finster, schäbig, gezwungen, verzerrt, armsälig-komödiantisch aus. In endlos-langweiliger Wiederholung stand die Straßenzeilen entlang an den Häusern geschrieben: „Liberté, égalité, fraternité ou la mort!" Ueberall waren die drei widerwärtigen Wahrzeichen der „einen und untheilbaren Republik", die Galeerenmütze, die Pike und die Guillotine, auf Mauern und Wände gepinselt. Der Verkehr zu Wagen hatte fast ganz aufgehört: nicht nur die Karrossen der einheimischen Aristokratie und der fremden Gesandten waren verschwunden, sondern sogar das Erscheinen von Fiakern ärmlichster Sorte war in der Wolle gefärbten Sansculotten ein Aergerniß. Denn „warum gehen die Sacré foutres et bougres von Aristokraten nicht zu Fuße wie wir andern ehrlichen Citoyens?" Es konnte demnach unter Umständen — maßen ja alles und jedes „verdächtig" war — sehr gefährlich werden, ja ins Gefängniß, vor das Revolutionstribunal und von da zum „Rasoir national", d. h. zur Guillotine führen, so man sich eines Miethwagens bediente.

Die Reichen waren eingekerkert, guillotinirt oder emigrirt. Mit ihnen war natürlich der Luxus verschwunden und damit hatte die Nährfähigkeit der mittleren und der unteren Klassen sehr beträchtliche Einbußen erlitten. Alle

Digitized by Google

feinere Gewerbethätigkeit hatte aufgehört, der Handel, vollends der mit Lebensmitteln, war als ein Verbrechen angesehen. Zeitig schon im Jahre 1793 machten sich Stimmen laut, welche meinten, in einem „freien Staat bedürfte man eigentlich nur der Bauern und Handarbeiter und demzufolge müßten die Künstler, die Gelehrten, die Kaufleute und die Bankiers sammt und sonders geplündert und weggesäubert werden". Natürlich reichte der Verstand solcher Orakelsprecher der „Sainte-Terreur" nicht weit genug, daß sie begriffen hätten, den Handel verpönen und vernichten hieße auch die Arbeit verunmöglichen. Eine unausweichliche, bald zu einer Skorpionengeißel gewordene Folge der Verketzerung der Handelsthätigkeit war, daß sich die ehrlichen Leute mehr und mehr davon zurückzogen und insbesondere der Lebensmittelverkehr allmählig ausschließlich in die Hände skrupelloser Gauner und Schurken kam, welche die herrschende Theurung mit raffinirtem Wucher ausnützten und die armen Pariser bis aufs Blut schunden. Vom Frühjahr 1793 an flog die Skala der Lebensmittelpreise nur so hinauf. Das Steigen war ein wahrhaft ungeheuerliches. So kostete z. B. das Pfund Kalbfleisch im Mai genannten Jahres noch 5 Sous, zu Anfang Juni's aber schon 22 Sous. Mit der wucherischen Vertheurung ging die gewissenlose Verfälschung der Nahrungsmittel Hand in Hand. Alle Maßregeln der Schreckensregierung, der Noth zu steuern und dem Wucher zu wehren, erwiesen sich als unzulänglich oder als ganz nutzlos. Sie vermochte, ihrer ganzen Natur nach, nur Gewaltsamkeiten aufzuwenden. Sie dekretirte den Zwangskurs des schon vorhandenen Papiergeldes und fabricirte neue „Assignate" in Massen. Innerhalb eines Jahres, während der Diktatur Robespierre's, vom Juni 1793 bis zum Juni 1794 wurden die umlaufenden Assignate um etwa 5 Milliarden vermehrt. So ging es weiter und weiter bis zum Ende des Jahrhunderts, wo eine wahre Schlammflut gänzlich entwertheten Papiergeldes den Boden Frankreichs bedeckte. Wie die Entwerthung sich vollzogen, kann die Thatsache zeigen, daß noch am 1. December 1795 in Paris 1 Louis-

Digitized by Google

d'or nur 3500 Papierlivres kostete, am 1. Juni 1796 aber schon 23,000 Papierlivres. Das Tüpfelchen auf das i einer hirnverrückten Wirthschaft setzte die Dekretirung des „Maximum", der Unsinn des Unsinns, welcher gesetzlich vom Oktober 1793 bis zum Ende Juli's 1794 währte, wo diese von staatswegen und gewaltsam bestimmte Preisetarifirung der Nahrungsmittel, sowie verschiedener Machwaaren, als nicht nur gänzlich unfruchtbar, sondern auch als geradezu schädlich wieder beseitigt werden musste. Hand in Hand mit der Entwerthung des Papiergeldes hatte das Maximum die Theurung bis zum Unerträglichen gesteigert.

Die Schwerenoth der Zeit fiel natürlich, wie unter ähnlichen Umständen immer, am wuchtigsten auf die anständigen Leute, deren Ehr- und Schamgefühl nicht soweit herunter war, daß sie sich, wie der Pöbel that, gänzlich auf die Fürsorge der Regierung verlassen und von den kommunistischen Abfütterungen von staats- oder kommunewegen auskömmlich profitirt hätten. Um seine Prätorianer, die Pöbelrotten von Paris, bei guter Laune zu erhalten, hatte der Schrecken, in Nachahmung des römischen Cäsarismus, auf Gemeinde- und Staatskosten die Hauptstadt so zu sagen zu einer kommunistischen Speiseanstalt gemacht. Die Hefe der Bevölkerung stand sich verhältnißmäßig ganz gut dabei. Für alle anständigen Menschen aber musste es eine wahre Marter sein, wenn sie sich gezwungen sahen, an diesem mit ungeheuren, geradezu märchenhaften Kosten und doch nur dürftig und schlecht beschafften Gemeinde- und Staatsalmosen theilzunehmen. Um die ihnen zugetheilte schmale Tagesration zu erhalten, mussten sie vor Tagesanbruch aufstehen und sich vor den Bäcker- und Metzgerläden in die „Queue", d. h. an's Ende der langen daselbst harrenden Menschenreihe stellen, welche nach der Ordnung der zuerst Gekommenen langsam vorrückte. Wer zu spät kam, hatte zu befürchten, nichts mehr vorzufinden. „Welch' ein schmachvoller und herzzerreißender Anblick — sagt eine unserer Quellen — die unglücklichen Bewohner der Hauptstadt jeden Tag vor den Thüren der Bäcker und Metzger

Digitized by Google

auf einander gedrängt und mit ihrer Reihenummer und Bürgerkarte in der Hand wie die Bettler an der Thür einer Herberge oder eines Klosters auf das bißchen Fleisch und Brot warten zu sehen, welches die Regierung ihnen verabreichen ließ und womit alle sich begnügen mußten."

Daß unter solchen Verhältnissen die Verbrechen aller Art außerordentlich zunehmen, daß Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu kolossalem Umfang anschwellen mußten, bedarf keines Nachweises. Diebe, Fälscher, Räuber und Mörder hatten gute Nächte, denn die Polizei war ja vollauf beschäftigt mit der Jagd auf politisch „Verdächtige", auf angebliche „Verschwörer gegen die Sicherheit der Republik" oder auf solche, die es werden könnten. Unter den grassirenden Lastern stand voran eine tolle Spielwuth. Der grauenhaft wuchernden Prostitution suchte der Konvent mit scharfen Dekreten Schranken zu setzen, aber umsonst. Die Theater, die Tanzplätze, die Gärten und Spazierwege wimmelten von Dirnen. Das Verderbniß der Jugend war schrecklich. Vom Oktober 1793 existirt ein Polizeirapport, demzufolge im zum „Revolutionsgarten" umgetauften Tuileriengarten halbwüchsige Jungen und Mädchen zum Skandal für die Vorübergehenden, „fast öffentlich den infamsten Ausschweifungen sich überließen". Das waren die „spartanischen" Tugenden, welche die plutarchische Phrasenmacherei der Konventsredner zuwegegebracht hatte. Noch widerlicher als die zur Schreckenszeit modische Verkuppelung der Unmenschlichkeit mit der Freiheitsphrase war die Verquickung der Rohheit mit der Frivolität. Welcher fühlende und denkende Mensch sollte nicht empört sein beim Anblick des scheußligen Bildes von Zuchtlosigkeit, welches der Hof Ludwigs des Fünfzehnten darbot? Aber welcher fühlende und denkende Mensch fühlt sich nicht ebenso angewidert, wenn er das von dem Augen- und Ohrenzeugen und Mithandelnden Mercier (N. P. VI, 156 seq.) gezeichnete und gemalte Bild betrachtet, wie es im Konventsal zu- und herging während der 25 Stunden, als über Ludwig den Sechszehnten das Todesloos geworfen wurde? Dieser Mischmasch

Digitized by Google

von Tribunal, Taverne, Vorstadttheater und Lupanar war vielleicht die grausigste von allen Scenen der Revolution.

3.

Der terroristische Versuch, das Christenthum abzuthun und dafür eine Art von Heidenthum aufzuthun, fiel bekanntlich ganz dumm und abgeschmackt aus. Der von Hébert, Chaumette und Mitnarren inscenirte sogenannte „Gottesdienst der Vernunft" war, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes angesehen, ein unsäglich läppischer Blödsinn, vom Standpunkt der Sittlichkeit betrachtet, ein wüstes Aergerniß. Diese „Göttinnen der Vernunft", welche man im Sitzungssale des Konvents adorirte und in Notre-Dame inthronisirte! Pfui! Und dieser Altar im Luxemburggarten, auf welchem in einer Prachturne von Achat das Herz des blutdürstigen Narren Marrat als eine kostbare Reliquie aufgestellt war! Dreimal Pfui! Auch der am 8. Juni 1794 im Tuileriengarten spektakelnde Mummenschanz, wobei Robespierre als der Hohepriester des wieder anerkannten und wieder eingesetzten „Höchsten Wesens" von Schreckens Gnaden sich spreizte, war nur eine elende Posse.

Wie wenig alle diese Gaukeleien der Fühl- und Denkweise des französischen Volkes entsprachen, beweis't die Thatsache, daß dasselbe in Masse zur Uebung des Katholicismus zurückkehrte, sobald das Bekenntniß der Katholicität nicht mehr lebensgefährlich war.

Aber die sittlichen Verheerungen, welche das terroristisch erzwungene Heidenthum in der französischen Gesellschaft und vollends in der parisischen angerichtet hat, sind furchtbar gewesen. Wie noch heute und wie allzeit wurde und wird die Mehrzahl der Menschen in ihrem Thun und Lassen durch die Hoffnung auf den Himmel oder durch die Furcht vor der Hölle bestimmt. Die kenntniß- und urtheilslose

Digitized by Google

Menge kann nur mittels der Religion mit der Moral in Beziehung treten und bleiben. Für die bildungslosen Massen waren und sind überall und immer religiöse Vorstellungen der einzige moralische Zaum und Zügel. Nur weltfremde Büchermenschen wissen das nicht, nur faselnde Volksverführer geben sich den Anschein, es nicht zu wissen. Als nun der Schrecken die moralischen Bande religiöser Vorstellungen nicht nur gelockert, sondern geradezu verpönt und verboten hatte, als der christliche Kalender, der christliche Gottesdienst, die christlichen Sonn- und Feiertage, die kirchlichen Taufen, Trauungen und Begräbnisse abgeschafft waren, da traten in Frankreich, vornehmlich aber wiederum in Paris, alsbald die Folgen ein — Folgen von ebenso sittenverderblicher als von grotesk-lächerlicher Art. Die Ehe, dieser Grund- und Eckstein nicht nur aller Sittlichkeit, sondern auch der Civilisation überhaupt, wurde zu einem leichtfertigen Zusammen- und Auseinanderlaufen, zu einem „reinbürgerlichen Vertrag", welchen man mit einer wahrhaft kynischen Formlosigkeit einging und wieder lös'te. Denn zur Ehescheidung bedurfte es ja nur der Erklärung, daß man nicht mehr mitsammen leben möge. An die Stelle der Taufe traten Namenangebungen, in welchen sich die theatralische Ueberspannung der Zeit hochkomisch offenbarte. Es wimmelte von Gracchusen, Brutusen und Katonen, von Aspasien, Kornelien und Arrien. Vollblütige Patrioten gaben ihren Söhnen die Namen „Freiheitsbaum" oder „Rothmütze", und richtige Sansculotten benamseten ihre Töchter „Nationalpike" oder „Guillotine". Selbst die Majestät des Todes, sonst doch sogar Barbaren heilig, wurde schimpfirt. Von Leichengeleiten keine Rede mehr. Nur mit Noth konnte man von den Tyrannen der Kommune die Bewilligung erlangen, die Särge mit einem dreifarbigen Tuche bedecken zu dürfen. Die Friedhöfe mit ihren abscheulichen Massengräbergruben glichen Kloaken.

Wie allem und jedem, so drückte der Schrecken auch der Tracht, dem Hausrath, der Lebensweise, den Umgangsformen seinen Stämpel auf. Die schreckenszeitliche Mode

Digitized by Google

fiel da ins Schäbige und Schmierige, dort ins Alberne und Unsittliche. Die Frauen trieben die republikanische „Antikheit“ ihres Anzugs immer weiter und weiter, bis diese Antikheit schließlich zur skandalhaftesten Nudität wurde. Was den Jakobiner und Schreckensmann comme il faut angeht, der trat einher in einer sogenannten „Karmagnole“, d. h. in einem Kamisol oder Wamms von grobem schwarzem Tuch, welches, um recht à la mode zu sein, so fadenscheinig und schäbig sein musste, daß, wie sich ein Publicist von damals zierlich ausdrückte, „un pou ferré à glace n'y aurait pu tenir“. Dazu gehörten lange Beinkleider von gleichem Stoff, eine blauweißrothe Weste, gegürtet mit der Kuppel eines gewaltigen Schleppsäbels, item ein möglichst bürstenborstiger Schnurrbart, endlich eine kurzhaarige schwarze „Jakobinerperücke“, auf welcher die rothe phrygische Mütze saß mit ungeheuer großer dreifarbiger Kokarde.

Und wie aus dem Anzug, sollte auch aus dem Hausrath und den Wohnungseinrichtungen alles Herkömmliche und Gewohnte verbannt werden. Auch hierbei wurde in lächerlicher Weise antikisirt. Die Handwerker pfuschten Zimmer und Mobiliar zuwege, deren „Antikheit“ vorzugsweise in ihrer Unbequemlichkeit bestand. Bald aber lag, wie die Kunst, so auch das Kunsthandwerk brach. Denn wer hatte noch Geld, Künstler und Kunsthandwerker zu bezahlen? Außerdem ging ja die von den Terroristen systematisch organisirte Pöbelherrschaft mit wachsender Wuth auf die Vernichtung alles Bestehenden und Vorragenden aus. Ist doch im Schoße des pariser Gemeinderathes, der jakobinischen Kummune, alles Ernstes die Frage zur Debatte gestellt worden, ob es nicht räthlich und nöthig wäre, die Thürme von Notre-Dame und überhaupt sämmtliche Kirchthürme abzutragen, maßen dieselben durch ihr unverschämtes in die Höhe Hinaufragen dem Princip der Gleichheit hohnsprächen. Allenthalben und allzeit ist es auch ein kennzeichnendes Merkmal der Pöbelherrschaft gewesen, gegen das Schöne nicht nur gleichgiltig und verständnißlos sich zu verhalten, sondern auch dasselbe zu hassen. Schönheit und Gemeinheit sind

Digitized by Google

eben Gegensätze, die einander ausschließen. Daraus erklärt es sich, daß die Schreckenssystemler von 1793—94 gegen alle Erscheinungsformen des öffentlichen Wohlstandes, gegen allen Schmuck des Daseins, gegen alle Schöpfungen der Kunst förmlich wütheten. In dieser Barbarei kam so recht der Neid der geistigen Inferiorität und Sterilität, der Mittelmäßigkeit und Ohnmacht zum Vorschein, welcher immer und überall das Pöbelregiment stigmatisirte und stigmatisirt.

Auch den sonst so artigen und feinen französischen Umgangsformen zwang die terroristische Pöbelei ihre eigene Rohheit und Grobschlächtigkeit auf. Feines Benehmen, höflicher Ton, manierliche Ausdrucksweise machten des Aristokratismus verdächtig. Es sollte nur noch lauter Gleichheitsflegel und Bruderschaftslümmel geben in der einen und untheilbaren Republik. Im November von 1793 wurde das allgemeine Duzen von amtswegen eingeführt und anbefohlen. Butz und Benz, Hanns und Hinnz, Jörg und Jokel, alle sollten mit einander Smollis sein, was ja schnurstracks gegen die französische Sitte ging, welcher zufolge bekanntlich sogar Eheleute, sowie Eltern und Kinder, einander mit Vous anreden. Jetzt duzte der Knecht seinen Herrn, die Magd ihre Herrin, der Lehrjunge seinen Meister, der Kanzleischreiber den Minister, der Soldat den General — kurz, die Rüpelei war Trumpf.

Nicht minder läppisch ist der Eifer gewesen, womit der Sansculottismus gegen alle Denkmäler und Merkmale des Mittelalters, des Königthums und der Kirchlichkeit anging. Selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden ausgemerzt. Die Anwendung der Worte Roy und Royale konnte vor das Revolutionstribunal und demnach zur Guillotine führen. Ein Bürger, welcher so unglücklich war, Le-Roy zu heißen, wurde aufgefordert, diesen fatalen Namen mit einem weniger anstößigen zu vertauschen, und nannte sich daher fortan La-Loi. Einer Bürgerin, welche Reine hieß, gab man zu verstehen, daß dieser Name sehr übel klänge in patriotischen Ohren, und sie vertauschte darum denselben mit dem wohlklingenderen Fraternité-Bonne-Nouvelle. Die Sieurs,

Digitized by Google

Messieurs und gar die Monseigneurs waren natürlich streng verpönt, ebenso die Mesdemoiselles und die Mesdames; auf dem Boden eines freien Frankreichs sollten nur noch Citoyens und Citoyennes wandern. Fort auch mit den feudalistischen Worten Palais, Hôtel und Château! Wir brauchen in unserem reindemokratischen Staate nur noch Maisons.

Wollte man zur Schreckenszeit in der Hauptstadt Frankreichs gute Gesellschaft sehen, so konnte man solche nur in den Gefängnissen suchen und finden. Dorthin, wo Tausende von „Verdächtigen", Männer und Frauen, Greise und Matronen, Jünglinge und Jungfrauen, Tag für Tag des Looses harrten, durch die Guillotine gezehntet zu werden, dorthin hatten sich der französische Esprit und die feinen Verkehrsformen geflüchtet. Dort wurden die Ueberlieferungen der französischen Heiterkeit, der französischen Plauderkunst, ja, und auch die der französischen Galanterie noch in Ehren gehalten und gepflegt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß der Schrecken von kleinlicher Gefangenenquälerei in der Regel nichts wusste und nichts wissen wollte. Innerhalb der Gefängnissemauern verstattete er den Eingekerkerten große Freiheit. Damen hielten in den Korridoren ihren Hof, die Speisesäle ertönten von dem Lachen plaudernder Gruppen, man führte Sprichwörter und Vaudevilles auf und auf den Höfen waren Gesellschaftsspiele im Gange. Griff die Todesfaust in Gestalt der Boten des Revolutionstribunals in das bunte Treiben herein, so schickte man sich mit bester Manier in das Unvermeidliche und verabschiedete sich von einander, als ob man sich morgen wieder bei einer Vergnügungspartie zusammenfinden würde. Natürlich fehlte es auch an erschütternd tragischen Auftritten nicht und so war die Tragikomödie der Wirklichkeit, welche in den Gefängnissen sich abspielte, jedenfalls gehaltreicher und interessanter als die Tragikomödie der Fiktion, welche in den 23 Theatern von Paris über die Bretter ging. Auch war dort das Publikum fraglos ein gewählteres als hier, wo der Sansculottismus souverän den Ton angab. Wie bekannt, hat der Schrecken

Digitized by Google

Zeit gefunden, auch als Theatercensor thätig zu sein und sich als solcher durch seinen der ganzen Vergangenheit gemachten Krieg gehörig lächerlich zu machen. Sintemalen — alles um der lieben Freiheit willen! — schlechterdings nur Stücke aufgeführt werden durften, welche so oder so für widerkönig lich oder widerkirchlich galten, und der Vorrath von neueren Dramen dieser Sorte nicht ausreichte, so mussten sich die älteren stümperhafteste Verpfuschung und grausamste Verstümmelung gefallen lassen, bis sie unter die terroristische Schablone passten. Die französische Klassik erfuhr eine schmachvolle Sansculottirung. So recht zulukafferig war es auch, daß an den Kostümen der Schauspieler und Schauspielerinnen, gleichviel, in welchen Rollen sie auftraten, die Nationalfarben angebracht sein mussten. Wie musste doch der französische Geschmack verwildert sein, wenn er es ertrug, daß Molière's Tartuffe mit einer tellergroßen dreifarbigen Kokarde am Hut und Racine's Phädra mit einem ebensolchen Ding an der Frisur auftrat.

Das Schauspiel der Schauspiele, die eigentliche Haupt- und Staatsaktion war jedoch das Tagewerk der Guillotine, welche zuerst auf dem Grèveplatz „arbeitete", dann von dort nach dem Revolutionsplatz (heute Place de la Concorde), von da nach dem Marsfeld, von da zur Barrière du Trône und von dort schließlich wieder zum Grèveplatz wanderte. Ihre „schönsten Tage" hat sie, sansculottisch zu reden, auf dem Revolutionsplatze gesehen. Da hat sie ja Ludwig den Sechszehnten und Marie Antoinette, die Girondisten und Philipp Egalité, Charlotte Corday und Manon Roland, Bailly und Chénier, Desmoulins und Danton, Robespierre und Saint-Just „weggesäubert". Bekanntlich ist die von Guillotin, einem Erzphilanthropen, erfundene oder vielmehr wiedergefundene — es gab schon im Mittelalter ein ähnliches Ding — Guillotine zuerst in der Sitzung der Nationalversammlung vom 10. Oktober 1789 als Hinrichtungsmaschine, als „möglichst schmerzlose", in Vorschlag gebracht worden, ohne jedoch sofort „in ihrem ganzen Werth erkannt zu werden". Vielmehr hatte die „menschenfreundliche" Er-

Digitized by Google

findung zunächst nur als aristokratisches Spielzeug etliche Bedeutung: — modische Damen trugen goldene Miniaturguillotinen als Vorsteckнadeln oder als Ohrbommeln. Auch hatte man auf gutgedeckten Tafeln kleine Guillotinen stehen, um Würste oder Geflügel oder Fische damit zu köpfen. In größerem Maßstabe konstruirt, kam die Maschine zuerst auf dem Theater in Anwendung. Im December von 1789 wurde nämlich ein neues Ballet, „Die vier Haymonskinder", in Paris aufgeführt, dessen „Spitze" darin bestand, daß man den vier Haymonskindern auf der Bühne mittels der Guillotine die Köpfe abschlug. Zweifelsohne sind gar manche von denen, welche über diesen „prächtigen Spaß" lachten, unlange darauf alles Ernstes mit der Guillotine bekannt geworden. Im März von 1792 beschloß die Gesetzgebende Versammlung die Einführung der Enthauptungsmaschine und als solche verrichtete sie ihren ersten Dienst am 21. August desselben Jahres, Abends 10 Uhr. Der Erste, dessen Kopf unter dem Messer der „philanthropischen" Tochter Guillotins „le saut de carpe en avant" thun musste, war ein armer Teufel von Schreiblehrer, Collanot d'Angremont, der Werberei und Treiberei für den Hof bezichtigt und darum zum Tode verurtheilt durch das „Tribunal vom 17. August", dem Vorläufer des Revolutionstribunals. Dieses seinerseits schickte bis zum Sturze Dantons in Paris 375 Personen unter das Fallbeil, aber vom Tode Dantons bis zum Fall Robespierre's, also binnen nicht ganz 4 Monaten nicht weniger als 2300.

Man sieht, die Gläubigen der „Sainte-Terreur" durften sich mit einiger Befriedigung sagen: „La Guillotine ne va pas mal" Auf einem niedrigen rothangestrichenen Brettergerüst erhob „die Tochter Guillotins" ihre Fangarme, d. h. die zwei rothbemalten Pfähle, zwischen welche das in schiefer Richtung herabfallende Beilmesser eingescharnirt war. Tag für Tag wimmelt und wuselt rundum eine neugierige Zuschauermenge jeden Alters und Geschlechts. Die Zeit des Wartens auf die von der „Vorhalle des Todes", der Conciergerie, heranrollenden Todeskarren vertreibt sie sich

Digitized by Google

nach leichtlebiger Franzosenart mit Scherz und Lachen, während Händler und Händlerinnen sich mit ihren Körben und Tragbrettern durch die Haufen drängen und mit gellendem Geschrei, auch mit allerhand guten oder schlechten Witzen ihre Eß- und Trinkwaaren ausrufen und empfehlen. Man könnte glauben, eine schnatternde Heerde von Gänserichen und Gänsen vor sich zu haben, falls das Geschnatter nicht etwas von dem Gemurr und Gebrüll einer Tigerhorde an sich hätte. Auch geben ungeachtet der zahlreich anwesenden Kinder und ungeachtet der leichtfertigen Späße aus Männermund und dem Lachgekreisch vonseiten der Weiber die hunderte, die tausende von schmierigen Rothmützen ringsher um die rothe Todesbühne der ganzen Scene ein düsteres, unheilverkündendes Aussehen.

Da, horch, ein dumpfes Gerassel, welches vom Quai de la Conférence heraufdönt und das Herannahen der Todeskarren signalisirt. Die Menge beantwortet dieses Signal mit einem vielstimmigen „Ah!“ und „Ha!“ befriedigter Erwartung. Sie theilt sich, um der Karrenreihe platzzumachen. Die rothangestrichenen Fuhrwerke halten eins um das andere am Fuße der Schaffottreppe und entladen sich ihrer Lasten. Das Schnattern und Lachen verstummt. Jeder und jede stellt sich auf die Zehen, reckt den Hals und strengt die Sehnerven an. „Patriotinnen“ von Müttern halten ihre kleinen Kinder in die Höhe, damit auch diese möglichst viel von dem Blutspiel profitiren. Einer oder eine der dem Tode Geweihten steigt nach dem andern oder der andern die „acherontische“ Treppe hinauf, wobei die terroristische Mode verlangt, daß die Männer mit stolzer Gleichgiltigkeit, die Frauen mit anmuthiger Gefasstheit, ja sogar mit etwas Koketterie sich benehmen. Droben nehmen Sanson und seine Knechte das Opfer in Empfang, schnüren ihm die auf dem Rücken gebundenen Arme fester zusammen und schnallen es an das Brett. Dies wird nach vorwärts umgekippt, Sanson berührt die Feder an einem der beiden „Fangarme“ der Guillotine, das Beilmesser fällt, ein dumpfes Geknirsch und ein Kopf rollt in den Korb. Ist einer ge-

Digitized by Google

fallen, wischt einer der Büttelknechte das rauchende Blut zusammen und spritzt Tropfen davon mit seinem rothen Besen auf die drunten stehende Menge, welche zur Erwiderung auf diesen gräulichen Spaß die rothen Mützen schwenkt und Hussah heult. In den kurzen Pausen zwischen den eintönig sich folgenden Fallbeilschlägen schreien drunten die Verkäufer und Verkäuferinnen wieder ihre Kuchen, Früchte und Liköre aus, als dächten sie, der Anblick des Blutgeströmes müsste den Appetit der Canaille geschärft haben. Ist der letzte Kopf der „fournée" des Tages gefallen, so reißen sich entmenschte Weiber, die „Guillotinewäscherinnen" oder „Guillotinefurien", um die ihnen preisgegebenen rothen Oberhemden der Hingeschlachteten, deren Köpfe und Rümpfe die Knechte Sansons in Körbe und Säcke packen, damit dieselben Karren, welche die lebenden Schlachtopfer hergebracht, die todten zum Grabe fahren . . .

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, das Leben in Paris zur Zeit der Herrschaft des Schreckens. Es hat niemals eine blutigere Satire auf die Freiheit gegeben, als dieses sinnlose und grausame Regiment eine gewesen ist. Dasselbe konnte unmöglich etwas anderes zuwegebringen als eine vollständige Zerrüttung aller privatlichen und eine totale Anarchie aller staatlichen Verhältnisse. Schon im April von 1793 schrieb einer der kompetentesten Beurtheiler und begeistertsten Anhänger der Revolution, Georg Forster, aus Paris: „Alles hier ist blinde, leidenschaftliche Wuth und rasender Parteigeist. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick der Stärkste ist, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren kann, ist man nichts. Du wünschest, daß ich die Geschichte der gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht. Oh, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt sie mich an. Ich konnte, fern von idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen

Digitized by Google

zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen; aber mit Teufeln, mit herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es nur eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Muttererde und an dem Lichte der Sonne."

Die große Lehre der Schreckenszeit ist diese: — Es war eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß die Franzosen an der im Namen der Freiheit ruchlos geübten Tyrannei sich verekeln mussten. So sehr, daß sie, wie bekannt, ganz bereit und willig waren, jeden beliebigen Despotismus sich gefallen zu lassen, falls derselbe ihnen nur wiederum die Sicherheit von Blut und Gut, die Möglichkeit der Kultur, der Arbeit und des Erwerbes verbürgte. Das war durchaus naturgemäß. Denn vor allem will und muß der Mensch leben, leben können, und eine angebliche Freiheit, welche die Grundbedingungen menschlicher Existenz vernichtet, ist ein Unding und ein Unsinn. Daher hat kein Staatsideal, sei dasselbe von dieser oder jener Partei ausgeheckt, von obenher oder von untenauf gewollt, irgendwie Aussicht auf dauerhafte Verwirklichung, so es das Privatrecht und folglich auch die Privatexistenz missachtet und antastet. Denn mächtiger, unendlich viel mächtiger als Ideen, Ideale und Idole zusammengenommen, ist im Menschen der Trieb, sich zu erhalten und sich fortzupflanzen. Die Leute, die Völker wollen leben, möglichst bequem und genüsslich leben sogar, bevor sie sich um dieses oder jenes Staatsideal, um Monarchie oder Republik, um Absolutismus oder Parlamentarismus, um Aristokratie oder Demokratie bekümmern, und wer ihnen die Möglichkeit ihrer Existenz, und gar vollends einer bequemen und genüsslichen Existenz, garantirt oder auch nur zu garantiren scheint, der hat sie, dem folgen, dem gehorchen sie. Diese, wenn man will, allerdings „brutale" Thatsache gibt die deutliche Erklärung, warum und wie die Franzosen nach der blutigen Gewalt- und Schreckensherrschaft des Konvents oder vielmehr der Tyrannen des Konvents und nach der unstäten, unfähigen, feilen und lüderlichen Regierung des Direktoriums ihren Nacken so rasch, so bereitwillig, mit solcher Beeiferung unter das eiserne

Digitized by Google

Joch gebeugt haben, welches ein kühner und glücklicher Soldat ihnen auferlegte. Summa: — Die Ueberspannung und Uebertreibung des Freiheitsprincips wirkt immer und überall selbstzerstöreriſch, d. h. die Freiheit wird dadurch nothwendig zur Tyrannei, welche auf der ſchiefen Ebene der Willkür unaufhaltſam zur Anarchie hinunterrutſcht. Dieſe raſ't und rumort dann eine Weile, d. h. gerade ſo lange, bis die Menſchen, des unerträglichen phyſiſchen und moraliſchen Elends überdrüſſig, jeden, aber auch jeden als Helfer und Heiland begrüßen, welcher die Fähigkeit, den Willen und die Kraft hat, ſie von dem Unerträglichen zu befreien, und darum und dann ſehen wir Völker, welche vor kurzem noch den Freiheitsbaum umtanzt hatten, „ruere in servitium novum“. Das iſt auch eine jener vielen alten Geſchichten, welche immer neu bleiben.

Digitized by Google

Der „grause“ Zar.

Oh, du grauser Zar, Iwan Wassiljéwitsch!
Von dir schufen wir unser helltönend Lied,
Wir schufen es im Tone der alten Zeit,
Wir sangen es zur Gussli, der hellklingenden,
Wohl oft sangen wir es, oft wiederholten wir's
Zur Lust, zum Ergötzen des rechtgläubigen Volks.
Lermontow (deutsch v. Bodenstedt).

1.

Am 19. März von 1585 war die Stadt Moskau von großem Wehklagen voll. Wer auf den Straßen erschien, Vornehm und Gering, der Bojar wie der Muschik, trat in tiefer Trauer einher. Das Volk lief herum, weinend, schluchzend, ganz verstört, wie wahnsinnig. Männer zerrauften sich das Haar, Weiber zerschlugen sich die Brust. In den Cerkwien (Kirchen) drängte sich die Menge, Gebete stammelnd, Klagelieder heulend. Als stöhnte die „weiße“ Stadt selbst, die „heilige Matuschka“ Moskau auf in tiefster Seelenpein, scholl überall der Schmerzensschrei: „Weh' uns Armen! Was soll aus uns werden? Unser gutes Väterchen, der Zar Iwan, des Wassilji Sohn, ist todt!“

So wurde der betrauert und — wohlverstanden! — ganz zweifellos aufrichtig von seinem Volke betrauert, welcher ohne Frage der scheusäligste Tyrann gewesen, den der Erdball je getragen hat, ja geradezu ein zum zweitenmal nicht

Digitized by Google

vorhandenes Schaudereexemplar von Menschenbestie, Iwan der Vierte, vom moskowitischen Volkslied mit scheuer Ehrfurcht genannt der „grause" Zar, im Buch der Geschichte Russlands blutstarrend stehend als der „Grausame", der „Schreckliche".

Schon seinen Zeitgenossen, d. h. seinen nichtrussischen Zeitgenossen, erschien der grause Zar als etwas noch nie Dagewesenes. So schrieb der Kanzler von Polen, Graf Zamoiski, i. J. 1579, Iwan der Schreckliche überböte alle Tyrannen, welche jemals gewüthet hätten, an Grausamkeit. In späterer Zeit hat ein Landsmann dieses Urtheilers, Adam Mickiewicz, der genialste Dichter und Seher, welchen die slavische Rasse bislang vorgeschickt, in seinen am Collège de France 1840 gehaltenen Vorlesungen seine Betrachtungen über den Zaren zusammengefasst in die Aeußerung: „Iwan der Grausame war unfehlbar der vollendetste Tyrann von allen der Weltgeschichte bekannten. Er vereinigte in sich alle Spielarten oder, besser gesagt, er besaß eine besondere Gabe, eine ungemeine Leichtigkeit, der Reihe nach alle Spielarten der Tyrannei sich anzueignen. Jetzt erschien er frivol und ausgelassen wie Nero, dann wieder finster, stupid und wild wie Kaligula. Mitunter zeigte er sich in Miene und Haltung so phlegmatisch-kalt wie Ludwig der Elfte, ein andermal gebrauchte er in seinen Briefen die Redewendungen des Tiberius. In seinen mündlichen und schriftlichen Auslassungen kann man da das weitschweifige und verworrene Hin- und Herreden eines Cromwell, dort den schneidigen, aber überzuckerten Stil eines Robespierre finden."

Mickiewicz legte sich auch die Frage vor, woraus sich wohl die unzweifelhafte Popularität erklärte, welcher der grause Zar bei seinem Volke genossen und die so groß gewesen, daß bei seinem Tode sogar die Familien seiner zahllosen Opfer aufrichtig um den Wütherich getrauert hätten, und der große polnische Poet fand auf diese Frage nur die Antwort, der Pöbel zeige immer Hang zur Grausamkeit, liebe die blutigen Schauspiele, sei unfähig, eine andere Kraft als die vernichtende zu würdigen und zolle nach Maßgabe

Digitized by Google

der eigenen Niederträchtigkeit dem Vernichtungsprincip Vergötterung.

Daran ist schon etwas Wahres, viel sogar. Aber es geht doch wohl nicht an, das gesammte russische Volk am Ausgange des 16. Jahrhunderts in allen seinen Abstufungen und Schichten ohne weiteres für eine Pöbelmasse auszugeben. Selbst zugestanden, daß die politischen und socialen Zustände Russlands dazumal im Vergleich mit den gleichzeitigen mittel-, west- und südeuropäischen noch erzbarbarische gewesen seien, wäre eine solche Annahme unstatthaft. Wir müssen uns daher nach einer andern Erklärung des absonderlichen Phänomens umsehen.

Da ist der russische Historiker Karamsin, der es zur Zeit Alexanders des Ersten unternahm, zum erstenmal eine auf Quellenforschung basirte Geschichte seines Landes im großen Stile zu schreiben, — ein für dazumal vortreffliches Werk, das aber der höfisch-geschmeidige Mann nur bis zum Aufkommen der Dynastie Romanow herabzuführen aus naheliegenden Gründen für gerathen fand. Darüber, was vor den Romanows in Russland geschehen war, hat er sich mit allem Freimuth ausgesprochen. Darum auch über den „Schrecklichen". Und zu welchem Ergebniß kam er? Wie erklärte er es, daß die Russen eine so beispiellose Gräuelherrschaft nicht nur mit einer ebenso beispiellosen Geduld ertrugen, sondern auch das Ende der Marter mit aufrichtigem Schmerze beklagten? Streng und strikt im Geiste des Zarismus erklärte er es und daraus ist zu ersehen, daß dieser Geist selbst den gebildetsten Russen ins Fleisch und Blut übergegangen war. „Die Geduld von Iwans Unterthanen" — sagt Karamsin — „hatte keine Gränzen. Denn sie sahen ja die Herrschaft des Zars für die Herrschaft Gottes an und hielten jeglichen Widerspruch für eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes. Sie zwar gingen dabei zu Grunde, aber sie retteten für ihre Nachkommen die Macht Russlands; denn in der Stärke des Volksgehorsams besteht die Kraft des Reiches."

Hat nun der moskowitische Geschichtschreiber damit

Digitized by Google

weiter nichts beabsichtigt als eine Glorificirung des Despotismus auf dieser und der Sklavenhaftigkeit auf jener Seite? Oder wollte er etwas andeuten, was spätere Historiker deutlicher ausgesprochen und weiter ausgeführt haben? Nämlich, der grause Zar sei nicht bloß um der Grausamkeit willen grausam gewesen, sondern auch aus Berechnung. Er habe sich nicht nur aus Wollust an den unerhörten Qualen geweidet, welche er seinen Mitmenschen einzeln und in Masse anthun ließ, sondern auch aus Politik. Der Wahnwitzige — denn für einen solchen würden Irrenärzte, Geschworene und Richter unserer Tage den grausen Zaren selbstverständlich ausgeben — sei nur scheinbar ein solcher, in Wirklichkeit aber ein Systematiker des Schreckens gewesen, ein vorweggenommener Saint-Just so zu sagen. In Iwans Wahnsinn wäre demnach, wie in dem Hamlets, Methode gewesen und seine blutdürstige Raserei hätte den „Principe“ Machiavelli's in Scene gesetzt, obzwar es höchst unwahrscheinlich, daß dem „Schrecklichen“ der Name des florentinischen Staatssekretärs oder der Titel von dessen „wie mit Teufelsfingern geschriebenem“ Buch jemals zu Ohren gekommen. Schade übrigens, daß der große Florentiner den grausen Zaren nicht erlebt hat. Hätte er ihn erlebt und sein Regiment gekannt, so müsste das „Buch von Fürsten“ eine wesentliche Bereicherung erfahren haben.

Es darf als geschichtlich feststehend angesehen werden, daß eine wilde Leidenschaft der Grausamkeit den „Schrecklichen“ zu vielen seiner Unthaten getrieben habe. Die Lust am Bösen, als an solchem, war unbändig stark in ihm. Das Aechzen und Röcheln Gemarterter war Musik in seinen Ohren und das von Schaffoten strömende Menschenblut brachte seinen Augen Erquickung. Aber geschichtliche Thatsache ist auch, daß der vierte Iwan dem moskowitischen Zarismus die Form und Norm gegeben hat, welche stehend geblieben ist, bis der zarische Revolutionär Peter, genannt der Große, auftrat, um dem asiatischen Moskowiterthum die eiserne Zwangsjacke der europäisch-civilisirten oder wenigstens europäisch-dressirten Autokratie anzuthun. In mehr als

Digitized by Google

einer Hinsicht konnte übrigens der Iwan dem Peter zum Vorbilde dienen. Beide waren Schreckenssystemler. Peter allerdings der geschultere, wissendere und folgerichtigere. Er handhabte sein Schreckenssystem mit klarem Zweckbewusstsein, während sein Vorgänger mehr nur instinktmäßig verfahren war.

Eine genaue Prüfung erweist jedoch diesen Instinkt auch als einen auf ein bestimmtes Ziel gerichteten. Das war kein anderes als die Geltendmachung des zarischen Willens als des Alleinwillens in Russland. Darum ging Iwan darauf aus, das Ansehen und die Macht der beiden vermöge großen Grundbesitzes und sonstiger Reichthümer unabhängigen Stände, also des Bojarenthums und der hohen Klerisei, vollständig zu brechen und die ganze Existenz der Aristokratie und der Hierarchie von der zarischen Gnade oder Ungnade abhängig zu machen. Diese Absicht klingt bald mehr bald weniger deutlich als der Grundbaß aus dem infernalischen Koncert der Regierung des „Schrecklichen". Sie kann auch, mit Ernst Herrmann, dem deutschen Geschichtschreiber des russischen Staates zu sprechen, „einerseits eine so unerhörte Energie der Grausamkeit und anderseits die Möglichkeit der Durchführung erklären", weil eben der herrscherische Einzelwillen mit einem allgemeinen, ob auch noch so despotischen Staatszweck zusammenfiel. Und auch die Popularität des grausen Zaren mag sich daraus erklären. Die knechtische Menge fühlte sich, so zu sagen, geschmeichelt, daß ihr bluttriefender Herr nicht allein die geringen Leute peinigte und vernichtete, sondern auch und noch lieber die vornehmen, die großen und reichen.

Daß Iwan das Ziel, worauf sein wilder Instinkt sich richtete, wirklich erreichte, untersteht gar keinem Zweifel. Er war es, der an die Stelle der alten Groß- und Theilfürstensessel den Zarenthron setzte. Er war der erste ganze, fertige, regelrechte Zar, wie er denn auch diesen Titel, welchen allerdings schon sein Vater und sein Großvater neben dem großfürstlichen zeitweilig geführt hatten, für die Inhaber der höchsten Gewalt über Russland zu dem bleibenden und

Digitized by Google

ausschließlichen machte. Charakteristisch genug war „Zar" ein reinasiatischer Titel. Er bezeichnete einen Gebieter, der keine über der seinigen stehende Gewalt und eben so wenig nach unten zu irgendeine Schranke seines Willens anerkannte. Zarismus bedeutet also Souveränität im allerbarbarischsten Sinne des Wortes. Darum hatten die Herrscher der Mongolen-Tataren, deren Knechte die Moskowiter zwei Jahrhunderte lang gewesen, die Khane der „Goldenen Horde" den Titel „Zaren" geführt. In Peter dem Großen regte sich dann aber, wie bekannt, der Europäismus so kräftig, daß er nicht mehr Zar, sondern Kaiser aller Russen heißen wollte.

Und nun lasst uns den „Schrecklichen" und sein Thun etwas näher ansehen.

2.

Iwan war ein Kind von drei Jahren, als sein Vater, der Großfürst Wassilji, im December von 1533 zu Grabe ging. Der Knabe folgte dem Todten im Zarenthum oder, genauer gesprochen, im moskowitischen Großfürstenthum, weil, wie schon erwähnt worden, erst dieser vierte Iwan den Titel „Zar" zum stehenden machte.

Mit der Legitimität des dreijährigen Großfürsten hatte es freilich nicht nur ein Häkchen, sondern einen richtigen Haken. Sein Vorgänger Wassilji hatte seine erste Gemahlin Salomeh nach zweiundzwanzig Jahren einer kinderlosen Ehe in ein Kloster verstoßen und derselben gewaltsam den Nonnenschleier umbinden lassen. Der Lehre griechisch-russischer Rechtgläubigkeit zufolge hätte er nun ebenfalls ins Kloster gehen sollen, zog es aber vor, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und zwar mit Helene, der Nichte des aus Lithauen nach Russland verzogenen Fürsten Glinski, einer schönen, aber keineswegs im Geruche der Heiligkeit stehenden jungen Dame.

Digitized by Google

Auch diese großfürstliche Ehe schien unfruchtbar bleiben zu wollen. Nachdem aber die schöne Großfürstin viele Wallfahrten gethan und in verschiedenen heiligen Klöstern große Gelübde erfüllt hatte, gebar sie nach fünf Jahren im August von 1530 ihren Sohn Iwan. In Moskau ging das Gemurmel um, weder die gethanen Wallfahrten noch die erfüllten Gelübde hätten das glückliche Ereigniß herbeigeführt, sondern vielmehr der junge Knäs (Fürst) Iwan Owtschina-Telepnew Obolenski, mit welchem die Großfürstin nach dem Tode ihres Gemahls allerdings in einem geradezu skandalhaften Liebesverhältnisse stand. Wassilji hat jedoch seine Gemahlin nicht beargwohnt und die Echtheit des Prinzen Iwan nicht angezweifelt. Sonst hätte er, als es ans Sterben ging, die Großfürstin nicht zur Vormünderin Iwans und während der Minderjährigkeit desselben zur Regentin des Reiches bestellt. Freilich blieb wie zur Beihilfe, zur Zügelung und Ueberwachung dieser weiblichen Reichsregentschaft der Bojorenrath bestehen, in welchem die Häupter der hohen Aristokratie, sowie besonders verdiente Staats- und Kriegsmänner Sitz und Stimme hatten. Dieser Bojarenrath stellte also im altrussischen Zarenthum so ungefähr das vor, was im neurussischen Kaiserthum der Senat bedeutet. Die Regentin kümmerte sich jedoch wenig um die ihr gesetzte Schranke, sondern vergewaltigte mit Hilfe ihres Liebhabers Obolenski, der ebenfalls dem Bojarenrath angehörte, diese Behörde nach Belieben und herrschte leichtsinnig und willkürlich bis zum Jahre 1538, wo die allgemein Verhasste plötzlich starb. Wie es hieß, an Gift. Dabei ist als sehr charakteristisch zu erwähnen, daß das urväterlich-barbarische Bartrussenthum an der Witwe Wassiljis viel weniger ihren lockeren Lebenswandel als ihre Vorliebe für „westliche", d. h. europäische Bildung getadelt und gehasst hat. Man sieht, nicht erst der „Panslavismus" des 19. Jahrhunderts hat im Zarenreiche den Kulturhaß aufgebracht und gepredigt.

Nach Helene's Tod bemächtigte sich der Bojarenrath der Herrschaft und der Person des jungen Iwan, d. h. die verschiedenen Fraktionen der hohen Aristokratie zerrten

Digitized by Google

den Knaben zwischen sich hin und her. Der Knäs Telepnew-Obolenski behauptete den Besitz des Prinzen, welcher ja für seinen Sohn galt, nicht länger als sieben Tage. Denn schon am achten wurde der Liebhaber Helene's durch den Knäs Wassilji Schuiski und dessen Anhang gestürzt und ins Gefängniß geworfen, wo er den Hungertod sterben musste. Die Schuiskis sind dann durch die Bielskis beseitigt worden, hierauf wieder diese durch jene, weiterhin die Schuiskis durch die Glinskis — kurz, auch hier, wie anderweitig und anderzeitig so häufig, erhielt die bekannte göthe'sche Quintessenz der sogenannten Weltgeschichte:

„Einer von den Lumpenhunden
Wird vom andern abgethan" —

ihren thatsächlichen Kommentar.

In solchen Trubeln, allwo Brutalitäten aller Art zum täglichen Brote gehörten, wuchs der junge Großfürst auf und gewöhnte sich frühzeitig an den Anblick von Gewaltsamkeit, Blut und Schrecken. Von Versuchen, die ihm angeborenen wilden Triebe zu hindern, daß sie zu wüsten Leidenschaften auswüchsen, war gar keine Rede. Ueberhaupt nicht von Erziehung. Denn das Beibringen von Elementarkenntnissen und das Eintrichtern von kirchlichen Dogmen konnte doch wohl nicht so heißen. Die Herren Bojaren, welche abwechselnd den Knaben bevormundeten, lachten dazu, wann sie sahen, daß er seine Freude daran hatte, Thiere zu Tode zu martern. Bald war er ein vollendeter Jagdwütherich und überhaupt als siebzehnjähriger Junge schon ein ganzer Unhold, zu dessen Ergötzlichkeiten es gehörte, im rasenden Rosseslauf durch die Gassen von Moskau zu sprengen, Kinder, Weiber und Greise niederzureiten und das Wehgeschrei derselben zu vernehmen. Auch in anderem großfürstlichen Zeitvertreib übte er sich schon fleißig, will sagen in ekelhafter Völlerei, in wüster Unzucht und in grotesk-grausamen Späßen, wovon einer war, daß er die Bärte seiner Zechgenossen mit Spiritus begoß und dann anzündete. Mit solcher Kurzweil wechselten nicht minder groteske Uebungen von Frömmigkeit,

Digitized by Google

als da waren tumultuarische Wallfahrten, das Verrichten von Sakristansdiensten in den Cerkwien, das allerhöchsteigenhändige Läuten der Kirchenglocken und anderes dieser Art mehr. Sein Lebenlang hat der „Schreckliche" darauf gehalten, einen rechtgläubigen und frommen Zaren darzustellen, und er hat sich zweifelsohne ebenso aufrichtig für einen solchen gehalten, als ihn sein Volk dafür hielt. Freilich hat ihn das nicht verhindert, die Klerisei gerade so zu brutalisiren wie die übrigen Stände.

Derweil ging den Moskowitern eine Hoffnung auf, daß die bösen Anfänge ihres Herrn und Gebieters nur Auswüchse seiner Flegeljährigkeit gewesen seien. Denn in seinem Gebaren trat eine unverkennbare Besserung ein. Im December von 1546 ließ sich der junge Mann mit aller Feierlichkeit in der Kirche zur Himmelfahrt Maria's zum Zaren krönen und von dieser Krönung datirt der russische Zarismus als die bleibende Herrscherbenamsung. Im Februar von 1547 vermählte er sich mit der Bojarenenkelin Anastasia Romanowna, einer Sprossin desselben Geschlechtes, aus welchem später nach dem Erlöschen des Hauses Rurik, nach dem Verderben des Usurpators Boris und nach Abspielung der Tragödie des falschen Dmitry die Dynastie Romanow hervorging. Es schien, daß sein junges Eheglück den Zaren für sanftere Regungen empfänglich gemacht habe. Dazu kamen dann Eindrücke und Einflüsse von anderer Seite, welche mitsammen den jungen Despoten auf bessere Bahnen lenkten. Da war zuerst die furchtbare Schickung, daß Moskau durch ungeheure, im April und im Juni von 1547 ausgebrochene Feuersbrünste verheert, ja zerstört wurde. Denn die ganze Stadt war ein Flammenmeer, dessen Wogen nicht weniger als 1700 Männer und Weiber verschlangen. Dann die Erscheinung eines asketischen Mönches, Sylvester geheißen, welcher, aus Nowgorod gekommen, den Zaren auf dem Hofgut Worobiewo, wohin sich Iwan aus der brennenden Hauptstadt gerettet, mit strafenden Worten antrat und mittels Entrollung von allerhand Visionen dem abergläubischen Autokraten, der eigent-

Digitized by Google

lich doch noch ein läppischer Junge war, die Hölle gehörig heiß machte. Endlich gewann gerade jetzt einer der besseren oder besten Hofherren des Zaren, der junge Alexei Adaschew, einen bestimmenden Einfluß auf Iwan. Die vereinten Rathschläge Sylvesters und Adaschews vermochten den Zaren, für die Zukunft gute Entschlüsse zu fassen und die Vergangenheit öffentlich zu verleugnen und zu bereuen.

Diese Verleugnung und Reuebezeigung führte einen Auftritt herbei, welcher in der Geschichte Russlands — und nicht nur Russlands — ganz einzig dasteht. Freilich ging es dabei in echtzarischem Stile zu und her. Iwan entbot nämlich Abgeordnete aller russischen Städte auf die Brandstätte von Moskau und hier richtete er unter freiem Himmel an den Erzbischof-Metropoliten, das Haupt der russischen Geistlichkeit, angesichts der Städtedeputationen eine Rede, in welcher er seine Regierung, wie sie bislang gewesen, verurtheilte, aber — wohlverstanden, — alle Schuld von sich ab- und auf seine früheren Rathgeber hinüberwälzte. Dann fuhr er, unmittelbar an das versammelte Volk sich wendend, fort, das Geschehene wäre bedauerlicherweise nicht ungeschehen zu machen, und schloß mit der Versicherung, daß er gewillt sei, fortan gut und gerecht zu herrschen. Ein Seitenstück zu dieser zarischen Beichte im 16. Jahrhundert könnte etwa jenes „Sündenbekenntniß" abgeben, welches der Herzog Karl von Wirtemberg an seinem fünfzigsten Geburtstag, am 11. Februar von 1778 von allen Kanzeln seines Herzogthums verlesen ließ, mit dem daran gefügten Versprechen, daß er „die Zukunft einzig zum Wohle seiner Unterthanen verwenden wollte und würde". Der Herzog hat bekanntlich sein Versprechen nicht übel erfüllt, natürlich im Sinn eines „aufgeklärten" Despoten seiner Zeit. Wie der Zar sein Gelöbniß einlöste, werden wir bald sehen.

Zwar in der Zeitspanne von etlichen Jahren schien sich alles gedeihlich anlassen und entwickeln zu wollen. Der dem russischen Zarismus durch das Mongolenthum eingeimpfte Ausbreitungs- und Eroberungstrieb regte sich energisch und griff nach überallhin nimmersatt aus. Russland wuchs

Digitized by Google

beträchtlich an Umfang und Macht. Das tatarische Zarthum Kasan wurde 1552 erobert, ebenso wenige Jahre später das Zarthum Astrachan. Schon streckte das Moskowiterthum auch gegen Lithauen, wie gegen die Ostseeländer und gegen das Schwarze Meer und den Kaukasus hin drohende Hände. Die spätere Regierungszeit des „Schrecklichen" sah die Eroberung Sibiriens für Russland durch den kühnen Kosakenhäuptling Jermak.

Während so der junge russische Koloß nach außen hin schon seine Glieder stets weiter und weiter zu dehnen und zu recken beflissen war, machte sich im innern Leben des Reiches eine eigenthümliche Erscheinung bemerkbar. Nämlich den denkenden und einigermaßen unterrichteten Russen, also einer sehr kleinen Minderheit, wurde es in ihrer asiatischen Haut nachgerade zu eng und unbehaglich. Sie merkten, daß sie der europäischen, folglich zunächst der deutschen Bildungselemente und demnach auch der deutschen Lehrer, Bildner und Werkmeister bedürftig wären, wenn sie in den Kreis der Civilisation eintreten und ihr Land zu einem europäischen Staat machen wollten. Auch der Zar verschloß sich, während seiner „guten" Zeit, dieser Erkenntniß nicht und that Verschiedenes zur Herbeiziehung von fremden Kulturträgern, so daß er einigermaßen als ein Vorläufer von Peter dem Großen anzusehen ist, welcher anderthalb Jahrhunderte später das Werk der Europäisirung Russlands freilich mit ganz anderer Energie in Angriff nahm. Wie aber das in seinem innersten und eigensten Wesen asiatisch gebliebene Stockrussenthum der durch Peter unternommenen Vereuropäerung der Moskowiterei noch heutzutage unversöhnlich grollt, so erregten schon die zu Iwans des Schrecklichen Zeiten schüchtern unternommenen civilisatorischen Versuche und Anläufe den ganzen Groll und Zorn aller Bartrussen und der Größewahn des Barbarismus erboste sich aufs heftigste gegen die „Heiden des Westens". Hätte es dazumal schon russische Zeitungen gegeben, sie würden sich nicht weniger, aber sicherlich auch nicht mehr barbarisch-brutal gegen Deutschland, die Deutschen und alles

Digitized by Google

Deutsche ausgelassen haben, als die russischen Zeitungen in den 70ger und 80ger Jahren des 19. Jahrhunderts thaten. Es war dies die Heimzahlung der Kulturanleihen, von welchen Russland, als europäischer Staat betrachtet, bis dahin gelebt hatte. Ja wohl, es gibt noch etwas Undankbareres als die Menschen, nämlich die Völker.

3.

Bis zum Jahre 1560 schlummerte der Dämon in dem Zaren, obzwar das Ungethüm schon 1553 ein Vorzeichen von seinem Erwachen gegeben hatte.

Da nämlich, im letztgenannten Jahre, war Iwan von einer schweren Krankheit befallen worden und hatte, dem Tode nahe, seinen nur erst halbjährigen Sohn Dmitry (den älteren) zu seinem Nachfolger bestimmt. Als aber die Bojaren dem Kinde den anbefohlenen Treueschwur leisten sollten, entstanden Weiterungen, welche dem kranken Zaren deutlich zeigten, daß es, falls er stürbe, mit dem Zarthum seines Sprösslings schlecht bestellt sein würde. Das merkte sich der unverhofft wieder-Genesende und es mag sich von jetzt an langsam aber stetig wachsend der Gedanke und Entschluß in ihm ausgebildet haben, alles niederzudrücken, zu zermalmen, zu vertilgen, was auf russischer Erde seinem zarischen Alleinwillen zu widerstreben wagte oder auch nur möglicherweise zu widerstreben wagen könnte.

Man darf sagen: jahrelang noch, bis 1560 hielt eine Frauenhand, die Hand der Zarin Anastasia, den Dämon nieder. Nach dem im August genannten Jahres erfolgten Tod dieser Beschwichtigerin sprang das Unthier wüthend auf. Alle die wilden Instinkte, welche schon an dem Knaben und Jüngling Iwan spürsam gewesen, rasten jetzt mit verdoppelter Wuth in dem Manne. Das Leben des Zaren war fortan nur noch *eine*, von seltenen Pausen unter-

Digitized by Google

brochene Orgie der Wollust und der Grausamkeit. Er schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, alles, was jemals die religiöse Fieberphantasie von Höllenqualen erträumt hatte, zu entsetzlicher Wirklichkeit zu machen — zu einer um so grausigeren Wirklichkeit, als die teuflischen Marterungen, die massenhaften Hinschlachtungen so zu sagen inmitten der tobenden Bakchanale, welche den Zarenpalast erfüllten, vor sich gingen, gleichsam als nothwendiges Zubehör der wüsten, ekelhaft rohen Scenen von Völlerei und Unzucht, welche den Kreml zu einer Stätte gemeinster Ausschweifung machten. Denn sofort nach dem Hingang Anastasia's war die Lüderlichkeit in Gestalt von Gauklern und Schnurranten aller Art, von Kupplern und Dirnen, Schmeichlern und Schmarotzern jeder Sorte in den Palast eingezogen. Auch Fürsten und Bojaren, alte und junge, wie nicht minder zu jedem Laster bereite Mönche mischten sich sklavenhaft dienstbeflissen unter diese verworfene Bande.

Der Knäs Andrei Kurbski, der Eroberer von Kasan, der geschickteste General Iwans und ein um das Reich vielverdienter Magnat, hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche mit Recht für eine der Hauptquellen der Geschichte des „Schrecklichen" gelten. In diesen Denkwürdigkeiten hat ihr Verfasser das Walten und Schalten des Wütherichs treffend bezeichnet als eine „Feuersbrunst der Grausamkeit".

Das Signal zum Aufschlagen dieser Feuersbrunst gab die plötzliche Ungnade und Verbannung der beiden bisherigen vertrautesten und einflußreichsten Berather des Zaren, des „Bettmeisters" (Oberkammerherrn) Adaschew und des Beichtvaters Sylvester. Der Zar schien durch die Erinnerung, daß er sich von diesen Beiden jahrelang hatte berathen und leiten lassen, in eine sinnlose Wuth hineingestachelt zu werden. Diese Wuth fiel vernichtend auf die Verwandten und Freunde der Verbannten. Die Adaschews wurden geradezu ausgerottet, Männer, Weiber, Kinder. Die furchtbarste Episode in diesem Blutbade bildete der Tod von Maria Adaschew, einer um ihrer Schönheit, Tugend und

Digitized by Google

Frömmigkeit willen hochangesehenen Frau. Als Hexe verklagt, welche mittels Zauberkünsten zur Bestrickung des Zaren durch Alexei Adaschew beigetragen hatte, wurde sie gezwungen, die Hinschlachtung ihrer fünf Söhne mitanzusehen, bevor sie selber einen qualvollen Tod erleiden musste. Der Tyrann begnügte sich aber nicht mit der Wegtilgung der Adaschews und ihrer Sippe. Der Tiger hatte Blut geleckt und das schmeckte nach mehr. Als der junge Fürst Dmitry Obolenski-Owtschinin an der Tafel des „Schrecklichen" dem Buhlknaben desselben, Fedor Basmanow, zu sagen wagte: „Wir dienen dem Zaren durch nützliche und rühmliche Thaten, du aber dienst ihm mit dem Laster Sodoms!" ergriff Iwan ein Messer und stieß es dem freimüthigen Knäsen ins Herz. Der Fürst Repnin, ein Greis, musste sterben, weil er auf einem im Kreml veranstalteten Ball nicht tanzen wollte und es für sündhaft erklärte, eine Maske vorzustecken. Der Obmann des Bojarenrathes, Fürst Wolkonski, wurde zum Hungertode verdammt. Ein Bojar, welcher als der schwache Trinker, der er war, sich geweigert hatte, einen großen ihm vom Zaren dargereichten Humpen zu leeren, wurde in den Keller geschleppt, wo man ihm so lange gewaltsam Meth in die Kehle goß, bis er erstickte. Den Fürsten Kurletew ließ der „Schreckliche" zuerst mit Gewalt als Mönch einkleiden, dann aber mit Weib und Kindern und Sippen erwürgen. Nach der Schuld oder Unschuld der Opfer wurde gar nicht gefragt. Scharen von Aufpassern und Angebern verklatschten heute diesen, morgen jenen, heute diese Familie, morgen jene Sippschaft beim Zaren und der sprach dann, ohne daß die Angeschuldigten auch nur einem Verhör unterzogen wurden, die „große Acht" (Opala) über die Unglücklichen aus, d. h. das Vertilgungsverdikt.

Der Schrecken fiel auf die Moskowiter wie ein Wölferudel auf eine Schafeheerde. Von Widerstand keine Spur. Alle fühlten sich bedroht, aber nur die Muthigsten wagten, zu fliehen: so sehr hielt knechtische Furcht sie gebannt. Der Flüchtigen einer war der Knäs Alexei Kurbski, welcher sich

Digitized by Google

nach Lithauen in den Schutz des Königs von Polen rettete. Aus seinem Exil richtete er ein Mahn- und Warnschreiben an den Zaren und ein treuer Knecht nahm das Wagniß auf sich, dieses Schreiben nach Moskau zu tragen und dem Zaren zu übergeben. Auf der „rothen" Treppe des Palastes trat der Bote den von einem Höflingsschwarm umgebenen „Schrecklichen" an, nannte den Namen seines Herrn und überreichte den Brief. Zum Dank dafür nagelte der Zar den treuen Mann an den Boden fest.

Das ist wörtlich zu nehmen. Unter andern niedlichen Gewohnheiten hatte nämlich Iwan auch diese, die scharfe Spitze seines schweren Stabes aus Elfenbein, den er beständig trug, solchen, welche ihm Botschaften brachten oder auch solchen, mit welchen er sonst sprach, auf den Fuß zu setzen und sich mit aller Wucht auf den Stab zu lehnen, so daß die Spitze den Fuß des Betreffenden durchdrang und also denselben an den Boden nagelte. Wehe dem Festgenagelten, welcher sich einen Schrei oder auch nur eine Geberde des Schmerzes entwischen ließ, während sich der Festnagler an diesem krampfhaft verhaltenen Schmerze weidete. Der Bote Kurbski's ertrug die Qual ohne zu zucken, was aber den zarischen Wütherich doch nicht abhielt, den treuen Mann auf die Folterbank zu schicken, um alle etwaigen Geheimnisse des entflohenen Knäsen aus dem Armen herauszumartern. Dann setzte sich der Quäler hin, um die Klagen, Vorwürfe und Ermahnungen zu beantworten, welche das Schreiben Kurbski's enthielt, und von diesem Brief des grausen Zaren könnte man allerdings vollberechtigt sagen, daß er „mit Teufelsfingern" geschrieben sei. Die ganze höchst langwierige Epistel ist ein absonderlicher Mischmasch von Theologie und Politik, von Heuchelei und Brutalität, durchspickt mit Citaten aus der Bibel. Hinter allen den krausen Redeschnörkeln taucht aber doch immer wieder das hervor, was man die Staatsidee des Schrecklichen nennen könnte, der Gedanke einer argwöhnischen und grausamen Alleinherrschsucht. Auch schlägt häufig das Schwefelfeuer eines infernalischen Hohnes auf. So an der Stelle, wo

Digitized by Google

der Zar schreibt: „Oh, armer Kurbski, warum willst du deine Seele verderben, indem du deinen elenden Leib mittels der Flucht zu retten trachtest? Wäre es dir nicht besser, auf Befehl deines Herrn zu sterben und dir den Märtyrerkranz zu gewinnen? Was ist denn das Leben? Was sind menschliche Ehren und Reichthümer? Nur Vergänglichkeiten und Schatten. Glücklich jeder, welcher mit dem Tode des Leibes das Heil seiner Seele erkaufen kann."

Im Winter von 1564 verbannte sich der Zar, so zu sagen, selber aus seiner Hauptstadt. Denn am 17. December fuhr er mit der Zarin — er hatte im August von 1561 sich zum zweitenmal vermählt und zwar mit einer tscherkessischen Prinzessin — mit seinen beiden Söhnen, seinen Günstlingen, seinem gesamten Hofstaat, seinen Trabanten und Garden, mit allen seinen Schätzen, kurz, mit Sack und Pack und einem ungeheuren Troß von Moskau weg, zunächst in das Dorf Kolomenskoje, von dort in das Dorf Trimins-koje und von da in die Einöde der alexandrowschen Sslobode. Von hier richtete er am 3. Januar 1565 ein Schreiben an den Metropoliten in der Hauptstadt, worin er den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, den Prälaten und Bojaren, ein langes Sündenregister vorhielt, sie der Verderbtheit und des Verrathes bezichtigte. „Ihr ekelt mich an — schrieb er — ich hasse euch, weil ihr gegen mich Ränke schmiedet. Ich will nichts mehr mit euch zu thun haben, ich geb' euch das Regiment zurück. Mögt ihr zusehen, wie ihr damit zurechtkommt." Ein zweites zarisches Schreiben war an die Bürger- und Kaufmannschaft der Hauptstadt gerichtet und ging aus einer andern Tonart. Denn da hieß es, die „guten" Moskauer sollten sich getrost auf die Gnade des Zaren verlassen. Das „Volk" hätte von seinem Zorne nichts zu besorgen, das Volk würde von der zarischen „Opala" nicht getroffen werden.

Diese beiden Sendschreiben versetzten die Bewohner von Moskau in eine unbeschreibliche Angst. „Besnatschalie", d. i. Regierungslosigkeit, schien allen, sagt Karamsin, ein noch furchtbareres Uebel als Tyrannei. Die Großen des

Digitized by Google

Reiches bestürmten den Metropoliten, um jeden Preis den Herrscher zu besänftigen. Das Volk lief heulend durch die Gassen, stöhnte und klagte: „Der Zar hat uns verlassen und darum müssen wir zu Grunde gehen. Wer wird uns schützen gegen die Fremden? Was wird aus uns armen Schafen werden ohne den Hirten?"

Nun, sie erhielten ihren geliebten Hirten wieder, die armen Schafe. Der Zar hatte die wohlberechnete Selbstverbannungskomödie nur durchgeführt, um jeden allfälligen Widerstandsgedanken, ja sogar jeden Widerspruchswunsch ein für allemal zu zertreten.

Eine große Abordnung, zusammengesetzt aus Bischöfen und Archimandriten, aus Knäsen und Bojaren, aus Kaufleuten und Bürgern, machte sich nach der alexandrowschen Sslobode auf, um vor dem Zaren „die Stirnen auf den Boden zu schlagen, zu jammern und die Rückkehr des Herrschers zu erflehen." Iwan gab dem Drängen nach, wie er sagte, aus Ehrfurcht vor dem Metropoliten und vor den Bischöfen, aber nur unter der Bedingung, daß die Klerisei fortan sich nicht mehr einfallen ließe, irgendwie dazwischen zu treten, so er die „Verräther" mit der Acht belegte, mit dem Tode und der Einziehung ihres Vermögens bestrafte. In dieser Ankündigung trat, kaum noch etwas verhüllt, die Absicht des Zaren zu Tage, den Stand der großen Grundbesitzer, welcher Stand bislang der zarischen Autokratie noch immer gewisse Schranken gezogen hatte, die alten Knäsen- und Bojarengeschlechter vollständig zu vernichten.

Daraufhin kehrte Iwan am 2. Februar 1565 nach Moskau zurück, und als er am folgenden Tage die hohe Klerisei und Bojarenschaft, die obersten Beamten und Richter, sowie die Spitzen der Bürgerschaft zu einer großen Versammlung berief, um vor dieser die Grundsätze seines künftigen Regiments darzulegen, da ergriff die Versammelten Schrecken vor dem wahrhaft schreckhaften Aussehen des „Schrecklichen". Sie hatten ihn früher gekannt als einen Mann von stattlicher Gestalt, muskelkräftigem Gliederbau, breiter Brust, regelmäßigen Zügen, durchdringendem Blick, starkem Haar- und

Digitized by Google

Bartwuchs. Das alles hatte sich während der 40 Tage seiner Selbstverbannung traurig verändert. Grimm und Groll mussten furchtbar in Iwan gewühlt haben. Es schien, als hätte seine Gestalt sich verkleinert, sein Gesicht wies verzerrte Züge, seine Augen blickten glasig, Haar und Bart waren ihm ausgefallen. Fürwahr eine Prachtausgabe von einem Zaren, das muß man sagen!

4.

In dem Beglückungssystem, welches Iwan für sein Volk zu entwerfen und in Vollzug zu setzen geruhte, stand obenan eine neue Eintheilung des Reiches. Selbiges sollte fortan zerfallen in die Landschaft (Semschtschina) und in das ausgesonderte Gebiet (Opritschnina). In der Semschtschina beließ er die alten Grundherren, sowie die Inhaber von Lehens- oder Dienstgütern in ihrem Besitzstand. Aus sämmtlichen zur Opritschnina geschlagenen Städten, Dörfern, Gehöften und Ländereien dagegen wurden die bisherigen Besitzer und Inhaber unerbittlich ausgetrieben. Denn die Opritschnina mit allen ihren Erträgnissen sollte ausschließlich dem Zaren, der Zarenfamilie und dem Zarenhofe zu gute kommen. Mit anderen Worten, die Opritschnina war eine ungeheure zarische Domäne, auf welcher Iwan seine Hof-, Militär- und Civildienstleute vornehmen oder geringen Standes als Dienstgüterinhaber ansiedelte. Aus diesen Lehensleuten wählte er seine Leibtrabanten, die „Opritschniks", zuerst ein Korps von 1000 Mann, welches aber bald auf den sechsfachen Betrag gebracht wurde. Diese Bande, deren Mitglieder zugleich Leibwächter, Späher, Angeber, Büttel und Henker waren, machte ihren Namen rasch zum Schrecken Russlands.

Sicher, daß ihm dieses Werkzeug auch zum Scheusäligsten nie den Dienst versagen würde, ging der „Schreck-

Digitized by Google

liche" jetzt vorwärts auf seiner Vertilgerbahn. Der Terrorismus von 1793 hat bekanntlich das Wort „Wegsäubern" (purger) erfunden oder wenigstens mit Vorliebe angewandt. Der „grause" Zar seinerseits sprach vom „Ausmerzen" und „Durchwurfeln" seines Volkes. Unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt begann die erste große Durchwurfelung oder Ausmerzung („Opala"). Der schlummerlose zarische Argwohn stopfte die Gefängnisse mit Massen von „Verdächtigen" voll, ganz so, wie nachmals die republikanische „Terreur" 1792—94 gethan hat. Der Tyrannei, ob von einem Tyrannen-Zar oder von dem hunderttausendköpfigen Tyrannen-Pöbel gehandhabt, muß überall und allzeit alles und jedes verdächtig sein. Verdächtigsein heißt aber unter solchen Umständen verlorensein.

Von namhaften „Verdächtigen" wurden zunächst hingeschlachtet der Knäs Gorbatyi-Schuiski mit seinem siebenjährigen Sohn, die Knäse Peter Gorenski, Jurgi und Iwan Kaschi, Nikita Scheremetew und Dmitry Schewirew. Der letztgenannte starb auf dem Pfahl. Die Bojaren Iwan Scheremetew, Iwan Kurakin und Dmitry Nemoi wurden im Kerker grausam gequält und dann gewaltsam zu Mönchen gemacht.

Die Ausmerzungswuth des Zaren schränkte sich jedoch keineswegs so ein, daß sie sich nur auf reiche und vornehme Leute, welche dem Tyrannen irgendwie „verdächtig" waren, erstreckt hätte. Die zügellose Raub-, Mord- und Brandbande der Opritschniks fiel auch auf das gemeine Volk, wo und wann es ihr beliebte. Wurden doch von diesen schrecklichen Menschenjägern, welche am Hals und am Sattel ihrer Rosse Hundeköpfe und Besen befestigten zum Zeichen, daß „sie wie Hunde beißen und das Land gänzlich ausfegen wollten", während eines einzigen Winters in Moskau allein an 12,000 Menschen vom Herd, Haus und Hof vertrieben und in die Schneewüste hinausgejagt, allwo sie elendiglich zu Grunde gingen. Unter der malaischen Bevölkerung des ostindischen Archipels gibt es ein Vorkommniß, welches der „Mordlauf" heißt. Ein Mann wird plötzlich von einem

Digitized by Google

rasenden Blutdurst erfasst, besessen. Er nimmt sein Dolchmesser („Kris"), stürzt aus seiner Behausung, rennt durch die Gassen seines Wohnortes und stößt alles nieder, was ihm begegnet, Menschen und Thiere. Ganz so machten es die Opritschniks des „Schrecklichen". Mit Streitäxten und großen Messern bewaffnet, sprengten sie rottenweise durch die Gassen der Städte und Dörfer, alles niedermetzelnd, was ihnen in den Weg kam.

Der Zar hasste seine Hauptstadt, allworin, wie sein finsterer Argwohn ihm einflüsterte, seine Sicherheit gefährdet wäre. Er residirte daher nur zeitweilig in Moskau. Wann er nicht seine Umfahrten („Objeesdy") machte, Klöster besuchend, Gränzfestungen besichtigend, in den Wäldern Bären hetzend, saß er draußen in dem alexandrow'schen Freidorf (Sslobode) in seinem verpallisadirten und umwallten Schloß wie ein lauernder Tiger in seiner Höhle. Die Umgebung des Palastes glich einem Standlager, worin den Hofleuten, den Staatsbeamten, den Opritschniks, dann auch Kaufleuten und Handwerkern besondere Quartiere angewiesen waren. Auch Kerker und Marterkammern gab es da, mitsammen genannt der „Peinhof". In die Sslobode hinein oder aus derselben weg durfte niemand ohne Vorwissen des „Schrecklichen". Zuweilen langweilte er sich. Dann suchte und fand er Kurzweil in der Frömmigkeit. Er ist ja all sein Lebtag ein so „frommer" Herr gewesen! Seinen Palast in der Sslobode verwandelte er zur selben Zeit, wo massenhafte Mordbefehle von dort ausgingen, in ein Kloster. Aus seinen Menschenjägern wählte er dreihundert der ruchlosesten aus und that ihnen Mönchekutten an. Sich selber ernannte er zum Abt, einen Fürsten Wäsemski zum Pater-Kellnermeister. Er sowohl, als alle diese absonderlichen Mönche, trugen unter ihren Kutten stets die langen Mordmesser, von welchen sie häufigen Gebrauch machten. Vor Tagesanbruch schon musste die gesammte „Brüderschaft" in der Kirche versammelt sein. Da erschien der Zar-Abt mit seinen beiden Söhnen, mit dem ganzen Hofstaat und machte sich daran, allerhöchsteigenhändig eine volle Stunde lang die Glocken

Digitized by Google

zu läuten. Dann Celebrirung der Messe, wobei der Zar vorbetete und vorsang, sich bis zur Erde verbeugend und vor dem Ikonostas mit der Stirne so eifrig den Boden schlagend, daß jene blutrünstig wurde. Nach dem Frühgottesdienst fand um acht Uhr des Morgens ein zweiter statt, welcher etliche Stunden währte. Dann ging die „Brüderschaft" zur Mahlzeit ins Refektorium. Während die „Brüder" aßen, las ihnen der Zar-Abt aus Erbauungsschriften vor oder recitirte Bibelstellen. Dann erst setzte er sich zur Tafel und speiste allein. War er satt und vollgetrunken, pflegte er sich tagtäglich nach dem „Peinhof" zu verfügen, allwo stets hunderte von Gefangenen vorhanden. Da wurde nun zur Augenweide des „Schrecklichen" stundenlang gemartert, wurden die scheußligsten Henkerskünste an den „Verdächtigen" geübt. Das förderte, sagte er, seine Verdauung. Auch wenn er an Appetitlosigkeit litt, was infolge seiner Völlerei häufig eintrat, lief er in die Folterkammer, um, wie er sagte, durch den Anblick unter Marterungen zuckender und blutender Menschenleiber seine Magennerven zu frischer Thätigkeit anregen zu lassen. Die Hand will einem erstarren, so man nachschreiben soll, welche Martern das Ungeheuer von Zar und seine Helfershelfer aussannen. Die Opfer dieser Folterkunst wurden in eigens konstruirten Bratpfannen geschmort, in eigens erbauten Oefen gebraten. Anderen löste man ein Glied und ein Gelenk nach dem andern ab. Diese schund man lebendig, jene zersägte man mit dünnen Schnüren.

Allerhöchsteigenhändig den Henker zu spielen, war und blieb fortwährend eine der nobeln Passionen des Zaren. Im Jahre 1567 wurde sein vieljähriger treuer Stallmeister und Schatzkämmerer Iwan Fedorow „verdächtig", nach der Zarenkrone zu streben. Dieser sinnlosen, höchst wahrscheinlich von dem „Schrecklichen" selbst erfundenen Unterstellung zufolge führte der Zar mit dem unglücklichen Greis eine grausame Verspottungsscene auf und stieß ihm dann das Messer ins Herz. Im folgenden Jahre wurde der Metropolit Philipp „verdächtig", weil er bei Gelegenheit eines feier-

Digitized by Google

lichen Kirchganges Iwans in Moskau es wagte, dem Wütherich eine sanfte Vorhaltung zu machen. Der zarische Zorn hierüber wurde zunächst so ausgelassen, daß der „Schreckliche" einer Rotte seiner Opritschniks befahl, während einer schönen Julinacht in die Häuser angesehener Knäsen, Bojaren und Kaufleute einzubrechen, um die Frauen derselben zu rauben. Aus dieser Beute wählte er sich solche aus, die ihm gefielen; die übrigen vertheilte er an seine Günstlinge. Dann brach er, die unglücklichen Weiber mitschleppend, aus der Hauptstadt auf, um mit seinen Mordgesellen sechs Wochen lang sengend und brennend, marternd und metzelnd in der Umgegend herumzuziehen. Auf diesem Zuge wurde alles, was Odem hatte, vernichtet, Mensch und Vieh, selbst die Fische in den abgelassenen Fischteichen. Im Herbst sodann wurde der Metropolit Philipp, als er im erzbischöflichen Ornat am Tage von Mariä Himmelfahrt vor dem Altar stand, durch eine Schar Opritschniks ergriffen, weggerissen, entkleidet, mit Besenstreichen aus der Kirche gejagt und zu ewiger Einkerkerung in ein Kloster geschleift. Philipps Neffen Iwan Borissowitsch ließ der Zar köpfen, schickte das blutende Haupt dem Erzbischof in den Kerker und ließ ihm sagen: „Da hast du deinen lieben Verwandten". Unlange darauf erlitt der greise Prälat den Tod mittels Erdrosselung.

Als im Jahre 1569 Iwans zweite Gemahlin starb, gab dieser Todesfall Veranlassung zu neuen Schlächtereien. Denn die Zarin wäre „vergiftet" worden, behauptete der Zar. Von wem? Von dem Vetter des Zaren, dem Fürsten Wladimir Andrejewitsch ohne Zweifel. Sofort erging der Vertilgungsspruch über den Fürsten, dem der „Schreckliche" schon lange gegrollt hatte, sowie über die ganze fürstliche Familie. Wladimir, seine Gemahlin Eudoxia, seine zwei Töchter, seine zwei Söhne wurden gezwungen, den Giftbecher zu trinken. Ihre Diener und Dienerinnen zog man splitternackt aus, jagte sie auf die Gasse und schoß sie nieder. Wladimirs Mutter, Euphrosyne, riß man aus ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit und ertränkte sie in der Schekšna.

In demselben Jahre 1569 und im nächstfolgenden

Digitized by Google

wurden „Opala's" größten Stils in Scene gesetzt, Ausmerzungen, die an Massenhaftigkeit alles bisher von dem „Schrecklichen" Geleistete noch überboten.

5.

Die Stadt Nowgorod am Ilmensee — in den Akten und Annalen der Hansa Naugarden geheißen — war durch ihren deutschen „Kaufhof" zur Zeit der Blüthe hanseatischer Macht ein wichtiger Vorposten des Germanenthums im slavischen Nordosten gewesen. Die mächtige Handelsstadt hatte sich dann dem durch die moskowitischen Großfürsten ihr auferlegten Joche nur ungern gefügt, aber sie hatte demselben sich gefügt. Da, im Jahre 1569 wurde sie dem „grausen" Zaren „verdächtig". Einer aus der Schar seiner Späher und Angeber hatte die Nowgoroder, ohne allen Grund, bezichtigt, sie hätten sich mit dem König von Polen in verrätherische Zettelungen eingelassen. Dafür sollten sie, ohne daß irgendwelche Untersuchung der schändlichen Bezichtigung stattfand, ein Strafgericht erfahren, welches das den Moskowitern eingeimpfte Mongolenthum in der allerfürchterlichsten Weise zum Vorschein kommen ließ und Iwan dem Schrecklichen einen Platz zur Seite des Dschingiskhan und des Tamerlan sicherte.

Im December genannten Jahres brach der Zar mit seinen Opritschniks und mit einem Heerhaufen von 15,000 Mann aus der alexandrow'schen Sslobode auf zu seinem Mongolenzug gegen das dem Untergange geweihte Nowgorod. Er that genau, wie Dschingis und Timur auf ihren Zügen gethan hatten: alles auf seinem Wege wurde vernichtet. In Klin, in Twer, in Torschok, in Medin wurde erbarmungslos gewürgt, damit, sagten die Würger, „niemand den Nowgorodern das Geheimniß vom Heranzug des Zaren verrathen könnte".

Digitized by Google

Im Januar langte der von seinem ältesten Sohn Iwan, dem Zaréwitsch, begleitete „Schreckliche" vor Nowgorod an. Er ließ die Stadt umzingeln und alle Zugänge von außen verbarrikadiren, damit niemand herauskönnte. Dann hielt er mit seinen Truppen den Einzug und ließ sich von dem ihn feierlich empfangenden Erzbischof Pimen in Procession zur Sophienkirche geleiten, wo er dem Gottesdienste sehr andächtig anwohnte. Hierauf setzte er sich mit seinem Gefolge im erzbischöflichen Palaste zur Tafel. Aber plötzlich, mitten im Schwelgen, sprang er auf und stieß brüllend den tatarischen Schlachtschrei „Hallahah!" aus. Das war das Signal zur Abschlachtung der Bewohnerschaft von Nowgorod und zur Ausraubung der Stadt. Fünf Wochen lang währten Gemetzel und Plünderung. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht blieb verschont. Der Unhold von Zar ritt von Straße zu Straße, sich an den gräßlichen Scenen des Massenmordes ergötzend. Bei der Kirche zur Geburt Christi allein wurden 10,000 Leichen eingescharrt. Die Gewässer des Wolchow stauten sich von der Menge der darein geworfenen Todten. Etliche zeitgenössische Berichterstatter geben die Zahl der Umgekommenen auf 100,000 an. Andere mindern diese Angabe auf 60,000 herab. Einer meldet mit Bestimmtheit, der „Schreckliche" habe an einem Tage nicht weniger als 15,000 Nowgoroder erwürgen lassen, Weiber und Kinder eingerechnet. Ein anderer sagt, seit der Zerstörung Jerusalems sei ein so grauenhaftes Schauspiel wie die Verheerung Nowgorods und seiner Umgebung nicht gesehen worden.

Leichenhaufen, Blutdunst, Hungersnoth, Pestilenz und Verödung hinter sich lassend, rückte der Zar von Nowgorod auf Pskow, um auch dieser Stadt das Schicksal von jener zu bereiten. Auf einer Anhöhe machte er Halt, und blickte, so meldet der Chronist, „die Stadt unverwandt an, die untere Kinnlade bewegend, als fräße er Pskow auf". Doch der bedrohte Ort entging dem Schlimmsten, er wurde nur geplündert, vollständig ausgeraubt, weil ein blödsinniger Anachoret, Salos Nikola, welcher für einen großen Heiligen

Digitized by Google

galt, mittels seiner Prophezeihungen dem abergläubischen Wütherich so imponirte, daß er die Abschlachtung der Pskower unterließ.

Aber die Wolke von Blutdampf, Brandrauch und Entsetzen, welche über Nowgorod schwebte, dehnte sich bis nach Moskau hinüber. Dorthin zurückgekehrt, übte der Zar wieder einmal eine jener Tyrannenkünste, welche er dem Bonapartismus vorwegnahm. Um nämlich seiner alles verzehrenden Wuth neue Menschenhekatomben darbieten zu können, erfand er ein ungeheuerliches Komplott, welches, wie er phantasirte, viele seiner vornehmsten Würdenträger, Knäse, Bojaren und Diäke, mit dem als Gefangenen in die alexandrow'sche Sslobolde geschleppten Erzbischof Pimen von Nowgorod angesponnen hätten, um den Zaren zu ermorden. Auf Grund dieser ruchlosen Fabel wurden eingekerkert der Kanzler Wiskowathi, der Schatzmeister Funikow, die Bojaren Stepanow, Wassiljew, Jakowlew, auch die beiden Hauptgünstlinge, der General Basmanow samt seinem Sohne Fedor und der Fürst Wäsemski, der „Pater-Kellnermeister", der Fürst Prosorowski, kurz an 300 „Verdächtige". Nach scheusäligen Folterungen erging der Todesspruch gegen die „Hochverräther".

Der 25. Julitag von 1570 sah die schreckliche Vollstreckung. In Kitaigorod, im chinesischen Quartier von Moskau, war eine Menge von Galgen errichtet, waren Haufen von Marterwerkzeugen bereitgelegt, war ein großes Feuer angezündet und darüber ein riesiger Wasserkessel aufgehängt. Die Opritschniks schlossen um diese Zurüstungen einen Kreis. Der Platz war öde, denn das Volk verbarg sich ängstlich in Kammern und Kellern. Unter Trompeten- und Paukenschall kam der „Schreckliche" mit seinem Hofstaat geritten. Die Leere des Platzes missfiel ihm. Er gebot, von überallher das Volk mit Gewalt herbeizutreiben, damit „es Zeuge seines Strafgerichts wäre". So füllte sich denn der Platz mit einer zitternden Menge. Der Zug der Verurtheilten schwankte heran, langhingedehnt, furchtbar anzusehen, die zerfleischten, verrenkten, blutenden,

Digitized by Google

zermarterten Leiber nur mühsäligst fortschleppend. Da rief der Zar von seinem Rosse herab über die Menge hin: „Volk, du wirst Marter und Tod sehen, aber zur Züchtigung von Verräthern. Sprich, ist mein Gericht gerecht?" Worauf das liebe „Volk": „Lang lebe unser Väterchen, der Zar! Tod den Verräthern!" Darauf nahm das massenhafte Martern und Morden seinen Anfang und das Zerstückeln, Sengen, Verbrühen, Pfählen, Zerhauen, Zersägen hörte erst auf, nachdem binnen zwei Stunden an 200 Menschen abgeschlachtet waren. Drei Tage später wurden die übrigen Verurtheilten nachgeholt, bei welcher Gelegenheit der Zar den Fürsten Schachowskoi allerhöchsteigenhändig mit seiner Elfenbeinkeule todtschlug. Die Frauen und Kinder der Gemordeten ließ der „Schreckliche" ersäufen. Einzelnen dieser weiblichen Opfer, wie der Gattin Funikows, einer Frau voll Tugend und Würde, ließ der Unmensch so gräulich schamlose Misshandlungen anthun, daß die Feder vor der Andeutung derselben zurückschrickt, und der Grausamkeit Molochs die Verworfenheit Bellals gesellend, zwang er die fünfzehnjährige Tochter der genannten Unglücklichen, die Verschändung ihrer Mutter mitanzusehen. Das gesammte Vermögen der Hingeschlachteten fiel selbstverständlich dem Zaren anheim. Die entsetzlichen Blutrasereien Iwans waren demnach sehr einträgliche Finanzoperationen, seine Mördereien zugleich Geldgeschäfte.

6.

Nun endlich schien die große Saumsälige, die Nemesis, Hand und Fuß rühren zu wollen. Aber es war nur ein Schein. Denn auch hier bewahrheitete sich wieder einmal der alte Spruch, daß die Völker büßen müssen, was die Könige, die Kaiser oder die Zaren gesündigt haben.

Eine ganze Reihe von Unglücksschlägen fiel auf das

Digitized by Google

moskowitische Reich. Dem erbarmungslosen inneren Krieg, welchen der „Schreckliche“ seinem Volke machte, waren i. J. 1570 Hungersnoth und Pestilenz gefolgt. Dazu kam im nächsten Jahre die furchtbare Heimsuchung eines Tatareneinfalls. Der Khan der Krim, Dewlet-Girey, that an der Spitze seiner zahlreichen Horden einen Kriegszug in das Moskowiterland. Söhne desselben, Russen, welche vor dem Wüthen ihres Zaren zu den Tataren geflohen waren, hatten den Khan dazu an- und aufgereizt. Der „Schreckliche“ rückte mit seinen Opritschniks dem Feind entgegen bis nach Serpuchow, koncentrirte sich dann aber, ohne einen Schlag zu versuchen, Hals über Kopf rückwärts, floh an Moskau vorbei und barg sich in dem fernab gelegenen Jaroslaw. Der Khan kam heran, nahm die schutzlos preisgegebene Hauptstadt, plünderte sie gründlich und verbrannte die ausgeraubte, so daß nur der Kreml stehen blieb. In dem Flammenmeer wären, hieß es, 100,000 Menschen umgekommen. Ein zweites Hunderttausend schleppten die Tataren bei ihrem Abzug mit fort in die Sklaverei. Im folgenden Jahre, 1572, kam der Khan wieder, da wurde ihm aber der Weg gewiesen. Freilich nicht durch den Unhold von Zaren, welcher sich in der ganzen Tatarennoth als ein großer Jämmerling erwiesen hat, sondern durch den Knäsen Michail Worotynski, welcher sich 50 Werst von Moskau, bei Lopassna, an der Spitze eines russischen Heeres, dessen Kern 7000 deutsche Landsknechte unter ihrem Oberst Georg von Fahrensbach bildeten, den Tataren entgegenstellte, sie entscheidend schlug und die geschlagenen in ihre Steppen zurückjagte.

Obzwar also nur mit Noth der Gefahr entgangen, von den Tataren erobert und verschlungen zu werden, übten sich doch die Moskowiter sofort selber wieder im Erobern und Verschlingen. Ihr Ausbreitungstrieb war auf Livland und Esthland gerichtet, so daß der „grause“ Zar in seiner auf die Erwerbung dieser Ostseeländer gerichteten Begierde als ein Vorläufer Peters des Großen erscheint. Für diesmal blieb aber der moskowitische Heißhunger ungestillt, weil

Digitized by Google

Schweden und Polen im Kriegswesen den Russen weit überlegen war.

Der „Schreckliche" kehrte demnach seine Waffen wieder nach innen, gab seinen Russen zu fühlen, was es hieße, einen Zaren seines Schlages zu haben, und füllte seine letzten Lebensjahre, wie schon so viele seiner früheren, mit gräulichen Unthaten aus.

Die vollendete Sklavenhaftigkeit seiner Unterthanen ließ ihn gewähren. Nicht die leiseste Regung von Widerspruch, geschweige von Widerstand, hatte er mehr zu befahren. In diesem moskowitischen Sklavenpöbel, in dem vornehmen wie in dem geringen, war jeder Hauch von Ehre und Menschenwürdegefühl erstickt. Knäse und Bojaren fanden es ganz in Ordnung, wenn der Zar sie um geringer Versehen willen auspeitschen ließ wie Stallknechte. Ein Bojar, welchen der „Schreckliche" spießen ließ, betete vom Pfahl herab: „Gott helfe dem Zaren! Gott gebe dem Zaren Glück und Heil!" bis der Tod seiner Marter ein Ende machte. Unlange nach der Tartarennoth ließ Iwan den Sieger von Lopassna, den ehrwürdigen Fürsten Worotynski, der Zauberei bezichtigen, sowie eines Anschlags auf sein, des Zaren, Leben, und ließ den Unglücklichen langsam zwischen zwei Kohlenfeuern rösten. Zugleich mit Worotynski wurde der Knäs Nikita Ordojewski zu Tode gequält. Den „heiligen" Abt Kornelius von Pskow und seinen Schüler Bassian ließ der Zar in einem riesigen Mörser zerstampfen, den neuen Erzbischof Leonidas von Nowgorod in ein Bärenfell einnähen und von Hunden zerreißen. Häufig machte er sich den „Spaß", eingefangene Bären auf die Volksmenge loszulassen.

Es fehlte nur noch das Wüthen gegen das eigne Fleisch und Blut und auch dieses kam. Von Iwans rohem und gewaltthätigem Verfahren im Heiraten, Sichscheiden und Wiederverheiraten wollen wir weiter nicht reden. Er brachte es nach und nach bis zu sieben Frauen, von welchen aber in der kirchlichen Anschauung verschiedene nur Kebsen waren. Als er, ohne alle Rücksicht auf die bezüglichen Gebote und

Digitized by Google

Verbote der Landeskirche, zu seiner siebenten Gemahlin die Marfa Nagoy genommen hatte, kam ihm der Einfall, um eine englische Lady zu werben, Mary Hastings. Seinem zu diesem Zwecke nach England geschickten Unterhändler Pissemski gab er auf, zu erkunden, ob die besagte Lady auch recht „groß, feist und weiß" wäre. Der Handel zerschlug sich aber. Im Oktober von 1582 gebar Marfa Nagoy dem Zaren seinen jüngsten Sohn Dmitry.

Elf Monate zuvor, im November 1581, hatte der „Schreckliche" seinen ältesten Sohn, den Zarèwitsch Iwan, ermordet. Es hieß, der Prinz habe seinem Vater Vorwürfe gemacht, weil dieser seine, des Prinzen, Gemahlin Helene mittels roher Mißhandlung um ihre Mutterhoffnung gebracht hätte. Sei es darum, sei es aus einem andern Grunde, der Zar fuhr in rasendem Jähzorn auf den Sohn los und stieß ihm die Spitze seiner elfenbeinernen Keule in die Schläfe. Iwan brach zusammen und starb fünf Tage darauf.

Das scheint das Unthier von Vater doch erschüttert zu haben. Wenigstens konnte er es in der alexandrow'schen Sslobode, seiner Lieblingshöhle, wo er den Sohn erschlagen, nicht mehr aushalten, sondern übersiedelte nach dem Kreml der aus ihren Brandruinen wieder erstandenen Hauptstadt. Dort ist er dann, am 18. März 1585, nach kurzer Krankheit gestorben, „versehen mit allen Tröstungen der Religion". Sein mehr als halbblödsinniger Sohn und Nachfolger Feodor starb 1595 und mit ihm erlosch der Stamm der moskowitischen Großfürsten aus dem Hause Rurik . . . .

Warum ich dieses grausenhafte Kapitel aus der Geschichte des Zarenthums vor den Augen denkender Leser und Leserinnen aufgeschlagen habe?

Damit ein Stück russischer Vergangenheit ein Stück russischer Gegenwart erklären helfe.

Der russische Nihilismus ist nicht so räthselhaft, wie er aussieht. Es läßt sich in demselben unschwer ein logisch-nothwendiges Produkt der Geschichte Rußlands erkennen. Man kann seine Eltern ganz bestimmt nachweisen: der Vater heißt Zarismus, die Mutter Korruption.

Digitized by Google

Inhalt des elften Bandes.

	Seite
Mohammed und sein Werk	1
Deutschland vor hundert Jahren	37
Ein Memento	69
Paris zur Schreckenszeit	87
Der „grause“ Zar	110

Digitized by Google

Druck von Walter Biegandt in Quedlinburg.

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie.

Zwölfter Band.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Menſchliche Tragikomödie.

Geſammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Geſammtausgabe zweite, durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Zwölfter Band.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man: alles dreht ſich im Kreis.
Göthe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Realpolitiker „sans phrase“.

(Bescheidener Versuch einer „Rettung“ im zeitgemäßesten Sinn und Stil.)

Conscience is but a word that cowards use,
Devis'd at first to keep the strong in awe;
Our strong arms be our conscience, swords our law.
Shakspeare, Richard III., 5, 3.

1.

Am 9. April 1483 starb im Palast von Westminster König Eduard der Vierte von England, bevor er 41 Jahre alt geworden. Eine unwissenschaftlich-moralisirende Geschichtebetrachtung könnte sich leicht versucht fühlen, diesen frühzeitigen Hingang tadelnd der Völlerei und Unzucht des Königs auf Rechnung zu setzen. Die objektive Historik dagegen begreift die kraftstrotzende Natur dieses York und verzeiht demzufolge die Ausschreitungen derselben oder findet vielmehr dieselben ganz in der Ordnung. Der älteste Sohn des rebellischen Herzogs Richard von York musste ein solcher Vielfraß, Söffer und Unzüchtling sein, wie er war: er konnte gar nicht anders. Seine Natur wollte es so. Er musste auch der Treue- und Wortbrüchige, der erbarmungslose Schlächter und der Brudermörder sein, der er gewesen. Seine Stellung verlangte das gebieterisch. Man sollte doch endlich einmal der Kinderei entsagen, zu wähnen, die

Digitized by Google

Satzungen und Forderungen von Recht und Sitte, welche ja im Privatleben ganz gut sein mögen, müssten auch in der Politik Geltung und Bedeutung haben. Es wäre wahrlich an der Zeit, das lächerlich-philisterhafte Ellenmaß der Moral, womit der alte F. C. Schlosser in der Geschichte herumfuchtelte, in die Plunderkammer zu thun, auf Nimmerwiedersehn.

Die Gräuel, womit die Nebenbuhlerschaft der Häuser Lankaster („Rothe Rose") und York („Weiße Rose") England etliche dreißig Jahre lang erfüllte, waren mit dem Hinschied Eduards des Vierten noch nicht zu Ende. Der Ueberschuß an Kraft, welcher sich in den englischen Beef-Eaters entwickelte, musste sich noch fernerweit austoben. Die Moral macht, beiläufig bemerkt, darüber ein groß Geschrei. Sie sagt, die Kriege, welche die beiden Rosen gegen einander führten, hätten das englische Volk mit allem Schändlichen und Scheusäligen geschlagen, was menschliche Verworfenheit und Ruchlosigkeit nur immer auszusinnen vermöchten. Lug und Trug, Meineid und Verrath, teuflische Bosheit und abgefeimteste Gemeinheit, raffinirteste Tücke und wildeste Grausamkeit hätten da mitsammen ganze Berge von Freveln aufgethürmt. Nun ja, es ging da allerdings nicht ganz säuberlich her. Aber was kümmert das die Wissenschaft? Diese hat nur nachzuweisen und darzuthun, daß und wie auch hier das große Entwickelungsgesetz im Spiele war, vorweggenommener Darwinismus, so zu sagen. Es handelte sich um den bekannten „Kampf um's Dasein". Nämlich um's Königsdasein. Die Herren Prinzen von der rothen Rose, wie gleichermaßen und gleichzeitig die von der weißen Rose wollten Könige von England sein. Da kam es darauf an, wer von ihnen gerade die ausgiebigeren Gehirnsekretionen, die festeren Nerven und die kräftigeren Muskeln hätte. Wer das alles hatte, war momentan der Stärkere und kriegte darum entwickelungsgesetzmäßig den Schwächeren unter — voilà tout.

Der vierte Eduard war also todt und es sollte ihm sein ältester Sohn als Eduard der Fünfte auf dem Throne

Digitized by Google

folgen, „von rechtswegen“, wie man gewohnheitsmäßig zu sagen pflegt. Wie war es aber mit den Gehirnsekretionen, Nerven und Muskeln des noch nicht ganz dreizehnjährigen Königs-Knaben bestellt? Sehr schwach. Ganz natürlich also, daß das irdene Töpflein, wenn es mit einem Eisentopf zusammenprallte, kläglich in Scherben ging.

So ein Eisentopf war aber vorhanden: — der Ohm des Knaben, Richard, Duke of Glocester.

Man weiß, wie der Shakspeare den Mann dramatisch verunstaltet und tragisch verunglimpft hat. Ja, verunstaltet und verunglimpft. Denn Richard war keineswegs bucklig, geschweige „ein Klumpen ekelhafter Mißgestalt (a lump of foul deformity)“, sondern er hatte nur einen kleinen „Verdruß“ auf der rechten Achsel und eine Verschrumpfung am linken Arm. Ein Adonis allerdings war er gerade nicht. Kaum von Mittelgröße und von hageren, scharfen Gesichtszügen, hatte er sich mittels vom Knabenalter an unausgesetzt betriebenen Abhärtungen und Uebungen einen eisernen Körper voll Kraft und Gewandtheit erworben, mit einer stählernen Seele darin, falls nämlich der obsolete Ausdruck „Seele“ statthaft wäre. Schon als Jüngling nicht nur ein Ritter von glänzender Tapferkeit, sondern auch ein geschickter und glücklicher General, hatte er sich als solcher, wie als scharfsichtiger und schneidiger Politiker, noch bevor er zwanzig Jahre alt geworden, die allergrößten Verdienste um die Weiße Rose erworben. Er hatte es frühzeitig verstanden, sich in Achtung zu setzen. Graubärtige Männer, die in fünfzig Schlachten aufrecht gestanden, senkten die Stirnen, wenn der junge Richard sie anfunkelte mit seinen stahlgrauen Augen und dazu, wie er zu thun pflegte, die Unterlippe biß und den Dolch, den er immer am Gürtel trug, spielend halb aus der Scheide zog und langsam wieder in dieselbe zurückschob.

Shakspeare hat bekanntlich, um eine Bravourrolle für Komödianten zu schaffen, den zum Realpolitiker höchsten Stils geborenen Herzog von Glocester zu einem dämonischen Popanz gemacht, welcher, vom Teufel der Ehr- und Herrsch-

Digitized by Google

sucht besessen, wie ein Rasender sich gebärdet, nämlich wie ein rasender Kulissenreißer. Es lohnt sich nicht der Mühe, auf diese Pfuscherei in bombastischen Versen näher einzugehen. Ueberhaupt, dieser Shakspeare, was war er denn eigentlich? Autodidakt, Dilettant, Literat — bah! Von Zünftigkeit, von Schule, von Methode nicht die blasseste Idee! Er ist jetzt so ziemlich aus der Mode gekommen, seitdem der Göthe darein gekommen. Das Beste an seinen lächerlich überschätzten Werken sind, wie jetzt fachmännisch dargethan ist, die Noten seiner gelehrten Kommentatoren, wie denn ja auch der Göthe seinerseits erst zu wirklicher Bedeutung und Geltung zu gelangen anfing, seitdem die Göthe-Scholiasten seiner sich angenommen und nicht nur sein Versezeug, sondern auch seine Papierkörbe, seine alten Kleider, Hemden und Schnupftücher, seine Mappen-, Kasten-, Schubladen-, Schatullen-, Tisch- und Bettschätze zu Objekten tiefgründender Forschungen und unerhört kurzweiliger Darstellungen gemacht haben.

Herzog Richards Platz war auf dem Schlachtfeld oder am Staatsrathstisch. Aber auch im Damengemach wusste er sich schicklich und sogar anmuthig zu bewegen. Die Weiber verstand er meisterlich zu führen, wenn es ihm gerade in den Kram seiner Realpolitik passte. Ein sentimental seufzender Schäfer ist er freilich nicht gewesen. Seine Heirat mit der Lady Anna Nevil, der jüngeren Tochter des unermesslich reichen „Königsmachers" Warwick, welche dem Sohne König Heinrichs des Sechsten, dem auf der Walstadt von Tewksbury erschlagenen Prinzen Eduard von Lankaster vermählt gewesen, ohne daß die Ehe vollzogen worden, — diese Heirat war ein realpolitisches, ganz vorzüglich rentirendes Geschäft. Uebrigens war dieser scharfsinnige Rechner nichts weniger als ein Knauser, sondern vielmehr ein prachtentfaltender Herr, der unter Umständen auch ein recht munterer sein konnte. Er liebte Glanz und Prunk, Musikanten und Schnurranten, Falken, Pferde, Hunde und Affen. Namentlich Affen. Ihre Grimassen mochten ihm ungekünstelter, aufrichtiger und darum ergötz-

Digitized by Google

licher vorkommen als die der Menschen. Was diese, die Menschen, angeht, so werthete und behandelte er sie, wie sie es verdienten.

2.

Beim Tode seines Vaters weilte der Prinz von Wales, welcher jetzt Eduard der Fünfte hieß, fern von London auf dem Schlosse Ludlow an der walliser Gränze. Bei ihm waren sein Oheim von mütterlicher Seite, der zugleich sein Erzieher, Anton Wydeville, Earl of Rivers, und sein Halbbruder Lord Richard Grey, der zweite Sohn der Königin-Witwe Elisabeth aus ihrer ersten Ehe mit Sir John Grey. Der ältere Bruder von Richard Grey, Thomas, Marquis von Dorset, war, von seinem Stiefvater König Eduard dem Vierten dazu bestellt, Kommandant im Tower zu London und als solcher Hüter der Hauptstadt und des Kronschatzes.

Die Königin-Witwe Elisabeth befand sich mit ihrem jüngeren Sohn von Eduard dem Vierten, dem neunjährigen Herzog Richard von York, und mit ihren Töchtern im Palast von Westminster. Sie versuchte unter Beihilfe ihres Bruders Rivers, ihrer Söhne aus erster Ehe und ihres übrigen Familienanhangs die der Hand des todten Königs entsunkenen Zügel des Staates zu fassen und zu halten. Sie ließ Eduard den Vierten bestatten und Eduard den Fünften ausrufen. Sie gestattete auch, daß ihre Verwandten, namentlich der Kommandant des Towers, verschiedene finanzielle und militärische Veranstaltungen trafen.

Nun war da aber am Hof und im Staat eine Partei oder wenigstens eine Anzahl von Lords, welche, obzwar dem Hause York aufrichtig zugethan — soweit es nämlich im damaligen England überhaupt so etwas wie Aufrichtigkeit gab — schon lange mit schlechtverhehlter Abgunst auf

Digitized by Google

das Emporkömmlingeglück der Wydevilles und Greys geblickt hatten und jetzt nichts weniger als gewillt waren, von den Verwandten der Königin sich und das Reich regieren zu lassen. Vorragend unter diesen Gegnern waren die Lords Hastings (Oberkämmerer), Howard (Bannerherr) und Stanley (Oberhofmeister), sowie Harry Stafford, Herzog von Buckingham, dem Besitz und Herkunft — er stammte mütterlicherseits von einer Enkelin Eduards des Dritten, folglich aus dem Hause Plantagenet — großes Ansehen verliehen. Diese Magnaten und ihre Gesinnungsgenossen stießen mit der Königin-Witwe und deren Anhang schon feindselig zusammen, als es sich um die Erledigung der bloßen Formfrage handelte, wie der junge König von Ludlow nach London geleitet werden sollte, auf daß er am 4. Mai daselbst gekrönt würde. Offenbar wollten die Lords, daß der königliche Knabe bei dieser Gelegenheit aus den Händen der Wydevilles und Greys in die ihrigen gelangte. Derweil aber machte ein Dritter sich fertig, das kostbare Unterpfand in seine Gewalt zu bringen.

Richard von Gloceſter führte an der von ewiger, nur durch kurze Ruhepausen unterbrochener Fehde erfüllten schottischen Gränze den Heerbefehl, als er die Botschaft vom Ableben seines Bruders Eduard empfing. Mit welchen Gefühlen, das weiß man nicht und kann man nicht einmal vermuthen. Gewiß ist nur, daß er sofort seiner Schwägerin Elisabeth sein Beileid vermelden und seinem jungen Neffen seine Vasallentreue und sein Schwert zur Verfügung stellen ließ. Dann ging er nach York, bestellte ein Traueramt im Münster, wohnte der Celebrirung desselben in Trauerkleidern an, berief hierauf die Nobility und Gentry der nördlichen Grafschaften und hieß sie Eduard dem Fünften Treue schwören, allen voran selber schwörend. So ein Schwur macht sich gut und kostet nichts als Worte, welche bekanntlich dazu da sind, die Gedanken zu verbergen. Auch muß man sich, wenn man ein richtiger Realpolitiker sein will, genau über die Sachlage orientiren, bevor man anfaßt. Richard war bald orientirt, besonders dann, als

Digitized by Google

ihm ein vom Herzog von Buckingham entsandter Bote gemeldet hatte, wie die Königin-Witwe und ihre Sippen ins Zeug gingen, ohne erst bei ihm, dem Oheim des jungen Königs und dem Großadmiral von England, um dies und das anzufragen. Er verständigte Buckingham und Hastings, daß und wie er den Wydevilles und Greys den Meister zeigen wollte und brach hastig von York gen Süden auf. Es galt, dem Earl Rivers und dem Lord Grey, welche sich mit ihrem königlichen Neffen und Halbbruder von Ludlow nach der Hauptstadt aufgemacht hatten, unterwegs zuvorzukommen und sich des jungen Königs zu bemächtigen, bevor derselbe London erreichte.

Dies gelang und zwar zu Stratford, nachdem der Herzog von Buckingham, einer Weisung Glocesters gehorchend, von London her diesem 300 Lanzen in Northampton zugeführt hatte. Schon bei dieser Gelegenheit handelte Richard mit jener raschen und eisernen Greif- und Treffsicherheit, welche seine Gegner verblüffte, mit Schrecken schlug und mit Entsetzen lähmte. Er bemächtigte sich seines jungen Neffen. Allerdings that er dies mit gezogener Mütze und gebogenem Knie, wie es sich seinem rechtmäßigen König und Herrn gegenüber geziemte; aber er that es doch. Eine richtige Realpolitik schließt ja die Beobachtung ritterlicher Formen nicht aus. Natürlich durfte sich der oheimliche Realpolitiker weder durch solche Formen noch durch die Thränen Eduards des Fünften abhalten lassen, die Verwandten desselben, Rivers und Grey, und die Kämmerer Vaughan und Hawse, ohne Umstände fassen und auf seine Burgen in Yorkshire in die Gefangenschaft abführen zu lassen, obzwar er den Oheim und den Halbbruder seines Neffen, als sie in Northampton gekommen waren, ihn zu begrüßen, mit größter Freundlichkeit empfangen, sie auch zu Tische geladen und munter mit ihnen gezecht hatte. Warum nicht? Die Realpolitikerin Katze spielt ja auch mit der Maus, bevor sie dieselbe auffrißt.

In der Walpurgisnacht langte der Bote Glocesters, welcher dem Lord Hastings zu melden hatte, was zu Nort-

Digitized by Google

hampton und Stratford geschehen, in London an. Hastings machte dem Kanzler Rotheram, Erzbischof von York, Mittheilung und die Ahnung dessen, was kommen würde, legte sich wie ein schwerer, schwarzer Schatten auf die Stadt. Die Königin-Witwe Elisabeth hielt sich im Palast nicht mehr für sicher, begab sich mit ihrem jüngeren Knaben Richard und ihren Töchtern schleunig hinüber in das Sanktuarium von Westminster und stellte sich unter den Schutz des Abtes. Auch der Marquis von Dorset fand es gerathen, den Tower sofort zu verlassen und sich ebenfalls in der westminsterlichen Freistätte zu bergen. Ein großer Abfall kündigte sich an. Nur wenige Lords und Prälaten hielten in Westminster und bei der Partei Wydeville-Grey aus, viele dagegen scharten sich in der City um Hastings, welcher übrigens erklärte — und nicht nur erklärte, sondern auch glaubte — daß die Rechte Eduards des Fünften in keiner Weise angetastet werden sollten.

Dem schien wirklich so zu sein. Zwar verzögerte Glocester den Einzug des jungen Königs in die Hauptstadt bis zum 4. Mai, also bis zu dem Tage, welcher ursprünglich zum Krönungstage bestimmt war; aber beim Einzug ritt der Oheim barhaupt vor dem Neffen her, forderte das Volk auf, den jungen König hochleben zu lassen und ordnete an, daß noch an demselben Tage Eduard der Fünfte im bischöflichen Palast bei der Paulskirche die Huldigung und den Treuschwur der anwesenden geistlichen und weltlichen Peers, sowie der Mitglieder des londoner Gemeinderathes empfing. Man konnte demnach glauben, Glocesters ganzes Absehen ginge darauf, bis zur Volljährigkeit seines Neffen die Regentschaft zu führen, worauf er ja als Oheim und erster Magnat des Königreichs vollwichtigen Anspruch hatte.

Es gewann auch den Anschein, als wollte sich in diesem Sinn alles glatt abwickeln. Geistliche und weltliche Lords hielten, und zwar mit Beiziehung von „Gemeinen" (Commoners), d. h. Unterhausmitgliedern, verschiedene Rathschläge, bis sie schlüssig wurden, den Herzog von Glocester

Digitized by Google

förmlich zum Vormund und Beschützer des minderjährigen Königs und zum Präsidenten des Geheimen Rathes zu bestellen. Etwas wie leises Misstrauen gegen Richard schien sich allerdings zu bergen in dem Umstand, daß ihm nicht der Titel Regent, sondern nur der Titel Lord-Protektor zuerkannt wurde. Hätte man spätere Geschehnisse vorhersehen können, so würde es wohl auch aufgefallen sein, wenn auf Antrag des Herzogs von Buckingham beschlossen wurde, daß der junge König nicht im Westminsterpalast, sondern im Tower residiren sollte. Der Erzbischof Rotheram von York musste, als Parteigänger der Königin-Witwe verdächtig, die Staatssiegel an den Bischof Russel von Linkoln abgeben.

3.

Wie konnte aber ein Mann, dessen Gesäß so ganz dazu gebaut war, auf dem Throne zu *sitzen*, sich damit begnügen, auf der obersten Stufe desselben zu *stehen*? Dies verlangen, hieße etwa fordern, Friedrich der Große hätte, statt die Schlachten des siebenjährigen Krieges zu schlagen, sich lebenslang darauf beschränken sollen, die potsdamer Wachtparade zu kommandiren. Es ist für Starke nicht nur ein Recht, sondern auch eine Nothwendigkeit, ihre Stärke zu manifestiren. Finden sie hierbei Hindernisse auf ihrem Wege, um so schlimmer für die Hindernisse, Menschen, die das Zeug haben, Geschichte zu machen, können doch fürwahr ihre Zeit nicht damit verlieren, im Katechismus zu lesen. Wer vorankommen will im Gedränge, muß seine Ellbogen tüchtig und rücksichtslos gebrauchen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Wer die Mittel vorher auf ihre sogenannte „Moralität“ prüft, wird niemals einen großen Zweck erreichen. Und so weiter im unfehlbaren Regulbuch vorurtheilsfreier Realpolitik und objektiver Historik.

Digitized by Google

Uebrigens war der Lordprotektor Richard nicht gerade auf Rosen gebettet. Im Gegentheil, seine Lage war so unbequem, daß es sich, so zu sagen, schon aus reinkörperlichen Beweggründen empfahl, ein bequemeres Bett zurechtzumachen. Das nächstliegende Mittel hierzu war die Bildung einer festen protektoralen Partei und das tauglichste Material zu einer solchen glaubte der Protektor gefunden zu haben in den Mitgliedern der alten und hohen Baronschaft, für deren Führer der Herzog von Buckingham gelten konnte. Diese Herren blickten mit derselben Abneigung auf die Sippschaft der Königin-Witwe wie auf den Lord Hastings, welcher als Vertrauter Eduards des Vierten darauf Anspruch machte, auch der Vertraute Eduards des Fünften zu sein und im Rathe des jungen Königs die erste Stelle einzunehmen. Wie konnte aber ein Mann vom Kaliber Richards von Gloceſter einem andern die erste Stelle einräumen? Zudem mußte sich ihm die Nothwendigkeit aufdrängen, nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft zu sorgen. Die Sachen konnten sich ja nothdürftig so hinschleppen bis zur Volljährigkeit des Königs. Aber dann? Wer und was stellte den Protektor davor sicher, daß der mündige fünfte Eduard den Sturz seiner Mutter und ihrer Verwandten an seinem Oheim rächen wollte und würde? Der ganze Verlauf der Rosenkriege hatte ja gezeigt, daß energische Könige ihren Willen und ihre Gelüste allen Gesetzen des Königsreichs, aller parlamentarischen Kontrole, allen Rechtsbräuchen und Herkömmlichkeiten zum Tort und Trotz durchzusetzen vermöchten. Konnte aber nicht aus dem König-Knaben Eduard ein Mann vom Schlage seines Vaters oder gar seines Ohms Richard werden? Alle diese Fragen gaben dem Protektor zu denken und er gehörte nicht zu denen, die sich mit dem Denken begnügen. Er war ja ein Thatmann jeder Zoll.

Leider ist es unmöglich, sein Thun Schritt für Schritt zu verfolgen, weil darüber, was in den ersten Tagen seines Protektorats um ihn her und in ihm selber vorging, die Quellen nur spärlich und trübe fließen oder auch ganz

Digitized by Google

versiegen. Richard scheint Grund zu der Befürchtung gehabt zu haben, daß Hastings und dessen Anhang ein Kompromiß mit den Wydevilles und Greys eingehen könnten. Es ist auch dunkel die Rede von einer heftigen Oppositionsregung, welche sich in einer im Westminsterpalast gehaltenen Rathsitzung von weltlichen und geistlichen Lords gegen den Protektor kundgegeben habe. Jedenfalls fand Richard Hindernisse auf seinem Wege und er war nicht der Mann, sich dadurch aufhalten zu lassen. Ob er sich als Endziel sofort die Königskrone steckte, ist aktenmäßig festzustellen unmöglich; aber unwahrscheinlich ist es keineswegs. Man müht sich doch wahrhaftig nicht für nichts und wieder nichts ab in einem solchen Wirrsal und für Richard von Gloceſter ziemte es sich, nur den höchsten Siegespreis ins Auge zu fassen.

Am 5. Juni 1483 wurde verkündigt, daß der junge König am 22. gekrönt werden sollte, und alle die weitschichtigen und geräuschvollen Zurüstungen dieser Feierlichkeit kamen alsbald in Gang. Gerade an jenen Tagen und Nächten muß dies und das Unheimliche vorgegangen sein und es deutet auf eine heftige Reibung zwischen den Parteien, wenn wir erfahren, daß der Lordprotektor mit Buckingham und seinen übrigen Freunden in Crosby Place, seinem Stadtpalast, rathschlug, während die Lords Hastings und Stanley mit dem Erzbischof Rotheram und dem Bischof Morton von Ely, welche beiden Prälaten entschieden der Königin-Witwe anhingen, im Kapitelhause von St. Paul zu Rathe saßen. Hastings hatte unter seinen Handlangern einen gewissen William Cateſby, Winkeladvokat seines Handwerks, welchem er ganz vertraute. Aber derweil verrieth ihn der Schuft an Richard von Gloceſter, welchem er alle Aeußerungen, Absichten und Maßnahmen des Lords hinterbrachte. Sehr wahrscheinlich auch völlig erdichtete Aeußerungen, Absichten und Maßnahmen.

Die Geschehnisse kamen jetzt in raschen Fluß oder auch könnte man sagen, der Herzog Lordprotektor habe sich in eine Lawine verwandelt, welche in unwiderstehlichem

Digitized by Google

Herabrollen alles, was sie auf ihrem Wege fand, einwickelte, erstickte und zermalmte — ein großartiger Anblick, obzwar nicht für empfindsame Seelen gemacht.

Am 10. Juni sandte Gloceſter den Sir Richard Ratcliffe, einen seiner vertrautesten Diener, nach York, dessen Bürgerschaft ihm sehr anhänglich war. Der Bote trug ein Schreiben an den Stadtrath, worin dieser angegangen wurde, ihm, dem Lordprotektor, sofort eine Bürgerschar in Wehr und Waffen zur Hilfe zu senden, weil die Königin-Witwe und ihre Anhänger sich gegen sein Leben verschworen hätten. Auf den 13. Juni wurden die Lords zu einem allgemeinen Rathschlag in den Tower geladen und zwar in die Rathskammer im sogenannten „Weißen Tower", wie das inmitten der Citadelle aufragende, quadratische, von vier Thürmen flankirte Hauptmassiv des ganzen Burgpalastes hieß. Auch Hastings folgte diesem Rathsgebot, nichts Arges ahnend, wie es scheint. Der Lordprotektor erschien etwas spät an der Rathstafel und sagte entschuldigend, er hätte sich verschlafen. Er war in bester Laune und erbat sich vom Bischof Morton von Ely eine Schüssel Erdbeeren, weil er, wie er sagte, gehört habe, daß der Bischof in seinem Garten zu Holborn vortreffliche gezogen hätte. Dann ging er weg und kam nach einer Stunde wieder, ein völlig anderer. Finsteren Antlitzes ließ er sich am Rathstische nieder und saß eine Weile schweigend, die Unterlippe beißend und mit seinem Dolche spielend. Dann sprang er plötzlich auf, wie in Wuth, und rief aus: „Was für eine Strafe verdienen Solche, die mir an's Leben wollen?" Hastings, welcher mit Schrecken fühlen mochte, auf was und auf wen es abgesehen wäre, erhob sich und sagte, wer dem Lordprotektor nach dem Leben stände, müsste sterben als ein Verräther. Worauf Gloceſter: „Die Hexe, meines Bruders Witib, und eine andere Hexe, die Jane Shore, sie haben mir mit ihren Hexereien den Leib verschändet." Damit streifte er seinen Aermel zurück und zeigte seinen verschrumpften linken Arm, welcher, wie die Anwesenden gar wohl wusſten, von jeher so gewesen war.

Digitized by Google

Haſtings äußerte, wenn die Frauen ſchuldig, müſſten ſie beſtraft werden. „Fort mit deinem Wenn und Aber!“ ſchrie Gloceſter. „Ich ſage dir, ſie haben es gethan, und du, Verräther, ſollſt es mir büßen!“ Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, auf welches Signal hin Bewaffnete hereinſtürzten und auf des Protektors Befehl die Lords Haſtings und Stanley, die Biſchöfe Rotheram und Morton, ſowie noch andere Rathsmitglieder verhafteten. Gloceſter ließ ſie in die Gefängniſſe des Tower abführen, aber dem Lord Haſtings rief er zu: „Beichte, Verräther! Denn, bei bei St. Paul, ich will nicht zu Mittag eſſen, bevor ich deinen Kopf habe herabſchlagen ſehen.“ Und er hielt Wort. Umſonſt forderte Haſtings Recht und Gericht. Als ob man von einem Realpolitiker, wie er ſein ſoll — und ein ſolcher war ja Richard von Gloceſter — verlangen könnte, daß er ſich um derartige Formalitäten kümmern müſſte. Hervorzuheben iſt jedoch die zarte Sorge des Lordprotektors um das Seelenheil ſeines Gefangenen. Haſtings wurde in die Kapelle des Tower gebracht, damit er beichtete. Dies gethan, führte man ihn auf den nahebei gelegenen Raſenplatz, wo ſich zufällig ein Bauholzbalken vorfand. Auf dieſen muſſte der Lord ſeinen Hals legen, worauf man ihm ohne weitere Umſtände den Kopf herunterſchlug [1]).

Man ſieht, der Lordprotektor fackelte nicht lange. War er darum etwa für grauſam zu halten? Bewahre! Nur die Unwiſſenſchaftlichkeit könnte es ihm verübeln, daß

---

1) Haſtings' Maitreſſe, welche vordem die Maitreſſe Eduards des Vierten geweſen, Jane Shore, die der Lordprotektor mit kluger Berechnung der Hexerei bezichtigte und der Lüderlichkeit anklagte, um ſo auch dem Andenken ſeines Bruders Eduard eins anzuhängen, wurde eingethürmt, ihres Vermögens beraubt und vom geiſtlichen Gerichtshof des Biſchofs von London verurtheilt, im Sünderinnenhemd und mit einer gelben Kerze in der Hand am nächſten Sonntag nach Haſtings' Hinrichtung öffentlich Kirchenbuße zu thun. Mylord von Gloceſter war eben ein ſehr ſittenſtrenger Mann. Die ſchöne Jane, welche König Eduard die „munterſte“ ſeiner Maitreſſen genannt hatte, ſtarb erſt unter Heinrich dem Achten und zwar als Bettlerin.

Digitized by Google

er, den Nothwendigkeiten seiner Lage, ich möchte sagen dem kategorischen Imperativ seiner großstilisirten Politik gehorchend, seine Bahn von Anstoßsteinen energisch säuberte. Hatte er doch schon als achtzehnjähriger Jüngling so gehandelt, dazumal, als er, wie wenigstens mit Grund geglaubt wurde, in der Nacht vom 21. auf den 22. Mai 1471 in den Tower ging, um Heinrich den Sechsten, diesen armen Fex von entthrontem König höchsteigenhändig zu erdolchen, damit diese sehr überflüssige lankaster'sche Schattengestalt dem Hause York nicht länger vor der Sonne stünde.

Gewöhnliche Menschen und schlechte Politiker haben regelmäßig die Schwäche, nicht B sagen zu wollen, nachdem sie A gesagt. Daher die vielen halben Wollungen und ganzen Dummheiten der Welt.

Unser Realpolitiker war kein halber, sondern ein ganzer Mann, welcher mit viel mehr Recht als unser deutscher Träumerich Faust von sich sagen konnte:

„Bin gescheider als alle die Laffen,
Doktoren, Magister, Professoren und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Er wusste ganz klar was er wollte, und sein Wollen machte er alsbald zu folgerichtigem Thun. Der Mann hatte auch schon einen spürbaren modernen Zug an sich: er liebte und verstand es, Volksstimmung und öffentliche Meinung zu machen. Nachdem er in gemeldeter Weise gegen Hastings und dessen schöne Buhlin vorgefahren, ließ er eine Anzahl von notabeln Bürgern der City kommen und setzte selbigen auseinander, daß und wie er und sein Vetter Buckingham am Morgen des Tages nur mit Noth einem schändlichen gegen ihr Leben gesponnenen Komplott entronnen waren. Ein Herold musste diese Neuigkeit auch in den Straßen ausrufen. Die Bonapartes haben später unserem Realpolitiker den Kunstgriff abgelernt, bei rechter Zeit ein nettes Komplott sich einstellen zu lassen.

Derweil langte Ratcliffe spornstreichs am 15. Juni in York an, der Träger wichtiger Befehle des Lordprotektors.

Digitized by Google

Denselben zufolge setzte sich der Stadtmayor mit dem bürgerlichen Aufgebot gen Pontefrakt (Pomfret) in Bewegung. Hierhin führte auch der Graf von Northumberland die baronialen Mannschaften der nördlichen Grafschaften. Denn schleuniger Zuzug, so wurde bekanntgegeben, sei nöthig, um den Lordprotektor gegen die Anschläge der Königin-Witwe und ihres Anhangs zu schützen. Nebenbei hatte der geschwinde Ratcliffe auch noch den Befehl mitgebracht, die Gefangenen von Northampton wegzusäubern, und demgemäß wurden Graf Rivers, Lord Grey und Sir Vaughan zu Pontefrakt oder dort herum um ihre Köpfe verkürzt. Richard von Gloceſter hatte überhaupt den Grundsatz, daß es unthunlich, sich mit Gefangenen zu schleppen, maßen nur die Todten nicht wiederkämen. Nach also vollzogener Aufräumung trugen die Freunde und Vasallen des Lordprotektors ihre Fahnen von Pontefrakt auf London zu, wohin zur selben Zeit auch Aufgebote der westlichen Grafschaften marschirten, um den, wie es hieß, so schwer bedrohten Oheim des jungen Königs zu schirmen.

4.

Während also seine Anhänger für ihn eintraten und handelten, war Gloceſter selber auch nicht müssig gewesen. Am 16. Juni, einen Tag nach der Ankunft seines getreuen Ratcliffe in York, hatte er eine Veranstaltung getroffen, die sich in der Folge als sehr bedeutsam herausstellte.

Wie man, so man kein Schwarzseher ist, wohl annehmen darf, erbarmte es Glocesters oheimliches Herz, daß sein junger Neffe und Mündel Eduard so allein im Tower sich langweilte. Der König-Knabe sollte einen Gespielen haben, und wer schickte sich besser dazu als sein leiblicher Bruder, der neunjährige Prinz Richard? Diesen aus der Freistätte im Sanktuarium von Westminster, allwo er bei

Digitized by Google

seiner Mutter weilte, herbeizuschaffen, war mit etlicher Schwierigkeit verknüpft; allein ein Oheim von der Natur Glocesters lässt sich durch Schwierigkeiten nicht aus dem Koncept bringen. Am genannten 16. Juni fuhr der Lordprotektor in seinem Staatsboot und gefolgt von mit Bewaffneten gefüllten Booten vom Tower nach Westminster und wusste, dort angelandet, dem Schirmvogt der Freistätte, dem Erzbischof Bourchier von Kanterbury, so sonnenklare und bewegliche Beweisgründe für die Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Durchbrechung der Heiligkeit des Asylrechts vorzulegen, daß der hochwürdigste Prälat nicht dagegen aufzukommen vermochte. Demzufolge ließ er sich herbei, zu der Königin-Witwe ins Sanktuarium sich zu begeben und der Dame vorzustellen, wie sehr es wünschenswerth wäre, ihrem älteren Knaben den jüngeren zum Gespielen zu geben. Seine erzbischöflichen Gnaden sprachen so salbungsvoll, daß Elisabeth das „Wünschenswerthe" der Sache erkennen und anerkennen *musste*. Sie gab ihren Richard her, unter bitteren Thränen, wie anzunehmen ist, aber sie gab ihn her. In der Halle von Westminster nahmen Glocester und Buckingham den Prinzen in Empfang, mit allen demselben gebührenden Ehren und Freundlichkeiten. Dann übergaben sie ihn dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Kanterbury, damit ihn dieser zum Bruder im Tower geleitete, und zwar in den sogenannten „Weißen Tower" des Burgpalastes, welches wohlausgestattete Quartier der Lordprotektor dem jungen Könige hatte anweisen lassen.

Die nächste Scene des im Gange befindlichen Drama's, dessen Peripetie alle mit sehenden Augen und hörenden Ohren versehenen Menschen unschwer errathen konnten, war eine pastorale. In einem richtigen Ränkespiel müssen ja immer auch Pastoren mitspielen, sonst wäre das Spiel nicht ganz. Sonntags den 22. Juni, also gerade an dem Tage, an welchem Eduard der Fünfte hätte gekrönt werden sollen, trat beim Kreuze vor der Kathedrale von St. Paul der hochwürdige Doktor Shaw auf, ein fixer Kanzelbeherrscher, und hielt vor der andächtig versammelten Volksmenge eine

Digitized by Google

verblüffende Predigt, welcher er als Text eine Stelle aus dem apokryphischen „Buch der Weisheit“ zu Grunde legte (Kap. 4, V. 5: „Und es werden zerbrochen die unzeitigen Aeste und unnütz ist ihre Frucht“). Das wurde auf Eduard den Vierten und seine beiden Söhne gedeutet. Shaw malte die Lüderlichkeit des verstorbenen Königs mit dick-aufgetragenen Farben und führte aus, daß derselbe, bevor er die Elisabeth Grey kennen gelernt, mit der Lady Eleonore Talbot sich verlobt, dann aber, ohne dieses Eheverlöbniß zu lösen und lösen zu lassen, mit der erstgenannten Dame sich vermählt hätte. Folglich wäre diese Vermählung den Vorschriften des kanonischen Rechtes zuwider, demnach eine unrechtmäßige, also Elisabeth Grey nur des Königs Kebse gewesen, woraus geschlossen werden müsste, daß die in solcher wilden Ehe erzeugten Kinder illegitim und darum die beiden Prinzen Eduard und Richard nichts als Bastarde seien. Doktor Shaw war guter Logiker und sein Kettenschluß wirklich untadelhaft, vorausgesetzt, daß seine Prämisse richtig, und das musste doch wohl so sein. Wie hätte sonst ein so heiliger Mann diese Prämisse statuiren können? Er wollte sich auch, wie man zu sagen pflegt, einen glänzenden Abgang bereiten und seiner Predigt zum Schluß einen wirksamen Drucker und Treffer aufsetzen. Darum sprach er noch ein mehreres davon, daß und wie sehr der verstorbene König Eduard in seinen Gesichtszügen und seiner ganzen Haltung seinem (angeblichen) Vater, dem Duke of York, unähnlich gewesen, während dagegen der Lordprotektor das leibhafte Ebenbild seines Erzeugers wäre. Gerade als der fromme Redner diesen Schuß losbrannte — diesen auf die frauliche Ehre der noch lebenden Mutter König Eduards und Richards von Gloceſter gerichteten Schuß — erschien, natürlich rein zufällig, auf dem Söller eines benachbarten Hauses der Herr Lordprotektor und zeigte sich der Menge, als erwartete er vonseiten derselben etwas, nämlich etwa dieses, daß sie riefe: „Vivat König Richard!“ Aber das dumme Volk blieb stumm. Es hatte die ihm zugetheilte Rolle in der Komödie des Tages leider gar nicht begriffen. Sehr be-

Digitized by Google

greiflich daher, daß uns von einem dem hochwürdigen Doktor Shaw zugetheilten Spielhonorar nichts gemeldet wird.

Man musste schlechterdings noch deutlicher werden, als man am 22. Juni geworden. Zwei Tage und Nächte hindurch wurden die Kulissen zurechtgeschoben, die Komparsen eingedrillt und die Statisten dressirt. Dann, am 24. Juni — das Parlament sollte gerade zusammentreten und darum waren viele Peers und Gemeine in der Hauptstadt anwesend — erschien der Herzog von Buckingham in der Guildhall der City in der Versammlung des Gemeinderathes und der Bürgerschaft, wiederholte die gegen Eduards des Vierten und seiner Kinder Legitimität vom Doktor Shaw vorgebrachten Beweisgründe und zog daraus den Schluß, daß Richard von Gloceſter der wahre und alleinberechtigte Erbe der Krone von England sei.

Nun war es recht unbequem, daß Aldermänner und Bürger zwar die Botschaft hörten, aber nicht so recht daran glauben wollten. Der lustige Bruder Eduard der Vierte war eben in London sehr populär gewesen. Doch wofür gäbe es jenes französische Ding in der Welt, welches Claque heißt, so man nicht bei passender Gelegenheit davon Gebrauch machte! Hinten in der Halle erhob sich ein, obzwar etwas dünnes „Vivat König Richard!“ worauf Buckingham alsogleich Magistrat und Bürgerschaft der Hauptstadt einlud, morgigen Tages ihn zum Baynard Castle, der Residenz des Lordprotektors, zu begleiten, um diesem die Willensmeinung des Volkes, daß er König sein müsste, zu überbringen.

So geschah es. Die bekannte „vox populi, vox dei“ hatte sich vernehmen lassen. Eine packende Phrase war gefunden, die richtige Losung ausgegeben, eine hübschgemalte Fahne entfaltet und der Pöbel, der süße wie der saure, lief hinterdrein. Am 25. Juni führte Buckingham den Volkshaufen, welchem sich viele Lords und Commoners anschlossen, zum Baynard Castle. Wie es bei solchen Anlässen schicklich, zierte sich Gloceſter ein bißchen, die ihm dargebotene Krone anzunehmen; aber nach einigem Ver-

Digitized by Google

schämtthun, wie es die gute Lebensart vorschrieb, nahm er sie an, wie es ja selbstverständlich war. Schon am folgenden Tage trat er als König Richard der Dritte auf und einher. Er begab sich mit großem Gefolge nach Westminster, setzte sich in der Halle auf den alten Marmorstuhl, zum Zeichen, daß er vom höchsten Richteramt Besitz ergriffe, ließ dann in der Abteikirche jenes bekannte Tedeum singen, welches unbedingt mit zum Apparat der Staatsstreiche gehört, und hierauf, nachdem er den königlichen Palast förmlich in Besitz genommen, durch Herolde in der ganzen Stadt ausrufen, daß König Richard der Dritte das Regiment angetreten habe.

Der Antritt war ein milder und gnädiger, woraus wiederum zu ersehen, daß Richard von Natur eigentlich ein gutmüthiger Mann gewesen. Hätte man ihn nur unbehelligt gewähren lassen in seiner Huld und Milde! Aber böse Menschen ruhten ja nicht, bis sie seiner „Denkart fromme Milch“ verwandelt hatten „in gährend Drachengift“. Dieses „Drachengift“ ist übrigens nur eine subjektive Uebertreibung, eine dichterische Hyperbel, welche vonseiten objektiver Historik mit Entrüstung abgelehnt werden muß. Denn der neue König erwies sich sogar notorischen Feinden gnädig und huldvoll: er ließ den Erzbischof von York und den Bischof von Ely frei, er ernannte den Lord Stanley, nachdem derselbe Reu' und Leid gemacht, zu seinem Oberhofmeister. Recht staatshaushälterisch handelte er auch, indem er mit den Anschaffungen und Zurüstungen, welche für die Krönung seines „illegitimen“ Neffen gemacht und getroffen worden waren, vorliebnahm und dem Reiche neue Aufwendungen zu diesem Zwecke ersparte. Am 5. Juli 1483 machte König Richard den herkömmlichen Processionsritt durch die City mit großer Pracht. Mit noch größerer wurden am folgenden Tage Mylord von Glocester und Mylady Anna als König und Königin von England gekrönt. Leider wollte, wie gemeldet wird, beim Krönungsbankett in der großen Halle von Westminster keine rechte Feststimmung aufkommen. Es scheint, die Herren wollten nicht zechen und kurtesiren, die

Digitized by Google

Damen nicht tanzen und kokettiren. Kaum war der Nachtisch aufgetragen, nahm das Fest ein langweilig Ende. Augenscheinlich hatten die Menschen von damals keinen rechten Sinn für die Größe und Schönheit der Realpolitik.

5.

Mit gnädigem Bezeigen, aber auch mit der eindringlichen Mahnung, für Ruhe und Ordnung im Lande thätig zu sein, entließ Richard der Dritte die Mitglieder seines ersten Parlaments nach Hause. Dann machte er selber sich auf zu einer Rundreise im Königreich, um überall mit eigenen Augen nach dem Rechten zu sehen. Zu Oxford, wo er im berühmten Magdalenenkollegium nächtigte, wurde er von der Professorenschaft mit allerunterthänigst-begeisterten Huldigungen und wohlstilisirten Festreden empfangen. Professoren sind loyale Leute und wussten schon am Ende des 15. Jahrhunderts so gut wie ihre Kollegen im 19. den Werth eines Realpolitikers, wie er sein soll, zu taxiren. Seinen Umzug fortsetzend, gab der König in Warwick-Castle den Gesandten der Höfe von Frankreich, Kastilien und Burgund Audienz, welche kamen, im Auftrag ihrer Souveräne ihn als König zu begrüßen. Die getreue Stadt York zu ehren, wurde sie zum Schauplatz einer prächtigen Wiederholung des Krönungsaktes gemacht, wobei der zehnjährige Sohn des Königs, Eduard, den Titel eines Prinzen von Wales, d. i. Thronfolgers, erhielt.

Der Festjubel von York war aber kaum verhallt, als aus dem Süden und Westen des Landes bedenkliche Nachrichten nach dem Norden gelangten. Dort in den südlichen und westlichen Grafschaften, war Richard der Dritte leider nicht beliebt. Man hatte sich zwar die Ueberraschung seiner Throngelangung gefallen lassen, aber kaum war er aus der Hauptstadt gen Norden aufgebrochen, so flüsterte man erst

Digitized by Google

leise von Usurpation, dann sprach man laut und lauter davon. Natürlich hatte unser Realpolitiker gegen den Wankelmuth der Menge sich vorgesehen und in London militärische Veranstaltungen getroffen, welche ihm den Besitz der Stadt sichern zu müssen schienen. Aber die Unzufriedenheit war da, breitete sich in den erwähnten Landschaften aus und gewann wie an Umfang so auch an Kraft. Romantik verschwor sich gegen Realpolitik, Sentimentalität gegen Staatsraison. Man fragte den beiden Söhnen Eduards des Vierten nach. Man kümmerte sich um das Schicksal der Knaben, von denen der ältere — so sagten die Leute — doch der rechtmäßige König von England wäre. Wo waren sie geblieben? Was war aus ihnen geworden? Ihr Vater war ein sehr schöner und munterer Herr gewesen, kein so buckliger Lippenbeißer wie dieser unheimliche Richard. Namentlich die Weiber waren voll Gift und Galle gegen den „Usurpator“.

Das war nun schon schlimm genug. Aber viel schlimmer gestaltete sich für den königlichen Realpolitiker die Sache, als sich plötzlich sein vornehmstes Werkzeug, der Herzog von Buckingham, gegen ihn kehrte. Dieser große Baron, den der König mit Reichthümern und Würden überhäuft hatte, besaß gerade Hirn genug, um einem Richard von Glocester zum Anschicksmann dienen zu können; aber nicht mehr. Es scheint, der Anblick vom raschen Aufsteigen seines Auftraggebers habe ihn schwindlig gemacht. War er nicht der reichste Magnat im Lande? Hatte er nicht Plantagenetsblut in den Adern? Warum sollte nicht auch e r König werden können? Er hatte sich vielleicht diese Frage vorgelegt, als er sich von Richard dem Dritten, den er auf dem Königsumzug anfänglich begleitete, in Glocester verabschiedete, um nach seinem Brecon-Castle an der Gränze von Wales zu reisen. Hier oder vielleicht schon unterwegs entsagte er dem Königstraum, d. h. er ließ sich denselben ausreden, und die das thaten, waren seine Verwandte die Gräfin Margarethe von Richmond, geborene Beaufort, verwitwete Tudor, und der Bischof Morton von

Digitized by Google

Ely, welchen König Richard unglücklicherweise wegzusäubern unterlassen hatte. Dieser hochwürdige Herr war der Hauptmacher des Komplotts, welches gegen unsern armen Realpolitiker zu Faden geschlagen und schleunig festgenäht wurde. Buckingham ist auch jetzt wieder nur ein Werkzeug, ein buntgemalter Aushängeschild gewesen.

Das Komplott zielte darauf, Richard den Dritten zu entthronen und den Heinrich Tudor, Grafen von Richmond, Sohn des Edmund Tudor, eines Halbbruders Heinrichs des Sechsten, und der vorhin genannten Lady Margarethe Tudor-Beaufort, einer Urenkelin des Herzogs John von Gaunt-Lankaster, zum König von England zu machen. Mit dieser Königsmachenschaft sollte ein schließliches Kompromiß, eine Aussöhnung zwischen der Rothen und der Weißen Rose verbunden werden, indem sich Heinrich von Richmond mit der ältesten Tochter Eduards des Vierten vermählte. Die Verschworenen wussten die Zustimmung der Königin-Witwe Elisabeth zu erlangen und zu Ende Septembers fertigten sie Boten nach der Bretagne ab, wo Heinrich Tudor-Richmond in der Verbannung lebte, setzten ihn von dem Kompromiß in Kenntniß und forderten ihn auf, um die Mitte Oktobers an der Südküste von England zu landen, während Buckingham und seine Freunde in den westlichen Grafschaften losschlagen würden.

Warum aber war in dieser ganzen Sache gar keine Rede von den eingetowerten Söhnen Eduards des Vierten? Weil von denselben keine Rede mehr sein konnte. Sie waren todt.

Wie waren sie umgekommen? Das weiß man nicht bestimmt zu sagen. Wenigstens die zeitgenössischen Berichte drücken sich nicht bestimmt aus und sprechen nur so obenhin vom „interficere“, vom „decedere in fata“ und von einem „genere violenti interitus“. Ausführlicher und deutlicher sprach erst 26 Jahre später ein Berichterstatter, Sir Thomas More, jener steifnackige Widersacher König Heinrichs des Achten. More schrieb nämlich um 1509 eine Geschichte Eduards des Fünften und Richards

Digitized by Google

des Dritten und er konnte darüber allerdings manches, sogar vieles Geheime wissen, da er in seiner Jugend mit dem Bischof Morton von Ely in vertrautem Verkehr gewesen war. Aber, wohlverstanden, dieser hochwürdige Prälat war ein notorischer Gegner Richards des Dritten und demnach trugen seine Mittheilungen jedenfalls die Parteifärbung. More's Erzählung zufolge war der Ausgang der Söhne Eduards des Vierten dieser. Noch bevor Richard der Dritte auf seiner Rundfahrt nach Gloceſter gekommen, sandte er seinen Dienstmann John Green nach London zurück als Träger eines schriftlichen Befehls, welcher den Kommandanten des Tower, Sir Robert Brackenbury, anwies, die beiden im Tower verwahrten Prinzen umbringen zu lassen. Brackenbury verweigerte entschieden den geforderten Henkerdienst und Green überbrachte diese Weigerung dem König, welchen er in Warwick wieder einholte. Richard gab nun dem Sir James Tyrrel, den er als einen Ritter ohne Skrupel und Zweifel kannte, den bezüglichen Mordbefehl. Tyrrel vollzog denselben. Spornstreichs nach London geeilt, überbrachte er an Brackenbury des Königs Befehl, ihm, Tyrrel, für eine Nacht sämmtliche Schlüssel des Tower auszuliefern, d. h. ihn für eine Nacht im Tower kommandiren zu lassen. Brackenbury gehorchte und Tyrrel ging sofort an's Werk. Zu Vollstreckern des Gräuels ersah er seinen eigenen mitgebrachten Knecht John Dighton und einen der Wärter der beiden Prinzen, Miles Foreſt, und lehrte sie, was zu thun und wie es zu thun wäre. Um Mitternacht, als alles im Tower zur Ruhe gegangen, schlichen die beiden Mordgesellen in die Kammer, wo die armen Knaben König Eduards im gemeinsamen Bette schliefen. Sie fielen aus dem Schlaf in den Tod, mit Kissen und Decken brutal erstickt. Hierauf entkleideten die Mörder ihre Opfer und riefen Sir Tyrrel herein, damit er das vollbrachte Werk schaute. Der Ritter befahl, am Fuße der Treppe ein tiefes Loch zu graben und die nackten Leichen darein zu verscharren. Dann stieg er zu Pferde und eilte, York zu erreichen, um dem König zu melden,

Digitized by Google

daß geschehen, wie dieser befohlen. So Sir More, gewöhnlich schlichtweg Thomas Morus genannt.

Aber hatte König Richard befohlen, daß geschähe, wie geschah? Wo ist hierfür ein Beweis? Wo ist der angeblich dem Brackenbury durch Green zugekommene, dann dem Sir Tyrrel angeblich mündlich gegebene Befehl des Königs urkundlich bezeugt? Nirgends. Wo sind die romantischen Geschehnisse der vermuthlichen Mordnacht im Tower protokollirt? Nirgends. Wo ist der Todtenschein der beiden Prinzen? Nirgends. Gibt es eine venetianische Gesandtenrelation über diesen so ohne weiteres behaupteten Prinzenmord? Nein. Was haben wir also? Im Grunde gar nichts als den historischen Roman des Sir Thomas More, welcher Roman nachmals Poeten und Malern das Material geliefert hat, empfindsame Leute mehr oder weniger gruseln zu machen. Daß jedoch dieser Roman gar keine wissenschaftliche Bedeutung, nicht den geringsten objektiv-historischen Werth habe, ist sonnenklar.

Aber — so könnte man einwerfen — Thomas Morus, welcher für seine Ueberzeugung ruhmreich in den Tod gegangen, ist doch gewiß ein ehrenwerther Zeuge. Nun ja, ein Ehrenmann ist er ja wohl gewesen, aber von Realpolitik verstand er nichts. Schade, daß er mit seinem Geborenwerden nicht wartete bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Da hätte er gelernt, daß die Politik nichts anderes ist als „die Wissenschaft des Möglichen". Demzufolge wäre es ihm wissenschaftlich zum Bewusstsein gekommen, daß es unmöglich, den Launen König Heinrichs des Achten zu widerstehen, und folglich würde er nicht die strafwürdige, die durchaus unwissenschaftliche Thorheit begangen haben, seinem König und Herrn zu widersprechen. Freilich, einem Manne, welcher die „Utopia" verfasst hat, ist alles Querköpfige, Ideologische und Demagogische zuzutrauen. Geht man ihm wissenschaftlich zu Leibe, so gelangt man zu dem Resultat, daß er eigentlich eine ganz und gar destruktive Natur, ja geradenwegs ein vorweggenommener Kommunist, Petroleur und Dynamitolog gewesen ist. Aber

Digitized by Google

wir wollen davon ganz absehen und nur darauf hinweisen, daß er 26 Jahre nach den von ihm vermutheten und erzählten Ereignissen schrieb. Möglich, daß der Mann das ihm Mitgetheilte in aller Treue aufgenommen und in bestem Glauben weitergegeben habe. Aber, fragen wir, was kann binnen 26 Jahren nicht alles zusammenfabulirt werden? Erleben wir es nicht tagtäglich, daß Verleumder, Denuncianten und Delatoren einen beliebigen, noch dazu von ihnen selber erfundenen Floh im Handumdrehen zu einem Elephanten hinauflügen? Hat nicht Bismarck und vor ihm schon Karl Heinzen gesagt: „Gelogen wie telegraphirt“? Lügen die Zeitungen nicht „wie gedruckt“?

Bewiesen wird also durch die populäre Erzählung More's gar nichts. Auch andere Beweisführungsversuche sind lächerlich unzulänglich ausgefallen. So hat man der erwiesenen Thatsache gegenüber, daß König Heinrich der Siebente vergebens den ganzen Tower nach den Ueberresten der „ermordeten“ Söhne Eduards durchsuchen ließ, geltendmachen wollen, daß i. J. 1674 bei Gelegenheit von im Weißen Tower vorgenommenen Umbauten am Fuße der großen Treppe tief in der Erde ein Haufe menschlicher Knochen gefunden wurde, welche als die Ueberreste von zwei Knaben rekognoscirt worden seien. Durch wen rekognoscirt? Das wird nicht gesagt. Wir hören auch hier wiederum von keiner Protokollaufnahme. Wir hören auch von keiner fachmännischen Untersuchung durch einen kompetenten Anatomen und Osteologen. König Karl der Zweite freilich zweifelte nicht an der Echtheit der aufgefundenen Knochen, d. h. er anerkannte in denselben die Ueberreste der Söhne Eduards und ließ sie in der Westminsterabtei beisetzen. Aber, allen geziemenden Respekt vor einer königlichen Majestät vorbehalten, Karl der Zweite kann doch wohl nicht für eine fachmännisch-wissenschaftliche Autorität gelten? Was bleibt also auch hier übrig? Nichts als eine vage Vermuthung.

Das allerdings darf der objektiven Historik für gewiß gelten, daß die beiden Knaben im Tower gestorben. Aber

Digitized by Google

warum denn glauben, daß sie ermordet worden seien? Und vollends auf Veranstaltung ihres Oheims? Sie konnten ja ganz gut einer plötzlich über sie gekommenen Krankheit, womit einer den andern ansteckte, erlegen sein. Etwa der tückischen Diphtheritis, obzwar der Name dieser Seuche dazumal noch nicht in der Pathologie stand. Außerdem gibt es hundert Zufälle, welche für Knaben im Alter der Unvorsichtigkeit und des Muthwillens verderblich werden können. Möglich, daß sie im Spiele unversehens eine steile Treppe hinabgestürzt sind. Möglich, daß sie sich über die Brüstung einer hohen Zinne gelehnt und unglücklicherweise das Uebergewicht bekommen haben. Möglich, daß sie sich mit knäbischer Unmäßigkeit überaßen, etwa an unreifem Obst — es war ja gerade die Jahreszeit dazu — und dann von einer heftigen Kolik weggerafft wurden. Kurz, der Möglichkeiten eines natürlichen Todes der Prinzen waren unendlich viele vorhanden. Im übrigen, angenommen, Richard der Dritte habe dem Ritter Brackenbury und hierauf dem Ritter Tyrrel den bezüglichen Befehl wirklich ertheilt, und angenommen auch, die Gunstbezeigungen und Belohnungen, welche der König dem Sir Tyrrel, sowie dem John Green, dem John Dighton und dem Miles Forest erwies und zufließen ließ, wären nicht für nichts und wieder nichts erwiesen und zugetheilt worden — angenommen das alles, was würde daraus erhellen? Doch wohl nichts anderes, als daß Richard der Dritte, welcher angesichts der schrecklichen Uebel, die infolge der Rosenkriege über England gekommen, diesen Kriegen ein für allemal ein Ende machen wollte, den realpolitischen Nothwendigkeiten dieses im höchsten Grade heilsamen Wollens sich fügte und folglich, indem er sich zur Beseitigung seiner Neffen entschloß, seine oheimlichen Gefühle dem Staatswohl zum Opfer brachte. Salus regni summum jus. Die Geschichtewissenschaft hat demnach in Richard dem Dritten einen Staatsmann und Patrioten großen Stils zu erkennen und anzuerkennen. An diesem wissenschaftlichen Verdikt mögen Moralphilister mäkeln und nörgeln, wie sie wollen; es bleibt doch bestehen, „aere perennius“.

Digitized by Google

6.

Leider waren die Engländer von dazumal in ihrer Mehrheit viel zu dickhäutige Romantiker, als daß sie imstande gewesen wären, diesen großen Realisten nach Verdienst zu werthen und zu würdigen. Sie hatten auch gar kein Verständniß dafür, daß sie Richard den Dritten schon darum hochhalten müssten, weil er zweifelsohne die großartigste Verkörperung des echtesten Engländerthums, d. h. der skrupellosesten Selbstsucht war. Sie hätten, wären sie klug und dankbar gewesen, in diesem ihrem Könige, welcher die Idee des Nationalegoismus, zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet, in seiner Person zur körperlichen Erscheinung brachte, mit Befriedigung und Stolz sich bespiegeln können und sollen.

Statt dessen empörten sie sich gegen ihn und schalten ihn einen Tyrannen. Mit besonderer Erbitterung dann, als er, seinen Umzug fortsetzend, unterwegs zwischen York und Linkoln von den Ränken und Absichten seiner Feinde die erste, die ganz unerwartete Kunde empfangen und daraufhin bekanntgegeben hatte, daß seine beiden jungen Neffen wirklich, wie das Gerücht schon geraunt, im Tower verstorben wären. Er hoffte augenscheinlich, damit einen großen Schlag zu thun, nämlich seinen Gegnern die Möglichkeit einer Restauration Eduards des Fünften zu benehmen. Davon, daß seine Feinde bereits einen andern Thronprätendenten in der Person Heinrichs von Richmond gefunden und beschlossen hatten, die rothe Rose mit der weißen Hochzeit machen zu lassen, d. h. Heinrich Tudor-Lankaster mit der Prinzessin Elisabeth von York, der ältesten Tochter Eduards des Vierten zu vermählen, scheint der König zunächst noch nichts erfahren zu haben. Mit der Nachricht jedoch vom Verrath des Herzogs von Buckingham ward ihm die ganze Zettelung klar und sofort traf er in Linkoln mit gewohnter Hellsicht und Thatkraft seine Maßnahmen gegen die Ver-

Digitized by Google

räther und Verschwörer, die bald erfahren sollten, mit wem sie es zu thun hätten.

Am 18. Oktober 1483 standen die Ritterschaften einer Anzahl südlicher und westlicher Grafschaften in Waffen gegen Richard den Dritten auf, gegen welchen sich zugleich die Bischöfe von Salisbury und Exeter erklärten. Am letztgenannten Orte rief der aus der Freistätte von Westminster entkommene Marquis von Dorset den Heinrich Tudor aus. Mit diesen Rebellen wollte sich von Wales her der Herzog von Buckingham vereinigen. Aber schon hatte der König die Uebergänge über die durch starke Herbstregen hochangeschwollene Severn ausreichend besetzen lassen und er selbst war mit dem rasch gesammelten Heerbann nördlicher Grafschaften bereits von Linkoln nach Leicester marschirt. Von hier aus erließ er seine Achtserklärungen gegen die Verräther und Empörer, Preise bis zum Betrage von 1000 Pfund auf die Köpfe der Leiter und Führer setzend, auch vorsorglich schon Kriegsgerichte zur Aburtheilung derselben bestellend. So sicher war er seiner Sache und er durfte es sein. Denn Buckingham gab die Rebellion verloren, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht, auf Glocester durchzubrechen und infolge dieses Misslingens seine walliser Gefolgschaft sich verlaufen hatte. Bald eingekreis't und verfolgt, floh er, während sein Mitverschwörer, der Bischof Morton, glücklich über Ely nach Flandern entweichen konnte, in einer Verkleidung nach Shropshire und suchte bei einem seiner Pächter Zuflucht. Aber dieser verrieth und verkaufte ihn an die Verfolger. Er wurde gefangen, erst nach Shrewsbury, dann nach Salisbury gebracht und hier ließ ihm der König am 2. November auf dem Marktplatze den Kopf herunterschlagen.

In Eilmärschen südwestwärts rückend, zertrat Richard den Aufstand, wo dieser sich regte. Bei seinem Herankommen hatten die Bischöfe von Exeter und Salisbury, der Marquis von Dorset und verschiedene der aufständischen Lords es sehr eilig, zu Schiffe zu gehen und sich nach der Bretagne hinüberzuretten. Dorthin kehrte auch Heinrich von Richmond

Digitized by Google

unverrichteter Dinge zurück, nachdem er der Verabredung gemäß am 12. Oktober mit 5000 bretonischen Söldnern auf 15 Schiffen von St. Malo aus zur englischen Küste hinübergefahren, sein Geschwader aber durch Wind und Wetter hart mitgenommen und theilweise zerstreut worden und ihm schließlich auf der Rhede von Plymouth zu Ohren gekommen war, welchen Ausgang Buckingham genommen.

Daß der Sieger Richard das „Vae victis!“ ausgiebig praktizirte und den von ihm eingesetzten Kriegstribunalen alle Hände voll zu thun gab, versteht sich von selbst. Der Mann seiner eigenen Schwester, Sir Thomas St. Leger, musste die Betheiligung an der Rebellion mit dem Kopfe büßen: eine richtige Realpolitik verträgt keine sentimentalen Rücksichten. Triumphirend zog der König am 1. December in London ein, von der Bürgerschaft mit Hoch und Hussah eingeholt, von Lords und Prälaten allerunterthänigst begrüßt. Im Januar von 1484 hielt er ein Parlament ab, dessen Lords und Gemeine ihn wetteifernd ihrer Treue versicherten und mit Bewilligungen und Zustimmungen aller Art nicht karg waren.

So stand er auf der Zenithhöhe seiner Macht und seines Glückes. Hätten ihn nur die Sorgen schlafen lassen. Es ist ein Unglück, ein Menschenkenner zu sein. Man geht als solcher des Besten am Leben verlustig, der Illusionen. Wenn man einmal soweit gekommen, daß man die Menschen durchschaut, als wären sie von Glas, hat man nicht mehr weit bis zu dem Zornwunsch, sie zu zerbrechen. Richard der Dritte hat noch verschiedene zerbrochen. Dann ist er selber zerbrochen worden. Viele Hunde sind eben nicht nur des Hasen, sondern unter Umständen auch des Leuen Tod.

Er wäre nicht der Menschenkenner und Realpolitiker gewesen, welcher er war, so er von dem erneuerten großen Treueid, welchen Lords und Gemeine, ja die gesammte mannbare Bevölkerung des Königreichs zu Anfang von 1484 ihm geschworen, mehr gehalten hätte, als derselbe verdiente. Politische Eide sind zu allen Zeiten so wohlfeil gewesen wie Brombeeren. Der König wusste auch ganz genau, welches

Digitized by Google

Gewitter sich abermals gegen ihn zusammenzöge drüben in der Bretagne, wo unter der Leitung des Bischofs Morton die Parteigänger Heinrichs Tudor-Richmond eine umfassende und eifrige Thätigkeit entwickelten, um einen nochmaligen Einfall in England zu versuchen, welcher besser vorbereitet und organisirt wurde als der mißlungene erste. Ob seiner Pflichten als General, als welcher er energisch zur Abwehr dieser Gefahr rüstete, vergaß aber Richard auch die Kunst des Diplomaten nicht. Er wollte seinen Feinden zeigen, daß auch er auf Kompromisse sich verstände, und er zeigte es ihnen. Sie waren gewiß nicht wenig überrascht, als sie vernahmen, daß der König die Witwe seines Bruders Eduard, die Mutter der im Tower so plötzlich „verlebten" Prinzen Eduard und Richard, dahingebracht hätte, sich mit ihm zu vertragen. Dem war so und es ist das gewiß keine kleine Leistung der „Wissenschaft des Möglichen" gewesen. Unser Realpolitiker billigte der „Elisabeth Grey, so sich einst Königin genannt", einen Jahrgehalt von 700 Mark, sowie „völlige Sicherheit" zu, auch jeder ihrer 5 Töchter jährlich 200 Mark, woraufhin die Damen das Asyl im Sanktuarium der Abtei verließen und im Palast Wohnung nahmen, vom König Richard und der Königin Anna mit aller Freundlichkeit und Courtoisie aufgenommen. Die Hauptbestimmung des geschlossenen Kompromisses aber war, daß die dem Tudor-Richmond zugedachte Braut, die Prinzessin Elisabeth, älteste Tochter der versöhnten Königin-Witwe, mit dem Prinzen Eduard von Wales, Richard des Dritten Sohn, vermählt werden sollte. Das wäre ein Meisterstück diplomatischer Kunst gewesen, so es ganz gelungen. Allein eine ganz plumpe, ja geradezu schändliche Schicksalstücke verhinderte das: — der junge Prinz von Wales, seines Vaters einziges legitimes Kind, starb im April 1484 auf Middleham Castle.

Das war einer jener Schläge, welche auch Realpolitiker von Nummer 1 nur sehr schwer, wenn überhaupt, zu verwinden vermögen. Unser Held war von jetzt an ein sorgenumdüsterter. Meerherüber drohten die offenen Feinde mit

Digitized by Google

einer Landung, daheim machenschafteten die geheimen, diese erwartete Landung des Tudor-Richmond mittels einer Schilderhebung von ihrer Seite zu unterstützen. Die durchgreifende Art, womit der König seine kriegerischen Rüstungen betrieb, hatte weithin im Lande Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen. Und wie sollte es, so ihm etwas Menschliches zustieße, mit der Thronfolge werden? Er dachte daran, seinen Neffen, den neunjährigen Grafen Eduard von Warwick, ältesten Sohn seines Bruders Clarence, oder aber den Grafen von Linkoln, Sohn seiner Schwester, der Herzogin von Suffolk, zu adoptiren. In der Festzeit zwischen der Weihnacht von 1484 und dem Neujahr 1485 flüsterte man im Westminsterpalast und redete man bald auch in der Stadt noch von einem anderen realpolitischen Absehen und Plan des Königs. Nämlich, daß er, wie sein Verhalten gegen die Prinzessin Elisabeth während der Festlichkeiten bei Hofe auswiese, wohl Willens sein könnte, seinen verstorbenen jungen Sohn bei dieser Dame zu ersetzen und dieselbe allerhöchstselbst zu heiraten. Warum auch nicht, wenn das Staatswohl es heischte? Von der Königin Anna hatte Richard keine Kinder mehr zu erwarten. Sie konnte ja gelegentlich sterben, um der Nichte ihres Gemahls platzzumachen. Auch eine Scheidung lag nicht außerhalb des Bereiches der „Wissenschaft des Möglichen“. Die Prinzessin Elisabeth benahm sich ihrerseits keineswegs abstoßend gegen den galanten Oheim, im Gegentheil! Es ist von ihr ein fragmentarischer Brief auf uns gekommen, welchen sie im Februar 1485 an den Herzog von Norfolk schrieb und worin sie bekannte, der König sei ihre einzige Freude, ihr einziger Helfer in dieser Welt und ihm gehöre sie im Herz und Gedanken („her only joy and maker in this world, and that she was his in heart and thought“). Im weiteren meldete die liebenswürdige Nichte, die Königin Anna sei unmittelbar nach der Festzeit schwer erkrankt, aber sie, die Nichte, fürchte, die Kranke werde nicht sterben.

Diese Befürchtung war grundlos. Die Königin Anna starb am 11. März und ihr Gemahl sorgte dafür, daß sie

Digitized by Google

mit großem Pomp in der Westminsterabtei bestattet wurde. Natürlich hat man diesen Todesfall unserem Realpolitiker auf seine angebliche Schuldrechnung gesetzt. Als ob Königinnen nicht auch unvergiftet erkranken und sterben könnten! Zudem wurde der Platz, den Anna geräumt hatte, nicht wieder besetzt. Die Heirat des Königs mit seiner Nichte fand nicht statt. Gerade die standhaftesten Anhänger Richards, welche mit ihm durch alles mögliche Dick und Dünn gegangen und gehen wollten, Männer wie Catesby und Ratcliffe, widersetzten sich mit aller Kraft diesem Heiratsprojekt und der König war denn doch ein zu gescheider Mensch, als daß er das viele „Inopportune", was einer Ehe des Oheims mit der Nichte vorangehen und nachfolgen musste, hätte übersehen können. Unlange vor Ostern ließ er sich demzufolge herbei, öffentlich kundzugeben, daß, was von seiner Wiedervermählung geklatscht worden, eben nur Klatsch gewesen sei.

Allein der angerichtete Schaden war damit nicht wieder gutzumachen und schlimm war es insbesondere, daß die Gerüchte, welche über den Tod der Königin Anna umliefen, in den nördlichen Grafschaften, wo die Verstorbene als Tochter des großen Warwick sehr verehrt gewesen, die allerungünstigste Wirkung hervorbrachten.

Es ging jetzt überhaupt rasch bergab mit unserm Helden und er hatte das Vollgefühl seiner gefährdeten Lage. Aber er hielt aus und wies nach allen Seiten hin den offenen und versteckten Feinden eine kühne Stirne. Auf die Entscheidung hatte er auch nicht mehr lange zu warten: sie fiel im August desselben Jahres 1485.

Am Abend vom 1. Augusttag landete Heinrich Tudor-Richmond, als „rechtmäßiger König von England" sich ankündigend, zu Milford in Wales mit etlichen tausenden bretonischer und normannischer Söldner. Er zählte darauf, daß seine Anhänger im Lande sich in Waffen erheben und ihm rasch Verstärkungen zuführen würden. Und so geschah es. Als der Prätendent durch Nordwales nach Shropshire zog und auf Stafford rückte, vergrößerte sich seine Streitmacht von Schritt zu Schritt. König Richard, welcher an-

Digitized by Google

fänglich über die geringen Mittel des Tudors gespottet und geäußert hatte, er wäre über die Erscheinung auf englischem Boden sehr erfreut, denn das gäbe ihm ja Gelegenheit, ein für allemal mit dem kecken Abenteurer abzurechnen, hatte bald Ursache, die Sache ernstlich zu nehmen. Denn schon begann ja rings um ihn der große Abfall und er musste es schmerzlich bereuen, daß er verschiedene seiner Gegner, wie namentlich die Stanleys, früher so großmüthig, viel zu großmüthig behandelt hatte. Ja, der leidige Umstand, daß er mitunter die gutmüthige Schwäche gehabt, von den Grundsätzen einer gesunden Realpolitik abzuweichen und Feinde, die er unter seine Füße gezwungen, nicht zu zertreten, wurde nun ein Hauptmotiv seines Untergangs. Solche thörichter Weise vordem nicht Zertretene eilten jetzt, an ihm zu Verräthern zu werden und ihre Dienstmannschaften dem Heerbann seines Gegners zuzuführen.

Trotz alledem verzagte Richard nicht und er hat gerade in dieser Krisis erwiesen, daß er vom besten Metall. Auch zeugt es für ihn, daß es ihm doch nicht an Getreuen fehlte, die fest zu ihm standen bis zuletzt. Ungetreue freilich entwichen von seinen Fahnen, als er diese dem Feind entgegentrug, auf weißem Streithengst in prächtiger Rüstung, als Helmzier die Königskrone führend, seinen Geschwadern voranreitend, die, in Nottingham gesammelt, auf Leicester zogen und von dort weiter auf der Straße nach Ashby de la Zouche. Montags am 22. August stand das königliche Heer auf dem Hügelgelände ob dem Rothen Moor beim Flecken Bosworth und etwas westwärts davon war der Tudor mit seinen Truppen aufmarschirt. König und Prätendent fühlten gleichermaßen, daß an diesem Tag der Schlachtwürfelwurf um England gethan werden müsste. Die Scharen bewegten sich demnach gegen einander und auf dem Rothen Moor entbrannte der Kampf, welcher gut für Richard sich anzulassen schien, bis Lord Stanley und der Graf von Northumberland auf der Walstatt selbst von dem Könige abfielen. Da, erkennend, daß es aus mit dem Königsspiel, dachte Richard nur noch daran, zu sterben als ein Held. Er war

Digitized by Google

abgestiegen, um seinen Durst an einem Brunnen auf dem Felde zu löschen, als das Aeußerste an ihn herantrat. Man führte ihm sein Roß vor, in der Meinung, er solle es besteigen um den Fluchtweg zu ergreifen. Denn schon drängten die Feinde dichtgeballt auf ihn herein. Er schwang sich in den Sattel, aber nicht, um zu fliehen. Einer Ueberlieferung zufolge hatte er ausgerufen: „Reicht mir meine Streitaxt und setzt mir den Kronhelm fest auf's Haupt; denn keine Fußbreite will ich weichen und heute sterben als König von England! (bryng me my battayll axe in my hand and set the crowne of gold on my hed so hye, for by hym that shope bothe se and land Kynge of England this day will I dye, one foote away I will not fle while brethe will byde my brest within).“ Und so starb er, Todeswunden gebend und empfangend, mitten im wildesten Gewühle. Der Verräther Stanley war es, welcher dem Todten den Kronhelm, in welchen die feindlichen Schwerter Beulen und Risse geschlagen hatten, vom Haupte nahm, um diese Trophäe dem Sieger zu überbringen. Dann erhob der große Rechthaber unter Menschen, der Erfolg, seine Stimme und ließ König Heinrich den Siebenten hochleben.

„Den Siegern die Beute!“ Unser auf dem Rothen Moor gefallener Realpolitiker hätte gegen diesen in unseren Tagen von den Yankees mit anerkennenswerther Offenheit proklamirten realpolitischen Satz — welcher übrigens allzeit und überall thatsächlich giltig war, ist und sein wird — schwerlich etwas einzuwenden gehabt.

Digitized by Google

Ein Zarenmord.

All-seeing heaven, what a world is this?!
Shakspeare.

1.

Als die Kunde deſſen, was 1881 am 1. März alten oder am 13. neuen Stils auf dem Quai des Katharinakanals in St. Petersburg geſchehen war, durch Europa flog, ſtaunte die Menge darüber als über etwas Neues, Niedageweſenes, Unerhörtes.

Und doch handelte es ſich nicht um ſolches und konnte man ſagen: Auch ſchon dageweſen. Wiederholt ſogar.

Zweierlei freilich ſtellte als neu ſich dar an dem mörderiſchen Geſchehniß vom 1. März 1881: — Alexander der Zweite war ja der erſte auf der Straße, ſo zu ſagen auf offener Bühne, und durch plebejiſche Hände ermordete Zar. Vorfahren deſſelben waren hinter den Kuliſſen und durch ariſtokratiſche Hände „expedirt" worden, wie der kyniſch-höhniſche Kunſtausdruck von dazumal lautete. Am 17. Juli von 1762 wurde im Speiſezimmer des Luſtſchloſſes Ropſcha Zar Peter der Dritte mittels einer Serviette ſtrangulirt, welche der Fürſt Borjatinſki zu einer Schlinge gedreht und dem Opfer um den Hals geſchlungen hatte. In der Nacht vom 23. auf den 24. März von 1801 ward

Digitized by Google

Zar Paul der Erste in seinem Schlafgemach im michailow'schen Festungspalast in St. Petersburg mittels einer Schärpe erwürgt, welche der Gardeofficier Skariatin [1]) dem vom Fürsten Jaschwil zu Boden geschlagenen Opfer um den Hals wand und deren Enden der Graf Nikolai Zubow zusammendrehte.

Zwischen diese beiden Zarenmorde hinein war ein dritter gefallen, welcher aber weit weniger Lärm machte in der Welt und ziemlich unbemerkt vorüber ging, wenigstens außerhalb Rußlands. Im Jahre 1764, in der Nacht vom 4. auf 5. Juli, wurde der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste in einer Kasematte der Schlüsselburg durch die beiden Officiere Wlassjew und Tschekin mittels Degenstichen umgebracht, infolge „höheren Befehls".

Dies ist der Zarenmord, von welchem hier gehandelt werden soll.

Wer war Iwan der Sechste?

Ein Urenkel des Zaren Iwan des Fünften, älteren Bruders von Peter dem Ersten (genannt der Große), Enkel des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und der Großfürstin Katharina, der ältesten Tochter Iwans des Fünften, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig und der Prinzessin Anna Leopoldowna von Mecklenburg, also Großneffe der Zarin Anna Iwanowna (Herzogin-Witwe von Kurland), nach dem kinderlosen Ableben dieser seiner Großtante als rechtmäßiger Zar und Kaiser aller Russen ausgerufen und anerkannt, dann infolge der Albernheit und des Leichtsinns seiner Mutter, welche für den Knaben hätte regieren sollen, durch seine Base Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Ersten, entthront und eingekerkert, endlich unter der Regierung Katharina's der Zweiten meuchlings gemordet. Im übrigen, mit einem großen englischen Dichter zu sprechen, nur „a

1) Der Prinz Eugen von Wirtemberg (Helldorff: Aus dem Leben des P. E. v. W. nach dessen eigenhändigen Aufzeichnungen I, 137) schreibt „Serjaetin", Bernhardi (Gesch. Rußlands, II, 2, S. 434) „Skarätin".

Digitized by Google

phantom among men", eine Schatten- und Schemenexistenz, eine Art von vorweggenommenem Kaspar Hauser, eine bleiche Kerkerpflanze, ein unreifes Geschöpf, um seines Namens und seiner kurzen Schein-Zarenschaft halber vom schlummerlosen Argwohn einer Usurpatorin bewacht und schließlich durch willige Handlanger eines erbarmungslosen Despotismus brutal zu Boden gestampft.

Man gewinnt von diesem traurigen Dasein nur den Eindruck, als sähe man einen blassen Schatten über die Bühne der Weltgeschichte huschen, so flüchtig, daß die Umrisse der Erscheinung kaum deutlich wahrgenommen werden können.

Dennoch lohnt es sich aus Gründen, welche ich zum Schlusse andeuten werde, wohl der Mühe, Ursprung, Verlauf und Ausgang dieser Schein-Zarenschaft einer Betrachtung zu unterziehen. Ich werde versuchen, dieselbe in den thunlich engsten Rahmen einzuschließen.

2.

Der Titan auf dem Zarenthron — ein Titan freilich, welcher in der einen Hand die Knute und in der andern den Schnapshumpen hielt — Peter der Erste, dieses Ungethüm von Genie, Thatkraft und Lastern, dieser Gewaltmensch und Schreckensmann, welcher dem von ihm unternommenen Riesenwerk der Entasiatung und Europäisirung Russlands den eigenen Sohn zum Opfer zu bringen nicht anstand, kam am 28. Januar von 1725 zu sterben. Dem schon im Todeskampfe Ringenden machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, zu bestimmen, wer nach ihm die Krone tragen sollte. Er scheint dabei an seine zweite Frau, die „gekrönte" Zarin Katharina, das weiland „Mädchen von Marienburg", nicht gedacht zu haben. Hatte sie doch kurz zuvor die schnödeste Untreue an ihm begangen. Auch nicht an seinen

Digitized by Google

Enkel Peter, hinterlassenen Sohn des infolge der Knutefolter gestorbenen Zaréwitsch Alexei. Aber an wen sonst? Man weiß es nicht und kann nur vermuthen, daß er beabsichtigte, die Nachfolge in der Zarenschaft seiner schönen, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein verlobten Lieblingstochter Anna Petrowna zu übertragen. Wenigstens hieß der sterbende Herrscher sie kommen, versuchte dann seine Willensmeinung aufzusetzen und schrieb: „Uebergebt alles . . .“ Aber weiter kam er nicht, Auge und Hand versagten den Dienst und die herbeigeeilte Prinzessin fand nur noch einen bewusstlos Röchelnden.

Kaum war der große Zar todt, so wurde offenbar, wie wenig weit eigentlich das Moskowiterthum noch aus dem asiatischen Wesen herausgekommen. Von der festgefugten Thronfolgeordnung europäischer Monarchieen, welcher Ordnung zufolge selbstverständlich der unmündige Enkel Peter dem Großvater hätte nachfolgen müssen, keine Rede. Die Festsetzung der Nachfolge vielmehr einer Anzahl unter sich entzweiter und von widerstreitenden Interessen geleiteter Magnaten und Großwürdenträger anheimgegeben. Hüben die asiatisch-altrussisch gesinnten Dolgoruki, Kurakin, Galitzin, Trubetzkoi, Repnin, Saltikow, Narischkin und andere Bojarenhäuptlinge, drüben die europäisch-reformistisch gestimmten Helfershelfer und Handlanger des großen Zaren, welche schon um ihrer selbst willen das Werk desselben erhalten wissen wollten, die Jaguzinski, Makarow, Janowski, Buturlin, Ostermann und andere viele, mit dem märchenhaften Emporkömmling Menschikow an der Spitze. Diese Partei trug es, weil sie sicher und rasch handelte, über ihre Gegner davon und setzte die Nachfolge der Zaritza Katharina durch, deren ganze Stellung, deren Ansehen und Macht auf das engste mit dem Interesse ihrer Parteigänger verflochten war. So wurde die weiland Lagerdirne regierende Kaiserin von Russland. Daß sie weder zu lesen noch zu schreiben verstand, kam dabei nicht in Betracht. Ihre Tocher Elisabeth diente ihr als Unterschreibungsmaschine. Wenige Monate darauf ließ sie auf Menschikows Betreiben die Hochzeit

Digitized by Google

ihrer ältesten Tochter Anna mit Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vor sich gehen, damit die Prinzessin aus dem Lande käme. Die Anwesenheit derselben, sowie die ihres doch so herzlich unbedeutenden Gemahls war dem allgewaltigen Minister unbequem, welcher daran arbeitete, seine Tochter Maria mit dem Großfürsten Peter Alexeiéwitsch zu vermählen, d. h. zur Zarin in spe zu machen.

Denkwürdig ist, daß bei allen diesen Machenschaften von den beiden Nichten Peters des Großen, der Herzogin-Witwe Anna von Kurland und der Herzogin Katharina von Mecklenburg gar keine Rede gewesen ist. Weder die Alt- noch die Neu-Russen scheinen hinsichtlich der Thronfolge an diese Damen gedacht zu haben. Auch sie sollten aber bald in Frage kommen.

Katharina die Erste hielt nicht lange vor. Sie ließ den Menschikow regieren — d. h. stehlen und rauben, denn dieser „durchlauchtigste Fürst" war bekanntlich der gierigste Dieb und schamloseste Räuber im Zarenreich — während sie selber so energisch an ihrer Alkoholisirung arbeitete, daß sie schon im Mai von 1727 wegstarb.

Sie hinterließ ein sogenanntes Testament, von welchem man bis heute nicht recht weiß, wie es zustandegekommen. Kraft desselben war die Nachfolge in der Zarenschaft dem noch nicht ganz zwölfjährigen Großfürsten Peter Alexeiéwitsch zuerkannt, für welchen bis nach erreichtem sechszehnten Jahr der „Hohe Rath" die Regierung führen, auch dafür sorgen sollte, daß der junge Zar oder Kaiser mit der Tochter Menschikows sich vermählte. Die Regentschaft des „Hohen Raths" blieb eine Redensart, denn Menschikow regierte oder vielmehr tyrannisirte das Reich ebenso unumschränkt und hochfahrend wie den knäbischen Peter den Zweiten. Aber auch nicht mehr lange. Denn die menschikow'sche Herrlichkeit endigte bald mit einer jener plötzlich hereinbrechenden Katastrophen, welche in der Geschichte russischer Günstlingsherrschaften gäng und gäbe gewesen sind. Man könnte, ohne der Uebertreibung bezichtigt zu werden, sagen, daß, während in den schimmernden Sälen eines der Zaren-

Digitized by Google

paläste noch alle die stolzesten Häupter der moskowitischen Magnatenschaft vor dem gerade herrschenden Günstling demüthig sich beugten, drunten vor der Pforte schon die Kibitke angespannt stand, welche den jählings Gestürzten nach Sibiren ins Elend fahren sollte. Ueberhaupt drängten sich da die abenteuerlichsten Gegensätze in diesem Wirrsal von nur obflächlich lackirter Barbarei, genannt russisches Hofleben des 18. Jahrhunderts. Dem Despotismus stand es da frei, seine tollsten Einfälle zu verwirklichen. Flüchtige Weiberlaunen machten im Nu Korporale zu Generalen oder degradirten Feldmarschälle zu gemeinen Soldaten. Peter der Zweite ernannte einen siebzehnjährigen albernen Jungen, seinen Spielgefährten und Ausschweifungsgenossen Iwan Dolgoruki, zum Oberkammerherrn mit dem Rang eines kommandirenden Generals.

Dieser Oberkammerherr wurde in den Händen seiner Verwandten, der „vier" Fürsten Dolgoruki, ein Hauptwerkzeug zum Sturze Menschikows. Die Dolgoruki wollten eine ihrer Töchter zur Zarin erheben und im weiteren das heilige Russland im altmoskowitischen Stile regieren und glücklich machen. Die von ihnen unter Menschikows Füßen gebohrte und geladene Ränkemine ging am 8. (19.) September 1727 los und sprengte den „durchlauchtigsten Fürsten" zwar nicht in die Luft, aber doch mit seiner ganzen Familie nach Beresow in Sibirien. Die dem Gestürzten abgenommene Lug-, Trug- und Druckbeute war ungeheuer, ja geradezu unglaublich groß. Die triumphirenden Dolgoruki führten nun den jungen Zaren von Petersburg nach Moskau, wie zum Zeichen, daß mit dem Regierungssystem Peters des Großen entschieden gebrochen werden sollte, und verlobten dort am Ende des Jahres 1729 den Vierzehnjährigen mit der siebzehnjährigen Katharina Dolgoruki. Zur Vermählung aber kam es nicht. Denn zu Anfang des Jahres 1730 erkrankte der durch vorzeitige Sinnengenüsse erschöpfte Zar-Knabe an den Blattern und starb am 19. (30.) Januar.

Wer sollte jetzt Zar oder Zarin aller Russen sein?

Digitized by Google

Indem die Magnaten und Großwürdenträger sich anschickten, diese Frage zu entscheiden, geschah etwas Außerordentliches, etwas in der Geschichte Rußlands ganz fremdartig Dastehendes.

Das war der unter Führung des greisen Fürsten Dmitri Michail Galitzin unternommene Versuch, dem zarischen Absolutismus einen so zu sagen konstitutionellen Dämpfer aufzusetzen, weil „Rußland unter despotischer Herrschaft so viel gelitten habe".

Ob wohl dabei den russischen Großen vorschwebte, wie und wasmaßen die englischen Barone am 15. Juni von 1215 auf der Wiese Runymead an der Themse ihrem König John die „Magna Charta" abgepreßt hatten? Schwerlich. Es ist auch aus der Wahlkapitulation in 8 Artikeln, welche sie aufsetzten, keine russische Magna Charta geworden, sondern bloß eine geschichtliche Kuriosität, ein Papierfetzen, nur für Raritätensammler von Belang.

Die russischen Kurfürsten — denn als solche gebärdeten sich die sieben Herren vom „Hohen Rath" und die von ihnen beigezogenen übrigen Großen — hatten an Thronkandidaturen keinen Mangel. Diese Kandidaturen wurden in ihrer unmittelbar nach dem Ableben Peters des Zweiten berufenen Versammlung zur Debatte gestellt und zwar so, daß in Frage kamen die Großmutter des verstorbenen Zaren, die von Peter dem Großen verstoßene Eudoxia Lapuchin, dann die Zarenbraut Katharina Dolgoruki, ferner der erst anderthalbjährige Prinz von Holstein, Sohn der inzwischen verstorbenen Großfürstin Anna Petrowna, weiter die Großfürstin Elisabeth Petrowna, ganz flüchtig auch die Herzogin Katharina Iwanowna von Mecklenburg und endlich sehr ernstlich, die Herzogin-Witwe von Kurland Anna Iwanowna. Auf diese fiel die Wahl, nicht obgleich, sondern weil sie gar kein Recht auf die Krone hatte. Die Herren Kurfürsten wähnten nämlich, gerade darum müsste und würde die Erwählte die ihr auferlegte Wahlkapitulation unweigerlich annehmen.

Sie that auch wirklich so und ließ sich den Schein

Digitized by Google

und Schatten von russischer Magna Charta gefallen, bis sie, zu Ende Februars von 1730 aus Mitau in Moskau eingetroffen, auf dem Thron sich festgesetzt hatte. Dann war von dem „Papierfetzen" weiter nicht die Rede, als nur insofern, daß über seine Verfertiger eine schwere Verfolgung erging. Die Zarin Anna herrschte dann unumschränkt, d. h. sie wurde von ihrem Günstling Bieren, welcher sich, weil es vornehmer klang, den Namen Biron beigelegt hatte und den seine zarische Freundin zum Herzog von Kurland ernannte, unumschränkt beherrscht. Was unter Katharina der Ersten Menschikow gewesen, das war unter Anna Bieren, und so endete der kurzbeinige Anlauf der russischen Aristokratie, zu einem verfassungsmäßigen Regiment zu gelangen, mit dem kläglichsten Rückfall in die stumpfe Unterwerfung unter die reine, d. h. sehr unreine Willkürherrschaft. Es war also der Beweis erbracht, daß das „heilige" Russland kein Boden für so profane Dinge wie Verfassungen, Parlamente und verantwortliche Regierungen. Die bedeutsamste unter der Regierung Anna-Biron oder vielmehr Biron-Anna getroffene Maßregel war ohne Frage die Zurückverlegung des Hofhalts von Moskau nach Petersburg. Damit war ausgesprochen, das russische Staatswesen wolle und werde an dem Europäismus, in welchen es Peter der Erste wohl oder übel und jedenfalls nur sehr nothdürftig hineingezwungen hatte, festhalten. Der Vicekanzler Ostermann, also ein Hauptträger der peter'schen Revolution, hatte der Zarin die Nothwendigkeit, von der Newa aus über Russland zu herrschen, klarzumachen gewusst.

Anna Iwanowna hat ihren Günstling 10 Jahre und 8 Monate lang schalten und walten lassen. Ihre Zärtlichkeit für Biron suchte dessen Macht und Glanz auch noch über ihren Tod hinaus zu verlängern. Sie vermachte nämlich, im Sommer von 1740 schwer erkrankt, den Zarenthron nicht, wie man erwarten konnte, ihrer Nichte Anna Leopoldowna, sondern ihrem nur etliche Wochen zuvor von dieser geborenen Großneffen Iwan Antonowitsch, Sohn

Digitized by Google

Anton Ulrichs von Braunschweig, Urenkel Iwans des Fünften, und sorgte zugleich dafür, daß durch eine Versammlung der ersten Magnaten und Würdenträger des Reiches weder die Mutter noch der Vater Iwans des Sechsten während dessen Minderjährigkeit mit Führung der Regentschaft betraut wurde, sondern Biron, der Herzog von Kurland. Die Zaritza Anna starb am 28. Oktober, worauf Iwan der Sechste als Zar aller Russen und Biron als Regent ausgerufen wurden. Der Prinz von Braunschweig machte, von seiner Frau Anna Leopoldowna angestachelt, einen schüchternen und schwächlichen Versuch, die Regentschaft Birons für nichtig erklären und dieselbe auf die Mutter des Säuglings von Zaren übertragen zu lassen. Damit fuhr er aber übel ab, und wie er abfuhr, mag angeführt werden als ein schlagendes Beispiel, welchen Kränkungen und Demüthigungen deutsche Prinzen und Prinzessinnen von jeher und bis zu unsern Tagen herab um des sehr zweifelhaften Glückes moskowitischer Heiraten willen sich unterzogen haben. Anton Ulrich musste es nicht nur hinnehmen, daß ihn Biron in verletzendster Weise abkanzelte, sondern er, der Vater des Kaisers, musste sich auch in einer Versammlung der russischen Großen in's Gesicht sagen lassen, daß man ihm sein Gebaren verzeihe, weil er eben ein „Maltschik", zu deutsch ein unmündiger — oder zu noch deutscher — ein dummer Junge sei.

3.

Aber der Regent Biron sollte bald, schon nach 23 Tagen, dafür bestraft werden, daß er in seinem Hochmuth und in seiner Eitelkeit zweierlei nicht gehörig beachtete. Erstens, daß die Racheluft einer tödtlich beleidigten Frau nicht schläft, und zweitens, daß dicht in seiner Nähe ein

Digitized by Google

Mann lebte, dessen großartiger Ehrgeiz anderen wohl die höchsten Titel, nicht aber die höchste Macht gönnen mochte.

Dies war Burkhard Christoph von Münnich, ein geborener Oldenburger, russischer Graf und Feldmarschall, fraglos einer der Hauptschöpfer des europäischen, d. h. europäisirten Russlands. An ihn wandte sich die Mutter des in den Windeln liegenden Zaren Iwan als an ihren Rächer, und Münnich seinerseits war rasch entschlossen, diesem Vertrauen zu entsprechen, d. h. Biron zu stürzen, Anna Leopoldowna zur Regentin zu machen und in ihrem Namen das Reich zu regieren. Und der Feldmarschall, dazumal noch in seiner vollen Kraft, war ganz der Mann, das, was er wollte, auch ohne Zaudern zu thun. In der Nacht vom 8. (19.) auf den 9. (20.) November von 1740 führte er, von seinem Generaladjutanten Manstein als seinem Haupthandlanger unterstützt, den gut ausgesonnenen und kühnen Streich, der aber doch nur in dem Lande der Ueberraschungen, was Russland dazumal war, gelingen konnte. Mit 80 Mann von einer Kompagnie der preobraschenskischen Garde, welche die Wache im Winterpalast und den Ehrendienst am Katafalk der noch unbeerdigten Kaiserin Anna hatte, machte sich der Feldmarschall, nachdem er der zaghaften Mutter Iwans ihr Gutheißen abgerungen, nach dem Sommerpalast, der Behausung Birons, auf, drang ein und nahm den aus dem Schlaf aufgeschreckten Regenten, welchen seine Leibgarde auf Münnichs Aufforderung hin sofort schmählich preisgab, gefangen, obzwar der Verrathene und Verlassene mit Fäusten und Zähnen grimmig sich wehrte, bis er gebunden und geknebelt war. Er wurde sammt seiner Familie nach der Schlüsselburg gebracht und befand sich dann bald auf dem Wege dorthin, wohin er so viele vor sich hergesandt hatte, auf dem Wege in's sibirische Elend.

Seit Jermak Sibirien für Russland erobert hatte, bildete und bildet noch jetzt, wie jeder weiß, das „Verschicken" dorthin einen Hauptkunstgriff der russischen Staatstechnik. Zur Zeit, von welcher wir handeln, hätte man freilich

Digitized by Google

wenn es damals schon einen göthe'schen Faust gegeben, einen bekannten Satz desselben also parodiren können: Du glaubst zu verschicken und wirst verschickt.

Auch aus dem Verschicker Münnich sollte ja bald genug ein Verschickter werden. Das Schicksal gab ihm in derselben Nacht, wo er seinen großen Streich führte, einen sehr deutlichen Warnungswink, von welchem beim Shakspeare geschrieben steht:

„Wenn das Geschick den Menschen wohlthun will,
So blickt es sie mit drohenden Augen an."

Schade nur, daß solche wohlmeinende Drohblicke selten oder nie beachtet und verstanden werden. Der Feldmarschall hätte es sich sonst zu Herzen nehmen müssen, daß auf die Kunde von der Verhaftung des verhassten Biron hin die drei Garderegimenter tumultuarisch vor der Wohnung von Peters des Großen jüngster Tochter, der Großfürstin Elisabeth, sich versammelten in der Erwartung, dieselbe müsste zur Zaritza ausgerufen werden. Es mangelte den Soldaten nur ein Stimmführer, der ihnen diese Losung gegeben hätte. Verblüfft und missmuthig kehrten sie in ihre Quartiere zurück, nachdem sie erfahren, daß von der Großfürstin Elisabeth keine Rede wäre, sondern, daß an der Statt Birons die Herzogin von Braunschweig, Anna Leopoldowna, die Regentschaft für den kleinen Iwan übernommen hätte. Der wirkliche Regent wurde Münnich mit dem Titel eines Premierministers, welcher dem Schwachmattikus Anton Ulrich die leeren Ehren eines Titular-Generalissimus gönnte. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt der unvermeidliche, durch alle Klippen dieser russischen Palastrevolutionen aalgeschmeidig sich durchschlängelnde Ostermann, die Leitung der innern Verwaltung kam an Golowkin den Jüngern.

Die ganze Machenschaft währte nicht länger als 1 Jahr und 16 Tage. Für Münnich nicht einmal so lange. Denn da er bald merken musste, Ostermann und Golowkin wollten ihn auf die Leitung des Heerwesens beschränken, so forderte

Digitized by Google

er im März 1741 trotzig seinen Abschied und war nicht wenig überrascht, als er, der sich für unentbehrlich gehalten, denselben vonseiten der Großfürstin-Regentin sofort erhielt. Man muß sagen, daß Anna Leopoldowna alles, was an ihr lag, that, um ihren unmündigen Sohn Iwan und sich selber zu Grunde zu richten. Träg und leichtfertig, wie sie war, hatte sie für nichts Sinn und Zeit als für ihre skandalvolle Liebschaft mit dem Grafen Lynar, kursächsischem Gesandten am russischen Hofe. Selbst ihrer Indolenz musste sich freilich die Wahrnehmung und Besorgniß aufdrängen, daß die Großfürstin Elisabeth eine gefährliche Nebenbuhlerin um den Besitz der Macht wäre; allein zu mehr als zu einem gelegentlichen Ausschelten dieser Nebenbuhlerin vermochte sich die Regentin nicht aufzuraffen. Elisabeth war allerdings nichts weniger als besser denn Anna. Sie hatte die Laster ihrer Eltern vollmäßig geerbt und war, der Draperie hofhistoriographischer Vertuschung und Schönfärberei entkleidet, eine Person von unzweideutigster Unsittlichkeit, eine notorische Buhlschwester und Trunkenboldin. Aber sie war das einzige Kind Peters des Großen, welches noch am Leben, und das machte sie gefährlich. Ihre gränzenlose Faulheit hätte sie jedoch gewiß nicht zum handeln kommen lassen, falls nicht einer da gewesen wäre, der sie unabläßig vorwärts trieb. Dies war der Marquis de la Chétardie, Botschafter Frankreichs in Petersburg, ein geschickter und energischer Verwirklicher der Pläne, welche der französische Premier Fleury und der Staatssekretär Amelot dazumal am russischen Hofe verfolgten.

Denn mit der kleinen Politik der beiden schlechten Weiber Anna Leopoldowna und Elisabeth Petrowna verquickte sich die sogenannte große, welche von jener gar häufig nur durch ihre Dimensionen verschieden ist. Die „Staatsraison" des Hofes von Versailles, welcher damals mit Friedrich von Preußen gegen die Habsburgerin Maria Theresia verbündet war, forderte gebieterisch eine abermalige russische Palastrevolution, weil die Regentin Anna, ihr

Digitized by Google

Gemahl und ihr Kabinett für die Tochter Karls des Sechsten gestimmt waren. Das hatte ja auch den Sturz des Preußen zugeneigten Münnich mitentschieden. Die „Braunschweiger" sollten beseitigt und die Großfürstin Elisabeth, welche für die französische und folglich für die widerösterreichische Politik leicht zu gewinnen sein würde oder schon gewonnen war, an den Platz des unmündigen sechsten Iwan geschoben werden. Der Macher des zu diesem Zwecke gesponnenen Komplotts war La Chétardie, dessen an den König und an den Staatssekretär Amelot gerichteten Depeschen den Verlauf der unsauberen Geschichte Schritt für Schritt verdeutlichen [1]). Amelot wusste das Geld, womit der Marquis

1) Bernhardi sagte 1875 in seiner „Geschichte Russlands" 2. Thl. 2. Abthlg. S. 156: „Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur da zu finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ich sie leider nicht habe suchen können, in den Archiven Frankreichs." Diesem Mangel wäre ja jetzt abgeholfen durch das Buch „Louis XV. et Elisabeth de Russie", par Albert Vandal, Paris 1882, wo pag. 104—162 auf Grund der Korrespondenz des Marquis das in Rede stehende Geschehniß eine einlässliche Darstellung erfährt. Aber was ist das Gesammtresultat? Kein anderes als das, was unser vortrefflicher F. C. Schlosser schon vor langer Zeit kannte und kundgab, als er in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (5. Aufl., Bd. 2, S. 49.) schrieb: „Die Seele des ganzen (Komplotts) war der Marquis La Chétardie, der auch das Geld (dazu) hergab". Das ist der Kern der Sache. Alles neue, was Vandal aus dem französischen Nationalarchiv beibringt, ist im Grunde nur nebensächlich. Es könnte scheinen, Vandal müsste die angezogene Stelle im Schlosser gekannt haben, als er seinerseits (l. c. 147) schrieb: „La Chétardie est l'âme de la conjuration." Er führt das dann also weiter aus: „Pour atteindre un but qui stimule son ambition, charme son coeur et pique sa vanité, il déploie une adresse infinie; n'est-il pas d'ailleurs dans son élément, chaque fois qu'il s'agit de mener avec entrain une intrigue compliquée, surtout lorsqu'une femme aimable (?) en est objet? A voir avec quelle aisance et quelle désinvolture il se joue au milieu des difficultés, on le dirait moins occupé d'une entreprise où il risque sa liberté et sa vie que de quelque galante aventure. Rien ne manque pour compléter la ressemblance, ni les rendez-vous mystérieux, ni les longues heures d'attente à l'endroit désigné, ni les coups d'oeil furtivement échangés, ni les billets écrits à mots couverts et en langage convenu."

Digitized by Google

die neue Palastrevolution anzettelte und fütterte, in unauffälliger Weise nach St. Petersburg zu schmuggeln. Es waren übrigens keineswegs große Summen, denn Verräther und Verschwörer waren dazumal in Russland sehr billig zu haben. Die Spießgesellen und Helfershelfer, deren La Chétardie sich bediente, waren der Leibchirurg Elisabeths Lestocq und ihr Kammerjunker Woronzow, weiterhin der Korporal Grünstein vom Garderegiment Preobraschenskt und der Musikant Schwartz. Eine recht lumpige Gesellschaft, wie man sieht, aber lauter Leute, wie gemacht, das schmutzige Geschäft zu verrichten, welches man ihnen auftrug. Weil das Haus Braunschweig mit dem Hause Brandenburg blutsverwandt war, ließ Ludwig der Fünfzehnte den König von Preußen durch den Marquis de Belle-Isle sondiren, ob ihm, was man gegen die Braunschweiger in Petersburg vorhätte, passte oder nicht. Worauf Friedrich, seiner eigenen Bezeugung gemäß („Histoire de mon temps", chap. 4), zur Antwort gab, als preußischer Monarch kenne er keine Verwandte, sondern nur Freunde oder Feinde. La Chétardie entwarf, um nichts zu versäumen, vorsorglich eine Proskriptionsliste der zu Opfern seines Vorhabens Ausersehenen und an der Spitze dieser Liste standen die Namen Münnich und Ostermann. Vergebens bestürmten der österreichische Botschafter Botta und der englische Gesandte Finch die Großfürstin-Regentin mit Warnungen, vergebens riethen sie der Gedanken- und Kraftlosen, die Prinzessin Elisabeth verhaften und einkerkern zu lassen, wodurch den zu Gunsten derselben gesponnenen Ränken der Kern ausgebrochen würde. Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und so gingen sie denn bis zu jener Nacht vom 24. auf den 25. November (5. auf den 6. December) von 1741, wo die Großfürstin Elisabeth, welcher La Chétardie zum Bedenken und Zaudern schlechterdings keine Zeit mehr ließ, sich entschließen musste, selbsthandelnd die Vorbereitungen ihrer Mitverschworenen zum Ziele zu führen. An der Spitze von 300 preobraschenski'schen Grenadiren drang sie

Digitized by Google

in den Winterpalast und bemächtigte sich der gesammten braunschweigischen Familie, während anderwärts die „Prosskribirten“ verhaftet wurden. Von Widerstand nirgends eine Regung. Während Anna Leopoldowna und Anton Ulrich aus ihren Betten geholt und zu Gefangenen gemacht wurden, schlief der rechtmäßige Zar, Iwan der Sechste, ruhig in seiner Wiege. Die „gutmüthige“ Elisabeth nahm den Kleinen heraus, küsste ihn und sagte: „Armes Kind, du bist schuldlos, aber deine Eltern tragen um so größere Schuld“ [1]). Etliche Tage darauf ließ die „gutmüthige“ Elisabeth der gefangenen Ex-Regentin sagen, sie werde dieselbe knuten lassen, wenn Anna nicht angeben wollte, wo ihre (Anna's) Juwelen versteckt wären.

Am Morgen vom 25. November (6. December) war Peters des Großen jüngste Tochter Zarin und Selbstherrscherin von Russland. Die Gardesoldaten hatten sie dazu gemacht, wie sie nachmals Katharina die Zweite auch dazu machten. Senat, Synod, Magnaten und Prälaten, Armee und Marine, Adel und Volk hatten dabei weiter nichts zu thun, als Ja und Amen zu sagen, und so thaten sie. Münnich, Ostermann, Golowkin und ihre „Mitverbrecher“ wurden zu martervollen Todesstrafen verurtheilt, aufs Schaffot geschleppt und erst angesichts von Block und Beil, Galgen und Rad von der „gutmüthigen“ Zaritza

1) Es wird auch erzählt, daß am Morgen des Wintertages, wo ein Manifest erschien, welches verkündete, Elisabeth habe den ihr rechtmäßig zukommenden väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen, und darum in den Kirchen von Petersburg jenes bekannte Tedeum gesungen wurde, allwomit eine hochwürdige Klerisei allzeit und überall gelungene Staatsverbrechen zu begrüßen pflegte und pflegt, auch die gesammte Soldateska der Hauptstadt jubelnd vor den Palast gezogen war, um der neuen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen, der kleine in der Wiege zum Gefangenen gemachte und entthronte Iwan in unbewusst-tragischer Selbstironisirung das Hurrah der russischen Prätorianer nachzustammeln versucht hätte. Da habe Elisabeth sich nicht enthalten können, zu sagen: „Du unschuldiges Kind weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglück ist.“

Digitized by Google

„huldvoll begnadigt", nämlich zum Verlust ihrer gesammten Güter und Würden und zur Verstoßung ins sibirische Elend.

4.

Der Säugling Iwan musste, wie die Sachlage nun einmal war, der Triumphatorin vom 25. November 1741 schon in den ersten Stunden ihrer Zaritzenschaft sehr unbequem sein. So ein Kind von rechtmäßigem Zaren kann und muß sogar unter Umständen seiner Entthronerin gefährlich werden. Zudem war ja Elisabeth so „gutmüthig"! In Stunden, wo sie nüchtern, mochte ihr darum der Kleine in seiner Wiege vielleicht wie ein athmender Gewissensbiß vorkommen. Also weg mit ihm! Aber wie?

Die Kaiserin beeilte sich, ihrem an Auskunftsmitteln so reichen Geheimrath La Chétardie die Frage vorzulegen, was seines Erachtens mit dem entthronten und gefangenen Kind-Zar angefangen werden sollte, und der Herr Marquis und Botschafter gab ohne Zögern die zwar etwas gewundene, aber immerhin verständliche Antwort: „Man kann nicht genug Sorgfalt anwenden, um jede Spur von der Kaiserschaft — (wörtlich du règne) — Iwans des Sechsten zu vertilgen. Das ist das einzige Mittel, um Russland vor Gefahren zu bewahren, welche jetzt oder später aus den Umständen hervorgehen könnten und welche in einem Lande, das einen falschen Demetrius erlebte, doppelt zu befürchten sind"[1]). Undiplomatisch ausgedrückt, hieß das: Lasst den Jungen verschwinden! „Expedirt" ihn!

Dazu war jedoch die Zarin in der That zu „gutmüthig". Während sie mit einer kindischen Wuth daran arbeitete, alle Erinnerungen an die „Regierung" Iwans des Sechsten

1) La Chétardie, Lettre à Amelot, bei Vandal a. a. O. 160.

Digitized by Google

zu verwischen, und zu diesem Zwecke alle Denk- und Schaumünzen mit dem Bildniß desselben, alle im Namen Iwans erlassenen Ukase, alle genealogischen Handbücher, ja sogar alle Gebetbücher, in welchen die Namen der unter der Regentschaft bekannt gewesenen Personen vorkamen, konfisciren und vernichten ließ, brachte sie es doch nicht über sich, den armen Jungen ohne weiteres „expediren" zu lassen. Ihre Gutmüthigkeit ging, wenigstens zuvörderst, noch weiter. Sie überließ nämlich den entthronten Knaben seinen Eltern, welche sie als Gefangene in die Citadelle von Riga hatte schaffen lassen. Nach anderthalb Jahren wurde die unglückliche Familie im Geheimen von Riga nach Oranienburg gebracht, einem durch Menschikow unweit von Woronesch angelegten Ort. Während der Gefangenschaft Anton Ulrichs und Anna's in Riga und Oranienburg wurde der arme Iwan einigermaßen erzogen und unterrichtet, was namentlich der Herzensgüte des Herrn von Korff zu verdanken war, welcher die Wachtmannschaft befehligte. Aber gerade darum wurde dieser Officier bald von seinem Posten abberufen, und als gar verlautete, ein Mönch hätte den Versuch gemacht, den entthronten Zaren zu entführen, natürlich zu Aufruhrzwecken, beschloß die „gutmüthige" Kaiserin Elisabeth, noch strenger gegen die Braunschweiger vorzugehen.

Demzufolge wurden Anton Ulrich und Anna von Oranienburg nach Cholmogory gebracht, einem elenden oberhalb Archangels auf einer Dwina-Insel gelegenen Ort. Aber sie durften ihr Söhnlein Iwan dorthin nicht mitnehmen; sondern der Knabe wurde seinen Eltern weggenommen und in die Schlüsselburg versperrt. Dies dürfte wohl ein zutreffender Ausdruck sein für die Art der Einkerkerung des Armen. Denn er wurde in der Schlüsselburg in eine Kasematte gethan, welche dem Tageslicht keinen Zugang gestattete. In dieser von spärlichem Lampenschimmer nur dämmernd erleuchteten Gewitternacht verlebte der Entthronte 20 Jahre, ohne allen Unterricht zu einem gespenstig blassen, halb blödsinnig blickenden und murmelnden Jüngling auf-

Digitized by Google

wachsend, dem man die Seele tödtete, bevor man seinen Leib mordete. Zuweilen regte sich in dem armen jungen Gespenst eine dunkle Vorstellung, ein traumhaftes Bewusstsein von seiner Zarenschaft und seine ihm hiervon eingegebenen verworren-phantastischen Aeußerungen erregten dann das rohe Gelächter seiner Wächter. Zwei derselben, ein Hauptmann und ein Leutenant von der Besatzung, mussten beständig bei ihm sein, waren mit ihm in die Kasematte eingeschlossen und händigten ihren sie ablösenden Kameraden die schriftliche kaiserliche „Ordre" ein, welche sie selber beim Antritt ihrer Wacht empfangen hatten, den Befehl, sofort den entthronten Zaren zu tödten, falls etwa einmal zu Gunsten desselben eine Meuterei in der Festung ausbrechen sollte. Man sieht, die „gutmüthige" Kaiserin hatte sich auf alle Fälle vorgesehen.

Russland befand sich unter dieser Zarin, wie sich ein großes Reich unter der Regierung eines solchen Weibes befinden konnte, musste. Am 5. Januar von 1762 n. St. taumelte sie in ihr Grab hinab — zur unsäglichen Freude Friedrichs von Preußen, welcher seit sechs Jahren jenes „Schauspiel für Götter" aufgeführt hatte, den Kampf eines großen Menschen mit dem Schicksal. Er hatte manchen scharfen Epigramme-Pfeil auf „cette infame catin du Nord", wie er Elisabeth zu nennen pflegte, abgeschossen und die Wohlgetroffene hatte sich dafür durch die Schlachten von Zorndorf und Kunersdorf gerächt, sowie durch eine Kriegführung in Preußen, welche gräulich erwies, daß die Moskowiter mit Erfolg bei den Mongolen des Dschingis-Khan und des Batu-Khan in die Schule gegangen.

Ohne irgendwelche Weiterung folgte seiner Tante auf dem Zarenthron der Herzog Peter von Holstein, Sohn von Elisabeths älterer Schwester Anna Petrowna. Dieser arme, wohlmeinende und wirklich gutmüthige, aber bornirte und querköpfige Peter der Dritte war genau 6 Monate und 5 Tage lang Zar und Selbstherrscher aller Russen. Dann ist er, wie allbekannt, auf Betreiben seiner Frau Katharina, welche sich von der kleinen Prinzessin von An-

Digitized by Google

halt-Zerbst rasch zur großen „Semiramis des Nordens" auswuchs, verrathen, verlassen, entthront und gefangen worden, um schließlich, von Oranienbaum nach Ropscha geschleppt, durch Alexei Orlow und dessen Mitmörder gräßlich-martervoll ermordet zu werden.

Unter den vielen Zügen von Gerechtigkeitsgefühl, Erbarmen und Herzensgüte, welche der unglückliche Sechsmonatezar Peter mitten unter allen seinen Querköpfigkeiten bewährte, war einer der kennzeichnendsten der Besuch, welchen er im Geheimen, und zwar im März 1762, dem armen Iwan in der Schlüsselburg abstattete. Der Lebendig-Begrabene vermochte die gütigen Fragen seines Besuchers nur stammelnd zu beantworten. Er soll gestammelt haben, er sei der Kaiser Iwan. Dann wieder, der Kaiser Iwan wäre schon lange todt, aber dessen Geist sei in ihn gefahren. Es wird auch bestimmt versichert, der unglückliche Gefangene habe sich aus seiner Knabenzeit des gutherzigen Korff erinnert und sogar eine Ahnung gehegt und geäußert, daß sein Besucher der regierende Zar wäre. Wie dem sein mag, Peter der Dritte war von dem Jammersal dieser Stunde tief ergriffen und faßte den Entschluß, das grausame Geschick des „geborenen Kaisers" wenigstens insoweit zu mildern, als seine eigene Sicherheit es zu gestatten schien. Iwan sollte aus seinem Kerker hervorgehen und innerhalb der Umwallung der Schlüsselburg volle Freiheit genießen. Auch sollte ihm daselbst ein Haus mit zwölf Zimmern erbaut und ein prinzlicher Haushalt eingerichtet werden. Der Bau wurde in der That sofort begonnen, aber nicht vollendet: denn Katharina die Zweite war weit entfernt, die edelmüthigen Absichten ihres Gemahls inbetreff Iwans des Sechsten zur Ausführung bringen zu wollen. Sie, die Usurpatorin, welche nicht den Schatten einer Spur von Recht auf den Zarenthron besaß, bei dessen Erklimmung ihr der Leichnam ihres von ihren Mitverschworenen gemordeten Gemahls als Stufe gedient, sie hatte weit mehr Ursache, den armen Iwan als Prätendenten zu fürchten, denn Peter der Dritte gehabt, welcher als legitimer Enkel

Digitized by Google

Peters des Großen ganz und gar als rechtmäßiger Zar sich hatte fühlen dürfen. Da nun aber für die „Semiramis des Nordens" Gewissen und Moralgesetz nur Worte ohne Sinn und Bedeutung waren, so konnte es nicht wundernehmen, daß in den russischen Höflingekreisen bald das Geraune umging, der Insasse der schlüsselburger Kasematte werde wohl nicht mehr lange leben.

In der That, er lebte nicht mehr lange, der arme Junge. Nach zwei Jahren schon musste der bleiche Kaiserschemen die Nacht seines Kerkers mit der des Grabes vertauschen.

Es ist bekannt, daß die Herrschaft der ebenso genialen als skrupellosen Thronanmaßerin Katharina mehr als einer Bedrohung und Erschütterung ausgesetzt war. Wiederholt ging der Name ihres so schändlich gemordeten Gemahls Peter gespenstisch-dräuend in Russland um. Auch jener Pugatschew, welcher in den Jahren 1772—1774 gegen die Zarin den nach ihm benannten höchst gefährlichen Kosakenaufstand führte, trat in der Maske Peters des Dritten auf. Aber schon zehn Jahre früher war aus dem bislang noch ungelösten Dunkel einer anonymen Verschwörung eine wider Katharina's Zaritzenschaft, sowie auch wider ihres Sohnes Paul Thronfolgeberechtigung gerichtete Zettelung hervorgegangen. Diese Machenschaft gipfelte in der heimlichen Verbreitung eines angeblichen Manifestes Peters des Dritten, allworin die Vergehungen Katharina's enthüllt wurden und ihr Sohn Paul als ein „Bastard" von der Thronfolge ausgeschlossen war. Wer an die Stelle Pauls treten sollte, war nicht gesagt, allein die Zarin und ihre Anhänger konnten, mussten muthmaßen, daß die geheimnißvollen Verschwörer die Erinnerung an die rechtmäßige Kaiserschaft des Gefangenen von der Schlüsselburg wachrufen wollten.

Hat nun Katharina die Zweite, um sich vor weiteren Bedrohungen von jener Seite her ein- für allemal sicher zu stellen, die Vernichtung Iwans beschlossen und angeordnet? Oder ist der Zarenmord in der schlüsselburger Kasematte

Digitized by Google

mit oder ohne Vorwissen der Zarin durch diesen oder jenen ihrer Vertrauten in Scene gesetzt worden?

Wir wollen zur Beantwortung dieser beiden Fragen zuvörderst die zweifellos festgestellten Thatsachen vorführen.

Zu Anfang Juli's 1764 machte Katharina die Zweite einen Ausflug nach Riga. Diesen Ausflug deutete man nachmals so, daß die Zarin dem, was in der Schlüsselburg geschehen sollte, hätte aus dem Wege gehen wollen. Kurz vor ihrer Abreise von Petersburg wurden zwei durchaus zuverlässige Officiere, der Hauptmann Wlassjew und der Leutnant Tschekin, nach der Schlüsselburg kommandirt, um, mit der früher erwähnten, von der Zarin Elisabeth ausgestellten und jetzt neu eingeschärften „Ordre" versehen, jede Regung und Bewegung des gefangenen Iwan Antonowitsch zu bewachen, zu welchem Zwecke sie wie die früheren durch sie abgelösten „Leibwächter" mit dem Unglücklichen seinen Kerker theilen mussten. In der Stadt Schlüsselburg lag dazumal das Infanterieregiment Smolensk, von welchem der Reihe nach je eine Kompagnie von 100 Mann den Dienst in der Citadelle that. Hierzu gehörte, daß immer acht Mann den Gang bewachten, welcher zu Iwans Kerkerkasematte führte. Im Regiment Smolensk stand der Leutnant Wassily Mirowitsch, welcher aus einer vormals begüterten und angesehenen Familie der Urkraine stammte. Sein Großvater war ein Parteigänger des berühmten Kosakenhetmans Mazeppa gewesen und in dessen Sturz mitverwickelt worden. Das hatte die Konfiskation der Familiengüter zur Folge gehabt. Mirowitsch, von seiner Armuth gestachelt, sann auf Wiederherstellung des Glückes seines Hauses und reichte wiederholt Bittschriften bei der Zarin ein, dieselbe möchte ihm oder seinen Schwestern die eingezogenen Familiengüter ganz oder wenigstens theilweise zurückgeben. Er wurde abschlägig beschieden, das zweitemal ungnädig. Daraufhin hätte auch dieser russische Leutnant, falls er nämlich Latein verstand und den Vergil kannte, sagen können: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo" — oder auf gut russisch etwa: Will mir die Zarin keine Gnade

Digitized by Google

erweisen, so will ich versuchen, eine Palastrevolution oder vielmehr zur Abwechselung mal eine Kerkerrevolution anzuzetteln und in's Werk zu richten. Ich wäre ja nicht der erste Leutnant, welchem im heiligen Russland so etwas gelänge. Die Orlows waren auch nur Leutnants, dazumal, als Katharina zur Zarin und Selbstherrscherin gemacht und ihr Herr Gemahl „expedirt" wurde.

Mirowitsch vergaß nur, daß die „Leutnants" Orlow „dazumal" Leute wie den Vicekanzler Panin, den Kosakenhetman Rasumowsky, den Fürsten und Gardeoberst Wolkonski, den General Betzkoi, den Staatsrath Teplow, den Erzbischof Setschin von Nowgorod, ebenso die an Schlauheit und Kühnheit alle diese Herren weitüberbietende Fürstin Daschkow und endlich die Dämonin Katharina selber hinter sich gehabt hatten. Nicht nur „Si duo faciunt idem", sondern auch „Si duo volunt idem, non est idem". Auch noch in anderer Beziehung. Denn der Plan, eine Katharina an der Stelle eines dritten Peters zur Kaiserin zu machen, hatte ganz andere Wahrscheinlichkeiten des Gelingens für sich gehabt, als das Projekt, den armen Halbsimpel Iwan an die Stelle Katharina's zu setzen, haben konnte.

Ob Mirowitsch schon bei der Planentwerfung zu seinem verzweifelten Unternehmen Mitwisser gehabt, ist mit voller Sicherheit nicht zu ermitteln. Erzählt wird allerdings, daß ein andrer Leutnant, Apollon Uschakow, von Anfang sein Verschwörungsgenosse gewesen sei und daß die Beiden ihr Vorhaben, den eingekerkerten Iwan Antonowitsch zu befreien und auf den ihm zustehenden Zarenthron zurückzuführen, in der Kirche „Unserer lieben Frau von Kasan" zu Petersburg mit Wort und Eid feierlich beschworen hätten. Allein Uschakow ertrank zu Ende Mai's 1764 auf einer Dienstreise in einem Flusse bei Porchow, und was noch weiter gemeldet wird von vorläufigen Versuchen des Mirowitsch, unter der Hofdienerschaft Einverständnisse zu gewinnen, ist ganz nebelhaft. Gewiß dagegen ist, daß der

Digitized by Google

Leutnant zu Anfang Juli des genannten Jahres mit seiner Kompagnie den Dienst in der Citadelle von Schlüsselburg hatte.

5.

Er ging nun sofort an's Werk, wobei es auffällig, daß der notorisch arme Leutnant reichlich mit Geld versehen war. Vor allem spähte er genau die Lage von Iwans Kasemattenkerker aus und versah den Eingang dazu heimlich mit einem Zeichen. Dann entwarf er eine Proklamation, welche nach der gelungenen Befreiung des Gefangenen veröffentlicht werden sollte. Weiter war er noch nicht gekommen, als seine Kompagnie abgelöst wurde und er demnach mit derselben aus der Citadelle hätte abmarschiren sollen. Unter welchem Vorgeben es ihm jetzt gelang, bei der neu aufziehenden Wachttruppe in der Festung bleiben zu dürfen, ist nicht festgestellt; aber es gelang ihm, was doch bei der Strenge, womit sonst die Dienstvorschriften gehandhabt wurden, wiederum sehr auffällig ist.

Seinen also verlängerten Aufenthalt in der Festung benützte Mirowitsch ohne Säumen zur Werbung von Helfern unter der Besatzung. Mittels klingender Beweisgründe gelang es ihm, drei Korporale und zwei Soldaten von der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens zu überzeugen, d. h. ihre Mithilfe bei der Ausführung desselben zu erkaufen. Dagegen scheiterte er, als er einen höher hinauf zielenden Werbeversuch machte. Der Gegenstand desselben war der Hauptmann Wlassiew, als einer der Leibwächter Iwans. Der Hauptmann wies die Eröffnungen des Leutnants zurück, that aber sonderbarer Weise weiter nichts gegen diesen. Wenigstens nichts Unmittelbares. Mittelbar scheint er allerdings etwas gethan zu haben; denn Mirowitsch erfuhr durch einen der von ihm gekauften Unterofficiere, daß

Digitized by Google

Wlassjew einen Eilboten an den Premierminister Graf Panin abgefertigt hätte. Darin erkannte der Leutnant ein zwingendes Signal, sofort zur That schreiten zu müssen.

In einer hellen Sommernacht, der Nacht vom 4. auf den 5. (15. bis 16.) Juli 1764, schritt er dazu. Mit Unterstützung der von ihm gewonnenen Korporale und Soldaten gelang es ihm, zwischen 1 und 2 Uhr die kleine Besatzung der Festung geräuschlos zu versammeln. Dann trat er vor die Mannschaft hin und las derselben einen erdichteten und angeblich von den Mitgliedern des Senats unterzeichneten Ukas vor, des Inhalts, die Kaiserin Katharina die Zweite sei es müde, über barbarische und undankbare Völker zu herrschen. Sie hätte daher den Entschluß gefaßt, das russische Reich zu verlassen, um sich im Auslande mit dem Grafen Gregor Orlow zu vermählen. Schon auf der Reise gegen die Gränze zu begriffen, wollte sie geruhen, dem unglücklichen Iwan die Zarenkrone zurückzugeben, und darum ertheile hiermit der Senat ihm, dem Wassilij Mirowitsch, den Befehl, den eingekerkerten Kaiser alsbald frei zu machen und nach St. Petersburg zu bringen.

Die Menschen waren und sind, wie allbekannt, allzeit und überall, wo es sich um Wahrheiten handelt, Mückenseiher, aber Lügen gegenüber Kameeleverschlucker. Je dümmer gelogen wird, desto wahrscheinlicher sieht es aus; je frecher, desto glaubwürdiger. Die urtheilslose Menge will belogen und getäuscht sein, das gehört zu ihrem Wesen. Wer sie am unverschämtesten belügt und betrügt, der hat sie. Nämlich gerade so lange, bis ein noch schamloserer Lügner und Betrüger seinen Vorgänger überlügt und übertrügt. Das haben die Schwindler aller Zeiten gar wohl gewusst, beherzigt und bethätigt. Dauernden Erfolg hatten jedoch nur die großen, während die kleinen gewöhnlich halbwegs aufgehalten, gehenkt oder sonst wie abgethan wurden.

Mirowitsch gehörte zu den kleinen, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Schwindler von eigener Mache gewesen und nicht vielmehr eine Marionette, welche an einem Drahte tanzte, dessen lenkender Handgriff vielleicht in dem Minister-

Digitized by Google

kabinette Panins, wenn nicht gar in dem Schlafgemach Katharina's zu suchen und zu finden gewesen wäre.

Wie dem sei, ob der Mann aus eigenem Antrieb oder ob er als bloßes Werkzeug handelte, sein kecker Streich schien einen Augenblick gelingen zu wollen. Etliche 50 Mann Unterofficiere und Soldaten glaubten an den von Mirowitsch vorgebrachten Ukas oder thaten so und stellten sich, ihre Waffen schwingend und laut jubelnd, unter seinen Befehl.

Wie er nun damit beschäftigt ist, sie zum Angriff auf den Kasemattenkerker Iwans zu ordnen, eilt der Festungskommandant Berednikow, durch den Lärm aufgeschreckt, herbei, fragt, macht einen flauen Versuch der Abwehr, lässt sich aber ohne viele Umstände durch den meuterischen Leutnant festhalten und verhaften, ohne daß Mirowitsch nöthig gehabt hätte, ihn erst mit einem Gewehrkolben niederzuschlagen, wie später behauptet worden ist. Der Leutnant stellt sich an die Spitze seiner 50 Mann und führt sie zum Sturm auf Iwans Kerker. Die in dem bedeckten Weg vor demselben postirten acht Mann leisten Widerstand, ohne daß es jedoch zum schießen kommt und ohne daß Mirowitsch verhindert wird, bis zur Eingangsthüre der Kasematte vorzudringen. Als er nun Anstalt macht, dieselbe auffsprengen zu lassen — es soll sogar zu diesem Zwecke von einer nahen Bastei eine Kanone herbeigeschleppt worden sein — ruft ihm von innen der Hauptmann Wlassjew zu, er und sein Mitwächter Tschekin könnten zwar das gewaltsame Eindringen der Angreifer nicht lange verhindern, aber sie würden empfangene Befehle im Nothfall vollstrecken und demnach würden die Eindringlinge den Gefangenen nur todt vorfinden.

Mirowitsch lässt sich durch diese Drohung nicht von seinem Vorhaben abbringen. Allein bevor es ihm gelingt, die Pforte zu sprengen, geht hinter derselben Furchtbares vor. Als die Thür in ihren Angeln bebt und dem Ansturm von außen zu weichen droht, ergreifen Wlassjew und Tschekin ihre Degen und werfen sich auf ihren Ge-

Digitized by Google

fangenen, welcher ruhig schlummernd auf seinem Lager liegt, mit einem weißen Schafpelz bedeckt. In ihrer Aufregung unsicherer Hand, verwunden sie das Opfer erst nur am Arm und am Bein, dann aber durchbohren sie ihm mit festeren Stößen die Brust und treffen Herz und Lunge, nachdem der aus dem Schlafe also mörderisch aufgeschreckte Unglückliche etliche Augenblicke gegen die Mordwaffen sich gesträubt hat.

So starb, vierundzwanzigjährig, der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste, nachdem er 22 Jahre lang in Kerkerluft vegetirt hatte.

Nachdem Wlassjew und Tschekin ihr schreckliches Werk gethan, schoben sie den Riegel der Pforte zurück und ließen die Stürmer ein.

Blutüberströmt lag der entseelte Zar auf dem Boden der Kasematte.

Bei diesem Anblick rief Mirowitsch den Mördern zu: „Elende! Fürchtet ihr nicht Gott? Warum habt ihr das unschuldige Blut dieses Mannes vergossen?"

„Wir thaten, was uns befohlen war," gaben die beiden Officiere zur Antwort.

Die Soldaten wollten über die Zarenmörder herfallen und sie todtschlagen. Allein Mirowitsch verhinderte es mit den Worten: „Sie thaten ihre Pflicht; für uns aber gibt es keine Rettung mehr" [1]).

Hier nun stoßen wir wieder auf eine jener Auffälligkeiten, an welchen die Geschichte dieses Zarenmordes reich ist. Wenn Mirowitsch auf eigene Hand gehandelt hatte, so musste sich ihm jetzt, nach der tragischen Vereitelung seines Unternehmens, die Nothwendigkeit, den Folgen seines Beginnens sich zu entziehen, unfehlbar aufdrängen. Warum floh er nicht? Er hätte das zweifellos gekonnt. Die Schlüssel der Citadelle waren ja in seiner Gewalt, auch gab er, nachdem der Mordschlag gefallen, Befehle und

1) Bernhardi, II, 2, S. 213, nach Kowalewsky: Graf Bludow und seine Zeit.

Digitized by Google

traf Anordnungen, als wäre er der Festungskommandant. Er konnte demnach allein oder an der Spitze der Soldaten, welche ihm gefolgt waren, die Citadelle verlassen. Aber er dachte gar nicht an Flucht, und angesichts dieser Thatsache ist man wohl nicht unberechtigt, mit dem deutschen Geschichteschreiber Russlands zu fragen: Konnte vielleicht auch Mirowitsch, ebenso wie die beiden Mörder, hinsichtlich dessen, was er gethan, auf „höhere Befehle" sich berufen? [1]).

Statt zu fliehen, ließ er den Leichnam des Ermordeten auf ein Soldatenbett legen und auf diesem vor das Hauptwachtlokal tragen. Auf seinen Befehl stellte sich die gesammte Besatzung der Citadelle auf dem Platz vor der Hauptwacht auf und salutirte den Todten mit präsentirtem Gewehr. „Seht," sagte Mirowitsch zu der Mannschaft, „das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch". Hierauf schüttelte er den Soldaten, die sich ihm angeschlossen hatten, die Hände, erklärte laut, nicht sie, sondern er allein sei schuldig und darum wolle er auch die Folge seines Thuns auf sich nehmen. Dies gesagt, gab er seinen Degen ab und überlieferte sich dem wiederfreigegebenen Festungskommandanten. Der ermordete Zar wurde, mit einem blauen, rohgesäumten russischen Bauernhemde bekleidet, den Tag über in der Festungskirche öffentlich ausgestellt. Was vom Volk anwesend war, umstand weinend den rohgezimmerten Soldatensarg, in welchem der arme Iwan lag mit seinen feinen, wachsweißen Gesichtszügen und seinem röthlichen Bart. Am folgenden Tage wurde der Leichnam in aller Stille gen Nowgorod abgeführt und sodann in dem bei dieser Stadt gelegenen Kloster Tichwin (?) ohne weiteres Ceremoniell begraben.

Dies war so befohlen worden durch den Grafen Panin, welcher auch sofort, nachdem er Wlassjews Eilbotschaft empfangen, die Verhaftung des Mirowitsch angeordnet hatte. Der Unternehmer des verunglückten schlüsselburger Kerkerputsches war jedoch der Ausführung dieser Anordnung, wie

1) Herrmann, Geschichte russischen Staats, V, 651.

Digitized by Google

wir gesehen, schon zuvorgekommen, indem er sich aus freien Stücken gefangen gegeben hatte.

Auf die Kunde von der nächtlichen Katastrophe in der Schlüsselburg hin kehrte Katharina die Zweite aus Livland nach Petersburg zurück. Nach ihrer Rückkehr wurde ohne Zögern zur Processirung des Gefangenen geschritten, welcher ein Verbrecher war, weil sein Unterfangen nicht geglückt. Die Kaiserin schickte eine Dreimänner-Kommission zur Voruntersuchung nach der Schlüsselburg und diese Untersucher waren der Senator Neplujew, der General Weymarn, ein ergebener Handlanger Katharina's von früher her, und der Geheimrath Teplow, welcher am 17. Juli von 1762 den Mordritt des Alexei Orlow nach Ropscha mitgemacht hatte und bei der Erwürgung Peters des Dritten mitthätig gewesen war. Mit der Procedur selbst, der Urtheilsfindung und Urtheilssprechung beauftragte Katharina, nach Empfang des durch Weymarn erstatteten Untersuchungsberichtes, kraft Manifests vom 17. (28.) August die Mitglieder des Senats und des Synods, die Präsidenten der höchsten Regierungskollegien und die Theilhaber der obersten drei Rangklassen [1]).

Die Haltung des „Verbrechers" war während der ganzen Dauer des Verfahrens fest und würdig. Einigen Nachrichten zufolge soll sie aber nicht nur das, sondern auch die eines Mannes gewesen sein, welcher an einem glücklichen Ausgang der Sache gar nicht zweifelte und die Procedur für nichts als für eine Komödie ansah. Sicher ist, daß er standhaft bei seiner ursprünglichen Angabe blieb, keinen Mitwisser und keinen Mitschuldigen gehabt zu haben. Ein höchst auffälliger Zwischenfall in dem Proceßgange war

1) Eine Hauptquelle unserer Kenntniß in diesem Proceß, wie dazumaliger russischer Geschehnisse überhaupt, war bekanntlich lange und ist theilweise noch jetzt Helbigs i. J. 1809 erschienenes Buch „Russische Günstlinge". Von Wichtigkeit für die Iwan'sche Episode sind die bezüglichen englischen Gesandtschaftsberichte in Raumers „Beiträgen zur neueren Geschichte", Bd. III. Bernhardi hat (a. a. O. 215), auf den Russen Barteniew („Das 18. Jahrhundert", 3. Bd.) gestützt, verschiedene neue Züge dieser Episode beigebracht.

Digitized by Google

aber dieser. Als sich das Tribunal zur Urtheilsfällung anschickte, theilte der Oberprokurator des Synods, Soymonow, dem Baron Tscherkassow, einem der Richter, mit, etliche geistliche Mitglieder des Gerichtshofs wären des Dafürhaltens, daß Mirowitsch gefoltert werden müsste, um ihn zu weiteren Geständnissen und zur Namhaftmachung von Mitschuldigen zu bringen, um dadurch überhaupt der ganzen räthselhaften Geschichte mehr auf den Grund zu kommen. Auf der Stelle schritt einer der Vertrauten der Kaiserin, der Fürst Wäsemski, in seiner Eigenschaft als Generalprokurator des Senats der oberste Wächter des Gesetzes, gegen dieses Ansinnen energisch ein, schnitt Soymonow das Wort ab und forderte Tscherkassow auf, zu erklären, ob man ohne weiteres zur Urtheilfällung schreiten müsste oder nicht. Etwas verdattert, stimmte der also Interpellirte mit Ja. Aber wieder mehr gefasst, reichte er ein schriftliches Votum ein, worin er darlegte, Mirowitsch müsste trotzdem gefoltert werden, um ihm die Namen seiner Mitschuldigen oder Anstifter zu entreißen.

Dieser Tscherkassow, welcher gegenüber dem deutlich genug erkennbaren Willen und Wunsch der Zarin und Selbstherrscherin, die ganze widerwärtige Sache möglichst rasch abgethan zu sehen, eine eigene Meinung zu haben und zu äußern wagte, macht einen geradezu phänomenalen Eindruck. Katharina, welche gar wohl wusste, daß in der Stadt ziemlich vernehmlich herumgeflüstert werde, die ganze gegen Mirowitsch angestrengte Procedur sei nichts als eine Posse, war schlau genug, gegen Tscherkassow nicht ungnädig sich zu erzeigen. Aber sie wusste es einzurichten, daß der Zwischenfall keine weiteren Folgen hatte, dem Antrag Tscherkassows nicht stattgegeben und Mirowitsch durch den Gerichtshof ad hoc ohne weitere Untersuchungen als Reichsverräther und Rebell zum Tode und zwar mittels Enthauptung durch das Beil verurtheilt wurde.

Dieses Urtheil ist am 15. (26.) September auf dem Marktplatz der Newa-Insel in Petersburg an ihm vollstreckt worden.

Digitized by Google

Wenn Helbig gut unterrichtet war — und er konnte es sein — so hätte Mirowitsch während der ganzen Procedur, bei der Urtheilsprechung und noch auf dem Schaffot ganz der Art sich benommen, als ob er überzeugt wäre, das alles wäre nur eine Komödie und könnte etwas anderes gar nicht sein. Er hätte noch gelacht, als er statt der zuversichtlich erwarteten Begnadigung den tödtlichen Beilschlag empfing [1]).

Seine Mitschuldigen, 28 Unterofficiere und Soldaten, wurden zum Spießruthenlaufen, zu sibirischer Zwangsarbeit und dergleichen Russischem mehr verurtheilt. Den Mördern Iwans des Sechsten, Wlassjew und Tschekin, wurden Beförderungen zutheil und lebenslängliche Pensionen zugebilligt.

Somit war nach allen Seiten hin der „Gerechtigkeit" genuggethan.

6.

„Cherchez la femme!" oder wie die andere Lesart lautet, „Où est la femme?" ist ein Satz, dessen Findung man bekanntlich dem König Jakob dem Ersten von Großbritannien zugeschrieben hat. Wenn mit Grund, so wäre das unbedingt das gescheideste Wort, welches dieser stammelnde und geifernde Tropf von König — („a king of shreds and patches", Shakspeare) — jemals über seine Lippen brachte. Denn fürwahr bei allen unklaren, verwickelten, geheimnißvollen Geschichten thut man gut, vor allem der „Frau" nachzufragen, weil eben im hintersten Hintergrunde solcher Geschichten immer das „Ewig-Weibliche" oder wenigstens ein Stück davon zu suchen und auch wohl zu finden war, ist und sein wird.

In unserem Falle heißt das Ewig-Weibliche selbstverständlich Katharina die Zweite.

---

1) „Russische Günstlinge", S. 316.

Digitized by Google

Die bekannte kriminalistische Frage: „Cui bono?“ ist hier gar nicht zu umgehen. Wem gereichte der Tod Iwans des Sechsten zum Vortheil? Der herrschenden Zarin. Daß sie in dem Gefangenen der Schlüsselburg einen Prätendenten gesehen, welcher unter Umständen für sie gefährlich, sehr gefährlich werden könnte, ist ja schon dadurch erwiesen, daß sie den von der Zarin Elisabeth ausgestellten Mordbefehl erneuert hatte. Aber Katharina war „eigentlich“ nicht grausam, lispelt mit süßer Stimme die allerunterthänigste Zofe Hofhistoriographie. Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche sich keinen Augenblick besann, ganze Völker zu Boden treten zu lassen, wenn es galt, die Eingebungen ihrer gränzenlosen Ehr- und Herrschsucht zu befriedigen? Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche hunderttausende und wieder hunderttausende russischer Kronbauern zu Leibeigenen machte, um diese „Seelen“ an ihre Liebhaber verschenken zu können? Wirklich nicht grausam, dieses Weib, welches am Tage, nachdem ihre Spießgesellen ihren rechtmäßigen Herrn und Gemahl gräßlich ermordet hatten, mit blasphemischem Hohn manifestirte: „Dieser unerwartete Todesfall ist als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen —?“

Das steht fest, Katharina die Zweite machte sich aus dem Leben des armen Iwans nicht mehr und nicht weniger als aus dem Leben einer Fliege. Sie würde demzufolge nicht einen Augenblick gezaudert haben, dieses Leben, falls es ihr irgendwie gefährlich schien, zu vernichten. Es entsprach auch nur jenem Zug kätzischer Falschheit und Heuchelei, welcher schwefelfarbig durch ihr ganzes Wesen ging, wenn die Semiramis des Nordens dafür sorgte, daß in das über Mirowitsch gesprochene Urtheil ein Satz hineinkam, welcher besagte, er, Mirowitsch, wäre eigentlich der Mörder Iwans, maßen durch sein Beginnen Wlassjew und Tschekin zur Tödtung des Gefangenen veranlasst worden.

Das mancherlei Auffällige, welches, wie wir sahen, im Verlaufe dieses Versuches einer russischen Kerkerrevolution vorgekommen, hat schon frühzeitig zur Aufwerfung der Frage

Digitized by Google

geführt: War Mirowitsch angestiftet und von wem? Bis zur Stunde jedoch ist es unmöglich geblieben, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, und es wird wahrscheinlich für immer unmöglich bleiben. An hypothetischen Antworten hat es freilich nicht gefehlt. Schlosser, welcher übrigens in seiner kurzen Darstellung der schlüsselburger Katastrophe sehr ungenau ist, sagt nur, Iwan sei „wahrscheinlich" auf Befehl Katharina's umgebracht worden [1]). Herrmann meint, „man sehe nicht ab, wie Mirowitsch bis zum letzten Augenblick so zuversichtlich auf Begnadigung rechnen konnte", falls er aus eigenem Antrieb sein verzweifeltes Spiel gespielt hätte — und fügt hinzu: „Der alte Großkanzler Bestuschew hielt Panin für den Anordner der Vollstreckung des kaiserlichen Willens" [2]). Damit wäre also gesagt, Mirowitsch sei nur ein Werkzeug Panins gewesen, welcher den Wunsch Katharina's, von dem schlüsselburger Kerkergespenst erlöst zu werden, zur That machen gewollt hätte. Bernhardi hält es der Erwähnung werth, daß es Leute gegeben, welche die Anstiftung des Mirowitsch zu seinem Unternehmen auf die Fürstin Daschkow zurückführten, welche „leidenschaftliche Frau nicht ruhen, sich nicht darein ergeben konnte, daß sie keine weitere Bedeutung im Leben haben sollte". Sodann führt Bernhardi die Behauptung des alten Helbig an, Katharina selber sei es gewesen, welche, um sich Iwans zu entledigen, den Mirowitsch zu seinem Befreiungsversuch habe verleiten und anleiten lassen, und zwar durch jenen Geheimrath Teplow, welcher, einer der Mörder Peters des Dritten, fraglos der verworfenste Mensch in Rußland und „allerdings dieser wie jeder Unthat fähig war" [3]). Nachdem der Mohr Mirowitsch seine Schuldigkeit gethan, habe man ihn, um das Geheimniß mit ihm zu begraben, processiren, verurtheilen und köpfen, aber bis zum Moment der Köpfung auf Begnadigung

1) Gesch. d. 18. Jahrh. 5. Aufl. II, 50.
2) Gesch. d. russ. Staats, V, 652.
3) Gesch. Rußlands, II, 2, S. 213—14.

Digitized by Google

hoffen lassen. Dieser Annahme neigt sich auch Barthold zu, lässt aber vorsichtig die fromme Phrase fliegen: „Den räthselhaften Zusammenhang weiß der Allmächtige allein“ [1]). Soviel wir bis jetzt wissen, sind Katharina, Panin, die Daschkow und Teplow hingegangen, ohne das Geheimniß, angenommen, es handelt sich um ein solches — zu enthüllen, und wir müssen uns also wohl oder übel mit den vorhandenen amtlich aktenmäßigen Nachweisen begnügen.

Trotz der starkgefühlten Unzugänglichkeit derselben lässt sich viel daraus lernen. Die traurige Historie vom ermordeten Schattenzaren Iwan macht ja eine charakteristische Episode in der Geschichte jener abenteuerlichen Weiberherrschaften aus, welche in Russland vom Tode Peters des Großen mit zwei nur kurzen Unterbrechungen — Peter der Zweite und Peter der Dritte — bis zur Throngelangung Pauls des Ersten gewährt haben. Diese wüsten Weiberherrschaften, welche alle Gräuel asiatischer Barbarei mit der raffinirten Frevelhaftigkeit der europäischen Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts verbanden, haben jene Kolossalschuld von Versündigungen an der Menschheit und an dem eigenen Volk angehäuft, deren Wucherzinsen Zar Alexander der Zweite vergeblich mit der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft zu bezahlen versuchte. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi“. Ach, der Vers des römischen Poeten war und ist allzeit eine traurige geschichtliche Wirklichkeit. Was immer die russischen Zaren und Zaritzen im vorigen Jahrhundert gesündigt haben, das russische Volk büßt es im gegenwärtigen. Alle die Zuflüsse, welche zur erschreckenden Zerrüttung der russischen Gesellschaft in unsern Tagen zusammenrannen, lassen sich zu den Schlammpfützen zurückverfolgen, welche vor hundert Jahren aus zarischen und zaritzischen Lastern und Verbrechen sich gebildet hatten. Die Katharinen, Annen und Elisabethen waren in ihrer Art schon richtige Nihilistinnen. Denn sie achteten alle

1) Ausgang des Iwan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde, in Raumers Histor. Taschenbuch für 1837, S. 156.

Digitized by Google

Satzungen des Rechtes, der Sitte, der Ehre und der Menschlichkeit pro nihilo, für nichts, rüttelten also frevelhaft an jedem Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft. Jetzt sind die Folgen da. Die Anhänger einer materialistisch-mechanischen Auffassung, Betrachtung und Darstellung der Geschichte mögen nach Russland hinhorchen. Dort werden sie, falls sie nicht ganz taub sind, den Schritt der Nemesis vernehmen oder auch, wenn sie lieber wollen, die drastisch-thatsächliche Glossirung von jenem Ausspruch des russischen Dichters, Dekabristen und Märtyrers Rylejew:

„Gott in der Weltgeschichte heißt Vergeltung!
Die läßt in Halme schießen Frevelsaat."

Digitized by Google

Garibaldi.

He was a hero, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.
Shakspeare.

1.

Der düstere Trauerpomp, welcher im Juni dieses Jahres (1882) unter Sturmgetose und Wogengedonner den Felsensteig von Caprera herabkam, ist vorübergezogen und mit dem übrigen Apparat desselben auch der überreich dabei entfaltete Redenbombast beiseite gethan, zerschlissen und verschollen.

Der Mann im rothen Hemde, schon bei Lebzeiten in Volkskreisen zu einer mythischen Figur geworden, ruht nun aus von seinen Heldengängen, wie von seinen Irrfahrten, und genießt jenes Friedens, den nur der Tod gibt.

Möchte doch die Majestät dieses einsamen Heroengrabes auf dem kleinen Eiland im Mittelmeer geachtet werden! Möchte doch keine verstandlose Pietät den Todten seiner Granitgruft entreißen, um das Denkmal, welches in Rom oder sonstwo seine Ueberreste decken soll, zur momentanen Neugierstillung müssiger Gaffer zu machen, wie sie jetzo herdenweise alle Wege und Stege unsicher machen in Europa. Napoleons Grab unter den Weiden von Longwood war von einem vollen Hauch tragischer Poesie umwittert. Seine Gruft bei den Invaliden in Paris ist nichts als ein Wachs-

Digitized by Google

figurenkabinet in Marmor. Lasst den Todten von Caprera ruhen wo er selber ruhen gewollt! Verschont seine Ueberreste mit eurer Spektakelei! Ihr habt ja der Fahnen und Fackeln, der Kränze und Phrasen genug und übergenug aufgewendet. Lasst den aufrichtigen Schmerz im Stillen trauern, aber heißt die erkünstelte Ueberschwänglichkeit schweigen und gebt der Geschichte das Wort!

Denn diese tritt jetzt in ihr Recht.

Drei Männer sind es, welche das „Regno d'Italia" geschaffen haben: Mazzini, Garibaldi, Cavour. Mazzini war das Herz, Cavour der Kopf, Garibaldi der Arm der italischen Einheitsbewegung. Mazzini hat die Saat ausgestreut, Garibaldi die Getreidemahd vollzogen, Cavour die Garben eingebracht. Ohne die beiden Idealpolitiker Mazzini und Garibaldi — wo wäre Cavour mit all seiner Realpolitik geblieben? Auf seinem piemontesischen Ministersesselchen. Gerade wie Bismarck mit all *seiner* Realpolitik auf dem preußischen Ministersessel oder gar auf dem Sorgenstuhl eines mäßig begüterten märkischen Junkers sitzen geblieben wäre, so ihm nicht die Propheten und Märtyrer der deutschen Idealpolitik von den Tagen Armins, Walthers von der Vogelweide, Fischarts und Logau's bis herab zu den Tagen Klopstocks, Schillers, Palms, Körners, Arndts, Rückerts und Uhlands die Pfade gewiesen und die Wege gebahnt gehabt hätten. Dem Donner der That rollt ein lauter Widerhall nach, ja wohl — aber ist es nicht der Blitz des Gedankens, der ihm voranleuchtet? Das ist eine Wahrheit, so wohlfeil wie Brombeeren. Aber in dieser Zeit schamloser Verlogenheit darf man wohl auch solche Brombeeren-Wahrheiten scharf betonen, und die in Rede stehende sollte, scheint mir, dermalen namentlich auch unter uns Deutschen beherzigt werden. Sind doch seit 1870 in Deutschand gar viele enge Gehirne ganz und gar von der Vorstellung erfüllt, alles, was nicht sogleich prakticirt, verwerthet, in Bargeld umgesetzt, von heute auf morgen nutzbar gemacht werden könne, das sei nicht „opportun" oder tauge eigentlich kurzweg gar nichts. In den Tagen unserer

Digitized by Google

großen Denker und Lehrer waren freilich die heutzutage modischen Sprichwörter „opportun“ und „realpolitisch“, allwomit man jetzt alles schlichten und machen zu können wähnt, noch nicht erfunden. Auch ein drittes, dermalen rasselndes Modewort, das Wort „Freidenker“, haben, gelegentlich bemerkt, die Hochmeister der Ritterschaft dem deutschen Geiste nicht knäbisch-renommistisch herausgehängt, wie neuestens Leute thun, welchen die Bezeichnung „Nichtdenker“ zumeist besser anstände.

Will man dem Manne, von welchem hier nicht etwa eine Lebensbeschreibung gegeben werden soll, sondern nur eine Charakteristik mit besonderer Berücksichtigung der zwei Glanzperioden seiner Laufbahn, 1849 und 1860, gerecht werden, so muß man sich auf den Standpunkt stellen, von welchem aus er sah, fühlte, dachte, sprach und handelte — also auf den Standpunkt eines Idealisten und eines italischen Patrioten, dessen Seele vom Sonnenfeuer des Südens großgenährt worden war.

Seinem Namen und seiner körperlichen Erscheinung zufolge germanischer Abstammung, ist dieser blonde Ligurier dennoch in all seinem Fühlen, Denken und Thun ein Romane jeder Zoll gewesen[1]). Also kein Mann vor-, um- und rücksichtiger Erwägung, sondern ein Mensch augenblicklicher Impulse, kein kalter Rechner, sondern ein kühner Drauflosgänger, weit mehr den Eingebungen der Phantasie als den Bedenken des Verstandes folgend und dann doch auch wieder einer guten Dosis echtitalischer Schlauheit nicht ermangelnd. Diese Eigenschaft durfte ihm ja schon als dem Fanatiker, der er gewesen, nicht fehlen; denn ein Fanatiker war er, aber in des Wortes bestem und höchstem Sinne. Er glühte ja mit allen Sinnen für sein „Fanum“, für das Heiligthum der Einheit und Freiheit Italiens.

1) Bekanntlich existirt eine Ueberlieferung, welche wissen will, der germanische Tropfen in Garibaldi's Blut stamme keineswegs vom Mittelalter her, sondern aus dem 18. Jahrhundert, wo der deutsche Junker Theodor von Neuhof eine Weile König von Korsika war. Eine Abkömmlingin dieses Abenteurers sei Garibaldi's Mutter gewesen.

Digitized by Google

Aus dieser Glut entband sich alle seine Liebe und all sein Haß. Er war ein Enthusiast, ein Phantast, wenn man will. Aber kein in's Blaue schwärmender, sondern vielmehr ein mit unermüdlicher Zähigkeit und hellem Opfermuth auf ein festes Ziel gerichteter. Italien war der Traum seiner Nächte, wie der Gedanke seiner Tage. Wenn er sich in seiner späteren Zeit mitunter schwatzhaft in dem Nebelheim herumtrieb oder vielmehr herumtreiben ließ, allwo die „Universalrepublik", der „Weltmenschheitsbund", die „Vereinigten Staaten von Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien" oder dergleichen grellbunte Fabelvögel mehr umherflattern, so war das eben eine Altersschwäche. In den Tagen seiner Kraft und seines Könnens war er ein Patriot, der allzeit und überall Italien suchte. Dieses Ziel zu sehen und zu finden, dazu reichten seine Gaben aus. Den vielverschlungenen und bösverknoteten Fäden der europäischen Politik geduldig nachzuspüren um schließlich eine richtige Lösung oder Neuverknüpfung zu finden, das war nicht seine Sache. Er ist ja all sein Lebtag für das Zerhauen der Knoten gewesen. Daß es aber solche Knotenzerhauer doch auch geben müsse in dieser unserer knotenvollen Welt, werden selbst Bekenner des Weder-Fisch-Noch-Fleischliberalismus nicht unbedingt bestreiten wollen.

Im Vorstehenden ist darauf angespielt worden, daß Garibaldi mitunter, und zwar besonders in seinen älteren Tagen, fatalen Einflüssen zugänglich gewesen und das Opfer einer beklagenswerthen Lenksamkeit geworden sei. Jedermann weiß, daß zweideutige oder vielmehr unzweideutige Macher und Streber die Phantasie, die Begeisterung, die Gutmüthigkeit des Mannes irreleiteten und missbrauchten, um ihn das machen zu lassen, was man, wenn man wahr sein will, nicht anders nennen kann als dumme Streiche. Wie verträgt sich nun aber diese Bestimmbarkeit damit, daß man, wie oben schon gethan worden, den Irrgänger von Aspromonte füglich und schicklich doch mit dem alten Horaz einen „tenacem propositi virum" nennen darf? Gerade so, wie sich der Widerspruch mit dem Widerspruch in jedem

Digitized by Google

Menschen verträgt. Wo war, wo ist, wo wird einer sein, der von sich mit Recht rühmen dürfte, daß er niemals „zwei Seelen" in seiner Brust wohnen gefühlt hätte? Wenigstens bedeutende Menschen werden dieses häufig genug wiederkehrende Gefühl der Zweiseeligkeit nicht ableugnen können, sondern allenfalls nur ganz gewöhnliche Leute, Famuli Wagners Söhne u. Komp.

So konnte es kommen, daß der König Viktor Emanuel, halb im Scherz halb im Zorn, den großen Freischarenführer seinen „lieben Büffelschädel" nennen durfte, um das halsstarrige Drauf- und Durchfahren desselben zu bezeichnen, während zur gleichen Zeit Gesellen der vorhin erwähnten Sorte dem guten „Büffelschädel" den Leitstrick durch die Nase zogen. An diesem Leitstrick ist er auch im Jahre 1870 auf den Schauplatz seines letzten, in mehr oder weniger großem Stil unternommenen Abenteuers gezogen worden, welches so kläglich verlief und mit dem undankbaren Fußtritt endigte, den die französische Nationalversammlung am 13. Februar von 1871 dem alten Helden gab, welcher zu spät erkannt hatte, daß es zweierlei wäre, gegen neapolitanische oder aber gegen deutsche Soldaten zu Felde zu ziehen. Deutsche von gesundem und kräftigem Nationalgefühl werden Mühe haben, dem Andenken Garibaldi's die Don-Quijoterie von 1870 zu verzeihen. Aber trotzdem muß man anerkennen, daß dieser Narrenstreich des Mannes, was seine Person anging, so ehrlich und selbstlos gemeint war wie irgendeiner der vom Helden des Cervantes gethanen Narrenstreiche. Und wenn weiter uns kaltblütigen Nordländern das Theatralische, Opernhafte, um nicht zu sagen Seiltänzerische der Ausstaffirung und des Auftretens Garibaldi's gar störsam vorkommen muß, so sollten wir billig bedenken, daß Südländer derartige Aeußerlichkeiten subjektiv und objektiv ganz anders ansehen und werthen als wir, die wir unter dem ewiggrauen Himmel unseres „gemäßigten" Klima's uns ja nur mit Mühe ein bißchen Farben- und Formensinn zu bewahren vermögen.

Digitized by Google

2.

Giuseppe Garibaldi ist in den Anschauungen und Strebungen des italischen Karbonarismus aufgewachsen, welcher auf die Geschicke Italiens von so bedeutendem Einfluß gewesen. Er hat diese Anschauungen bis zuletzt festgehalten und demnach war er in innerster Seele Republikaner und Pfaffenfeind.

Stubengelehrte, welche sich, allen Lehren der Geschichte zum Trotz, die Entwickelung von Völkern und Staaten nur auf bureaukratischem, höchstens auf regelrecht-parlamentarischem Wege vorzustellen vermögen, haben über den Karbonarismus bekanntlich sehr abfällig geurtheilt — um so abfälliger, je weniger sie ihn kannten. Nun ist es ja wahr, daß der Karbonarismus viel Komödiantisches, Läppisches, Thörichtes, sogar entschieden Verwerfliches an sich hatte; aber nicht minder wahr ist es auch, daß er und nur er es gewesen, welcher das nach 1815 jeder Art von geistlicher und weltlicher Tyrannei unterworfene, zerrissene, durch heimische und fremde Zwingherrschaft niedergequetschte italische Volk wieder aufzurichten versuchte und aufzurichten wusste. Er vollbrachte das dadurch, daß er in dem Nationalcharakter angemessenen Formen den Kultus des Vaterlandes pflegte, den Glauben an das Ideal „Italien" weckte und verbreitete und die gesammte gebildete Jugend zu dem Gedanken und Vorsatz erzog, für dieses Ideal Gut und Blut hinzugeben. Die Männer der ruhigen Bildung und friedlichen Entwickelung, die Balbo, Gioberti, D'Azeglio und ihre Gesinnungsgenossen, sie hätten niemals ein konstitutionelles Piemont, geschweige ein einheitliches Italien auch nur in Gedanken herzustellen vermocht, wenn ihnen nicht der Prophet des italischen Radikalismus, Giuseppe Mazzini, vorangewandelt wäre, alle empfänglichen Herzen mit dem unlöschlichen Feuer patriotischer Liebe und patriotischen Hasses erfüllend.

Digitized by Google

Nachdem Garibaldi in der Verbannung gelernt, sein Vaterland doppelt heiß zu lieben — Männer, deren Patriotismus echt, lernen das im Exil immer — und nachdem er sich auf den Meeren und in den Pampas von Südamerika den Ruf eines kühnen Kriegers und geschickten Führers erworben hatte, ist er im großen Sturmjahr 1848 zuerst auf die weltgeschichtliche Bühne getreten. Nicht mit Glück. Der italische Republikanismus hatte auf Garibaldi's Freischarenführerschaft Hoffnungen gesetzt, deren Ueberstiegenheit in einem schreienden Mißverhältniß stand zu den Mitteln, über welche der General verfügen konnte. War doch die große Mehrzahl der italischen Patrioten viel zu klug, um nicht zu merken, daß, wie die Sachen lagen, die Idee der Vereinheitlichung ihres Landes nur mittels aufrichtigen Anschlusses an Piemont, d. h. auf monarchischem Wege zu verwirklichen wäre. Uebrigens blieb auch das vorerst noch ein frommer Wunsch: denn der alte Radetzky zeigte den Italienern den kriegerischen Meister in einer Weise, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ. Der Sieger von Custozza — 1848, wie dann wieder 1866, ein Triumphfeld der Waffen Oestreichs — ließ schließlich durch den General D'Aspre die garibaldische Schar in die Schweiz hinüberjagen.

Freilich, während in Oberitalien Radetzky die schwarzgelbe Fahne mit dem habsburgischen Doppelaar auf den Dom von Mailand zurücktrug und in Unteritalien die bourbonische Pestilenz wieder in ihrer ganzen Grausigkeit grassirte, stieg der Stern des Republikanismus in Mittelitalien verheißungsvoll empor. Daß es nur ein Nebelstern, sollte bald offenbar werden. Die ephemere römische Republik vermochte nicht einmal mit der ephemeren florentinischen zu einem Zusammenschluß zu gelangen. Bald auch drohten vom Norden her die Oestreicher, vom Südosten her die Neapolitaner und in Civitavecchia landeten 30,000 Franzosen, welche der Pseudo-Bonaparte, der die Pseudo-Republik Frankreich in seinen Kaiserschnappsack zu stecken sich anschickte, gesandt hatte, um den entflohenen Papst wieder auf den

Digitized by Google

Stuhl Petri zu setzen und den Kirchenstaat wieder herzustellen — ein echt französisches Stücklein, eine prächtige Illustration der Viktor-Hugo'schen Bombastphrasen von der Völkerbrüderlichkeit und Kosmopolitik der Gallier! Solcher Illustrationen gibt es bekanntlich eine Menge, aber darum hören Schwachköpfe und Ignoranten doch nicht auf, an den bezeichneten Bombast zu glauben.

Die Vertheidigung Roms gegen die völkerbrüderlichen Franzosen macht, zusammen mit der Vertheidigung Venedigs gegen die Oestreicher bei weitem das Beste und Größte aus, was das republikanische Kredo dazumal, in den Jahren 1848—49, vollbracht hat. Es war bedauerlich, daß nicht Garibaldi den obersten Heerbefehl in dem berannten und belagerten Rom führte, sondern daß Mittelmäßigkeiten wie Avezzana und Roselli den Kommandostab hatten. Wäre Garibaldi Obergeneral gewesen, so würde — hat man behauptet — die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs nicht gefehlt haben. Dem ist nicht so. Eine Möglichkeit, die Waffen der isolirten römischen Republik von 1849 über die ungeheure Uebermacht der Franzosen, Neapolitaner und Oestreicher triumphiren zu machen, war von vornherein ausgeschlossen. Es konnte sich nur darum handeln, die Ehre dieser Waffen aufrecht zu halten bis zum Aeußersten und daß die von Garibaldi geführte „Legion" das gethan, steht fest. Wir besitzen hierfür ein Zeugniß, dessen Wahrhaftigkeit nie die leiseste Anzweiflung gestattet hat, das Zeugniß eines Augen- und Ohrenzeugen, welcher zugleich ein in erster Reihe Mithandelnder war. Es ist unser trefflicher, leider vorzeitig hingegangener Gustav von Hoffstetter gemeint, dessen Tüchtigkeit und anspruchslose Liebenswürdigkeit gewiß bei allen, welche ihn gekannt haben, in bestem Andenken stehen. Dieser deutsche Officier hat den ganzen römischen Kampf von 1849 als einer der Führer desselben mitgemacht und nachmals ebenso schlicht wie genau und anschaulich diese denkwürdige geschichtliche Episode geschrieben („Garibaldi in Rom; Tagebuch aus Italien", 2. A. 1860).

Um Garibaldi hatte sich die edelste Blüthe italischer

Digitized by Google

Jugend gesammelt. In diesen jungen Männern, welche großentheils den gebildetsten, begütertsten, im besten Sinne vornehmsten Familien entstammten, pulsirten die Feuergedanken, welche Giacomo Leopardi in seinem hochherrlichen Canto „An Italien" ausgeströmt hatte. Viele dieser jungen Helden haben die Echtheit ihrer Vaterlandsliebe mit ihrem Herzblut besiegelt. Ich wüsste nicht, daß zu irgendeiner Zeit und unter irgendeinem Volke auf dem Altar des Vaterlandes edlere Opfer geblutet hätten als ein Eugenio Manara oder ein Emilio Morosini. Manara, aus der Fülle aller Glücksgüter und jungen Eheglückes nach Rom geeilt, um für Italien zu kämpfen, einer der tapfersten sowohl, wie auch begabtesten und militärisch gebildetsten Führer, wurde, kaum fünfundzwanzigjährig, am 30. Juni bei der Villa Spada von einer Franzosenkugel tödtlich getroffen. Seine letzten Athemzüge verwandte er darauf, seinen schmerzerfüllten Waffengefährten zu sagen: „Tröstet meine Frau und bringt ihr diesen meinen letzten Gruß: sie soll unsere Kinder in der Liebe zum unglücklichen Vaterland erziehen und, sobald sie stark genug sind, ihnen die Waffen zur Befreiung Italiens in die Hände geben."

An demselben Junitag von 1849 fiel auch Morosini, ein Apoll an Jugendschönheit, noch nicht zwanzig Jahre alt. Als er ein Jahr zuvor in Oberitalien als Freiwilliger zur italischen Fahne eilen gewollt, hatten seine Schwestern die Mutter flehentlich gebeten, den zärtlich geliebten Bruder nicht ziehen zu lassen. Aber die edle Italerin: „Ich gebe dem Vaterland das Beste, was ich habe, meinen einzigen heißgeliebten Sohn." Als Hoffstetter später die kummervolle Mutter aufsuchte, sagte sie ihm, sie habe nur den Trost, zu wissen, daß ihr Emilio heldisch gestritten und gestorben. Eine Nation, fürwahr, welche solcher Mütter und solcher Söhne sich rühmen darf, braucht nie zu verzweifeln. Wenn aber Garibaldi, wie durch unzählige Beispiele erwiesen ist, gerade auf die reinsten und selbstlosesten unter seinen Landsleuten, auf so herrliche Menschen wie Manara und Morosini einen magisch-mächtigen Einfluß

Digitized by Google

übte, so liegt hierin, sollt' ich meinen, der unwidersprechlichste Beweis, daß er ein großer Mann war. Allzeit und überall ist nur wenigen Auserwählten eine solche elementare Macht über Menschen gegeben. Dem italischen Vorfechter kam hierbei noch etwas zu statten: das glückliche Naturell seiner Landsleute. Wo der Italiener liebt, ist seine Liebe voll; wo er hasst, ist sein Haß ganz. Das leidige deutsche Laster der Nörgelei kennt er nicht.. Die süßsaure Anerkennung, das halbe Lob, der flaue Tadel, diese schlechten deutschen Gepflogenheiten sind nicht seine Sache. Dem Neide, der Ohnmacht und der Mittelmäßigkeit werden seine Frechheiten jenseits der Alpen nicht so leicht nachgesehen wie diesseits. Es ist charakteristisch, daß italische Zeitungen, welche notorisch im Sold und Dienst des Vatikans stehen, das Ehrliche wie das Schicksalsmächtige in der Persönlichkeit Garibaldi's anerkannt haben. Nur deutsche und französische Pfaffenblätter haben in gemeiner Weise ihn verleumdet und verlästert.

Unser Gewährsmann sah den General zum erstenmal am 6. Mai von 1849. „Ruhig und fest saß er zu Pferde, als wäre er darauf geboren, ein etwas kleiner Mann mit sonnverbranntem Gesicht und vollständig antiken Zügen. Unter einem spitzen Hut mit schmaler Krämpe und schwarzer Straußfeder drängte sich das braune Haar hervor. Der röthliche Bart bedeckte zur Hälfte das Gesicht. Ueber der rothen Bluse flatterte der kurze, weiße amerikanische Mantel." Zuerst staunte der gute Hoffstetter nicht wenig über diesen „sonderbaren Aufzug". Aber der Gesammteindruck, welchen er von der Erscheinung des Generals empfing, war doch der, daß er einen Mann vor sich habe, „welcher zum Befehlen geboren sei".

Wie richtig dieser Eindruck gewesen, hatte unser Zeuge bald zur erhärten Gelegenheit, als er Garibaldi's Streifzüge gegen die Soldaten des Rè Bomba in der Umgebung von Rom mitmachte und mitfechtend beobachtete, wie der General die Gefechte bei Velletri, Frosinone, Palestrina und Anagni vorbereitete, anordnete und durchführte, „mitten im dichtesten

Digitized by Google

Feuer, der empfangenen Wunden nicht achtend, kaltblütig im Führen, feurig im Fechten".

Mit der Gefahr in Rom wuchs auch das militärische Talent und die Thatkraft Garibaldi's. Er vornehmlich war es, welcher das Eindringen der belagernden und bombardirenden Franzosen in die Siebenhügelstadt bis zur letzten Möglichkeit verhinderte. Er hat auch nicht kapitulirt, als die römische Republik dem pseudobonaparte'schen Banditenstreich erlag. Er fasste den kühnen Entschluß, mit den Trümmern seiner Legion quer durch Italien sich zu schlagen, Franzosen, Neapolitanern und Oestreichern zum Trotz, um, wo möglich, dem belagerten Venedig eine Verstärkung zuzuführen. Er machte seinen Waffengefährten kein Blendwerk vor, als er sie einlud, das verzweifelte Abenteuer zu wagen. Er sagte schlichtwahr zu ihnen: „Wer mir folgen will, dem biete ich Mühsäligkeiten, Hunger, Durst und alle Gefahren des Krieges." Etliche Tausende folgten ihm, und er rettete sie auf den Felsen von San Marino.

Das war freilich nicht „opportunistisch" gesprochen und gehandelt, dafür aber heldisch, und am Ende aller Enden machen doch nicht die Opportunisten, sondern nur die Helden Geschichte.

3.

Die Präliminarien von Villafranca (11. Juli 1859), denen der Friedensschluß von Zürich (10. November) als eine bloße Formalität nachhinkte, hatten Italien unfertig, in Verwirrung und Gereiztheit gelassen. Der meineidige Decembermann in den Tuilerien glaubte ein wahres Wunderwerk von schlauer Staatskunst zuwegegebracht zu haben, als er nach den Tagen von Magenta und Solferino jählings einen Frieden schloß, welcher die Oestreicher im Festungsviereck und in Venedig, den Flüche speienden Pius in Rom,

Digitized by Google

den König Bomba in Neapel ließ, die Despoten Mittelitaliens auf ihre Thrönlein zurückzuführen versprach und alle diese widerhaarigen Elemente mit dem widerhaarigsten, dem um Mailand vergrößerten konstitutionellen Piemont, in eine italische Konföderation zusammenbinden wollte. Ein absurder Gedanke, der lächerlich gewesen sein würde, falls er nicht zu dumm war, um komisch sein zu können! Der Aushecker dieser Absurdität wähnte damit drei Fliegen mit einem Schlage getroffen zu haben: Er glaubte erstens, mittels Schaffung dieser Missgeburt von einem geeinten Italien sich vor der Wiederholung einer Orsini'schen Bombenmahnung gesichert zu haben. Er glaubte zweitens, den Papst und somit auch die französische Klerisei auf's neue und fest sich verpflichtet zu haben. Er glaubte drittens, der Selbstsucht Frankreichs eine wirksame Schmeichelei dargebracht zu haben, indem er Italien so zerrissen und ohnmächtig ließ, wie es vorher gewesen. Man weiß ja, daß es von jeher das Dogma aller französischen Parteien war und bis zur Stunde blieb, Frankreich müsse schlechterdings ein zerstückeltes und machtloses Deutschland und ein zerrissenes und ohnmächtiges Italien zur Seite haben, um sich in aller Bequemlichkeit als „la grande nation" aufspielen zu können.

Nun aber geschah wieder einmal etwas in der Welt, was den Beweis erbrachte, daß der Gedanke doch mächtiger sei als die materielle Gewalt, die Begeisterung weiser als die List und die Kraft des von einem großen Wollen und Wagen erfüllten Gemüthes stärker als alle Fädengespinnste und Maschenknüpfungen der Diplomatie. Ein Realpolitiker würde nie zu denken gewagt haben, was der Idealpolitiker Garibaldi im Jahre 1860 kurzweg that, indem er nach Sicilien jene „Tausend von Marsala" führte, die in ihrer Art ein nicht minder ehrenvolles Gedächtniß in der Geschichte für immer sich gestiftet haben als vordem die dreihundert Spartiaten des Leonidas.

Grollend über die Abmachungen von Plombières, wo Cavour Savoien und Nizza an den Kaiser der Franzosen

Digitized by Google

verschachert hatte, um dessen Beistand gegen Oestreich zu erlangen, war Garibaldi aus dem turiner Parlament weggegangen. Er war dort überhaupt nicht an seinem Platze gewesen. Männer der That scheinen überhaupt nicht an ihrem Platze zu sein in diesen Versammlungen, welche ja namentlich während des letzten Jahrzehnts, als wären sie mit Blindheit geschlagen, so eifrig daran gearbeitet haben, das Ansehen und die Geltung des Parlamentarismus in den Augen der Völker abzuschwächen oder ganz zu ruiniren. Es gilt dies ausnahmelos von allen Parlamenten. Jammerselig kleinliches Parteigezänke, leichtfertige Gesetzefabrikation und uferlose Rednerei haben diese Anstalten so herabgebracht, daß es begreiflich wird, wenn Leute, welche weder zu den dummen, noch zu den rückwärtsigen gehören, nachgerade zu der Meinung gekommen sind, es wäre für die Völker kein Unglück, so diese Paradeplätze der Zungenvirtuosität, der Grundsätzeverlotterung, der Eitelkeit, der Strohdrescherei und des Ränkespiels für eine Weile zugesperrt würden — falls eben nur der ungeheure Dampfkessel, 19. Jahrhundert geheißen, des Schwatzventils entbehren könnte.

Das Jahr 1882 hat Enthüllungen gebracht, die ein helles Licht werfen auf die eigenartigen und wohlthuenden Beziehungen zwischen Garibaldi und dem König Vittorio Emanuele, welchem Italien so großen Dank schuldet. Der König-Ehrenmann („il rè galantuomo") wie ihn Garibaldi zu nennen pflegte, hatte in seinem Wesen manche Aehnlichkeit mit diesem. Vor allen die, daß auch ihm Italien über alles ging. Nur kleine Seelen konnten die Meinung verlautbaren, der König sei durch eine kleinlichehrsüchtige Hauspolitik geleitet und getrieben worden. Er war vielmehr ein italischer Patriot, wie einen solchen Italien unter seinen Fürsten noch niemals gesehen hatte. Als zu Anfang des Jahres 1860 Garibaldi von dem Cavour'schen Schachergeschäft zu Plombières erfuhr, schrieb er am 17. Januar aus Fino nach Turin an den Oberst Türr: „Haben Sie die Güte, Seine Majestät zu fragen, ob die Abtretung Nizza's an Frankreich eine beschlossene Sache sei! Diese

Digitized by Google

Frage wird von meinen Mitbürgern" — (Garibaldi war bekanntlich 1807 in Nizza geboren) — „in dringender Weise an mich gerichtet. Antworten Sie sofort durch den Telegraphen! Ja oder Nein!" Türr begab sich in's Schloß und suchte eine Audienz nach. Der König, unbässlich, empfing ihn im Bette liegend, mit aufgekrämpelten Hemdsärmeln. Er ließ sich den Brief Garibaldi's geben, las denselben und sagte, die scharfen Augen auf Türr geheftet: „Durch den Telegraphen? Ja oder Nein? Sehr gut!" Dann nach einer kurzen Pause: „Nun denn, Ja! Aber sagen Sie dem General: Nicht allein Nizza, sondern auch Savoien! Und wenn ich mich entschlossen habe, die Heimat meiner Ahnen, den Stammsitz meines Geschlechtes dahinzugeben, so wird er sich wohl bequemen können, den Ort zu verlieren, wo er geboren ist." Endlich, nach einer abermaligen Pause, sagte der König noch in schmerzbewegtem Ton: „Ja, es ist ein grausames Geschick, daß ich und er für Italien das größte Opfer bringen müssen, welches man von uns verlangen kann." Italien hat bekanntlich seit 1850 viel Glück, außerordentlich viel Glück gehabt: sein größtes aber war, daß es zu gleicher Zeit einen Garibaldi, einen Cavour und einen Viktor Emanuel besaß.

Die unmittelbaren Folgen des Friedens von Zürich zeigten die angebliche Staatskunst Napoleons des Dritten in ihrer ganzen Nichtigkeit auf. Es folgte dann der frevelhafte Schwindel des mexikanischen Abenteuers, um den Anfang vom Ende der pseudobonaparte'schen Herrlichkeit zu markiren. Die Zustände in Italien waren unleidlich. Die Bestimmungen des züricher Friedens flatterten als werthlose Papierfetzen im Winde. Von dem Spottgebilde eines italischen Staatenbundes keine Rede! Die Bevölkerungen von Mittelitalien fielen mittels feierlicher Volksbeschlüsse dem König Viktor Emanuel zu, und die von Unteritalien und Sicilien lechzten nach Erlösung aus bourbonischer Pein. Die im Vatikan arbeitende Flüchespritze goß nur Oel in das Feuer nationaler Begeisterung. Dieses Feuer im Geheimen zu schüren, war der im Januar 1860 nach

Digitized by Google

kurzer Unterbrechung wieder an's piemontesische Staatsruder zurückgekehrte Cavour eifrig bemüht. Zugleich wusste der große Minister dem Despoten in den Tuilerien, welcher Italien noch immer unter seiner Hand zu haben wähnte, ein Beschwichtigungsgaukelspiel von vollendeter Meisterschaft vorzumachen. Der Sohn der Hortense Beauharnais, welchen in den Tagen seiner Macht so viele feile Zungen und Federn für ein politisches Genie ausgegeben haben, war dazumal gerade so der Narr Cavours, wie er etliche Jahre später der Narr Bismarcks gewesen ist.

Aber alle diplomatische Kunst hätte doch nicht ausgereicht, der auf's Höchste gespannten Lage eine entschiedene und entscheidende Wendung zu geben. Es war wieder einmal ein Draufgänger und Durchfahrer vonnöthen, ein Knotenzerhauer, und der kam im April von 1860 von seiner Ziegeninsel nach der Villa Spinola unweit von Genua herüber. Diese Villa wurde das Hauptquartier zur Rüstung des Unternehmens, im Verlaufe dessen der Stern Garibaldi's zu seiner Zenithhöhe hinanstieg. Hier sammelten sich um den General alle die aus früheren Kämpfen mit dem Leben davongekommenen Führer der Rothhemden, die Bertani, Stocco, Bixio, La Masa, Cairoli, Crispi und andere manche. Es kam auch der Ungar Türr, etwas später der Deutsche Rüstow. Die Mannschaften eilten in kleinen Trupps, um Aufsehen zu vermeiden, herbei, viele der besten Männer und Jünglinge Ober- und Mittelitaliens, fast lauter gediente und erprobte „Bersaglieri", und bald war das „Tausend" voll. Nach Sicilien sollte die kühne Kriegsfahrt gehen. Dort sollte der Hebel angesetzt werden zum Sturze des Bourbonenthrons in Neapel, zur Vernichtung der Priesterherrschaft in Rom, zur vollen Lösung der italischen Einheitsfrage, zur endlichen Verwirklichung der stolzen Losung von 1848: „Italia farà da se".

Es steht fest, daß Garibaldi sein kühnes Wagniß hätte weder vorbereiten noch durchführen können, so die turiner Regierung dasselbe nicht stillschweigend gebilligt und so der italische „Nationalverein", also die konstitutionell-

Digitized by Google

monarchische Partei, das Unternehmen nicht ausgiebig unterstützt hätte — selbstverständlich in der Meinung und Absicht, daß die Sache zum Vortheil der Monarchie ausschlagen sollte und müsste. Cavour wusste demnach um alles. Die ihm zugetheilte Rolle in diesem neuen Aufzug des Drama's der italischen Bewegung war sicherlich eine ungeheuer schwierige. Er sollte den anerkannten Bannerherrn des italischen Republikanismus in einem Unternehmen, das hochroth den republikanischen Stämpel trug, gewähren lassen, ja sogar unter der Hand fördern. Zugleich aber sollte er sich fertigmachen, im gegebenen Augenblick mit überlegener Macht einzugreifen, um die von Garibaldi erlangten Erfolge zum Vortheil der Monarchie auszubeuten und überhaupt der ganzen Sache eine nationale zwar, aber entschieden monarchisch-dynastische Wendung zu geben. Endlich musste er gleichzeitig den ganzen Apparat diplomatischer Kniffe und Pfiffe, worüber er verfügte, in Anwendung bringen, um den Argwohn des Verbrechers vom 2. December einzulullen, wenigstens soweit, daß Frankreich von einer thatsächlichen Einmischung in den Gang der Dinge auf der apenninischen Halbinsel abgehalten werden könnte. Erfolganbeter haben natürlich den Minister um dieses Doppel- oder Tripelspiels willen gepriesen, weil es eben Erfolg hatte. Altfränkische Menschen jedoch, welche des bescheidenen Dafürhaltens sind, daß es nicht nur im privatlichen, sondern auch im öffentlichen Leben etwas wie Moral geben sollte, werden es sehr begreiflich finden, daß die Papalini, die Borbonici und die Austriaci in ganz Italien den ministerlichen Doppel- und Tripelspieler keineswegs einen „gran uomo", wohl aber einen „gran birbante" nannten. Mit Garibaldi war es etwas ganz anderes. Von dem wusste alle Welt, daß er kein doppeltes Spiel spielte. Der ging nicht zickzackig, sondern gradaus. Da es kein Italien geben konnte, sei es ein Reich Italien, oder eine Republik Italien, so lange der Thron der Bourbons in Neapel und der Stuhl Petri in Rom stand, so mussten seiner Meinung zufolge diese beiden hinderlichen Möbel umgeworfen, zer-

Digitized by Google

schlagen und weggeschafft werden. In Stunden kühnsten Hoffens mochte der General wohl auch mit der Vorstellung sich tragen, daß die Erschütterung, welche der Sturz dieser beiden Thronstühle hervorbringen würde, gewaltig genug wäre, um noch einen dritten ins Wanken und zum Fallen zu bringen, den des nachgemachten Bonaparte an der Seine, auf welchen Garibaldi mit nicht geringerem Abscheu blickte, als mit welchem etwa in Alt-Eran strenge Ormuzdbekenner auf den Ahriman und seine Dews hingesehen hatten. Uebrigens ist auch behauptet worden, Cavour hätte das sicilische Abenteuer des großen Freischärlers nur darum unter der Hand unterstützt, weil er gehofft hätte, der unbequeme Idealpolitiker würde in diesem Abenteuer zu Grunde gehen. Ein auch nur halbwegs bindender Beweis für diese Behauptung ist aber nicht beigebracht worden, und Cavours zweifelloser Patriotismus verbietet, daran zu glauben. Dagegen ist erwiesen, daß Garibaldi wenigstens stillschweigend damit einverstanden war, es müsste die nach vielen Weiterungen zwischen der republikanischen und der monarchischen Partei vereinbarte Losung des Unternehmens sein: „Das Italien der Italiener, geeint unter der konstitutionellen Krone Viktor Emanuels!“ und Cavour wusste dafür zu sorgen, daß diese Losung eingehalten und verwirklicht wurde.

Der Verlauf des großen Abenteuers von 1860 ist allbekannt. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai schiffte sich Garibaldi im Hafen von Genua auf zwei, zum Schein gewaltsam weggenommenen Dampfern mit seinem „Tausend“ — (eigentlich 1067) — ein und am 11. Mai landete er zu Marsala an der Westküste Siciliens. Drei Tage später erklärte er sich zum Diktator der Insel „im Namen Viktor Emanuels, des Königs von Italien“. Auf dem Marsche gen Salemi begrüßte ihn ein begeisterter Mönch, Pantaleone, als den Erlöser seines Heimatlandes, geradezu wie einen Heiland und Messias. Es muß überhaupt als denkwürdig hervorgehoben werden, daß auf Sicilien die niedere Weltpriesterschaft und die Mönche ganz entschieden für die nationale Sache eintraten. Die

Digitized by Google

meisten der sicilischen Freischarenbanden, welche zur Fahne des Diktators eilten, wurden von Mönchen und Pfarrern geführt. Auch anderwärts hat ja die Geschichte der Umwandelung Italiens eine stattliche Reihe von Beispielen geliefert, daß italische Priester das Vaterland über die Kirche zu stellen wussten, und einer der edelsten Blutzeugen für die Sache der Einheit und Freiheit Italiens war jener Priester Ugo Bassi, welcher 1849 Rom gegen die Franzosen vertheidigen half und den dann beim Rückzuge nach San Marino die Oestreicher fingen und erschossen.

Am 15. Mai jagte Garibaldi bei Calatafimi die erste ihm entgegengestellte neapolitanische Truppenschar in die Flucht. Am 6. Juni war Palermo in seiner Gewalt. Am 28. Juli kapitulirte Messina. Am 19. August fuhr der General mit 5000 Mann über die Meerenge nach Kalabrien. Am 21. hatte er Reggio. Das bei Salerno stehende Heer König Franz des Zweiten lief vor dem „Rothen Teufel" davon. Am 1. September brach Garibaldi von Cosenza gegen Neapel auf. Am 6. floh der Bourbon aus der Hauptstadt. Am 7. hielt der „Rothe Teufel" seinen Triumpheinzug unter einem so wahnsinnigen Volksjubel, wie er nur am Fuße des Vesuvs ausbersten kann.

Dieser 7. September von 1860 war der eigentliche Höhe- und Glanztag in Garibaldi's Dasein. Auf so einer Höhe und in solchem Glanze lange sich zu halten, ist aber dem Menschen nicht gegeben. Von jenem Tag an ging die Laufbahn des Generals nicht mehr aufwärts, sondern abwärts. Den Bourbonenthron in Neapel hatte er umgeworfen, aber sein Vorsatz, auch den Stuhl Petri in Rom umzustürzen, blieb eine Phantasie. Den staatsmännischen Forderungen der Lage zeigte er sich nicht gewachsen. Sein Talent für die Organisation und den Betrieb des Civildienstes war gleich Null. Berufene Urtheiler haben auch gemeint, Garibaldi wäre zwar groß im kleinen Kriege gewesen, aber klein im großen. Eine Armee von 100,000 oder auch nur von 50,000 Mann zu führen — wohlverstanden einem tüchtigen Gegner gegenüber — sei weit über

Digitized by Google

sein Vermögen gegangen. Die überlegene Geisteskraft und Geschicklichkeit Cavours hat er thatsächlich zugestanden und anerkannt. Denn er machte ja keinen Versuch, zu verhindern, daß der piemontesische Minister in seiner Art das von Garibaldi heroisch angefangene Unternehmen diplomatisch und militärisch zu Ende brachte. Die Einheit Italiens war hergestellt, Rom und Venedig ausgeschlossen. Das blieben freilich zwei offene und schmerzhafte Wunden, wie an dem neuen italischen Staatskörper, so in der Seele Garibaldi's, und man kann sich leicht vorstellen, welchen bittern Groll er in sich bemeistern musste, bevor er die Stimmung fand, so herzlich, wie er that, den ihm auf der Walstatt am Volturno begegnenden Viktor Emanuel als „Rè d'Italia" zu begrüßen. Dann kehrte er arm, wie er gekommen, mit leeren und reinen Händen nach seinem Eiland Caprera zurück, er, dem als Diktator Siciliens und Neapels die Reichthümer dieser Länder monatelang zur Verfügung gestanden hatten.

Und nun begannen Alter und Krankheit ihre traurigen Rechte an dem Manne geltend zu machen, für dessen Ruhm es gut gewesen wäre, so er nach seiner Heldenfahrt von 1860 gestorben. Es war ihm ja nur noch gegeben, Missgriffe zu thun und Fehlschläge zu erleben: — Aspromonte, Stelvio, Mentana. Dann die Thorheit der Thorheiten, aus Gründen der Vernunft, der Sittlichkeit und der Politik gleich verwerflich, die Narrenfahrt nach Frankreich i. J. 1870, zum Dank dafür, daß die Deutschen so eben den Italienern die ihnen durch die Franzosen so lange versperrten Thore Roms von Sedan her aufgeschlossen hatten. Auch sonstige Altersschwächen des Alten von Caprera machten sich unangenehm bemerkbar. So seine mehr oder weniger absonderlichen mündlichen und schriftlichen Stilübungen, so seine hetzenden Zurufe an die italischen Republikaner, während er sich doch von der italischen Monarchie eine Jahrespension von 100,000 Lire gefallen ließ.

Aber alle diese Mängel, Schwächen und Fehle waren weggewischt aus dem Gedächtniß der Menschen, als der

Digitized by Google

elektrische Draht über und um den Erdball die Botschaft blitzte, daß Garibaldi am 2. Juni 1882 in seinem bescheidenen Haus auf Caprera gestorben sei. Da wurde offenbar, daß die Gesellschaft von heute doch auch Stunden hat, wo sie noch an etwas Besseres glaubt als an den allmächtigen Kurszettel. Man fühlte, daß ein großer und guter Mann dahingegangen. Ja, Freunde und Feinde fühlten so. Es gereichte einem italischen Hauptorgan der päpstlichen Kurie, der „Voce della Verità", wahrlich nur zur Ehre, daß sie dem Papstbekämpfer diesen Nachruf widmete: „Mit Garibaldi verschwindet einer der größten Männer der Revolution, einer der größten Gegner des Papstthums. Wir beugen die Stirne vor der Majestät des Todes und erinnern uns der Worte des göttlichen Lehrers: ‚Liebet eure Feinde!' Wenn Garibaldi der heftigste Feind der Kirche gewesen, so war er zugleich auch der loyalste. Er bekämpfte die Kirche mit offenem Visir und kannte keine Heuchelei." Von allen Huldigungen aber, die dem lebenden und dem todten Helden dargebracht worden sind, dürfte wohl die edelste jene Strophen sein, welche ihm der genialste Poet, den Italien seit dem Hingange Manzoni's, Leopardi's und Giusti's vorgeschickt, Giosuè Carducci, geweiht hat . . . .

„Fern vom gemeinen Kreise der Seelen ruft
Dich die Geschichte strahlend zu jenen Höhn,
Zu jenem fleckenlosen Kreise,
Unter des Vaterlands heim'sche Götter.

Du kommst, und Dante spricht, zum Vergil gewandt:
‚Wir haben niemals edleres Heldenbild
Ersonnen.' Livius sagt lächelnd:
‚Er ist geschichtlichen Stamms, o Dichter!

Die zähe Kühnheit dieses Liguriers
Gehört Italiens Bürgergeschichte an;
Sie ruht im Rechte, strebt nach Hohem
Und sie verklärt sich im Idealen.'"

Ja, das ist's! Im Idealen hat Giuseppe Garibaldi gelebt und gewebt. Der Glaube an das Ideal, welcher

Digitized by Google

seine selbstlose Seele bis in die letzte Falte füllte, war seine Stärke. Er war, was Göthe mit einem jener Worte, wie nur er sie zu finden wusste, bezeichnen und kennzeichnen wollte, eine „Natur“ — eine wahre und wirkliche Heldennatur. Unter ihm lag tief, wie unter unserm Helden Schiller, „in wechsellosem Scheine das Gemeine“. Sein Tod hat eine ungeheure Lücke gerissen. So weit ich überallhin die Blicke schweifen lasse, ich sehe Keinen, der ihn ersetzen könnte.

Digitized by Google

Dreißig Jahre deutscher Geschichte [1]).

Uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n.
Hyperions Schicksalslied.

1.

Napoleon hatte doch wohl nicht so ganz unrecht, wenn er die Geschichte eine „fable convenue" nannte. Denn auch heute noch erscheint sie nur allzu häufig als eine stillschweigende Uebereinkunft, Dinge für wahr zu halten, deren Falschheit entweder schon erwiesen ist oder unschwer zu erweisen wäre. Die Leute werden nie aufhören, das Geschehene — auch das vollständig Fest- und Klargestellte — durch die Brillen ihrer Liebhabereien, Vorgefasstheiten, Einbildungen und Parteimeinungen anzusehen. Ebenso das Geschehende, und das Wirrsal gegenwärtiger Parteilichkeiten trübt dann nothwendig auch die Anschauung der Zukunft. Die „absolut objektive" Historik, allwovon dermalen so viel geschwatzt wird, ist darum auch nur eine „fable convenue", wie, wenn nicht die Schüler, so doch die Meister der Schule recht wohl wissen. Die stilistische Erkünstelung dieser Fabel führt aber leicht zu jener sittlichen, d. h. unsittlichen

---

1) „1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte". Von Karl Biedermann. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottländer, 1881—82.

Digitized by Google

Lässigkeit und Stumpfheit, vermöge welcher die „absolut objektive“ Geschichtschreibung nicht wenig, sondern viel zu der Verwirrung und Verkehrung der Vorstellungen und Begriffe beigetragen hat, welche ein Grundübel unserer Zeit ist. Die Einführung der leichtfertigen, ja geradezu sündhaften Maxime der Frau von Staël: „Tout comprendre c'est tout pardonner“ — in die Historik war von den bedauerlichsten Folgen. Man stellte dem Historiker so zu sagen die Aufgabe, er müsste sich bemühen, die Halunken und Bösewichte der Vergangenheit zu begreifen, um den Halunken und Bösewichten der Gegenwart alles verzeihen zu können. Schließlich kam noch die Naturwissenschaft daher und dekretirte durch den Mund eines Professors der Physiologie, der Sitz der sogenannten Moral sei im „Hinterhauptlappen“. Wo der zu kurz, käme auch die Moral zu kurz. Folglich müsste, wer einen zu kurzen Hinterhauptlappen hätte, ein Verbrecher werden. Folglich hieße den Hinterhauptlappen begreifen, alles Scheusälige verzeihen, und so weiter in der Litanei des Blödsinns, von welcher umschwirrt unsereinem nichts mehr übrig bleibt, als resignirt zu sagen:

„Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.“

Es beruht auf naheliegenden Gründen, wenn Adepten der ars perveniendi sich hüten, die jüngere oder jüngste Vergangenheit einer historischen Beleuchtung zu unterziehen. Die ungeheure Konkurrenz auch auf den wissenschaftlichen Gebieten macht es, namentlich in Deutschland, jungen Leuten immer schwieriger, zu einer gesicherten Existenz zu gelangen. Wenn wir also die Verhältnisse nicht von der Aetherhöhe des Idealismus, sondern vom gemeinen Boden der Wirklichkeit aus ansehen, so müssen wir es nicht allein begreiflich, sondern auch verzeihlich finden, wenn junge der Historiographie Beflissene vor Materien sich scheuen, deren Behandlung, falls diese keine bedientenhafte sein will, sie auf ihrer Laufbahn gewiß nicht fördern würde. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Nur sollte man billig erwarten

Digitized by Google

dürfen, daß die strebsamen Herren es unterlassen würden, uns weismachen zu wollen, die neueste Zeit eigne sich überhaupt nicht zur historischen Behandlung, weil sie „noch lange nicht genug auf- und abgeklärt wäre".

Wenn nun, wie jeder weiß, schon die großen Historiker des Alterthums diesen Scheingrund nicht gelten ließen, um wie viel weniger sollte derselbe noch heutzutage vorgeschoben werden! Heutzutage, wo uns ja ganz andere Mittel der Kenntnißnahme, Prüfung und Feststellung zu Gebote stehen, als worüber die Alten zu verfügen hatten — heutzutage, wo gegenüber einer schlummerlosen, mit hunderttausend Augen und Ohren spähenden und lauschenden Presse das diplomatische Geheimnisseln geradezu lächerlich geworden ist — heutzutage, wo die Oeffentlichkeit ein Faktor, welcher gar nicht mehr ignorirt werden darf — heutzutage, wo nur noch mit Massen operirt werden kann, folglich an die Massen appellirt werden muß und demnach mittels Kabinettsränken und Diplomatenschwänken keine ausgiebige Politik, keine Geschichte mehr zu machen ist. Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es in der Politik keine Ränke und keine Schwänke, keine Nasführungen und keine Uebersohrhiebe, keine Masken und keine Mysterien mehr gebe. Denn gewiß gibt es solche. Aber sie halten nicht mehr vor. Alles Munkeln im Dunkeln ist kurzlebig und kaum noch die Einfädelungen zu geschichtlichen Handlungen, geschweige diese selbst, vermögen sich für kurze Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Wie ist, beispielsweise zu reden, die Wichtigthuerei der Metternichtigkeit mit ihren diplomatischen Mysterien durch die Veröffentlichung der Memoiren Metternichs ad absurdum geführt worden!

Die Berechtigung des Historikers, seinen Vorwurf aus der jüngsten Vergangenheit oder aus der Gegenwart selbst zu wählen, ist einer vernünftigen Anfechtung demnach gar nicht ausgesetzt. Hochverdienstlich aber kann diese Stoffwahl werden, so sich damit gesundmenschenverständiges Urtheil, unbestechlicher Freimuth, unbeirrbarer Gerechtigkeitssinn und eine Darstellungsfähigkeit verbindet, welche anschaulich

Digitized by Google

und anregend schildert, Mark und Leben in die Gestalten, dramatische Bewegung in die Geschehnisse bringt, und sich wenig oder gar nicht darum kümmert, wenn Schulfüchse ihre Geistverlassenheit für Wissenschaftlichkeit ausgeben und behaupten — nämlich mittels ihrer Bücher — Unlesbarkeit und Gründlichkeit seien identisch und jedes richtige Geschichtewerk müsse von rechts- und zunftwegen eine gähnende Klio als Titelvignette führen.

Glücklicherweise hat der Verfasser des Buches „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" nicht nach diesem Schulrecepte gearbeitet. Er besitzt auch in höherem oder niedrigerem Grade die Eigenschaften, welche vorhin namhaft gemacht wurden als erforderlich, um Geschichte so zu schreiben, daß sie anzieht, anregt, fruchtet und fördert. Er gibt ein gewissenhaftes Buch, gibt es so, daß man sich unschwer mit ihm verständigen kann, auch wo man seine Ansicht nicht zu theilen vermag. Das Material ist mit umsichtigem Fleiße herbeigeschafft, klar gesichtet, reif durchdacht, die Verarbeitung planmäßig und sauber, der Stil getragen und gemessen, ohne der Frische und Wärme zu ermangeln. Den Grundton der Darstellung liefert der patriotische Optimismus, der sich aber mit wohlthuender Schlichtheit äußert und alles Phrasenhafte meidet. Um den Parteistandpunkt des Verfassers zu bezeichnen, muß man das den Ohren der jüngeren Generation wohl auch ganz unbekannte Wort „Gothanerei" aus seiner Vergangenheit heraufrufen. Biedermann mag jetzt darüber nicht viel anders denken, als wir anderen schon vor Zeiten darüber gedacht haben. Jedenfalls tritt die Reminiscenz des Gothanismus in seinem Buche nicht zudringlich auf. Wie jedem echten Patrioten verschwindet auch ihm die Partei hinter dem Vaterlande. Ueber Einzelnheiten wird man mit ihm rechten können, sogar müssen, als Ganzes aber wird sein Werk mit lebhafter Theilnahme aufzunehmen und anzuerkennen sein. Es kann viel Gutes stiften, indem es den Deutschen dreißig der schicksalschwersten Jahre ihrer Geschichte aufhellt. Sie sollten doch endlich einsehen, daß man die Vergangenheit

Digitized by Google

kennen müsse, um die Gegenwart verstehen und die Zukunft ahnen zu können. Biedermanns Buch ist ein hellgeschliffener Spiegel, welcher die Geschehnisse von drei Jahrzehnten treu aufgefangen hat.

Lasst uns hineinsehen.

2.

Zuvörderst wird uns in rascher Rückschau die Zeit von 1815 bis 1840 vorgeführt. Es ist dies der unumgängliche Hintergrund, aus welchem jede Darstellung der neueren und neuesten Geschichte unseres Landes hervorzutreten hat. Ein düsterer Hintergrund fürwahr, mit bleierner Atmosphäre, erfüllt von den Miasmen der karlsbader Beschlüsse, des Franz- und Metternichtigen Kulturhasses, der „kalmirenden" berliner Neunmalweisheit, der mainzer Centraluntersuchungskommission, der wiener Ministerconferenzen. Man braucht nur die Namen Gentz, Kamptz, Schmaltz und Tzschoppe zu nennen, um die ganze Verworfenheit und Jammersäligkeit jener Zeit zu verstehen, wo Deutschland nur noch als „geographischer Begriff" erlaubt war und Preußen und Oesterreich nicht viel anderes gewesen sind als die Obergensdarmen des weißen Zaren auf dem Kontinent. Oder vielmehr der russische Obergensdarm war Oesterreich und der österreichische Untergensdarm war Preußen. Die Verekelung der Deutschen an ihrem Lande konnte unter diesen Umständen gar nicht ausbleiben und daraus erklärt sich die Wiederkehr des gedunsenen und verschwommenen Kosmopolitismus, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei uns grassirt hatte und in den dreißiger Jahren des 19. abermals grassirte. Schwärmen musste der Deutsche für etwas: das gehörte, wenigstens dazumal noch, zur deutschen Gemüthlichkeit und zur deutschen Lyrik.

Digitized by Google

Für seinen Bundestag oder für das „gemiathliche“ Wienerdeutsch des Kaisers Franz oder für die „kalmirende“ Potsdämischkeit konnte er anstandshalber doch nicht schwärmen und darum schwärmte er für die „heroischen“ Griechen, für die „liberalen“ Franzosen und für die „edlen“ Polen. Ich erinnere mich aus meinen Universitätsjahren, daß ich von meinen Freunden wie ein fremdes Thier angestaunt wurde, als ich mal verlauten ließ, den Luxus der Weltbürgerlichkeit sollten wir Deutschen uns eigentlich doch erst dann gestatten, wann wir als Nation etwas vor uns gebracht hätten.

Die Bornirtheit und Brutalität des Absolutismus haben es auf dem Gewissen, wenn der mehr oder weniger große Haufen der deutschen Liberalen, vorab in Südwestdeutschland, nach der Julirevolution hoffende und wünschende Blicke rheinhinüber warf. Diese liberalen Kannengießer nach der Schablone „Rotteck“ glaubten alles Ernstes an die lächerliche Lügenphrase von französischer Kosmopolitik, glaubten so sehr daran, daß ein patriotisches Wort von Johann Georg August Wirth, „er wollte im Fall eines Konflikts des liberalen Frankreichs mit dem absolutistischen Oesterreich und Preußen trotz seines Liberalismus immerhin lieber auf Seiten Preußens und Oesterreichs stehen, als den Franzosen auch nur ein einziges deutsches Dorf hingeben —“ in den liberalen Kreisen Kopfschütteln und Befremden erregte.

Der pariser Julikrach von 1830 schlug doch so nachdrucksam in das berliner Kabinett, daß daselbst die Einsicht aufdämmerte, mit dem System der Kirchhofruhe-Politik ginge es nicht länger. Der Druck metternichtiger Vormundschaft hatte sich denn doch allzu spürbar gemacht, als daß er länger hätte ignorirt werden können. Man begann zu fühlen, wie weit man sich durch russische und österreichische Einflüsse von dem „nationalen Beruf“ Preußens, wie solchen die Führer von 1813 verstanden hatten, habe abdrängen lassen. Man musste auch aller berliner Neunmalweisheit zum Trotz merken, daß die „Großmacht“

Digitized by Google

Preußen ohne Deutschland doch eigentlich in der Luft stände. Dazu kam noch das Drängen und Treiben vonseiten der materiellen Interessen, deren Entwickelung, gerade wie die der politischen deutscher Nation, durch die elende Missgeburt von Bundesverfassung unverantwortlich gehemmt worden war und deren Förderung der bedeutendste Volkswirthschaftslehrer, welcher bislang in Deutschland aufgestanden war, Friedrich List, dem Jammerding von Bundestag, dieser Satire auf eine Nationalvertretung, schon im Jahre 1821 vergeblich empfohlen hatte. Alle die angedeuteten Motive wirkten zusammen zur Schaffung des deutschen Zollvereins durch Preußen (1833) der, obzwar noch für lange nur ein Stückwerk, als eine wahrhaft nationale That bezeichnet werden musste, weil er 23 Millionen Deutsche, welche bis dahin durch Zollschranken von einander getrennt waren, wenigstens handelspolitisch einte. Das Ausland erkannte und anerkannte die Wichtigkeit dieser Thatsache fast früher als das Inland. Die „großherzigen" Briten schielten sofort mit schlechtverhehltem Neid und unverhohlener Abgunst auf den deutschen Zollverein, während ein so berechtigter Urtheiler, wie der französische Nationalökonom Michel Chevalier war, in dem deutschen Zollverein „die merkwürdigste Erscheinung der Zeitpolitik und die Anfänge der Bildung eines neuen Schwerpunktes des europäischen Gleichgewichts" erblickte. Kurz nach der Stiftung des Zollvereins begann auch der Eisenbahnenbau in unserem Lande, welcher in seinem Vorschreiten bald zu erweisen vermochte, was Deutsche auf dem Gebiete der Kräftevereinigung und planmäßig geleiteten Selbstthätigkeit zu leisten im Stande wären. Es ist aber sicherlich eine der bekannten Ironieen der Weltgeschichte gewesen, daß dem „Volke der Denker und Dichter" der Gedanke seiner Einheit sich zunächst auf rein materiellem Wege zu verwirklichen begann. Denn, in Wahrheit, die erste artikulirte und praktische Antwort auf Arndts berühmte Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" lautete: Der deutsche Zollverein. Das war freilich nichts weniger als das von dem fragenden Poeten ge-

Digitized by Google

forderte „ganze Deutschland", aber es war doch einmal ein Stück Deutschland.

Mochte der Jobber-König Louis-Philippe schlaumaiern, wie er wollte und konnte, um die drei Julitage in den Geldsack der „liberalen" Bourgeoisie zu eskamotiren, diese drei Tage hatten die Bleidecke, welche die heilige Allianz über den Kontinent hergespreitet, unwiederherstellbar durchbrochen. All das drängende, treibende Leben, welches unter dieser Decke nothvoll gekeimt hatte, quoll jetzt hervor, dürstend nach Luft und Licht. Zwar, was bei uns in deutschen Landen Politisches oder Quasi-Politisches geschah — hambacher Fest, frankfurter Hauptwacheputsch, ludwigsburger Lieutenantsverschwörung — gehörte eigentlich nur in die Annalen Schilda's. Kläglich anzusehen in seinem Beginn und Verlauf war auch der brutale welfische Verfassungsbruch in Hannover, woran als ein genau im Stile des ganzen Stückes gehaltener Epilog die Wiedereinschärfung des zuerst durch Luther gefundenen Dogma's vom beschränkten Unterthanenverstand durch den preußischen Minister Rochow sich anschloß. Aber kulturgeschichtlich genommen, machen die dreißiger Jahre eins der reichsten und inhaltvollsten Kapitel unserer Geschichte aus. Es wurde in Deutschland wieder einmal viel gedacht und gedichtet, darunter Vorzügliches, Bleibendes. Naturwissenschaft und Geschichteforschung empfingen neue Befruchtungen. Die hegel'sche Philosophie, aus den polizeistaatlichen Windeln, in welche der Meister sie eingeschnürt hatte, losgewickelt, wurde zu einem kräftigen Vorschrittsmotor. Die Junghegelingen traten aus dem Nebelheim abstrakter und abstruser Scholastik auf den festen Boden einer Opposition herüber, welche konkrete Objekte zu Angriffszielen nahm. Während die schneidig-kritischen Waffen von Christian Baur, Strauß, Bauer, Feuerbach der kirchlichen Tradition unheilbare Wunden schlugen, gingen Ruge und seine Mitstreiter in den „Halle'schen Jahrbüchern" mit fliegenden Fahnen und schlagenden Trommeln zum Sturm auf das Bestehende im Staat und in der Gesellschaft vor. Die „kritische

Digitized by Google

Kritik", wie sie namentlich in der „heiligen Familie" Bruno Bauers kultivirt wurde, machte freilich mitunter absonderliche Sprünge und wähnte wunder was für Resultate erreicht zu haben, wenn sie da anlangte, wo andere vor nahezu hundert Jahren auch schon angelangt waren. So z. B., wenn Stirner (Schmidt) als der Weisheit letzten Schluß triumphirend verkündigte, Selbstsucht sei die wahre und einzige Triebfeder alles menschlichen Wollens und Thuns, was doch der Generalfinanzpächter Helvetius auch schon gewusst und gepredigt hatte, nur etwas kurzweiliger.

In die Nationalliteratur war während der zwanziger Jahre infolge der Nachäffung von Göthe's Altersschwächen eine gewisse kunstgreisenhafte Erstarrung gekommen. Auch von einer übelriechenden Atmosphäre, welche das rasch verprasselte Feuerwerk der Romantik hinterlassen hatte, könnte man sprechen. Unzweifelhaft waren es Börne und Heine, welche, unterstützt von den begabteren der sogenannten „Jungdeutschen", also namentlich von Gutzkow, jene Erstarrung brachen und diese Atmosphäre zerbliesen. Börne hat das Verdienst, die staatlichen Fragen und Probleme mittels seines Humors der Theilnahme seiner Landsleute nähergebracht, daneben jedoch den Fehl, schöngeistige Oberflächlichkeit in die politische Publicistik eingeführt zu haben. Heine erhob den Witz zu einer nationalliterarischen Macht, wie es eine solche Witzmacht in Deutschland bis dahin nicht gegeben hatte, und gab uns eine politische Satirik ersten Ranges. Aber im ganzen hat sein Dichten doch weit mehr zersetzend als schaffend gewirkt und war es gut, daß die hein'sche Witzpoesie Gegengewichte fand in dem wohl- und festbegründeten Ansehen, dessen Rückert und Uhland, Chamisso und Schefer, Eichendorff und Kerner, sowie, wenigstens bei Wissenden, der einsame Platen und der noch einsamere Grillparzer genossen, ferner in der Geltung, welche die den dichterischen Gesichtskreis der Deutschen so prächtig erweiterten Schöpfungen Freiligrath's und Sealsfield-Postels errangen, endlich in der freudigen Ueberraschung und begeisterten Theilnahme, womit die Lerchenlieder und Nachti-

Digitized by Google

gallenweisen begrüßt wurden, welche Grün und Lenau, zwei der edelsten Erscheinungen in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, aus dem chinesisch vermauerten Oesterreich nach Deutschland hinübersandten. Ein jüngeres Geschlecht von Poeten und Publicisten nahm dann alle die angeschlagenen Töne auf und führte sie mit allerhand Variationen weiter.

Aus alledem hatte sich eine Summe von Anschauungen und Stimmungen ergeben, welche ausreichte, das deutsche Leben nach verschiedenen Richtungen hin in rascheren Fluß zu bringen und darin zu erhalten. Das Bürgerthum hatte sich fühlen gelernt, der Liberalismus an dem konstitutionellen Formalismus der Mittelstaaten einen Rückhalt gefunden, der freilich weit weniger stark war, als er aussah. Auch der nationale Gedanke war mehr und mehr flügge geworden und begann seine Schwingen zu prüfen und zu proben, obzwar vorerst nur in Liedern und Reden. Zu seinem Wachsthum hat dann die Pflege, welche er in den zahlreichen Vereinen wissenschaftlicher, künstlerischer und geselliger Art fand, zweifellos viel beigetragen. Insbesondere haben für seine Stärkung und Verbreitung unsere Sängervereine erfolgreich gewirkt. Die sangfrohen Deutschen sangen so lange vom deutschen Vaterlande, bis sich die Vorstellung davon in den weitesten Kreisen einschmeichelte. Das Vereinstreiben zeigt übrigens auch eine nicht zu übersehende Schattenseite: es verführte gar manche Leute dazu, die Zweckesserei und Zwecktrinkerei für Selbstzweck zu halten, bestärkte nicht weniger viele in der angeborenen leidigen deutschen Neigung zur Wirthshausbummelei und gewöhnte die Menge daran, leere Phrasen für volle patriotische Thaten zu halten.

Das Jahr 1840 brachte zwei unser Land tiefbewegende Ereignisse: den Thronwechsel in Preußen und die aus der orientalischen Frage chauvinistisch herausgebauschte französische Kriegsdrohung. Der kleine Thiers, als Hauptschöpfer der napoleonischen Mythologie überzeugt, er hätte einen General von napoleonischem Genie im Bauche, that sein großes Maul auf und schrie mit seiner dünnen Fistel-

Digitized by Google

stimme wüthend nach dem Rhein, d. h. nach den deutschen Rheinlanden. Auf diese Unverschämtheit gaben die Deutschen ein schlechtes Gedicht zur Antwort, das becker'sche Rheinlied, worauf die Franzosen ein noch schlechteres setzten, welches Alfred de Musset bei der Absynthflasche verbrochen hatte. Der gute Lamartine machte diesem glücklicher Weise nur in schlechten Versen geführten deutsch-französischen Krieg ein Ende, indem er uns den Zuckerwasserpokal seiner „Friedensmarseillaise" kredenzte. Etwas Gutes hatte aber der Rumor doch gehabt: er hatte gezeigt, daß sogar das bundestägliche Deutschland sich nicht mehr bieten ließe, was das Deutschland des regensburger Reichstages sich hatte bieten lassen.

Die Throngelangung Friedrich Wilhelms des Vierten hat, wie jeder weiß, in Preußen selbst und weiterhin in Nord- und Mitteldeutschland ebenso grundlose als überstiegene Vorschrittshoffnungen erregt und allerlei Reformwünsche hervorgelockt. In Südwestdeutschland glaubte niemand an das neue Heil, etliche grasgrüne Lyriker ausgenommen, welche dem neuen Könige vordudelten, als bedürfte es nur eines Machtspruches desselben und die deutsche Einheit und Freiheit wäre gemacht. Die Enttäuschung, sogar für grasgrüne Lyriker, ließ nicht auf sich warten; denn es hob ja jenes Regiment an, welches dem Schwager Zaren so genehm war und welches als ein „glorreiches" zu preisen unsere Römlinge vollauf Ursache hatten und haben. Schon die bekannten Berufungen von „Berühmtheiten" verursachten Kopfschütteln, dem rasch das Spottlachen folgte, als Schelling ganz im Stil eines richtigen Doctor Dulcamare in Berlin auftrat und so that, als hätte er das große Arkanum, das Lösungspulver für alle Räthselfragen des Daseins, in der Westentasche mitgebracht und als würde er dasselbe im nächsten Augenblick hervorziehen. Biedermann hätte hier Gelegenheit gehabt, das Xenion zu citiren, welches Strauß in den „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" (1843, S. 250) dazumal veröffentlichte [1]).

1) „Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam,

Digitized by Google

Ich erinnere mich, zu jener Zeit ein Gespräch geführt zu haben mit einem katholischen Geistlichen, einem geschelden und wissenden Manne, der mich jungen Menschen belehrte, von dem neuen Preußenkönig wäre Großes zu erwarten, denn zweifelsohne würde derselbe sein Volk in den Schoß der alleinseligmachenden Mutterkirche zurückführen und also endlich der für Deutschland so unheilvollen Glaubensspaltung ein Ende machen. Das war gar nicht so dumm, wie es etwa heute aussehen mag. Friedrich Wilhelm IV. war ja ein überzeugter Romantiker und von dem Bewusstsein seines Gottesgnadenthums und seiner königlichen Machtvollkommenheit bis in die Fingerspitzen erfüllt. Die logische Konsequenz der Romantik ist aber fraglos die Rückkehr in den Schoß der Alleinseligmachenden und ein romantischer Fürst von solchem Machtbewusstsein konnte wohl glauben, daß ihm sein Volk die Nachfolge auf dem folgerichtigen Wege nicht weigern würde. Friedrich Wilhelm IV. hatte jedoch zur Folgerichtigkeit nicht das Zeug. Nicht einmal zu konsequentem Denken, geschweige zu konsequentem Handeln. Wie alle Phantasiemenschen war er den Eindrücken des Augenblickes und der Stunde unterworfen und geneigt, Einfälle für Grundsätze zu halten. Allerdings blieb er immer Romantiker, aber Willkür und Fahrigkeit sind ja immanente Attribute der Romantik. Ein geistreicher, unterrichteter und redefertiger Mann, liebte er es, seine Persönlichkeit zur vollen Geltung zu bringen und seinen Witz leuchten zu lassen. Heute war Ludwig der Heilige sein Vorbild, morgen der alte Fritz. Im Grunde wohlwollend, konnte er sich vom Jähzorn zu den verletzendsten Ausbrüchen fortreißen lassen. Alle diese Gegensätze und Widersprüche

---

Ueber eines jedoch bin ich noch immer erstaunt.
Denkt nur, aus allen Ländern verschrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur sollen beleuchten den Hof — — Ihr lächelt und
glaubt's nicht?
Fragt doch Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort
schätzt."

Digitized by Google

im Wesen und Gebaren des Königs mussten die Verwunderung, den Tadel und auch den Spott seiner Zeitgenossen herausfordern[1]). Das Unstäte, Gegensätzliche und Widerspruchsvolle dieser Persönlichkeit und dieses Regiments fand einen kennzeichnenden Ausdruck schon in der Art und Weise, wie der König seine intime Gesellschaft zusammensetzte. Zwischen Päpstlinge wie Radowitz, schleiermacher'sche Christen wie Bunsen, Pietisten wie Thile und Gerlach war der Atheist Humboldt hineingesprenkelt, welcher den Tag über in Sanssouci den beflissenen Höfling und Abends beim verstickten Diplomaten Varnhagen den verbissenen Demokraten spielte und da über dieselben Leute höhnte und schimpfte, vor welchen er etliche Stunden zuvor unterthänigst gedienert hatte — ein widerwärtigstes Bild aus der an solchen Bildern nur allzu reichen deutschen Gelehrtengeschichte.

Wir besitzen, beiläufig bemerkt, aus dem Munde von Bismarck eine Schilderung, welche die Hergänge in den „intimen Cirkeln" Friedrich Wilhelms IV. hochergötzlich illustrirt[2]). Sie könnte im Molière stehen und macht wie dem Humor so auch der Unbefangenheit des „ferreous chancellor" alle Ehre. Am Abend des 4. December 1870 erzählte derselbe im Hause der Frau Jessé in der Rue de Provence zu Versailles seinen Tischgenossen, wie Humboldt die Insassen der „intimen Cirkel" in Schlaf geschwatzt habe — („Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht!" warf der König in den unendlichen humboldt'schen Redestrom hinein). Einmal wäre einer dagewesen, welcher dem berühmten Gelehrten an Lunge und Zunge „über" war — also ein wahres Phänomen von Unerschrockenheit. Dreimal suchte Humboldt mit seinem „Auf dem Gipfel

1) Biedermann erinnert (I, 101) an ein bezügliches „boshaftes Epigramm", schreibt aber dasselbe irrthümlich Heine zu. Es ist von Dingelstedt und steht in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" (2. Aufl. 1842, S. 126).

„Zu guter Letzt ein klein Gasel — darf das ein wenig spitzig sein? —
Ein König, spricht's bescheiden aus, ein König soll nicht witzig sein!" u. s. w.

2) Busch, Graf Bismarck und seine Leute (1878), II, 79—80.

Digitized by Google

des Popokatepetl" — dem Wortführer in die Rede zu fallen, aber vergeblich. „Das war unerhörter Frevel! Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschheit, auch am Hofe." Spuren dieser Wuth, sehr deutliche, zeigen die Briefe Humboldts an Varnhagen, sowie die „Tagebücher" des letzteren, welches zehnbändedicke Monument verletzter Eitelkeit bei urtheilsfähigen und außerhalb der Parteibornirtheit stehenden Menschen die Vorstellung von einem Mops erwecken konnte, musste, welcher, zu vorsichtig-feig zum beißen, sich mit dem Gedanken kitzelte, nach seinem Ableben boshaft-muthig aus dem Grabe herausbellen zu wollen.

3.

Jahr für Jahr sank die Regierung Friedrich Wilhelms IV. aus der Region romantisch-genialer Velleitäten mehr und schwerfälliger in die der ordinär-polizeistaatlichen Rückwärtserei hinab. Mitunter raffte sich aber doch der König wieder auf. Die große Theilnahme, welche die schleswig-holsteinische Sache überall in Deutschland gefunden, ließ auch ihn nicht unberührt. Er that sich ja bekanntlich bei jeder gegebenen oder gemachten Gelegenheit auf sein „Deutschthum" viel zu gut. Schade nur, daß von dieser Sorte Deutschthum die ungeheure Mehrzahl der politisch zurechnungsfähigen Deutschen nichts wissen wollte. Eine Verständigung zwischen der Anschauungs- und Empfindungsweise des Königs, welche zwischen Absolutismus und Feudalismus hin- und herirrte, und dem Liberalismus, der nun einmal die öffentliche Meinung beherrschte, war nicht denkbar, außer etwa für Kathedermänner, deren „kindlich' Gemüth" bekanntlich findet, „was kein Verstand der Verständigen sieht".

Digitized by Google

Indessen warf das in Frankreich und anderwärts in Europa sich ansammelnde Hochgewitter doch allzu drohende Wolkenschatten vor sich her, als daß man in Berlin derselben hätte nicht achten können. Gebieterisch machte das Gefühl sich geltend, daß der deutsche Bund, so wie er war, einen kräftigen Stoß von außen nicht ab- und auszuhalten vermöchte. Man ging daher daran, gemeinsam mit dem wiener Kabinet schüchtern und zaudernd zu versuchen, ob sich das wurmstichige Ding von Bundesverfassung, insbesondere auf der militärischen Seite, ein bißchen ausflicken und auflackiren ließe. Der Februarsturm von 1848, diesseits des Rheins rasch zum Märzsturm geworden, warf dieses Reform-Kartenhaus und andere über den Haufen und das sogenannte „tolle" Jahr hob an.

Es ist hinlänglich bekannt oder könnte es wenigstens sein, wie kleine Menschen jene große Zeit vorfand, und ich werde mich wohl hüten, lange bei allen diesen Kleinheiten zu verweilen. Es ist genug, daß ich vordem in zwei ziemlich starken Bänden die Geschichte des „tollen" Jahres zwar nicht „sine studio", aber doch „sine ira" geschrieben habe[1]). Daher sag' ich hier nur: das Jahr 1848 war die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit. Im einzelnen viel Aufwand von gutem Willen, von Enthusiasmus, von Geist sogar, jawohl, aber im ganzen alles mittelmäßig — Völker und Parlamente, Regierungen und Oppositionen, Vorschrittler und Rückwärtser, alles, alles. Eine mittelmäßigere Gesellschaft als die Herren „Märzminister" waren, läßt sich kaum denken. In der Paulskirche redeten oder schwiegen 118 Professoren, also hundert und etzliche zu viel. Etwas Groteſk-Närrischeres als die Grundrechtezusammenplätzung durch die parlamentarischen Haruspices und Auguren ist weder beim Rabelais noch beim Swift zu finden. Der deutsche Liberalismus kam überhaupt dazumal als ins Quadrat erhobene Impotenz zum Vorschein. Diese doktri-

1) 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Zweite vermehrte Auflage, 1875.

Digitized by Google

närische Stirnverbretterung! Diese Ideenarmuth, welche nichts anderes zu fassen und zu wollen wusste, als den parlamentarischen Humbug, welchen die englische Oligarchie von altersher treibt. Vergebens warf man den Herren ein, in Deutschland wäre ja zu einer solchen Oligarchie gar kein Material vorhanden. Sie hatten sich einmal ihren Mumbo-Jumbo von Konstitutionalismus zurechtgemacht und tanzten seelenvergnügt um diesen alleinseligmachenden Bovist herum. Der Radikalismus seinerseits suchte die Bewegung auf den Boden der Revolution hinüberzuputschen. Mit welchem kläglichen Mißerfolg, weiß jedermann. Auch das braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß die grausame Rache, welche die siegreiche Reaktion überall an den besiegten sogenannten Revolutionären übte, ein unaustilgbares Brandmal deutscher Geschichte bleibt. Anderseits muß einen etwas wie Scham anwandeln, wenn man daran zurückdenkt, daß es eine Zeit gegeben, wo für eine Weile ein so guter Mensch und ein so schlechter Musikant, wie Friedrich Hecker war, das Idol von etlichen hunderttausend Deutschen gewesen ist. Ich meinestheils gehörte nie, nicht fünf Minuten lang, zu den „Heckerlingen", sondern hielt den mittelmäßig beanlangten und sehr dürftig unterrichteten Mann nur für das, was er war, d. h. für das verwirklichte Ideal von einem Korpsburschen-Konsenior, und desshalb bin ich berechtigt, ihm nachzusagen, daß er von einem antiken Volkshelden nichts hatte als den Bart und von einem modernen Freischaarengeneral nichts als den Schlapphut mit der rothen Feder.

Bei diesem Anlaß muß ich aber meinem Bedauern Ausdruck geben, daß Biedermann (I, 273) nicht verschmäht hat, die ebenso alberne als gehässige Parteilüge, der General Friedrich von Gagern wäre am 20. April 1848 im Treffen auf der Scheideck bei Kandern oder eigentlich *vor* dem Treffen durch die Freischärler (oder gar durch Hecker selbst) meuchlings erschossen worden, zwar nicht so bestimmt zu wiederholen, aber doch mittelbar und andeutungsweise. Er sagt schließlich: „Fest steht so viel, daß die Kugeln abge-

Digitized by Google

feuert worden, ehe der regelrechte Kampf begonnen hatte, also jedenfalls wider Kriegsgebrauch." Das ist nicht wahr! Nicht vor dem Treffen, nicht bevor der General, von seiner Unterredung mit Hecker zurückgekommen, wieder sein Pferd bestiegen hatte, sondern nachdem er dasselbe bestiegen und nach begonnenem, auf seinen bestimmten Befehl und unter seiner unmittelbaren Führung begonnenem Treffen ist Gagern getroffen worden, der allerdings ein besseres Loos verdient hätte, als in so einer Putscherei umzukommen. Die Parteilüge von der meuchlerischen Tödtung des Generals ist schon am 20. Oktober 1849 an einem Orte, wo, und durch einen Mann, für den es sich um Leben oder Tod handelte, so siegreich vernichtet worden, daß man glauben sollte, sie hätte nie wieder vorgebracht werden können. Der Mann war der ehrliche Hannes Mögling, welcher auf der Scheideck mit dabeigewesen, dann im folgenden Jahre bei Waghäusel zum Krüppel geschossen und am genannten Tage zu Mannheim vor das preußische Standgericht geschleppt wurde. In seiner Vernehmung nach den Hergängen im Treffen bei Kandern gefragt, machte seine Darstellung so ganz den Eindruck der Wahrhaftigkeit, daß der Vorsitzer des Kriegsgerichts, der preußische Major Baszkow, sich gedrungen fühlte, zu erklären, Mögling „solle versichert sein, das ganze Standgericht sei von der Wahrheit aller seiner Aeußerungen so überzeugt, daß es die bereit gehaltenen Zeugen gar nicht vorrufen würde, wenn dies nicht der Form wegen nöthig wäre" [1]). Dieser preußische Soldat hatte fürwahr ein ganz anderes Gefühl für Wahrheit als alle jene „liberalen" Jämmerlinge, welche nach der Katastrophe von 1849 nicht müde werden konnten, die in den Tod, in die Kerker und ins Exil getriebenen Parteigänger der „causa victa"

1) Ich habe in meinem „1848" (II, 74—86) eine auf genauester Prüfung der beiderseitigen Zeugnisse beruhende Schilderung der Geschehnisse auf der Scheideck gegeben. Jeder gerecht fühlende Urtheiler wird die Wahrhaftigkeit dieser Schilderung anerkennen müssen.

Digitized by Google

mit Schadenfreudebezeigungen, mit Verleumdungen und Beschimpfungen zu verfolgen, auf daß die menschliche Niedertracht wieder einmal recht niederträchtig zum Vorschein käme.

Die letzten Akte der Tragikomödie von 1848, welche überall mit kleinen Mitteln große Zwecke erreichen zu können gewähnt hatte, bildeten der frankfurter September, der wiener Oktober und der berliner November. Das Finale spielte dann der Pariser December. Die Herren Reichsprofessoren und sonstige „Staatsmänner" arbeiteten derweil im Sankt Paul unverdrossen weiter an der Verfertigung der preußisch-deutschen Kaiserkrone. Ja, wenn das Ding im April von 1848 oder noch im Mai oder Juni schon fertig gewesen und nach Potsdam gebracht worden wäre! Dazumal wäre es wohl schwerlich zurückgewiesen worden, auch wenn der Uhlandsche „Tropfen demokratischen Salböls" daran geschimmert hätte. Im April von 1849 stand es anders, sehr anders. Schon am 13. December 1848 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte an Bunsen, welcher ihm sieben Tage zuvor die Annahme der im Sankt Paul in der Mache begriffenen Kaiserkrone angerathen hatte, also geschrieben: „Die Krone, welche die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gottlob, nicht bösesten des Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottesgnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen? Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt"[1]). Die Kaisermacher der Pauls-

1) Briefwechsel Friedrich Wilhelms des Vierten mit Bunsen, herausgegeben von L. v. Ranke, S. 233 fg.

Digitized by Google

kirche haben von dem Inhalt dieses Briefes zweifelsohne Kenntniß gehabt, denn Bunsen unterhandelte ja mit ihnen zu Anfang Februars 1849 in Frankfurt. Dennoch trugen sie den „imaginären, aus Dreck und Letten gebackenen Reif" am 3. April ins berliner Schloß und holten sich dort die bekannte königliche Ohrfeige in Worten. Sogar die Lakaien im Schlosse — ich meine die Lakaien im lakaienhaftesten Sinne des Wortes — waren unverschämt gegen die Abgeordneten des Parlaments, wie Biedermann (I, 407), welcher doch sonst den Tenor der Ohrfeige sehr herabmindert, zu gestehen nicht umhin kann.

Was dann noch in Sachsen, in der Pfalz und in Baden geschah, bewies zweierlei: Erstens, daß die Deutschen zum Revolutionmachen keinen Schick hatten, und zweitens, daß in Preußen dazumal Heer und Volk durchaus monarchisch gesinnt und nicht nationaldeutsch, sondern partikularpreußisch gestimmt waren. Ein Drittes, daß nämlich sogenannte „Volksheere" gegen organisirte und disciplinirte Armeen nicht aufzukommen vermöchten, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Nur Altburgern von Nubikukulien war und ist es ja gestattet, hierfür noch einen Beweis zu verlangen. Das Facit der zwei verworrenen Bewegungsjahre aber war: Die im März von 1848 so prächtig schillernd und verheißungsvoll aufgeschwebte riesige Seifenblase von der Mündigkeit und Selbstherrlichkeit der Völker ist geplatzt. Die Tragikomödie der Mittelmäßigkeit schloß dann mit dem Triumph superlativischer Mittelmäßigkeit, denn das „Quos ego!" des Zaren Nikolaus, welches über Europa hinscholl, fand demüthige Nachachtung.

Nun kam die traurige Zeit, wo „der Starke muthig zurückwich" — von Erfurt bis Warschau, von Bronnzell bis Olmütz, die Zeit der Exhumirung der Bundestagsmumie und der pseudobonaparte'schen „Gesellschaftsrettung", die Zeit der Schwarzenberge, Manteuffel, Beuste, die Zeit der Landräthekammern und waldheimer Zuchthäuslereien, die Zeit der Dogmenfabrikation, Konkordate, Encykliken und Syllabusse, item auch die Zeit des größenwahnsinnigen

Digitized by Google

Materialismus, der Gründerei und Schinderei, des schamlosesten Schwindels, des frechsten Millionendiebstahls, der gierigen Raffsucht und der wilden Vergeudungslust. In dieser von den giftigsten Miasmen erfüllten Atmosphäre konnten und mussten sogar die von einem Pseudobonaparte angezettelten Kriegsmachenschaften von 1854 und 1859 für reinigende und erfrischende Gewitter gelten.

Die auf Deutschland lastende tiefe Nacht begann einer leisen Dämmerung erst dann wieder zu weichen, als mit dem Jahre 1861 in Preußen an die Stelle Friedrich Wilhelms IV. Wilhelm I. trat. Zwar hatte die „neue Aera" nicht eben viel zu bedeuten, so lange die innere und die äußere Politik des berliner Kabinetts von halb- oder viertelsliberalen Schwenkfeldern geleitet wurde, welche, eben als solche:

„Auf halben Wegen und zu halbem Ziel
Mit halben Mitteln zauberhaft zu streben" —

gewohnt und willig waren. Der Geist dieses Liberalismus war nur sehr mäßig stark, das Fleisch aber ganz schwach. So ungefähr auch bei dem 1859 gestifteten „Nationalverein", welcher den Phrasenfaden da wieder aufnahm, wo die Kaisermacher denselben im Frühjahr 1849 hatte fallen lassen.

Damals hatte die Revolution von unten sich für bankerott erklären müssen, obzwar sie zum Geschäftemachen doch eigentlich gar nicht gekommen war. 1862, nach Beseitigung des halb- oder viertelsliberalen Schwindels, d. h. nach der Gelangung Bismarcks ans preußische Staatsruder, hob die Revolution von oben an und zeigte der Welt, wie man es machen müsse, um etwas machen zu können. Mit den „halben Wegen", den „halben Mitteln" und den „halben Zielen" war es jetzt vorbei und es gab in Deutschland endlich einmal wieder, nach vielen Jahrhunderten endlich einmal wieder eine Politik aus dem Ganzen und Vollen.

Das von Göthe befürwortete Wandeln „auf den Wegen ruhiger Bildung" ist ja recht hübsch und idyllisch, passt

Digitized by Google

auch für Minister von Miniaturstaaten wie angemessen. Aber die Weltgeschichte ist kein Idyll. Ihre großen Haupt- und Staatsaktionen sind niemals und nirgends fein friedlich und säuberlich in Scene gegangen, sondern gewaltsam und unsauber, unter Blitzen, Donnern und Wolkenbrüchen, begleitet von Feuersbrünsten und Wassersnöthen. Eine von den Gesichtspunkten eines weimarer Geheimraths aus geleitete Politik hätte sicherlich nie ein neues deutsches Reich zuwegegebracht. Nur große Mittel führen zu großen Zielen. „Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis sanat" oder, wie Bismarck am 30. September 1862 in jener denkwürdigen Sitzung der Budgetcommission des preußischen Abgeordnetenhauses sagte: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut" [1]).

Daß er sich, indem er sich anschickte, seine „große Frage", die deutsche Frage, zur Entscheidung zu treiben, durch sprechende Verfassungsparagraphen und rednernde Parlamentarier nicht aufhalten ließ, sondern mit beiden Füßen in den „Konflikt" mit besagten Paragraphen und Rednern hineinsprang, wird ihm heute wohl niemand mehr verübeln, ausgenommen etwa verbissene Partikularisten, welchen der Kantönlizopf hinten hängt und welche dem Bismarck die Schaffung des neuen deutschen Reichs nicht verzeihen können, weil sie auf den Palaver-Bühnen von Flachsenfingen, Krähwinkel und Kuhschnappel die großen Männer spielen und die parlamentarischen Helden agiren

1) Eine afterweise Kritik, mit dem ganzen Dünkel und der breiten Anmaßlichkeit auftretend, wie solche der Ignoranz eigen zu sein pflegen, hat dem Fürsten Bismarck dieses berühmte „geflügelte Wort" vom Eisen und Blut absprechen wollen. Es ist und bleibt aber ein historisches Wort, aktenmäßig festgestellt und bezeugt. S. Hahn, Fürst Bismarck (Sammlung der Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefe desselben), Berlin 1878, Bd. I, S. 66—67. Am selbigen Tag und Ort sprach Bismarck auch sein Flügelwort von den „katilinarischen Existenzen".

Digitized by Google

konnten, während auf der großen Reichsbühne ihre Kleinheit und Gewöhnlichkeit zum Vorschein kommen musste und gekommen ist, „zum erspiegelnden Exempel", mit Kaiser Josef dem Zweiten zu sprechen. Solche aus der selbstgefälligen Eitelkeit ihres krähwinkeligen Größebewusstseins aufgeschreckte Schwätzer von Partikularisten sind dann auch im Jahre 1870 dumm und schamlos genug gewesen, mit der schwarzen, der rothen und der gelben Internationale gegen ihr Vaterland und für Frankreich gemeinsame Sache zu machen, von „Neutralität" und dergleichen Narretheien mehr faselnd, bis ihres Nichts durchbohrendes Gefühl durch das Gemurr aller anständigen Leute in ihnen wachgerufen wurde. In ihrer Erbosung haben sie dann die Spalten deutschfeindlicher Zeitungen in Wien, in Frankfurt, in der Schweiz und in England mit ihren die Deutschen lästernden und die Franzosen beschmeichelnden Schmieralien gefüllt und etliche sind auch richtig später für solche Gesinnungstüchtigkeit mit französischen u. s. w. Ehrenerweisungen stigmatisirt worden, wie nur recht und billig. Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich dem Gesagten die Bemerkung anfüge: Kein Franzos, gehörte er zu welcher Partei er wollte, hätte zu solchem affenschändlichen Parademachen mit der Vaterlandslosigkeit sich erniedrigt. Das konnten nur „kosmopolitische" deutsche Dämeler und Duseler, falls man nicht vorzieht, sie gemeine Spekulanten zu nennen, was ja inbetreff von diesem oder jenem wohl angebracht sein dürfte.

Es ist nach den Enthüllungen, welche uns die letzten Jahre gebracht, doch nicht so ganz richtig, wie Biedermann (II, 317 fg.) annimmt, daß die liberale Opposition von dem, was Bismarck wollte, gar keine Ahnung gehabt hätte. Aber sie kannte ihn nicht. Sie kannte ihn nur als den „Junker" von 1847—1849 und wollte ihn nur als solchen kennen. Ihm konnte das im Grunde auch ganz recht sein: wusste er doch, daß er, was er wollte, *ohne* und *wider* die Liberalen viel besser würde durchsetzen können als *mit* ihnen. Er mochte denken: Ist erst einmal das große Werkzeug zur Ausführung großer Pläne da, d. h. die reorgani-

Digitized by Google

sirte, verstärkte und wohlgerüstete Armee, und hat das Werkzeug erst einmal Großes vollbracht, so werden die Herren Liberalen schon mit sich reden lassen. Und siehe, sie haben dann auch, wie bekannt, mit sich reden lassen, so lange und so schmiegsamlichst mit sich reden lassen, bis aus alle dem Mitsichredenlassen unversehens ein Andiewandgedrücktsein geworden war.

Der Minister verhehlte sich übrigens bei allem seinem Genie und Muth, bei aller seiner Willenskraft und Thatenlust die Größe seines Wagnisses keineswegs. Es war ihm vollbewusst, daß er ein Spiel spielte, dessen Einsatz unter Umständen sein Kopf sein könnte. Er hatte wohl auch Stunden tiefer Entmuthigung, und wenn man bedenkt, was er seinen Nerven jahrelang zumuthen musste und zugemuthet hat, so erscheint es fast wunderbar, daß sie so lange ausgehalten haben. Das große Bismarcksglück, ohne welches doch alle Genialität, Tapferkeit und diplomatische Meisterschaft des Mannes nichts ausgerichtet hätten, war, daß auf dem preußischen Thron ein Mann saß, welcher seinen Minister verstand und hielt, ihn hielt allen offenen und geheimen Gegenstrebungen und Machenschaften, allen widerbismarckischen Ränken und Schwänken zum Trotz.

Die mit so großem Spektakel inscenirte und so kläglich ausgegangene „Windbeutelei“ [1]) des deutschen Fürstentages vom August 1863 konnte den preußischen Staatsmann nur ermuthigen, seinerseits jetzt die Revolution von oben kühn und unverweilt in Scene gehen zu machen. Denn jenes prunkvolle, aber hohle frankfurter Spektakelstück hatte ja allen Augen, die überhaupt zu sehen vermochten, deutlich gezeigt, daß ohne Preußen aus Deutschland nichts zu machen wäre. Selbst den besten Willen der sämmtlichen übrigen deutschen Fürsten vorausgesetzt, nichts zu machen wäre, schlechterdings nichts, und folglich, daß nur Preußen etwas aus Deutschland machen könnte.

1) Bismarck am 12. August 1863 aus Gastein an seine Frau. Bismarckbriefe. 2. Aufl. S. 160.

Digitized by Google

Wer nicht im Stande war, aus jener Prämisse diese Konsequenz zu ziehen, hatte alle Berechtigung verwirkt, in politischen Dingen überhaupt noch mitzureden. Wenn aller gute Wille und alle Macht des Kaisers Franz Josef und der deutschen Mittel- und Kleinfürsten nicht ausgereicht hatten, auch nur eine „That in Worten" zu thun, geschweige eine That in Werken, was war dann noch von Kammerreden und Vereinsresolutionen zu erwarten? Windbeutelei, sonst nichts.

Das große Umwälzungs- und Neuschaffungsspiel, die deutsche Revolution von oben hob an und rollte sich, wie die Welt weiß, „mit Eisen und Blut" in drei großen Aufzügen ab: — 1864, 1866, 1870—71. Die Peripetie spielte am 18. Januar von 1871 in der „Galerie des Glaces" im Königsschlosse zu Versailles, das Finale am 1. März in der Sitzung der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux, den Epilog sprach am 21. März im weißen Sale des Berliner Schlosses der Kaiser Wilhelm in Form seiner ersten an den deutschen Reichstag gerichteten Thronrede.

Angesichts eines so großartigen Spieles thut es nicht gut, von den allerhand kleinen und kleinlichen Nachspielen desselben zu sprechen. Solche Nachspiele mussten kommen, wie nach der Flut die Ebbe kommt. Der ungeheuren Nerven- und Muskelnspannung von 1870—71 musste naturnothwendig die Abspannung folgen, der Begeisterung die Ernüchterung. Dem Apostel Paulus zufolge „ist unser Wissen Stückwerk". Unser Wollen aber gewiß noch mehr und unser Vollbringen am allermeisten. Sicherlich ist von 1864 bis 1871 ein gewaltiger Vorwärtsruck zur Einheit, Macht und Größe Deutschlands geschehen. Aber ebenso sicher ist, daß das „deutsche Reich" noch immer ein unfertig Ding. Wird es vollendet werden? Wann? Wie? Womit? Die Zukunft wird Antwort geben. Wir aber wissen nur, daß die Gegenwart nichts ist und nichts sein kann als ein Uebergangsstadium. Nach vorwärts oder nach rückwärts? Aufwärts oder abwärts? Zwar nicht unmittelbar, aber

Digitized by Google

doch mittelbar hat Wolfgang der Große zum voraus darauf geantwortet: —

„Auf des Schicksals großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du musst steigen oder sinken,
Du musst herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein."

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Digitized by Google

Inhalt des zwölften Bandes.

	Seite
Ein Realpolitiker „sans phrase“	1
Ein Zarenmord	35
Garibaldi	69
Dreißig Jahre deutscher Geschichte	90

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google